This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$8 16 696

Bernard Moses.

IN MEMORIAM
BERNARD MOSES

Vorlesungen

über

Akademisches Leben

und

Studium.

Von

Emil August von Schaden,

Doktor und Privatdocent der Philosophie an der Universität Erlangen.

Marburg und Leipzig.

Druck und Verlag

der Elwert'schen Universitäts-Buchhandlung.

1845.

LA729
S25

BERNARD MOSES

Vorrede.

Der nächste Zweck, welcher diesen Vorlesungen gesteckt worden ist, hat schon zweimal nicht verfehlt, sein Ziel zu erreichen. Denn erst nachdem ich sowohl im Wintersemester 18⅓ als in dem von 18⅔ den Eindruck wahrzunehmen Gelegenheit hatte, welchen der Inhalt dieses Werkes auf meine Zuhörer hervorbrachte, entschloß ich mich zu dem Wagniß, mit dem, was ich über akademisches Leben und Studium sagen zu können glaube, vor das größere Publikum und namentlich auch vor die gesammte studierende Jugend meines Vaterlandes hinzutreten.

Der Moment nun, in welchem ich diese meine Vorlesungen veröffentliche, scheint mir (von den staatlichen und politischen Beziehungen ganz zu schweigen) schon an sich für ein derartiges Unternehmen ebenso günstig wie für den Zustand der deutschen Universitäten kritisch. Ich sage erstlich günstig für den Verfasser. Denn zu keiner Zeit seit dem moderneren Zuschnitt der Universitäten ist es der Jugend noch so aufgegangen, wie das Aeußerliche nicht den Studenten bilde, diesen vielmehr lächerlich mache, wenn nicht das Innere zur vollkommensten Entfaltung und Erscheinung gelange. Woran daher die Jugend sonst und so eben noch unerschütterlich festhielt, das läßt sie jetzt fast gleichgültig fahren. Ist doch z. B. selbst bereits das alte Ansehen des Duelles beinahe mehr als verfallen. Solche Epochen, zu welchen ein Altes zusammenbricht, sind aber zu allen Zeiten gefährliche, und deßhalb

787718

sagte ich auch, daß unsere deutschen Universitäten sich im Zustand einer Krisis befinden. Denn wenn nicht das Ganze des Institutes darunter leiden soll, wenn namentlich unsere Hochschulen weniger durch äußerlichen Einfluß, sondern mehr noch durch innere unwahre, unfrische und altkluge Umgestaltung sich nicht in bloße Lern-Anstalten verwandeln sollen, die aller höheren Poesie des Lebens, Handelns und Denkens entbehren, so muß an die Stelle des mehr oder weniger verkommenen Alten ein lebensvolles Neues treten. Das Bewußtsein eines solchen Neuen ist es, was ich in der studierenden Jugend erzeugen möchte, und dies ist die Absicht, mit der ich diese Vorlesungen ausgearbeitet habe... Was ist aber dieses Neue? — wird man fragen. Es ist, antworte ich, nur das Alte. Denn das, was die Universitäten hat entstehen lassen, das soll und muß sie auch erhalten. Der Verfasser dieser Arbeit will daher nichts thun, als daß er den Begriff des studierenden Jünglings von der Seite erfaßt, von der ihn uns Geschichte und Erfahrung darstellen, nichts als daß er ihn sodann aller falschen und eiteln Zuthaten entkleidet und endlich mit allen Consequenzen als das wohl zu erreichende Musterbild der sittlichsten und intelligentesten Freiheit hinstellt. Auch hat er deßhalb das ganze Leben vorangehen und erst diesem das Studium folgen lassen, da bei dem Studierenden doch wie überall die Existenz das Erste, That und Entwicklung derselben aber durchaus nur das Zweite und Letzte ist.

So nothwendig aber auch dies Alles gesagt werden mußte, so gibt es doch noch eine Seite der Betrachtung für das vorliegende Buch, welche der Verfasser desselben nicht als die unbedeutendste daran hervorgehoben sehen möchte. Obgleich nämlich seine Arbeit allerdings eine vorwiegend methodologische und hodegetische Tendenz hat, so ist doch ihrem schon der Masse nach entschieden bedeutenderen zweiten Theile vom akademischen Studium das Ganze einer wissenschaftlichen Anschauung zu Grunde gelegt

worden, die auf einem vom Verfasser geschaffenen Systeme beruht. Man sage hier nicht, daß etwas derartiges sich keineswegs mit der Haupttendenz des Werkes vertrage. Vielmehr würde es geradezu von wissenschaftlicher Schwächheit zeugen, wenn man sich einbilden wollte, eine Gliederung aller wissenschaftlichen Disciplinen geben zu können, ohne daß derselben eine Einsicht zu Grunde gelegt würde, die nicht nur in allem Erkennbaren eine Einheit wahrnimmt, sondern dieselbe auch mehr oder minder bis in das Detail hinein auszubilden und darzustellen sucht. Verhält sich nun aber dieses in solcher Weise, so kann alsobald nur noch vom Werthe des vom Verfasser zu Grunde gelegten Systemes die Rede sein. Dieser hat dasselbe zu großem Theile schon in seinen früheren Werken entwickelt, niemals indeß noch, wie er glaubt, so einfach und zusammenfassend wie in der vorliegenden Arbeit. Das Centrum aller Existenz ist ihm der Mensch — der innere sowohl wie der äußere. Denn beide sind im Grund nur Einer. Ihn, den Menschen, glaubte und glaubt er noch überall zu finden, wohin er nur sein Auge wenden mag. Denn selbst Gott ist nur der ewige Typus (παράδειγμα), nach welchem sein Ebenbild (εἰκών) Existenz gewonnen hat. Weder der gründliche Naturkundige, noch der Geschichts- und Bibelforscher, ja selbst nicht einmal der Pantheist oder Rationalist kann im Allgemeinen gegen diese Thesis allzu viel einzuwenden haben, da sie doch alle zuletzt wenigstens auf Ein Haupt- und Grund-Gesetz der Intention oder des Zufalls zurückgehen, sowie auch dem Menschen eine entschieden primäre Stellung zugestehen. Eine andere Frage ist freilich, ob der Verfasser seinen Typus richtig, oder auch nur die richtige Seite seines Typus ergriffen und durchgeführt habe. Ruhig überläßt er dies einer billigen Kritik, und glaubt sich allein gegen die verwahren zu müssen, welche, weil ihnen vielleicht das eine oder andere Detail nicht der Wirklichkeit entsprechend erfaßt zu sein scheint, alsobald gegen das

Princip überhaupt ankämpfen zu dürfen glauben. Dies ist durch so viele Thatsachen und darunter durch so gewaltige und großartige gestützt, daß eine einzelne Ausstellung oder selbst einzelne Ausstellungen so viel wie nichts besagen würden. Die aber, sei es nun mit Recht oder Unrecht, gemacht werden mögen, wird der Verfasser nur dann in billigender und ablehnender Weise berücksichtigen können, wenn sie auf einem zusammenhängenden Studium seines Werkes beruhen, hievon das Zeugniß an der Stirne tragen und demnach nicht nur Abgerissenes, Zerstücktes und Entstelltes in einer Art vorbringen, welche die intellektuale Incompetenz auf das schlagendste dokumentirt. Denn die innerliche Gliederung des vorliegenden Werkes und des ihm zu Grunde gelegten Systems ist eine so mannigfach verschlungene und auf einen speziell modificirten letzten Grund der Dinge bezügliche, daß, wie das Ganze nur durch völlige Erfassung des Einzelnen, so auch umgekehrt jedes, selbst das speziell Einzelnste allein durch die tiefste Aneignung der allgemeinen Grundlagen begriffen werden kann.

Dies wäre es nun ungefähr, was in dieser Vorrede nicht umgangen werden konnte. Da es aber auch Alles ist, so bleibt dem Verfasser nichts übrig, als noch die Nachsicht seiner Leser anzusprechen: — eine Nachsicht, auf die jeder hinzusündigen genöthigt ist, welcher einen Organismus des gesammten Wissens aufzustellen wagt und dadurch nur allzu leicht mit den Männern der speziellen Fächer in Conflikt geräth.

Erlangen, im Januar 1845.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Ueber das akademische Leben.

Seite

Erste Vorlesung.

Ueber den Begriff des akademischen Bürgers 3

Zweite Vorlesung.

Historische Bestätigung des vom akademischen Bürger gegebenen Begriffes. Berücksichtigung einiger Einwendungen 18

Dritte Vorlesung.

Ueber die Möglichkeit einer von den Studierenden unter sich auszuübenden Censur 33

Vierte Vorlesung.

Ueber den freundschaftlichen und geselligen Verkehr der Studierenden unter einander 49

Fünfte Vorlesung.

Vom Duell. A. 62

Sechste Vorlesung.

Vom Duell. B. 70

Beilage. C. 78

Siebente Vorlesung.

Vom Verhältniß der Studierenden zu ihren Lehrern 88

Achte Vorlesung.

Vom Verhältniß der Studierenden zur bürgerlichen Welt, dem Volke und der öffentlichen Sitte. Vom Verhältniß zu den Aeltern 97

Neunte Vorlesung.

Vom Verhältniß der Studierenden zur socialen Welt und deren Mittelpunkt, den Frauen. — Schluß 107

III. Ueber das akademische Studium.

Seite

Zehnte Vorlesung.

Von den Vorbedingungen des akademischen Studiums. Vom Selbststudium, vom Besuch der Collegien und vom Nachschreiben derselben 121

Elfte Vorlesung.

Von der Classifikation der Wissenschaften 135

Zwölfte Vorlesung.

Ueber das Studium der Naturwissenschaften im Allgemeinen . . 149

Dreizehnte Vorlesung.

Ueber die speziellen Disciplinen der Naturwissenschaften . . . 168

Vierzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Mathematik 192

Fünfzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Medizin 207

Sechzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Geschichte 232

Siebzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Philologie 251

Achtzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Jurisprudenz 272

Neunzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Philosophie 302

Zwanzigste Vorlesung.

Ueber das Studium der Metaphysik 334

Einundzwanzigste Vorlesung.

Ueber das Studium der Theologie. A. 360

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Ueber das Studium der Theologie. B. 394

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Ueber die Wissenschaft der Kunst 428

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Ueber den Abgang von der Universität. — Schluß 459

UNIV. OF
CALIFORNIA

I.

Ueber

das akademiſche Leben.

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

Erste Vorlesung.

Ueber den Begriff des akademischen Bürgers.

Seien Sie mir herzlich gegrüßt, meine Herrn, und um so herzlicher, da ich Sie in diesem einleitenden Collegium so zahlreich versammelt sehe. Denn was kann den Lehrer des, äußerlich nicht, innerlich aber um so Nothwendigeren zu herzlicherem, muthigerem Anfang beseelen, als die durch große Anzahl der Anwesenden ausgesprochene Allgemein-Stimmung einer Hochschule, daß es kein Gedeihen des einzelnen Studiums gebe ohne jene höhere Begründung, welche aus der Natur der Sachen und des in ihnen lebenden Geistes hervorgeht, und welche deßhalb jeden äußerlichen Beweggrund als einen ebenso gemeinen wie nichtigen und eiteln verwirft! In solcher Ueberzeugung eines auf unsrer Universität sich immer reicher und lebendiger entwickelnden Strebens nach dem einheitlichen Zusammenhang der Dinge allein wird für mich, den Lehrer der Philosophie, die beste Beflügelung liegen, Ihnen in den nun eröffneten Vorlesungen mit kräftigen und scharfen Umrissen vorzuführen, worin der hohe Beruf eines akademischen Bürgers bestehe, und in welchem großartigen Gesammt-Organismus er als eingefügtes und bewußtes Glied mitzuwirken habe. Wie ich von Ihnen, so, hoffe ich, werden Sie auch von mir überzeugt sein, daß ich es mir zum Ziele aller meiner Kräfte gesteckt habe, mich selbst nicht als einen unwürdigen Theil jener Gesammtheit erfinden zu lassen, deren allseitige Schilderung der Gegenstand dieser Stunden werden soll. Denn für den Redenden wie für die Hörenden ist das wechselseitige Zutrauen in die Reinheit und

Lauterkeit des Willens sowohl als der Gesinnung eine durchaus unerläßliche Vorbedingung, wenn nicht die Wirklichkeit des Erfolges den gehegten Erwartungen widersprechen soll. — Wir werden uns jetzt zuerst so rasch wie möglich in die Mitte der uns gestellten Aufgabe zu versetzen suchen.

Eine Methodologie des akademischen Lebens und vor Allem des akademischen Studiums kann auf eine doppelte Weise geliefert werden, indem die Betrachtung entweder den synthetischen oder den analytischen Weg einschlägt. Von diesen beiden ist nun der erstere jener, welcher sich nur mit der Sache zu thun macht. Man braucht nämlich auf der Fährte der Erkenntniß nur einige Schritte gethan zu haben, und es muß sich alsobald auf das Augenscheinlichste herausstellen, daß der Wissenstrieb ein organischer Trieb ist, also ein Centrum seines Begehrens besitzen muß. Er will das Verhältniß alles dessen, was außer ihm liegt, zu seiner Individualität, zu seiner Selbstheit ausfindig machen. Versucht er dies nun, so wird sich ihm alsbald die Erkenntniß aufdringen, daß sein Unternehmen unmöglich von Erfolg gekrönt sein könne, wenn er nicht eine gleiche Einheit, wie er sie in sich findet, auch in dem außer ihm Seienden supponirt. Als objektives sowie individuelles Glied dieses außer ihm Seienden wird sich nun aber der Erkennende bald dahin geführt fühlen, wieder auf eine höhere Einheit zurückzugehen, in welcher er neben und mit den Dingen der Außenwelt selbst nur als ein in vieler Beziehung koordinirtes Glied existirt. Alles Wissen ist daher, so folgert er, nur aus, in und durch Einheit. Ein Keim solcher vollendeter Einheit, wie sie die ganze Existenz umschlingt, muß indeß im Erkennenden als anwesend vorausgesetzt werden. Denn aus was könnte sonst der geschilderte Trieb hervorquellen? Es muß demnach das erkennende Individuum als ein koncentrirtes All des gesammten Daseins angesprochen werden. Ist nun diese seine Fülle recht energisch, so wird sich in ihm eben von wegen der Anwesenheit derselben augenblicklich ein erkennendes wie erkanntes, d. h. von ihm durchdrungenes Schema der allgemeinen Existenz setzen, welches sodann, mit der Wirklichkeit a posteriori zusammengehalten, ein in sich abgeschlossenes und universell zusammenfassendes Gerüst wissenschaftlicher Systematik darzustellen im Stande ist. Aus

solchem Baue resultirt nun auf das natürlichste die eine Art akademischer Methodologie, die also, wie die Existenz ein All des Seins, so mit ihren verschiedenartigen Gliedern ein All des Erkennens ausmacht. Schelling hat uns in seinen so berühmt gewordenen, im Sommer des Jahres 1802 zu Jena abgehaltenen vierzehn Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums ein Beispiel derartiger Behandlung geliefert. Denn so heißt es dort unter Anderem, wo von dem solchen Vorlesungen zu Grunde liegenden Prinzip die Rede ist: „Es ist die Idee des an sich selbst unbedingten Wissens, welches schlechthin nur Eines und in dem auch alles Wissen nur Eines ist, desjenigen Unwissens, welches, nur auf verschiedenen Stufen der erscheinenden idealen Welt sich in Zweige zerspaltend, in den ganzen unermeßlichen Baum der Erkenntniß sich ausbreitet. Als das Wissen alles Wissens muß es dasjenige sein, was die Forderung oder Voraussetzung, die in jeder Art desselben gemacht wird, aufs vollkommenste und nicht nur für den besonderen Fall, sondern schlechthin allgemein erfüllt und enthält" *).

Eine solche synthetische, d. h. aus ihrem Einheitsbegriff sich herausentfaltende Methodologie ist es nicht, die wir beabsichtigen. Jenes tiefe, aus der eigenen Innerlichkeit sich zur Vielheit zerspaltende Einheitsgefühl ist eine seltene Gabe der Geister. Gewöhnlich offenbart es sich höchstens als eine Art Ahnung oder selbst nur Instinkt des Rechten, von welchem unzählige Abirrungen die Schwierigkeit der Durchführung beweisen, und man muß Schelling Glück wünschen, wenn ihm der seltene, der Natur der Sache nach seltene Genuß zu Theil ward, ein Auditorium vor sich zu haben, dessen Gesammtheit die Gesammtheit seines Inhalts zu erfassen und zu durchdringen vermochte. Der Weg, welchen Leben und Erfahrung führen, ist ein anderer als der synthetische: es ist der analytische, der allmählig sich enthüllende, welcher vom gegebenen Faktum zu dessen Verhältnissen, von diesen zu Gründen und von solchen hinwiederum zu immer höheren bis zum letzten Grunde, bis zur eigentlichen Ursache, zum Erstbewegenden führt. Der

*) Zweite Auflage. Erste Vorlesung. S. 11.

Weg zur Erkenntniß geht, selbst bei dem höchsten Genie, — nur daß sich bei diesem die Processe oft in unglaublich kurzer Zeit vollziehen, — dieser Weg geht nicht vom Einen zum Allen, sondern immer vom Vielen zum Einen. Denn so ist es ja die Veranlassung unzähliger Verirrungen des Einzelnen, sowohl ethischer als intellektueller, daß er sich stets von dem Mannigfaltigen verwirren läßt, z. B. in den tausend Sinnlichkeiten und Genüssen der Welt immer ein Neues hofft, während die einmalige Erfahrung ihn wohl für alle ähnlichen, wenn auch verschiedenen Fälle belehren könnte. Ich habe deßhalb auch nicht vermittelst zufälligen Griffes, sondern mit Wohlbedacht Vorlesungen unternommen über akademisches Leben und Studium, nicht etwa über akademisches Studium und Leben oder auch nur über akademisches Studium allein. Denn das Leben ist immer das Praktischste, das Empirischste, das Unmittelbarste, weil es den Zustand des Augenblicks bezeichnet, in dem wir uns mit allen unseren Wünschen, Begierden und Fähigkeiten hineingeboren finden. Wir müssen erst stehen können, ehe wir zu gehen versuchen; wir müssen uns erst in eine Lage wirklich versetzt haben, ehe wir aus ihr heraus zu handeln vermögen. Dennoch müssen wir auch diese an sich ganz richtige Stellung des Verhältnisses mit nicht zu großer Buchstäblichkeit und Einseitigkeit auffassen. Denn wenn ich sagte, daß die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Zustände und Wissenschaften unseren Ausgangspunkt vorzustellen habe, so habe ich damit nicht gesagt, daß dies deßhalb auf Kosten der Einheit und des Organismus geschehen soll. Im Gegentheil, welche Verhältnisse wir auch in ihrer vollen Unmittelbarkeit erfassen mögen, unser letzter und höchster Gesichtspunkt wird durchaus immer in Beziehung auf die Einheit sein, so daß diese, fortwährend als der äußerste Gesichtspunkt des Einzelnen erscheinend, demnach zuletzt Contraktion wie Eduktion aus allen Einzelheiten vorstellend, sich als der gefundene Gipfelpunkt akademischer Vollendung und Gesammtheit geltend machen wird. Sollte hiebei selbst in unserer analytischen Construktion doch hie und da eine bedeutendere Schwierigkeit nicht ganz zu vermeiden sein, so rechne ich, meine Herrn, an solchen Stellen auf den natürlichen Wahrheitssinn und jene Herzensweite des Jünglings, deren energischen Bestrebungen selbst das Ver-

ſchloſſenere ſelten einen völlig unüberwindlichen Widerſtand entgegenzuſetzen vermag.

Wollen wir aber nun in der bezeichneten Weiſe mit dem Beſonderen beginnen, und aus einem unmittelbar vorgefundenen Zuſtand uns zur Betrachtung des Höheren erheben, — womit könnten wir wohl einen beſſeren Anfang machen, als, um mich ſo auszudrücken, mit dem gegebenen Naturzuſtand des gewordenen Jünglings, welcher, von den Banden des Schulzwanges befreit, einer nun anhebenden Selbſtſtändigkeit für würdig erklärt worden iſt? Denn ſollen die Zuſtände und Verhältniſſe akademiſcher Exiſtenz nur irgend Wahrheit haben, ſo iſt es unumgänglich nöthig, daß ſie dem ihren Stoff bildenden Subjekte, ihren Bürgern homogen ſeien, da jede Einrichtung nur inſoweit eine richtige iſt, als ſie die Bedürfniſſe des ihr zugewieſenen Subſtrates deckt.

Man hat in Beziehung auf die Verhältniſſe, unter welchen der angehende akademiſche Jüngling die Univerſität bezieht, ſchon manchen Tadel laut werden laſſen. „In einem Alter, ſagt man, in welchem alle Leidenſchaften erwachen und, wenn ſie nicht gezügelt werden, einen eben ſo überraſchenden wie reißenden Fortgang nehmen, zu einer Epoche, wo, mit nur ſehr wenigen Ausnahmen, Wißbegierde ſelten viel mehr als Neugierde iſt, und der Zug nach freier Bewegung eine ſpäter oft ſchwer zu überwindende Trägheit erzeugt, in einem Zeitpunkte endlich, zu welchem in einem lebhaften jungen Kopfe alle Begriffe chaotiſch durcheinanderzugehen anfangen, und eine ſchiefe Fixirung derſelben dem ganzen Leben, wenn auch nicht für immer, ſo doch auf lange hinaus eine verkehrte Richtung geben kann, — in einem ſolchen Momente, werfen ſie den akademiſchen Inſtitutionen vor, ſtoßt ihr den Jüngling in die Welt hinaus und verlangt von ihm, daß er, was ihr ſelbſt doch gewiß erſt allmählig gelernt habt, auf eigenen Füßen ſtehe, und aus den vielen unwahren Möglichkeiten, die ihn umgeben, die wenigen zur Verwirklichung und in der Wirklichkeit brauchbaren herausfinden ſoll". Es läßt ſich auf dieſe Einwürfe mancherlei antworten. Unter Anderem, daß diejenigen, welche ſie machen, nicht gerade immer die Edelſten und Beſten ſind und häufig von der menſchlichen Freiheit einen Begriff haben,

der nicht auf den Glauben an die innerliche Würde des Menschen, sondern eher auf die Ueberzeugung basirt ist, daß wir mehr von der Willkühr des Thieres, als von der erhabenen Selbstständigkeit des Halbgottes an uns tragen. Weiter sodann, daß die Masse der vereinigten Jünglinge, wie sie zwar einiges Schlimme erzeugt, so doch auch wieder das Bändigende aller zu üppigen Tendenzen und Bestrebungen ist, daß die Erfahrung gelehrt hat, wie gerade oft der am besten Beaufsichtigte den schlimmsten Uebeln und den heuchlerischsten Verbrechen anheimgefallen ist, und daß die unmittelbare Unschuld der ersten Jünglingsjahre mit der innerlichen Schaam vor sich selbst die beste Schutzmauer sogar gegen heimlich vorhandene Lieblingswünsche abgibt. Endlich, daß selbst die universellste individuelle Verdauungskraft im Ganzen doch nur das der eigenen Natur und Anlage Homogene aufnimmt, und somit dem möglichen Chaos innerlicher Verwirrung auf das ausschließendste vorbaut. Aber so wahr und treffend alle diese Gründe sind, so sind sie doch nur negativer, den einzelnen Angriff mit einzelner Gegenrede zurückweisender Art, während es für unseren Fall am meisten einer durchgreifend richtigen Grundanschauung bedarf, von deren Begriffen aus der selbstständige Zustand des akademischen Bürgers als ein an und durch sich gerechtfertigter auftritt. Wir hoffen, dies in folgender Weise erreichen zu können.

Wenn wir nämlich das Leben der Natur in seiner ganzen Allgemeinheit in das Auge fassen, so tritt uns eine Thatsache entgegen, deren Wesen zu allgemein ist, als daß selbst der Ungläubigste es gänzlich zu leugnen vermöchte. Denn obgleich es zugestanden werden muß, daß ein unbeugbares Gesetz des Zwanges und der Nothwendigkeit durch die ganze Natur hindurchgeht, so macht sich dieses doch nur insofern geltend, als die Natur durchaus eine in sich zusammenhängende Einheit bilden, und deßhalb durch allgemeine Gesetze der Nothwendigkeit bestimmt werden muß. Ganz anders aber verhält sich dagegen die Natur, insofern ihre innerlichen Beziehungen nicht auf die eigene einheitliche Allgemeinheit gerichtet sind. Denn hier findet sich ein geheimes Bestreben vor, den Zug zum Universellen zu brechen, und ein sehr entschiedener Trieb der Isolation scheint nach allen Seiten hin mit sanfter Gewalt durchzugreifen. Ueberall nämlich tritt die

offenbare Tendenz auf, die Uebermacht der Massen bis ins Unendliche aufzulösen (man denke z. B. nur an die Universalität der Orydationsprocesse) und den dadurch entstandenen Einzelheiten eine individuelle Organisirung einzuhauchen. So wichtig aber auch diese Momente sind, so würden sie doch noch nicht allein hinreichen, in ihrer Weise das zu bestätigen, was wir bestätigt wissen wollen, wenn nicht zu ihnen noch ein Weiteres und Bedeutsameres hinzuträte. Betrachten wir nämlich den als Faktum gewonnenen Isolationstrieb des allgemeinen Lebens, so nehmen wir alsobald ein Gesetz an ihm wahr, dessen Allgemeinheit auch nicht der geringsten Beeinträchtigung dahingegeben scheint, und das sich so aussprechen läßt: daß in demselben Grade, als sich die Isolation an einem Theile der allgemeinen Masse verwirklicht, in ihr auch die Individualisation einen gesteigerten Fortschritt nimmt. Wo aber Individualisation auftritt, da gesellt sich ihr auch die Innerlichkeit bei, welche durchgehends überall mit der Persönlichkeit endigt. Nun aber ist Bewußtsein und die das All der Existenz von ihrem Standpunkt aus umfassende Denkkraft stets der erscheinende Exponent, unter dem sich Individualisation, Innerlichkeit und Persönlichkeit manifestirt. Die denkende Persönlichkeit nennen wir aber Geist. Wo aber Geist ist, da ist Freiheit. Es ist demnach die Natur ein von der eigenen Nothwendigkeit zu der sich selbst befassenden Freiheit fortschreitender Prozeß, und dies zwar in der Weise, daß nicht, nachdem der Geist geworden, ihm die Freiheit als ein besonderes Prädikat sodann beigegeben wird, sondern das successive Werden des Geistes ist vielmehr das Werden der Freiheit selbst. Geist und Freiheit sind daher simultane Dinge, und so simultan, wie es überall Leib und Geist auch sind, von denen niemals gesagt werden kann, daß das Eine früher, das Andere später wird. Denn, was hier freilich nicht erwiesen werden kann, wäre nicht im befruchteten Ei des Menschen schon der Geist gegenwärtig und thätig, so würde niemals ein Haupt zu Stande kommen können, vermittelst dessen dieser Geist zu denken vermag. Oder, um ein sinnlicheres Beispiel zu erwähnen, so ist zwar die Rückenmarksäule scheinbar früher vorhanden, als das Gehirn, aber schon das unermeßliche Uebergewicht, mit dem sich das Haupt der Frucht entwickelt, beweist, daß in der oberen

Spitze des Rückenmarks die Tiefe des Hauptes gleich von Anfang an vorhanden war. Wollen wir indeß noch eine entschiedenere Bestätigung des Satzes, daß das Werden der Isolation als solches unmittelbar auch das Werden der Freiheit ist, so brauchen wir unseren Blick nur auf die mächtigen Revolutionen zu fixiren, welche die genetische Entwicklung unseres Erdkörpers begleiteten. Denn da diese offenbar nichts sind, als der anhebende Trieb der Isolation und somit Individualisation, so folgt hieraus mit Nothwendigkeit, daß die in ihnen manifeste und vorherrschende Willkühr ebenfalls weiter nichts ist, als der anhebende Weg zur Freiheit*). Denn wie Willkühr zur Freiheit, so verhält sich eine, so zu sagen, halbwüchsige Isolation zu deren vollendetem Gipfel. Doch ist dies Alles noch nicht genug. Wir werden jetzt sehen, wie auch die Geschichte einen ganz ähnlichen Weg einhält und also auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen ganz dieselben Momente hervorruft, wie dies die Natur gethan hat.

Fassen wir nämlich den Fortschritt der Geschichte so ins Auge, wie ihn die religiösen Urkunden schildern, so begegnet uns auf seinem Wege ein Moment, der in der That mit dem höheren organischen Prozeß der Erde so viel Analogisches hat, daß wir nicht umhinkönnen, ihn hier an die Spitze des Geschichtlichen zu stellen. Ehe nämlich die Massen der Völker und Sprachen in ihrer hohen Mannigfaltigkeit in die Wirklichkeit hervortraten, soll das ganze Menschengeschlecht eine mächtige, kompakte Einheit gebildet haben. Als sich nun in solcher Universalität das Wachsthum einer vorhandenen Freiheit immer mehr und mehr zu manifestiren begann, da konnten die Geschlechter der Menschen weder das rechte Maaß finden noch einhalten, und ihr übereilter Fortschritt zur Willkühr veranlaßte, wie es scheint, den Gott zu einer ziemlich gewaltsamen Explosion, vermittelst deren die eine Menschheit in isolirte Völkergruppen zerrissen wurde. Also auch hier die vollendetsten Effekte der Willkühr vor dem Auftritt einer schrankenvollen

*) Dies beweist denn auch die Art und Weise, nach welcher sich in den tiefsten Tiefen der Erde die Entwicklung der Organismen zu regen beginnt und mit stets gesteigerter Mannigfaltigkeit und Gliederung ihren Fortgang nach oben nimmt.

Freiheit und Selbstständigkeit, deren Anfang allein mit der Thatsache isolirter Nationalitäten gegeben war. Wollten wir aber auch hier, wie so Viele thun, in solchem Urfaktum nur eine inhaltreiche Symbolik annehmen, so läßt doch auch der wirkliche und historische Fortschritt der Geschichte solche Entwicklungen, wie wir sie angedeutet haben, auf das ausgesprochenste erkennen. Denn, um von Thatsachen wie die Völkerwanderung war, zu schweigen, so hat bereits Johannes von Müller auf die eigenthümlichen Urverhältnisse der Babylonier, Assyrer, Meder und Perser aufmerksam gemacht, in ihnen sowohl das Samenkorn zur übergreifenden Willkühr der Weltreiche, als auch den Keimpunkt einer sich wechselseitig bedingenden maaßvollen Freiheit erkennend. Auch brauchen wir nur die Geschichte aller einzelnen Reiche und Völker eines wahrhaft prüfenden Blickes zu würdigen, um in ihren verschiedenartigen Umwälzungen nichts als einen Durchgangspunkt zu gegliederter Freiheit wahrzunehmen, welcher von den Gewaltthätigkeiten der Willkühr nicht frei bleiben konnte. Und gehen wir endlich zu den kleineren Kreisen, zu den Corporationen und Gliedern im Staate fort, so begegnen wir stets einem Parallelismus von ganz gleichen Verhältnissen, bis wir zuletzt bei dem einzelnen Individuum ankommen, und von ihm aussagen müssen, daß es nimmermehr zur Freiheit gelangen kann, wenn es nicht eine Stufe wenigstens möglicher Willkühr durchlaufen hat, da allein hierin die genügende Probe für die Aechtheit seiner freien Selbstbestimmung liegen kann. Nun aber kann die Stufe der Willkühr niemals unter einschränkenden Maaßregeln durchlaufen werden, weil sie ja sonst nicht die einer Willkühr, sondern die eines Zwanges ist. *Sollen daher Natur, Völker und Individuen wahrhaft frei werden, so kann dies nur dadurch geschehen, daß sie zur Freiheit entlassen werden, ehe sie noch vollkommen frei, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, für die Freiheit reif sind.* Hiermit haben wir denn aber auch auf wahrhaft historische Weise die allgemeine Kategorie gefunden, unter welche der Begriff der akademischen Freiheit fallen muß. Erst von hier aus können wir also auf einen glücklichen Erfolg unserer Bestrebungen nach einer Definition des akademischen Bürgers hoffen. Wir wollen unseren

weiteren Fortschritt jetzt dadurch einzuleiten suchen, daß wir den Gegnern der akademischen Freiheit noch einmal das Wort gestatten. Denn es ist vorauszusehen, daß sich diese folgendermaßen werden vernehmen lassen.

„Wir verlangen ja nicht, werden sie sagen, daß der junge Mann, bis er ein Glied der Wirklichkeit wird, der Freiheit beraubt bleibe, sondern nur, daß er nicht zu früh in ihre Rechte eintrete, da ein Alter von sechzehn, siebzehn und achtzehn Jahren eine Epoche ist, die man fast noch mehr als Ende der Knabenzeit, denn als den Anfang des Jünglingsalters bezeichnen muß. Auch begehren wir nicht, daß den angehenden akademischen Bürgern alle Freiheit entzogen werde, sondern fühlen uns mit unseren gesammten Ansprüchen völlig zufrieden gestellt, wenn der junge Mann allmählig in die Rechte eines Freien einrückt, so daß eben der akademische Jüngling der spätern und letzten Jahre sich dadurch von den Neulingen unterscheide, daß er mit den Rechten des vollendeten Mannes begabt dastehe, und gerade hiedurch mit einem Ansehen bekleidet werde, welches auf die Anfänger des akademischen Lebens nicht anders als einen sehr guten Einfluß ausüben kann. Die Anmaaßung namentlich, deren sich die akademische Jugend so oft schuldig macht, und deren Folgen sogar auf spätere Jahre hinaus wirken, wird durch Nichts kräftiger niedergehalten, als dadurch, daß man dem Jüngling zeigt, wie er sich jedes Recht erst stufenweise zu erringen habe. Denn weniger fürchten wir Verirrungen der Leidenschaft, als diese schwer zu dämpfende Selbstüberhebung, welche die Jugend ganz besonders auf den Universitäten aufliegt".

Hierauf antworten wir für's erste Folgendes. Eine halbe Freiheit ist nicht nur keine Freiheit, sondern sogar noch schlimmer als die vollständige. Denn das, was man nicht gekostet hat, wird viel leidenschaftlicher begehrt, als jenes, von dem uns die Erfahrung gelehrt hat, daß sein Werth kein so ganz außerordentlicher sei, wie uns ihn unsere Einbildungskraft vorgespiegelt hat. Gilt dies nun aber schon von allen Altern, da selbst der Greis kaum die Hoffnung sogar einer irdischen Zukunft noch ablegt, so ist dies von der Epoche des Jünglingszustandes noch in ganz besonderer Weise auszusagen, da ja die Phantasie die eigentliche

Kraft der höheren Jugend genannt zu werden verdient. So trefflich daher auch ein Präservativmittel für die Epoche des Jünglings eingerichtet sein mag, so wird es doch fast immer seine Wirkung verlieren, indem der Jüngling sich an dasselbe zu glauben weigern wird. Eine Vorkehrung mag aber so zweckmäßig abgemessen sein, wie es ihr nur immer möglich ist, ohne unser Zutrauen ist all ihre Klugheit umsonst. Indeß sind wir weit entfernt, diesen allerdings schon sehr schlagenden Grund auf die Einwürfe der Gegner als den einzigen zu besitzen. Vielmehr ist er nur unser schwächster und wird durch jene überboten, die sich namentlich zufolge unserer bereits gegebenen Entwicklungen herausstellen. Wir haben nämlich gezeigt, daß die gesetzmäßige und schrankenvolle Freiheit als Wahl des Individuums ergriffen werden muß, wenn sie von irgend welchem Werthe sein soll. Ist dem aber so, so ist es offenbar, daß wir in den vollen Gebrauch der Freiheit zu einer Epoche eintreten müssen, zu welcher ihr Mißbrauch noch eine Möglichkeit ist. Nun ist aber das Knabenalter die Zeit des Zwanges, das vollendete Jünglingsalter dagegen bereits die Epoche der anhebenden Mannheit, zu welcher also die Wahl der reinen Freiheit schon vollzogen sein muß. Für die nothwendige Zeit folglich, zu welcher der befreiten Willkühr die Selbstständigkeit gelassen sein muß, bleibt keine andere Epoche übrig, als die Jahre diesseits und jenseits des zwanzigsten Lebensalters. Denn alle individuellen Schwankungen, also Abkürzungen oder Verlängerungen der passenden Zeit müssen hier, wo nur vom Allgemeinen die Rede ist, völlig zur Seite liegen bleiben. Nun ist aber jene Epoche um das zwanzigste Jahr auch gerade die Epoche, während welcher der junge Mann auf der Universität verweilt. Man muß ihm daher die freie und rechte Wahl der Selbstständigkeit ganz nehmen und ihn also um die höchste Entwicklung zur wahren Menschlichkeit bringen, oder mit dem wahren Vertrauen auf den guten Instinkt der Jugend ihm die Möglichkeit bieten, zu der höchsten Vollendung heranzureifen, deren der Mensch überhaupt fähig ist. Auch spricht hierfür mit lautester Stimme der gesammte Kreis gemachter Erfahrungen. Wer nämlich die Jugend nur etwas aufmerksam beobachtet hat, der wird wohl bemerkt haben, daß eine Epoche eintritt, zu welcher der Jüngling alle Verhältnisse

seiner bisherigen Stellung zu fliehen, ja oft sogar bis zu einem gewissen Punkte zu hassen beginnt. Selbst das Haus seiner Eltern, dem er so viel schuldet, wird ihm da oft, ohne daß er deßhalb auf schlechten Wegen zu wandeln braucht, mehr oder weniger zur Last. Will man nun hiefür einen genügenden Grund ausfindig machen, so hält nur die Annahme Stich, daß der Zeitpunkt gekommen ist, mit welchem der Jüngling auf seine Freiheit eifersüchtig zu werden anfängt. Wo aber dieser Moment eingetreten ist, da hat auch die Stunde der Willkühr geschlagen, deren Entwicklung zur Freiheit nur auf die Gefahr der Verkümmerung hin beeinträchtigt werden kann. Fragen wir hier nun aber nach dem Augenblick des Eintritts für dies Verhältniß des innerlichen Geistes, so lehrt die Erfahrung, daß sich auch diese Epoche ungefähr vom achtzehnten bis zum drei und zwanzigsten Lebensjahre erstreckt. Dies ist aber nun auch im Durchschnitt die Zeit, welche der Jüngling auf der Universität zuzubringen berufen ist. Es ist daher eine Sünde wider den Geist der wahren Jugend, die durch die Verhältnisse herbeigerufene Uebergangsperiode zur Freiheit durch egoistische Mittel in der Weise verstümmeln zu wollen, daß der zukünftige Mann wohl ewig ein Sklave des Gesetzes bleibt, nie aber zu jener Hohheit der Innerlichkeit sich emporschwingen kann, mit der allein dem Staat wie der Kirche gedient ist. Wäre es aber selbst nur dieses allein, was für den Vollgenuß der akademischen Freiheit spricht, so würde eine gewisse Gesinnung nichtsdestoweniger noch genug Beweismittel gegen uns aufzubringen vermögen. Indeß tritt zu allem bisher Behandelten noch ein Letztes und Höchstes hinzu, was unserer Ansicht den entschiedensten Sieg bereiten muß. Es wird aber dieser dritte Punkt vollkommen geeignet sein, die von uns begonnene Definition des akademischen Bürgers durchzuführen und damit den Zweck dieser unserer ersten Vorlesung zu erfüllen.

Zufolge Kants, Herders, Lessings und Anderer Bemühungen ist es zur Evidenz gebracht worden und jetzt wohl auch so ziemlich allgemein anerkannt, daß das Menschengeschlecht einer absoluten und unbeschränkten Vervollkommnung (Perfektibilität) fähig sei. Denn man braucht nur mit einigem Nachdenken den Umschwung der letzten drei Jahrhunderte ins Auge zu fassen, um von der

Möglichkeit eines unendlichen Fortschrittes, der, selbst wenn er nach manchen Seiten hin ein unwahrer wäre, doch noch immer Fortschritt bliebe, aufs lebendigste überzeugt zu werden. Was aber das Eigenthum des gesammten Menschengeschlechtes ist, kommt nicht immer auch dem Einzelnen zu. Ja man darf nur den Menschen, wie er in der Wirklichkeit auftritt, betrachten, um einzusehen, daß im Allgemeinen dem Individuum immer nur ein höchster Punkt gestattet ist, über den es nicht hinaus kann, und also von ihm an gewöhnlich rückwärts schreitet. Ist dem aber so, so ist es klar, daß die jedesmalige Gegenwart und in ihr namentlich ihr höchster Vertreter, der Staat, darauf bedacht sein muß, Individuen zu besitzen, welche auf dem Gipfel (au niveau) der Zeit stehen. Dieses Ziel ist aber nur dadurch zu erreichen, daß er Menschen in sich zu bilden sucht, welche schon in früher Jugend so gesteigert werden, daß, wenn die Zeit ihrer höchsten Blüthe, ihres Glanzes heranrückt, die Epoche der ersten Mannheit, ihr innerliches Wesen die nöthige Reife und Vollendung besitzt, mit Erfolg in das kreisende Rad der Jahrhunderte eingreifen zu können. Ein solcher Zustand, dessen höchste Entwicklung nach der Erfahrung um das dreißigste Jahr fallen muß, kann aber nur dadurch herbeigeführt werden, daß das gemeine Wesen in einem Theil seiner Glieder die Erkenntnißkraft zur höchsten Entfaltung zu bringen sucht. Nun aber ist Erkenntniß ein Etwas, welches nicht auf mechanische Weise und von Außen an den Menschen gebracht werden kann. Denn wie es sich mit der Mathematik verhält, so ist es bei allem Wissen und Denken. Derjenige, welcher den pythagoreischen Lehrsatz nur vermittelst des Gedächtnisses weiß, weiß ihn so gut wie gar nicht, da er sich seiner niemals wird bedienen können. Erkenntniß kann also niemals durch Zwang hervorgebracht werden. Sie ist nur in, mit und durch Freiheit möglich. Braucht daher der Staat erkennende Individuen, — und, wer wollte zu behaupten so kühn sein, daß er sie nicht braucht — so kann er dieselben nur dadurch sich gewinnen, daß er Jünglingen die nöthige Freiheit gewährt, nach der durch Zwang herbeigeführten ersten Einsicht in die Elemente vermittelst des Organs der Freiheit die Tiefen der Einsicht und des Wissens in sich aufnehmen zu können. Denn wer des Zieles bedarf, muß

sich auch die Mittel zu demselben gefallen lassen. Es würde sich demnach der Staat die Spannadern seiner Fortbewegung entzweischneiden, wenn er die studirende Jugend ihrer Freiheit und Selbstständigkeit berauben wollte, da er überdies der Mittel genug in Händen hat, jeden Auswuchs solcher Freiheit zu beschneiden, wenn sich dieselbe auf ein Gebiet werfen sollte, dessen Betretung ihr zunächst weder gestattet ist noch gestattet sein darf. Der studierende Jüngling ist die höchste Hoffnung der Geschichte. Er ist dies aber nur dadurch, daß er in den vollkommenen Besitz seines eigenen Begriffes eingeführt wird. Dieser ist aber zufolge unserer ganzen Entwicklung kein anderer als der: daß der akademische Bürger ein durch Freiheit erkennendes und ein durch Erkenntniß freies Wesen vorzustellen habe. Die Einrichtung unserer Universitäten ist zu keinem anderen Zwecke, als zu diesem geschaffen worden. Wer daher dieselbe beeinträchtigen will, der kann es, wenn er nicht unwissend fehlt, weder mit der Jugend, noch mit dem Vaterland, noch selbst mit dem allgemeinen Fortschritte der Geschichte wohlmeinen.

Meine Herrn! Es ist, wie Sie nach alle dem einsehen werden, ein sehr wichtiger Schritt, wenn der Jüngling die Schule verläßt und unter die Gesellschaft der durch Erkenntniß Freien und durch Freiheit Erkennenden tritt. Er muß deßhalb, dieser Schritt, mit dem höchsten und tiefsten Bewußtsein gethan werden. Der Moment seiner Befreiung wird demnach für den akademischen Bürger der Moment zur Uebernahme der heiligsten und innerlichsten Verpflichtung sein. Was dem Jüngling vorher das Gesetz, ein äußerliches, zwingendes Band war, das muß er von nun an sich selbst als Selbst-Gesetz zu werden suchen. Indem er nur eine Autorität anerkennen kann, nämlich die: durch Erkenntniß auf dem Wege seiner Freiheit allein bestimmt und überwunden werden zu können, wird er zugleich mit der höchsten Ehrerbietung auf begründeten Rath von jedem Unternehmen abstehen, welches ihm Willkühr und Wahn als ein gerechtfertigtes vorzustellen bemüht sein werden, so daß der, welcher innerlich gewiß immer jedem Zwange widerstreben wird und muß, durch das einfachste Wort vollendeter Einsicht und Weisheit sich bestimmen und überreden lassen wird. Auch vermag ihm die in ihm als Potenzialität

vorhandene Kraft der Freiheit und Erkenntniß das Zugeständniß leicht zu machen, daß die anhebende Befreiung, das beginnende Wissen noch keineswegs beider Vollendung seien, sondern daß er auf seinem schwierigen Weg mit Vorsicht einherzugehen habe, um nicht früher oder später sein Ziel verrückt zu sehen. Sie werden daher, meine Herrn, auch mir jetzt mit prüfender und anerkennender Aufmerksamkeit folgen, wenn ich Sie zunächst vor manchen gerade Ihnen drohenden Gefahren zu warnen, dadurch aber geschickt zu machen suchen werde, als erkennende und freie Jünglinge auch äußerlich in einer Gemeinschaft zu leben, welche dem hohen Zwecke, um deßwillen Sie die Universität beziehen, fördernd an die Hand zu gehen vermag.

Zweite Vorlesung.

Historische Bestätigung des vom akademischen Bürger gegebenen Begriffes. — Berücksichtigung einiger Einwendungen.

Meine Herrn! Der Inhalt unserer ersten Vorlesung hat uns den Begriff des akademischen Bürgers geliefert. Vermittelst ebenso allgemeiner wie realer Verhältnisse haben wir erkannt, daß sein Wesen in der Simultaneität der Freiheit und der Erkenntniß bestehe, so daß also von diesen beiden weder das Eine noch das Andere als das primitive bezeichnet werden kann, sondern vielmehr jedes derselben Bedingendes wie Bedingtes vorstellt. Ist nun diese unsre Fixirung für den Zustand des akademischen Bürgers auch keineswegs eine absolut neue zu nennen, da jede richtige Erfassung des Begriffes auf etwas Aehnliches führen muß, so ist doch der von uns gewählte Ausdruck für die Sache, mit Absicht freilich und aus überzeugender Nothwendigkeit, in einer solchen Allgemeinheit aufgestellt worden, daß der Eine oder der Andere sich zu dem Einwurfe berechtigt glauben könnte, daß zwar unsre Idee vom akademischen Bürger und seinem Studium wohl eine solche sei, die sich hören ließe, daß aber der historische Begriff beider dennoch ein völlig verschiedener sei, und demnach die eigentliche reale Definition auf einem ganz anderen Wege herbeigeführt werden müsse, als der von uns betretene ist. Einer solchen Behauptung müssen wir nun aber geradezu widersprechen, indem wir derselben vielmehr die entgegengesetzte als historische Wahrheit

vorhalten müssen. Denn es wird, wie wir getrost aussprechen dürfen, kaum eine zweite Definition des akademischen Bürgers aufgebracht werden können, welche so genau und so ganz und gar mit der Art und Weise des Ursprunges zusammentrifft, den alle deutschen, ja sogar alle europäischen Universitäten genommen haben. Theils nun um den uns entgegengehaltenen Einwand thatsächlich zu entkräften, theils um unsere Definition in noch größerem Umfange zu rechtfertigen, und endlich um Ihnen, meine Herrn, die historische Genesis des Zustandes vor Augen zu bringen, welchen Sie mit so großem Rechte für Ihre Lust und Ihren Stolz halten: — wollen wir einen Theil unserer heutigen Zusammenkunft dazu anwenden, die Entstehungsgeschichte der Universitäten in der Weise zu verfolgen, daß wir sie mit steter Bezüglichkeit auf den von uns gegebenen Begriff des akademischen Bürgers betrachten werden.

Nachdem sich der erste Sturm der Völkerwanderung verzogen hatte, und in den auf dieselbe folgenden Jahrhunderten das Chaos unsicherer Verhältnisse in etwas entwirrt worden war, bestieg ein Mann den fränkischen Thron, dessen energische Kraft und umfassenden Geistesblick das leitende Weltgeschick besonders dazu berufen zu haben schien, Grundsteine der äußern wie innern Staatsordnung zu legen, deren Tüchtigkeit sogar noch die Basis der Gegenwart genannt zu werden verdient. Jener Karl, dem die Geschichte vielleicht mit mehr Recht, als irgend einem seiner Vorgänger und Nachfolger, den Beinamen des Großen gegeben hat, war dieser Fürst, und es wird immer der höchsten Anerkennung und Bewunderung werth bleiben, wie der scharfe Blick seines Auges ihm die richtige Erkenntniß erworben hatte, daß die einzige dauernde Grundlage vorhandener Macht und Stärke allein in dem parallelen Wachsthum der geistigen Einsicht und wissenschaftlichen Entwicklung bestehen könne. Auf das Wort dieses erhabenen Kaisers erhoben sich daher in kurzer Zeit Klöster und Stifte, deren beigegebene Schulen nicht weniger rasch den vielversprechenden Boden germanischer Nationalität zu bebauen und zu befruchten begannen. Aber wie im fränkischen Reiche selbst vom großen Karl neue Gesetze nur vorgeschlagen wurden, jedoch allein dann zu öffentlicher Geltung gelangen konnten, wenn sie vor dem Volke verlesen und

von diesem gebilligt worden waren*), so brach sich auch auf anderen Gebieten und namentlich auf den geistigen, sobald einmal durch einen großherzigen Fürsten der erste Anstoß gegeben war, die germanischen Stämmen von Urzeiten her eigenthümliche Freiheit selbstständige Bahn, und bald fing überall da, wo ein an Geist und Gelehrsamkeit gleich großer Mann war, sich ein Kreis von Schülern zu bilden an, welcher sich mehr oder weniger, früher oder später als selbstständige Corporation oder Gilde organisirte. Nach und nach, da alles Menschliche, was bestehen soll, mehrfacher Ordnung bedarf, fixirte sich denn auch die Anwesenheit der bedeutenden Lehrer an bestimmte, hervorragende Orte, denen sie zuzogen, und so geschah es, daß bereits im Anfang des zwölften Jahrhunderts Paris als freie Schule für Philosophie, Rhetorik und Theologie, Salerno und Montpellier für Arzneikunde und Bologna für die Wissenschaft des Rechts weltberühmte Namen waren. Männer, wie Wilhelm von Champeaux, Abälard, Irnerius (Werner) und Aehnliche waren durch die freie That ihrer geistigen Existenz Begründer und Erhalter dieser so wichtigen Verhältnisse geworden. Durch den unglaublichen Zufluß aber der Lernbegierigen nach diesen Orten war für diese letzteren selbst ein neues Leben aufgegangen. Intellektueller wie industrieller Gewinn brachte beschleunigten Umschwung, gesteigerte Sitte und die edleren Künste des Ueberflusses wie der Bildung. Es war natürlich, daß Fürsten und andere Obrigkeiten dergleichen wohlthätige Einflüsse nicht mit gleichgültigem Auge betrachten konnten. Sie priesen sich glücklich, daß gerade ihre Städte die Träger, ja vielleicht sogar die zufälligen Träger solcher ersprießlichen Entfaltung geworden waren. Da nun aber der anhaltende Bestand solchen Glückes allein an die Anwesenheit des Lehrers oder der Lehrer geknüpft war, eine solche jedoch freie Wahl gewesen, und durch keinen Zwang erhalten werden konnte, so hätte irgend einmal höhere Absicht oder Laune die Meister bestimmen können, sich einen anderen und neuen Auf-

*) Vgl. Johannes von Müller's Schweizergeschichte, Buch I. Kap. 10. — Lex consensu populi fit et constitutione regis; Edikt von Pisten 864; capitul. A. 803, 814, 823.

enthalt zu wählen*). Eine ſolche Befürchtung mußte ſich den Magiſtraten nun bald aufdringen, und ſie ſuchten daher der drohenden Gefahr durch die allein geeigneten Mittel der Bevorzugung vorzubeugen. Lehrern und Schülern wurde demnach die höchſtmögliche Freiheit als eigenthümliches und unantaſtbares Recht zugeſtanden. Alle Glieder der freien Schule wurden aller bürgerlichen Gerichtsbarkeit entnommen, keine öffentlichen Leiſtungen von ihnen verlangt, kurz ihr ganzer beſtehender Körper als eine für ſich beſtehende Geſammtheit anerkannt. Auch zögerten ſie ſelbſt keineswegs, ſich der zugeſtandenen Vortheile in ihrer ganzen Ausdehnung zu bemächtigen. Wie jede Maſſe es bedarf, gliederten ſie ſich nach allen Seiten hin als ſelbſtſtändige Corporationen, ertheilten ihre allgemein anerkannten Ehren und Würden der Bakkalaureen, Licentiaten, Magiſter oder Doktoren, und wählten ſich als Rektor ihren eigenen wechſelnden Vorſtand, der ebenſogut ein Schüler wie ein Lehrer ſein konnte**). Mit einem Worte: ſie waren faſt ein völlig ſelbſtſtändiger Staat im Staate, der ſolche ihm entzogene Selbſtſtändigkeit keineswegs fürchtete, da er ſie auf dieſe ächte Grundlage der Einſicht und Erkenntniß aufgeführt ſah. Es war eine ſchöne Zeit, dieſe erſte Blüthe der akademiſchen Selbſtſtändigkeit. Während ringsum noch die Verhältniſſe ſchwankender bürgerlicher Zuſtände unvermeidliche Schickſale bereiteten, und neben vielem Wahren und Schönen ein nicht wegzuleugnender Barbarismus ſein ſchweres Scepter führte, hatte ſich, ſo viel es möglich war, die Erkenntniß eine Freiſtätte geſchaffen, an der ſie, allein auf ſich ſelbſt verwieſen, ungehindert die jungen Schwingen zu entfalten berechtigt war. Auch betrachtete noch Niemand ihre jugendliche Exiſtenz mit Neid, vielmehr galt dieſer allein jenen Orten, welche ein ſolches Heiligthum der höheren

*) Man erinnere ſich z. B. nur der Univerſität Prag und der zahlreichen Auswanderung ihrer Glieder nach Leipzig.

**) Von dieſer ſelbſtſtändigen Gliederung der wiſſenſchaftlichen Corporation rührt denn auch der Name der Univerſitäten her. Es waren dieſe nämlich eine geordnete universitas, der vollſtändige Organismus eines gemeinen Weſens. Die Ableitung des Wortes Univerſität von der universitas litterarum, alſo von einem Mikrokosmus des geſammten menſchlichen Wiſſens, iſt daher ein Irrthum und eine unhiſtoriſche Erfindung.

Bestrebungen besaßen, da die frische und so instinktvolle Jugend der Völker in demselben das Samenkorn der allein wahren und richtigen, weil auf den Geist gestützten; Entwicklung ahnete. Nichts war daher naturgemäßer, als daß alle Lenker öffentlicher Zustände dergleichen Pflegerinnen des Höheren innerhalb ihrer Kreise zu besitzen und zu gründen suchten. Unserem deutschen Vaterlande gebührt der unverwelkliche Ruhm, derartige Asyle der Erkenntniß in reichster Fülle geschaffen und, was noch höher zu achten ist, bis auf die Gegenwart herab in unbeschränkter Ausdehnung, ja Erweiterung erhalten zu haben. Auch gewannen solche spätere Pflanzstätten des Wissens einen großen Vorzug vor den ersten. Denn Rechte, welche sich diese Letzteren erst erwerben mußten, wurden den Späteren schon bei ihrer Entstehung zugetheilt. Es konnte demnach nicht fehlen, daß die Unverletzlichkeit solcher ursprünglicher Privilegien fast noch mit größerer Heilighaltung umgeben war.

Dies ist die Entstehung und fortlaufende Geschichte der Universitäten, die zwar im Lauf der Zeiten nothwendig gewordene, bald wesentlichere, bald unwesentlichere, niemals aber ihre innerste Natur aufhebende Modifikationen erlitten haben. Zufolge unseres Zusammenhanges ist es jetzt unsere Aufgabe, diese geschichtliche Auseinandersetzung akademischer Zustände mit der von uns aufgestellten Definition des akademischen Bürgers und somit des akademischen Wesens selbst zusammenzuhalten, und daraus Bestätigung ihrer Richtigkeit oder den Beweis ihrer Unrichtigkeit zu gewinnen.

Fassen wir hier nun die gegebene Geschichte vom Ursprung und der Fortbildung der Universitäten zuvörderst noch einmal in das Auge, um den Kern ihres Wesens so nackt wie möglich vor uns ausgebreitet zu besitzen, so ist das Erste, was sich unserem Auge darbietet, daß die erstandenen Akademieen nur Pflanzschulen der Erkenntniß waren. Es verband sich also nichts weniger als ein Staatszweck mit ihnen, der übrigens, nebenbei gesagt, zwar später, wie billig, hinzutrat, aber selbst nicht einmal dann das Centrum der reinen Wissenschaftspflege erschütterte, noch erschüttern wollte. Auch war an diesen Asylen der freien Wissenschaftspflege weder Damm noch Grenze gesetzt. Vielmehr ward trotz des stets mehr vorwiegenden Lehrzweckes jede neue Steigerung

und Entdeckung das augenblickliche Eigenthum der vollen Gesammtheit. Denn da nur die ausgezeichnetsten Männer in ihrer Art sich als Lehrer erheben konnten, und zudem allein ihre Stimme die zum Lehrerberuf nothwendigen Grade ertheilen konnte, so ist nicht abzusehen, wie unter der Herrschaft solcher wissenschaftlicher Könige eine Einengung der freien Erkenntniß innerhalb irgend welcher allein gestatteter Schranken hätte stattfinden können. Es war demnach allein Erkenntniß und nur Erkenntniß, und zwar Erkenntniß im vollen Sinne ihrer unendlichen Perfektibilität, der einzige Angelpunkt, um den sich das ganze Wesen der wissenschaftlichen Corporation bewegte. So ein bestimmtes Leben aber auch die Erkenntniß innerhalb ihrer Sphäre auf den Basen gefundener und unumstößlicher Gesetze führt, so gibt es doch einen Punkt der Unbestimmtheit und folglich unmöglicher Begränzung in ihr, den ihr niemals ein für die wahre Kraft des Wissens begeisterter Mann hat entziehen lassen. Diese Unbestimmtheit besteht aber darin, daß das Feld der Zukunft der Erkenntniß immer offen und unbenommen bleibt. Denn die Realität ist ein unendlicher Abgrund von Möglichkeit für jeden wissenshungrigen Gelehrten. Man mag daher noch so viele sichere Gesetze entdeckt haben, immer bleiben deren noch mehr zu finden übrig, als man bereits sich angeeignet hat. Auch kommt hiezu noch ein Weiteres. Die voranstrebende Einsicht nämlich in Natur, Geschichte und göttliche Dinge bedarf, wenn sie auf günstige Resultate hoffen soll, der höchsten Stille und Unbefangenheit des Gemüthes. Derjenige wird daher allein zum Pfleger, Erweiterer, ja schon allein nur zum Besitzergreifer wissenschaftlicher Erkenntniß wie ihrer Resultate befähigt sein, der durch nichts abgezogen wird, sich ihrem alleinigen Dienste mit völliger Ausschließlichkeit ergeben zu können. Es ist daher eine unerläßliche Nothwendigkeit, daß die Freistätten der Wissenschaft einer völligen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit genießen. Erkenntniß ohne Zugesellung der Freiheit muß demnach als eine völlige Unmöglichkeit bezeichnet werden. Auch hat sich uns dieses ja als entschiedenes Resultat aus der gelieferten Geschichte der Universitäten ergeben. Denn überall, wo sie erstanden, wurden ihnen die Rechte durchaus selbstständiger Corporationen zugetheilt. Haben nun aber einmal die Pflegeschulen des

Wissens auch diese beiden Brennpunkte ihrer Existenz als unbestrittenen Besitz errungen, so brauchen ihnen weiter gar keine anderen Zuthaten beigegeben zu werden, da die beiden Worte der Erkenntniß und Freiheit die Natur ihres Wesens vollkommen umschreiben. Es hat demnach die Definition der Universität ihren ganzen Umfang gewonnen, wenn ihr jene beiden Begriffe nach ihrer ganzen Ausdehnung zugestanden worden sind. Wenden wir uns nun aber jetzt der früher aus der unmittelbaren Idee des akademischen Bürgers gezogenen Begriffsbestimmung zu, so werden Sie sich erinnern, meine Herrn, wie wir dieselbe dahin abgegeben haben, daß der akademische Bürger ein durch Freiheit erkennendes und ein durch Erkenntniß freies Wesen vorzustellen habe. Es ist demnach augenscheinlich, daß die aus der alleinigen Betrachtung der Idee eines akademischen Lehrlings hervorgegangene Definition desselben auf dieselben zwei Begriffe begründet werden mußte, welche auch die Untersuchung über die geschichtliche Entstehung der Akademieen als die beiden einzigen Angelpunkte der historisch gegründeten Universitäten ergeben hat. Wir sind folglich auf das entschiedenste zu dem Schlusse berechtigt, daß die ideelle Definition, die wir dem Begriffe des akademischen Bürgers entnommen haben, nothwendig die richtige sei, weil auch die geschichtliche Genesis der Universitäten auf kein anderes Resultat zu führen vermochte. Es ist dies aber für uns ein doppelt erfreuliches Ergebniß, da wir dadurch befähigt werden, uns mit um so entschiedenerem Muthe jetzt noch der Widerlegung einiger Einwürfe zuwenden zu können, die, obwohl sie eigentlich bereits durch die innerlichen Verhältnisse unserer bisherigen Untersuchungen aufgehoben worden sind, nichtsdestoweniger noch einigen Schein gewinnen könnten, und so den Einen oder den Anderen in der richtigen Fixirung seiner Begriffe aufzuhalten vermöchten. Der hier noch auch von andern Seiten her besonders zu widerlegenden Irrthümer sind aber drei, und wir gehen jetzt ungesäumt an die Bekämpfung derselben.

Der erste Einwand gegen unsere ideellen und historischen Festsetzungen könnte sich nämlich in folgender Weise vernehmen lassen. „Es ist nicht zu leugnen, werden unsere Gegner sprechen, daß du mit deinen historischen Entwicklungen und in einiger Beziehung

selbst in deiner ideellen Construktion recht hast. Aber dennoch lassen sich Momente ausfindig machen, welche deine Auseinandersetzung für die Gegenwart ebenso entschieden aufzuheben vermögen, wie deine Exposition ihre relative Wahrheit besitzt. Zu jenen Zeiten nämlich, als die Universitäten entstanden, waren die Staaten noch zu sehr barbarischer Natur, als daß eine wissenschaftliche Corporation ohne die höchste Selbstständigkeit nur den geringsten Fortgang hätte haben können. Jetzt dagegen, wo der Staat selbst zum Sitze der Humanität geworden ist, hat er wahrlich mehr als einen Grund dafür, die Universitäten als ein ihm unterworfenes Eigenthum in Anspruch zu nehmen. Auch ist das Verhältniß des akademischen Bürgers ein völlig anderes geworden. Denn damals waren es großentheils gereifte Männer, welche sich an den Wohnsitz der großen Lehrer begaben und sogar Frauen und Kinder mit sich führten. Nun aber begegnen uns dort lauter unerfahrene Jünglinge, die, sprüchwörtlich zu reden, weder Rechts noch Links wissen. Endlich hat die Oeffentlichkeit dieses neue Verhältniß dadurch wohl zu würdigen und zu unterscheiden gewußt, daß sie wie zu London, Paris, Berlin und anderen Orten den Universitäten in den Akademieen großartige Corporationen und Anstalten zur Seite stellte, die allein zur Fortbewegung der wissenschaftlichen Ueberzeugungen berufen sind. Kurz die Universitäten sind zu Lehranstalten herabgesetzt worden, an welchen der männlicher werdenden Jugend nur das Gewisse beigebracht werden soll, was sie für ihren zukünftigen Beruf bedarf." Zwar haben wir nun bereits in unsrer ersten Vorlesung so Manches angeführt, was diesen gesammten Einwurf in seiner ganzen Bedeutung aufhebt, unter Anderem, daß ohne Freiheit selbst vorhandene wissenschaftliche Resultate kaum von einem Geiste, mag er nun alt oder jung sein, aufgenommen werden können, da ohne selbstständige Nachkonstruktion keine wissenschaftliche Wahrheit verstanden noch gebraucht werden kann. Indeß wollen wir unseren Widersachern noch mit einigen anderen und freieren Bemerkungen entgegnen, um sie die organische Allgemeinheit und Selbstständigkeit unserer Ansichten noch besser fühlen lassen zu können. Warum denn, so fragen wir erstlich, warum hat der Staat bis jetzt noch niemals gewagt, die Einrichtung der Universitäten im Großen zu bloßen

Lehranſtalten, etwa zu Lyceen umzubilden, wenn ihn nicht gewiſſe innere Gründe mit gutem Inſtinkte davon abhielten? Denn geringere Modificationen, wie wir ſchon hervorhoben, können hier nichts beweiſen, da ſie einmal nur den Zeitläufen gebrachte Opfer waren, und dann auch niemals dem urſprünglichen Geiſte der Univerſitäten an das Leben gingen. Der Angreifer gegen die ſelbſtſtändige Freiheit des akademiſchen Lebens waren doch gewiß genug, um dem gemeinen Weſen den Muth zu geben, energiſcher einzugreifen. Aber der Staat — und man ſchuldet ihm hierfür die größte Anerkennung — er hat es immer gefühlt, daß Einſicht ohne begleitende Freiheit ein Schatten und ein Traumbild iſt. Er hat immer auf die weſentliche Natur der Erkenntniß ſelbſt das gute Vertrauen geſetzt, daß ihre ſpirituelle Hoheit den beſten Zügel, die ſicherſte Aufkläruug über alle Intereſſen gewähre, um die Jugend von Thorheit und Wahnſinn zurückzuſchrecken. Auch ſteht er viel zu feſt auf, der ganzen Menſchheit durchaus nothwendigen, Grundlagen, als daß er ſich durch das tolle Unternehmen einiger Unbeſonnenen zu Maaßregeln gegen eine ganze ebenſo unentbehrbare wie hochſtehende Klaſſe hinreißen ließe. So wenig er daher die Verkehrtheit Einzelner zu fürchten hat, ebenſo wenig wird er ſich durch eure engherzigen Rathſchläge zu übereilten Handlungen beſtimmen laſſen. Sodann waren auch in jenen Anfangszeiten der Univerſitäten ihre meiſten Theilnehmer doch nur Jünglinge, die vielleicht zwar um etwas weiter in Jahren vorgerückt waren, als unſre jetzigen akademiſchen Bürger, die aber auch zu Zeiten lebten, welche ſelbſt jugendliche und nach eurer eigenen Ausſage barbariſche waren. Wollt ihr hier ſagen, daß die Aelteren unter den Studirenden hier Hemmungsmittel gegen den Unverſtand der Jüngeren waren, ſo gibt es auch jetzt noch ſolche Gereiftere unter unſerer akademiſchen Jugend, und dann ſtehen ja auch die berufenen Lehrer in einer Stellung da, welche ihnen die Einwirkung auf ihre jugendlichen Genoſſen zu einer leichten machen muß. Uebrigens zeigt noch dazu die ganze Wendung, welche ihr hiemit dieſer Einwendung zu geben ſucht, auf das klarſte, daß ihr ſelbſt von dem wiſſenſchaftlichen Geiſte, als er euch zur Aufnahme dargeboten wurde, wenig oder ſklaviſch genug eingeſogen haben müßt. Denn ſelbſt ein Knabe, ja ein

Kind gehorcht, wie die Erfahrung lehrt, freudiger, wenn ihm ein seiner Fassungskraft zugänglicher Grund als Motiv eines Gebotes oder Verbotes an die Hand gegeben wird. Wie sollte da nicht der Geist des Maaßes und der Gesetzlichkeit in junge Männer übergehen können, denen doch aus der Quelle der Weisheit und Erkenntniß mit vollen Zügen zu trinken gestattet ist! In der That, es scheint, als ob eure Vorstellungen in der menschlichen Natur euch mehr die der Heloten als die des göttlichen Ebenbildes wahrnehmen ließen! Was nun aber zuletzt den von der Schöpfung großer wissenschaftlicher Akademieen hergenommenen Grund gegen die wahre Würde der Universitäten betrifft, so ist derselbe fast noch leichter zu beantworten, als er aufzubringen war. Denn wenn die unendliche Erweiterung und Steigerung der wissenschaftlichen Sphäre die Einsetzung ebenso entfaltender wie zusammenhaltender Kräfte nothwendig gemacht hat, so macht eine solche Anordnung doch keineswegs die freieste Regung scheinbar geringerer Organe überflüssig. Das müßte wenigstens ein unwürdiger Universitätslehrer sein, der wegen seiner Pflicht das bereits Gewonnene zu überliefern, sich von der ungleich höheren, dasselbe zu erweitern, abhalten ließe. Auch kann von ihm keineswegs gefordert werden, daß er das eroberte Neue seinen Schülern verheimliche, da durch jede weitere Entdeckung auch der Schatz der bisherigen bedeutende Modificationen erleiden muß. Endlich hat die Erfahrung der Zeiten zur Genüge gelehrt, daß gerade die bedeutendsten Menschen zur Zeit ihrer ersten Jünglingsjahre bereits zu jenen Einsichten gelangten, welche sie zu Heroen der Wissenschaft erhoben. Es kann demnach die akademische Jugend niemals weit genug gefördert werden, da jede Steigerung ihres Wesens eine sehr bedeutende, ja oft eine quadratische Förderung ihrer zukünftigen Leistungen verspricht. Was ihr folglich als Einwand gegen unsere ächten, und des Menschen allein würdigen Fixirungen vorgebracht habt, scheint somit aufs gründlichste abgethan zu sein. Wir sind jetzt zu vernehmen begierig, was ihr oder eure Freunde noch Weiteres gegen die edlen Berechtigungen der Erkenntniß und Freiheit in Bereitschaft haltet.

Hier ist denn nun der zweite Einwurf, und auch der dritte, welche beide noch specielle Berücksichtigung verdienen, von der Art,

daß sie alle zwei von dem eigentlichen Gebiete der Innerlichkeit, dem die akademischen Zustände im Grunde allein angehören, hinweg und jener Seite zufallen, von welcher die Verhältnisse der Universitäten der Realität der Existenz verbunden sind. Es sind demnach die hier noch zu Tage kommenden Einwendungen mehr unächte und gemischte, als der innersten Natur der Hochschulen selbst entnommene, da sie mehr oder weniger von einem Standpunkte ausgehen, der die akademische Welt mit dem übrigen Dasein nicht zu verbinden vermag, und in Folge hievon Uebelstände schafft, die im Grunde nur für ihn, keineswegs aber an sich Schwierigkeiten erzeugen können. Wir werden daher bei der Behandlung dieser letzten Gegensätze unserer ideellen und historischen Construktion viel rascher und leichter verfahren können, als dies bei den früheren der Fall gewesen ist.

Von allen Corporationen und Gilden nämlich, welche die Welt früherer Epochen in geordneter Gliederung, wie die ebenmäßigen Theile eines gothischen Baues dessen Ganzheit, durchdrangen, hat sich im Allgemeinen keine einzige mit so entschiedener Selbstständigkeit und Unveränderlichkeit zu halten gewußt, als wie dies der Fall bei den Universitäten gewesen ist. Sie verdanken dieses Glück ihrer innerlichen Hoheit, deren Natur nicht auf bürgerliche Rechte und Vortheile, sondern auf die Immanenz eines geistigen Bestrebens aufgeführt ist. Da nun im Lauf der Zeiten sowohl absolutistische als demokratische Richtungen alles Gilden-Wesen auf das heftigste anzugreifen begannen, indem beide in demselben Hindernisse für die Verwirklichung ihrer Ideen zu finden glaubten, so war es natürlich, daß, wie jede Corporation, so auch die Universitäten dieser doppelte Haß treffen mußte, und zwar in um so höherem Grade, weil sie am längsten Widerstand leisten zu wollen schienen. „Die Hochschulen, so hörte man und hört noch immer sprechen, sind ein Staat im Staate. Nicht ihr Verhalten daher (denn von dieser Seite brachten auch andere Anschauungsweisen ähnliche Einwürfe hervor), sondern ihre Existenz setzt der Verwaltung Schranken entgegen, die oft schon den nothwendigsten Beschlüssen ihre Kraft zu nehmen drohten. Der Staat kann aber keine andere Autorität neben der seinigen dulden. So sehr er demnach höherer Lehranstalten bedarf, so gut wird er sie in einer

Weise zu begründen wissen, deren Ansprüche ihm nicht so oft in den Weg treten". Hier kann es denn nun keinem Zweifel unterworfen sein, daß diejenigen, welche über dem Staate keine anderweitige Autorität dulden wollen, vollkommen Recht haben. Denn Autorität ist ein nur durch Existenz, nicht durch Gründe, bestimmendes Wesen, und ein solches darf es in jeder Gemeinschaft nur Eines geben. Nun aber ist es doch offenbar, daß die Autorität, so blinden Gehorsam sie fordern darf, nicht eine gleiche Blindheit in ihren Befehlen walten lassen kann. Denn sie selbst muß, wenn ihre Verhältnisse gedeihen sollen, für ihre Willensmeinungen immer wohl motivirte Veranlassungen besitzen, so wenig sie dieselben oft auch mitzutheilen braucht. Die Kraft der Einsicht aber, die es bedarf, um auf allen Gebieten die wahren Motive erfassen und herauskehren zu können, wird niemals als irgendwo in absoluter Weise koncentrirt angesehen werden können. Es hat demnach jede höchste und letzte Autorität eine Schaar von Geistern nöthig, die ihr dienend und Hülfe leistend an die Hand geht. Sollen diese aber wahrhaft nützlich sein, so kann dies nur geschehen, wenn sie unbefangen sind. Denn allein dadurch werden sie sich gegen die Macht der Autorität freizuhalten wissen. Um aber unbefangen zu irgend welcher Einsicht gelangen zu können, muß ein Bildungsort vorhanden sein, dessen Erkenntniß und Freiheit eine durchaus völlig unabhängige sein muß, da sonst über Alles, was gesundes Urtheil und durchdringende Vernunft heißt, Schmach und Verwirrung hereinzubrechen vermöchte. Je bestimmter und reiner daher eine Autorität ihre Willensmeinungen ausgesprochen und vollführt haben will, um so mehr bedarf sie eines Organismus an ihrer Seite, dessen äußerlich auch gar nicht bestimmte Einsicht dem Staate jene Vorurtheilsfreien zu liefern vermag, deren stille Opposition für ihn sogar eine Wohlthat ist. Da es überdies niemals an solchen fehlen wird, welche sich dem Staate gegenüber auf unrechtmäßige Weise zu verselbstständigen suchen werden, so handelt man gewiß fast mehr als unbillig, solche Leute in den Reihen derjenigen zu suchen, deren Freiheit immer in der Erkenntniß einen möglichst untrüglichen Maaßstab besitzt. Von allen korporativen Elementen daher, welche der Staat in sich enthält — (und solche wenigstens bis zu einem gewissen Punkte hegen zu müssen,

das wird er nie ganz verneinen können) — von allen solchen Elementen also wird ihm keines weniger Gefahr und größeren Nutzen gewähren können, als die Gilden der Hochschulen. Gefahr an sich aber als solche schon vermeiden zu wollen, wird in einer Welt, wie die unsere, niemals, weder den Einzelnen noch den Staaten, erreichbar sein. — Wir wenden uns jetzt dem dritten und letzten Einwande zu.

„Unsere Welt — denn dies werden ungefähr die Worte sein, in die er sich zu fassen sucht — ist eine Welt von Realitäten, deren Wirklichkeit uns nicht erlaubt, nach unseren willkührlichen Anschauungen die existenten Dinge zu beurtheilen. Jedes seiende Wesen oder Verhältniß trägt sein Maaß mit sich umher, nach dem es gemessen sein will. Wer daher der Erfahrung nicht sich selbst und seine Ideen zum Opfer bringt, der wird zu einem mehr oder weniger unbrauchbaren Glied der menschlichen Gesellschaft. Nun aber haben sich die Universitäten zu allen Zeiten dadurch charakterisirt, daß sie eine von der Erfahrung abgewendete Richtung verfolgt haben. Namentlich der Umschwung der neueren Zeit verlangt es also, daß diese Anstalten nach einem Zuschnitte organisirt werden, der sie mehr mit dem Leben in Verbindung setzt." Auf die Seichtigkeit dieses Angriffes ließe sich nun so sehr Vieles antworten, daß wir uns schon mit einigen Bemerkungen begnügen müssen, die wir folgendermassen einzukleiden versuchen. Sei es nämlich auch, daß unter der Masse von Unwahrheit, die dieser Satz enthält, allenfalls ein Körnlein Wahrheit verborgen sein mag, so müßten uns im Ganzen schon diejenigen gegen ihn argwöhnisch machen, welche ihn gewöhnlich vorzubringen pflegen. Denn theils gehören sie radikalen Tendenzen zu, eine unter allen Umständen stets verwerfliche Richtung, oder sie sind Solche, mit denen die Wissenschaften nicht mehr Grund zufrieden zu sein haben, als jene mit ihnen. Wer wahrhaft in die Tiefe des Wissens hinabgetaucht ist, der kann gegen dasselbe höchstens die Polemik eines gleichfalls Erkennenden gelten lassen, wenn eine solche anders möglich ist. Sodann ist es eine verkehrte Behauptung der sogenannten Erfahrenen, daß die Erforschung der Wissenschaft von der Wirklichkeit abführe, da diese ja gerade umgekehrt darin besteht, die Dinge ihres Scheines zu entkleiden, und zu zeigen, wie sie ihrem Wesen

nach und an sich sind. Auch ist es das Eigenthümliche jedes wahrhaft wissenschaftlichen Mannes, daß er sich über Dinge, welche außerhalb der Sphäre seiner Beurtheilung liegen, entweder selten und auch dann nur mit der größten Zurückhaltung, oder gar nicht äußern wird, während gerade der, welcher für sich die Erfahrung in ganz besonderem Grade in Anspruch nimmt, allüberall nach dem bloßen Scheine zu urtheilen bereit ist. In seinem Fache ist demnach gerade der vom Leben scheinbar so sehr abgezogene Gelehrte der Erfahrenste, und man wird immer finden, daß Alles, wenn es auf diesem Gebiete eine Entscheidung gilt, sich nach seinen Augen und nach seinem Ausspruche richtet. Nichts aber ist schrecklicher, als wenn die Gemeinheit und Gewöhnlichkeit des Lebens sich als das Princip der Erfahrung aufzuwerfen wagt. Ein solches Unternehmen verdient nur der Jakobinismus der Philisteriosität genannt zu werden, und würde nur dahin führen, die Welt in einen solchen Abgrund von Prosa zu versenken, daß zuletzt sogar der letzteren Schöpfer vor ihr sich entsetzen würden. Endlich sucht man nun noch jene behauptete Abgewandtheit der Universitäten von der Wirklichkeit in einer Weise hervorzuheben, welche unter allen die gefährlichste ist, indem man sagt, die auf Hochschulen zu bildenden Jünglinge seien dem größten Theile nach für das Leben bestimmt und müßten für dieses gebildet werden. Ihre Zurückgezogenheit daher in in die Tiefe des akademischen Haines sei ein Verbrechen an der Jugend, der Wirklichkeit und der Zukunft. Es ist wahr, der Jüngling müßte ein trauriges Wesen sein, welcher an den Interessen der Wirklichkeit, der Oeffentlichkeit und des Vaterlandes ganz theilnahmlos vorüberginge. Aber gewiß eben so ist es zu beklagen, wenn der junge Mann zu früh den Trieb empfindet, sich in den Wirbel der realen Existenz hinabzustürzen. Die Jugend ist im Allgemeinen ideal gesinnt, ja soll, muß es sein. Verliert ihr erstes Kinderspiel mit Eitelkeit, Poesie und Liebe für sie die frühere Bedeutung, dann läßt es ihr nur natürlich, wenn sie sich auf das Wesen und die Erkenntniß der Dinge wirft, ohne sich um ihre äußerliche und praktische Realität nur im Geringsten zu bekümmern. Die Tendenz nach diesen letzten Dingen erwacht nach ihrem regelmäßigen Verlaufe erst mit dem Eintritt der männlichen Jahre, und jede Anticipation hat nur an ihren eigenen Folgen zu büßen.

Dies ist denn das Historische und Polemische, was wir dem Begrifflichen der ersten Vorlesung noch beizufügen hatten, wenn wir mit Sicherheit auf der gegebenen Definition des akademischen Bürgers Fuß fassen wollten. Auch können wir dies jetzt vollkommen, da keine einzige Seite der Betrachtung von uns unberücksichtigt liegen gelassen wurde. Wir können uns daher jetzt auch ganz getrost den Folgerungen hingeben, welche mit Nothwendigkeit aus dem gewonnenen Begriffe hervorzugehen haben werden.

Dritte Vorlesung.

Ueber die Möglichkeit einer von den Studierenden unter sich auszuübenden Censur.

Meine Herrn! Nachdem wir in unseren beiden ersten Vorlesungen Begriff und Natur des akademischen Bürgers nach allen Seiten hin umrissen und bestimmt haben, so möchte es jetzt im Ganzen möglich scheinen, uns dem Detail zuzuwenden, und zuvörderst zu zeigen, wie der Studierende in den Aeußerungen seiner täglichen Existenz beständig der Würde seines Standes zu entsprechen berufen sei, und einer solchen Aufgabe auch überall unter richtigem Exponenten genügen könne. Dennoch sind wir noch nicht so weit vorangeschritten, jetzt schon das Einzelne in Angriff nehmen zu können. Vielmehr gibt es auch jetzt noch ein Allgemeines, dessen Hervorhebung nicht ganz überflüssig sein möchte. Der Studirende nämlich ist ein völlig auf Freiheit und Erkenntniß gegründetes Wesen. Dies ist das Gemeinschaftliche, woran er alle seines Gleichen erkennt, worauf er mit ihnen stolz zu sein so vieles Recht hat. Aber eben weil er ganz auf Selbstständigkeit gestellt ist und trotz mannigfacher äußerlicher Beschränkungen sich es doch ganz allein überlassen sieht und überlassen sehen muß, gut oder bös zu sein, das heißt in diesem Fall: der Würde des akademischen Bürgers in Wahrheit zu entsprechen, oder nur unter dem Schutz ihrer Prärogativen ein zügelloses und übermüthiges Leben zu führen, so kann Niemand ein größeres Interesse dabei haben, als er selbst, daß der Leib, die eigentliche Substanz der Universität, die Existenz des akademischen Bürgers so rein wie

möglich erhalten werde, da bei dem rein Ethischen seines Begriffes jede von Innen oder Außen kommende Verletzung desselben zwar nicht plötzlich und unmittelbar, aber doch, wenn sie andauert und keine Rüge oder Abänderung erfährt, nur um so nachhaltiger und entschiedener den Angelpunkt seiner würdevollen Stellung zu erschüttern vermag. Das Allgemeine daher, das noch zu behandeln ist, ehe wir zu den einzelnen Seiten zunächst des akademischen Lebens übergehen, kann nur darin bestehen, daß bei der gleichsam jungfräulichen und unsichtbaren Zartheit im Begriff des akademischen Bürgers (da eben Alles, was auf geistiger Hoheit beruht, nur sehr feiner und verletzbarer Natur sein kann) der Gesammtheit derselben wie ein fortwährender Drang und Trieb einwohnen muß, sowohl jeden äußerlichen Angriff auf das Wesen ihrer Existenz abzuwehren, als auch ganz besonders jeder innerlichen Corruption, wo sie sich zeigen sollte, einen Damm entgegenzusetzen, unter dessen Schutze die erkennende Selbstständigkeit der Studierenden einer stets progressiven Veredlung genießen kann. Es ist jetzt nur die Frage, in welcher Weise der Studierende für die Allgemeinheit dieses ihm natürlichen Bestrebens einen eben so allgemeinen wie richtigen Ausdruck und Exponenten zu finden vermag?

Daß die Studierenden zu jeder Zeit mehr oder weniger dunkel die Absicht hatten, sich gegen jeden fremden Einfluß wie gegen jede innerliche Verschlechterung möglichst kräftig zu wehren, kann nicht geleugnet werden. Denn jene gründliche Verachtung, die sie sich immer gegen alles das zu erhalten suchten, was nicht Student ist oder doch wenigstens war, und sodann jenes eben so starre wie ängstliche Festhalten dessen, was sie als *ihren* Brauch, als *ihre* Sitte zu bezeichnen das Recht zu haben glaubten, — diese beiden Dinge beweisen zu deutlich, daß sich die akademischen Bürger zu allen Zeiten bestrebten, nach Außen wie nach Innen hin die Möglichkeit einer unmerklichen Umwandlung des Begriffes abzuhalten. Indeß muß hier gesagt werden, daß die ergriffenen Mittel keineswegs ihrem Zweck entsprechen konnten. Denn einmal kann die Ausschließung dem Nicht-Studentischen gegenüber nur dann allein wesentlichen Sinn haben, wenn sie zum Centralcharakter der Erkenntniß und Freiheit in Beziehung steht, da sie außerdem nur etwas Pueriles an sich haben muß.

Sodann aber kann es keinen so zu sagen absoluten Brauch geben, der für die Anwesenheit innerlichen Adels Gewähr leistete. Denn alles Aeußerliche an sich ist bedeutungslos und erhält nur durch den ihm einwohnenden Geist irgend welches Gewicht, so daß selbst eine an sich unschöne Handlung Symbol des Höchsten, dagegen aber auch die scheinbar würdevollste Sitte Träger des Gemeinsten zu werden vermag. Man sieht, die an sich lobenswerthe Tendenz des akademischen Bürgerthums, Mittel gegen jede Entartung zu erzeugen, ist auf eine falsche Fährte gerathen. Um das Innere zu schützen, glaubte es sich der Fixirung eines Aeußerlichen bedienen zu dürfen. Sollten daher die Studierenden irgend wie Lust tragen, an die Stelle solcher ebenso veralteter wie ihrem Zwecke nicht entsprechender Mittel eine sichernere Garantie setzen zu wollen, so müßten sie sich nach einer Einrichtung umsehen, deren Thätigkeit augenblicklich verkehrt und selbst lächerlich werden müßte, sobald sie aus den zwei Fundamentalbegriffen der Erkenntniß und Freiheit hervorzugehen aufhörte. Worin könnte nun allenfalls die eigenthümliche Natur eines solchen Instituts gefunden werden?

Der Begriff des Studierenden beruht auf dem einer geistigen Würde. Seine Höhe ist eine immanente, und der einzige Ausfluß derselben ist seine Erscheinung, die Art, wie er sich der Oeffentlichkeit darstellt und dadurch von ihr als ein Solcher anerkannt wird, der einen höheren Beruf zu treiben würdig oder unwürdig ist. Für den Einzelnen gibt es daher kein Mittel, sich als das zu erhalten, was er sein soll, als daß er in dem innerlichen Begriffe des akademischen Bürgers so fest wie nur immer wurzelt. Anders dagegen verhält es sich mit der Masse oder der Gesammtheit. Zwar ist auch für sie kein anderes Heil vorhanden, als nach Kräften auf den Begriffen der Erkenntniß und Freiheit gegründet festzustehen und aus ihnen alle korrektionellen Unterstützungen zu empfangen. Aber dieser Uebergang des Wesens aus dem Begriff in die Existenz ist an die Einzelnen und ihren Willen oder Nicht-Willen geknüpft. Es kann sich folglich in die Gesammtheit alles mögliche Unlautere und Schlechte einschleichen, ohne daß sie selbst dafür verantwortlich gemacht werden könnte. Hier also wäre der Punkt, an dem in so fern geholfen werden müßte, daß die Gesammtheit ein Mittel gegen die ersönne, welche die

akademischen Bürger von der Urquelle der Erkenntniß und Freiheit, sei es nun theoretisch oder praktisch, abzuleiten trachteten. So schwer es nun auch scheinen möchte, ein derartiges Mittel ausfindig zu machen, so dürfte doch seine Möglichkeit näher liegen, als man anfangs glauben möchte, sobald man nur vor jener kühnen Entschiedenheit nicht zurückschreckt, die es überall bedarf, wo an einem schwierigen Punkte eine durchgreifende Abhülfe nöthig ist. Auch brauchen wir nur der Natur oder dem Geiste in ihre geheimen Werkstätten zu folgen, um uns von ihnen für den vorliegenden Fall das nothwendige Verfahren der Gesammtheit mittheilen zu lassen. Bedarf nämlich der Leib eines Saftes, wie die Galle, die auch in einem gewissen Sinne als ein Correktiv-Mittel der leiblichen Oekonomie bezeichnet werden kann, so bereitet er sich ein Organ, das dieser Funktion vorgesetzt wird. Kann der Geist ohne Mittelglied ein Werk nicht zu Stande bringen, an dessen Produktion ihm doch viel gelegen ist, so sucht auch er ein stellvertretendes Moment zu erzeugen, das ihm zu seinem Zwecke verhilft. Organismen wenigstens, wie z. B. die Differenzial- und Integral-Rechnung, legen hiefür hinlängliche Beweise ab. Aehnlich verfahren denn auch vernünftige Gesammtheiten, wie der Staat eine solche ist. Ueberall, wo eine nothwendige Handlung seiner Existenz ihm aufgedrungen wird, setzt er ein Organ als Mittler ein, dessen Wirksamkeit den Umtrieb der Gesammtheit nach seinem Theile zu zu erhalten und zu fördern hat. Auch wird eine derartige Stellvertretung da natürlich immer am wichtigsten sein, wo ihr Beruf gerade auf das Wesen der ganzen Gemeinschaft und Einheit gerichtet ist. Will daher das gemeine Wesen der Studierenden durch irgend ein Etwas der Verschlechterung seiner Innerlichkeit vorzubeugen suchen (und manche Thatsachen sprechen für die Nothwendigkeit eines solchen Präservativs) so wird auch ihm nichts Anderes übrig bleiben, als ein Organ zu erzeugen, in dessen Natur es liegt, jede Abweichung von den Begriffen der Erkenntniß und Freiheit, die sich ein Glied, namentlich in Beziehung auf Oeffentlichkeit, zu Schulden kommen ließe, zu rügen, und im schlimmsten Falle selbst auf irgend eine Weise zu ahnden. Denn so lange der akademische Bürger bei seiner hohen sittlichen Stellung, deren höchstes Tribunal kein äußerliches sein kann, es nicht unternimmt,

durch die Institution einer vernünftigen Selbst-Censur den Verirrungen der Masse ein Ziel zu setzen, so lange entbehrt er noch einer Erscheinung seines innerlichen Wesens, deren Offenbarung eine Vervollständigung des akademischen Bürgerthums herbeiführen könnte, durch die jeder zu derbe Eingriff in den akademischen Organismus für immer abgeschnitten wäre. Es kommt jetzt natürlich Alles auf die Frage an, wie der Schöppenstuhl solcher Censur zu einer Wirklichkeit gemacht werden könne?

Hier ist denn nun vor Allem gewiß, daß die Errichtung einer solchen Censur sowie die Berufung der Censoren selbst nur von den Studierenden ausgehen könne und auch innerhalb ihres Kreises bleiben müsse. Denn zwar ist es ganz zweifelsohne, daß der Studierende auch unter außer ihm liegenden Autoritäten stehe. Indeß thut er dies namentlich, insoferne er neben seiner Existenz als akademischer Bürger noch mehr oder weniger zu einer anderen bürgerlichen und staatlichen in Beziehung steht. Sollte daher ein sittliches, allein als Ausfluß der Erkenntniß und Freiheit zu betrachtendes Tribunal der Studierenden ernannt werden, so wäre es wider dessen Begriff, wenn nicht Studierende Studierende wählten, oder wenn ein Anderer als Studierende die Befugniß der Creirung besäße. Eine allgemeine Versammlung aller Studierenden als der durch gleichen Begriff gleich Berechtigten hätte demnach aus ihrer eigenen Mitte eine beliebige Anzahl von Censoren zu erwählen. Auch dürfte eine derartige Wahl nicht heimlich durch Stimmzettel oder durch Kugelung vor sich gehen. Denn der Begriff des akademischen Bürgers verlangt es, daß er in Gegenwart Aller öffentlich seine positive oder negative Meinung äußere, um jeder alsobald die unumwundene Darlegung seiner Gründe beifügen zu können. Ein Wechsel der Censoren nach bestimmter Frist wäre natürlich gleichfalls eine Nothwendigkeit. Denn da der Censor nichts als gleichsam die Verkörperung des Begriffs vom akademischen Bürger darzustellen hat, so würde die Verkehrung dieser seiner Natur in eine Art von Amt und Bevorzugung zu leicht übergehen, wenn eine solche Würde zu lange in den gleichen Händen bliebe. An diese Stellung jedoch vom Begriffe des Censors knüpft sich alsobald ein Zweites an, dessen Nothwendigkeit nicht umgangen werden könnte. Auf den Vorschlag nämlich einer ge-

wissen Anzahl der Studierenden müßte die Würdigkeit jedes Censoren zu seinem Berufe augenblicklich in Zweifel gezogen werden können, so daß also auch hier eine öffentliche Versammlung mit lauter und bestimmter Grundangabe von Seite jedes Einzelnen die Entscheidung herbeizuführen hätte. Solche Versammlungen aber, so wie die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Sitzungen der Censoren müßten einer absoluten Oeffentlichkeit anheimgegeben sein, es sei denn, daß die Ehre eines akademischen Bürgers dabei zu tief und möglicher Weise letal betheiligt wäre. Denn allein die Oeffentlichkeit könnte anderweitige Besorgnisse vor der hohen Selbstständigkeit einer solchen Censur und den mit ihr verknüpften Verhältnissen unterdrücken und niederhalten. Auch würde die jedesmalige Anwesenheit eines von den Studierenden selbst gewählten ihrer Lehrer mit dem Ausspruche eines Veto zu begaben sein, dem für's Erste augenblickliche Folge zu leisten wäre, — wobei denn freilich das Urtheil über die jedesmalige Berechtigung eines solchen Veto's einer weiteren Besprechung unterliegen müßte. Uebrigens behaupte man nicht, daß diese Institution gleichsam zu weitschichtig und großartig angelegt sei, um vielleicht Kleinigkeiten zu beseitigen und zu schlichten. Je höher der Begriff ist, der einer Störung unterliegen kann, um so weniger ist die Kleinigkeit, welche diese letztere hervorruft, als Kleinigkeit zu bezeichnen. Auch ist der Begriff des Kleinlichen immer durch den unserer Schätzung bedingt, und Dinge, welche man als Nichtigkeiten bezeichnen möchte, haben die bedeutsamsten Umgestaltungen der Geschichte hervorgerufen. — Wir gehen jetzt von der Construktion unserer Censur zu der Sphäre ihrer Wirksamkeit über.

Der erste Punkt, der ihrer Sorge zu unterwerfen wäre, kann allein als eine Art von höherem Sitten-Regiment bezeichnet werden. Das Gesetz des allgemeinen öffentlichen Zusammenlebens unter den Menschen heißt nicht allenfalls nur Nothwendigkeit, es muß geradezu als Zwang bezeichnet werden. Die Anwesenheit solchen Zwanges nun bringt es mit sich, daß im Staate Gesinnung, Würde und zum großen Theile auch die Handlung des Einzelnen von aller Gerichtsbarkeit losgesprochen sind. Der Mensch sei, wie er sei, wenn er sich nur keiner Uebergriffe über seine Region hinaus schuldig macht, so hat er Alles erfüllt, was die

Oeffentlichkeit von ihm verlangt. Anders verhält es sich bei dem Studierenden. Erkenntniß und Freiheit bilden das Centrum seines Begriffes. Sein Polizei-Gesetz, so zu sagen, ist die ethische Innerlichkeit seines Begriffes. Wer als akademischer Bürger seine Freiheit zum Tummelplatz der Willkühr entwerthet, wer die zur Eroberung der Erkenntniß gestattete Zeit zum Spielraum der Trägheit, Träumerei und Neugierde umsetzt, der hat hiemit durch die That aufgehört, akademischer Bürger zu sein, also seinem eigenen Berufe den Scheidebrief geschrieben. Man hat schon oft gesagt, daß man derartige Jünglinge, die dem Zwecke ihres Aufenthalts an der Universität so wenig entsprechen, geradezu von dieser entfernen solle. Auch Schelling hat sich dahin entschieden. Der Staat ist indeß auf derartige Vorschläge nicht eingegangen, und uns dünkt, als hätte er recht gethan. Er steht dem akademischen Bürger nicht als des letzteren verkörpertes Gesetz entgegen. Der Begriff des Staates ist ein allgemeinerer, und zugleich äußerlicherer. Er wartet zu, bis der unrecht Handelnde völlig reif geworden ist. Dann erst erreicht diesen seine Strafe. Selbst die Lehrer der Universität, wie sich bei uns die Verhältnisse allmählig gestaltet haben, nehmen mehr oder weniger an der beschriebenen Natur des Staats Theil. Auch sie schreiten erst zum Eingriff, wenn das Uebel eine gewisse Höhe erreicht hat. Anders die Gesammtheit der Studierenden. Sie weiß nur um ihre Fundamentalgesetze der Erkenntniß und Freiheit. Wenn daher eines ihrer Glieder diesen widerspricht, so muß sie sich gleich in ihren tiefsten Grundlagen erschüttert fühlen. Denn sie wird einsehen, daß ihr Boden dadurch zu einem ebenso gemeinen Tummelplatz gemacht wird, wie es der des täglichen Verkehres ist. Ist daher aus dem gemeinen Wesen der Studirenden nicht alles höhere Gefühl seiner nothwendigen ideellen Würde entwichen, so kann es nicht anders sein, als daß die allgemeine Entrüstung über das den hohen Begriff des akademischen Bürgers praktisch entwerthende Individuum sich Bahn brechen, und durch die Einrichtung der Censoren zum Worte kommen werde. Denn diese wird das fehlende Glied zuerst im Geheimen, dann vor der Gesammtheit der Studirenden von seiner Unwürdigkeit zu überführen suchen, weiter aber, wenn solche Rüge keine Wirkung thut, zuerst vor allen akademischen Bürgern, endlich

ſogar öffentlich ein ſolches Individuum ſeiner hohen Stellung in der Geſammtheit der Erkennden und Freien für unwürdig erklären. Es iſt natürlich, daß ein ſolcher Ausſpruch ohne alle weitere äußerliche Folge ſein werde. Der mit ihm Belegte kann an der Akademie verweilend bleiben, ja, ſo lange nur ein Reſt von Ehre in ſeiner Bruſt noch übrig iſt, muß er dies ſogar thun. Denn dieſer Reſt wird es ihm ſagen, wie ihm nichts ſo ſehr am Herzen liegen muß, als durch denſelben Mund, durch den es ihn getroffen hat, von ſeinem Interdikte wieder losgeſprochen zu werden. Auch wird hiezu das gemeine Weſen der Studirenden ſo wie ihre Cenſoren gerne bereit ſein, ſoferne er nur ſelbſt den Grund ſeiner nothwendig gewordenen Ausſchließung entfernt hat. Niemand halte übrigens ſolche Ausſprüche der Cenſur für zu ſtrenge. Thut ſie doch die Oeffentlichkeit in ihrer Weiſe täglich. Warum ſollten ſie da nicht geſtattet ſein, wo ihre Feierlichkeit die geſegnetſten Folgen hervorbringen kann? — Dieſe Gelegenheit für die Cenſur und ihre Wirkſamkeit iſt indeß nicht die einzige. Noch reiht ſich ihr eine zweite und letzte an, die in ihrer Weiſe ebenſo bedeutſam iſt und von uns daher keineswegs übergangen werden darf.

So ſehr nämlich die größere Anzahl der akademiſchen Bürger im Ganzen keineswegs klar einſieht, worin eigentlich die ganze Kraft und Würde ihrer Exiſtenz beruht, ebenſoſehr hat ſie doch dafür eine ganz beſtimmte Ahnung, daß das Weſen einer ſolchen Würde beſteht. Je weniger ich aber nun mir der völligen Beſtimmtheit einer Berechtigung bewußt bin, um ſo hartnäckiger ſuche ich die Theile und Seiten, auf die es mir anzukommen ſcheint, feſtzuhalten. Auch iſt dies ganz natürlich, und hat ſeine entſchiedene Begründung in dem Weſen der menſchlichen Natur. Es kann daher gar nicht anders ſein, als daß ein ſolcher die Bedeutung ſeiner Exiſtenz nur unklar Erkennende ſogleich dem mit argwöhniſcher Erbitterung entgegentreten wird, was ſeine Ehre im geringſten wirklich verletzt oder auch nur zu verletzen ſcheint. Man mag folglich über eine gewiſſe Empfindlichkeit der akademiſchen Jugend klagen, ſo viel man will. Nur der hat ein Recht, verurtheilend gegen ſie aufzutreten, der ſie über ihren eigenen Werth ſowie über die Stellung ihrer Intereſſen wahrhaft aufgeklärt hat.

Denn da das Wesen des akademischen Bürgers eine hohe Innerlichkeit ist, so hat der noch nicht völlig Erkennende sehr Recht, und gibt ein Zeichen seiner gesunden Urtheilskraft, wenn er eher zu sehr, als zu wenig verletzbar ist. Stehen nun aber alle Verhältnisse so, wie wir sie geschildert haben, so ist nicht blos die Hitze und Raschheit der Jugend, sondern hauptsächlich das Ethische in der Situation daran schuld, daß wirkliche, oder doch mindestens so erscheinende Collisionen des Ehrgefühls nirgends häufiger zum Vorscheine kommen, als unter den studierenden Jünglingen, und in Folge hievon zu den traurigsten Handlungen hinreißen. Obgleich man nun aber bereits seit langen Jahren gegen die Möglichkeit solcher Collisionen ankämpft und schon zufrieden wäre, wenn man nur zu einer Beschränkung derselben durchdringen könnte, so haben bis jetzt dennoch alle diese Versuche noch immer zu keinem befriedigenden Resultate führen wollen. Der Grund hievon scheint mir allein darin zu liegen, daß man stets mit halben Maaßregeln durchdringen zu können glaubte, und selbst von diesen immer zurücktrat, sobald die erwartete Hülfe nicht augenblicklich erscheinen wollte. Der akademische Jüngling ist zu eifersüchtig auf seine Freiheit, als daß er nur die geringste Beschneidung derselben dulden möchte. Wendet euch ganz allein an die Einsicht seines Hauptes und an die Selbstständigkeit seines Herzens, so wage ich mit Allem dafür einzustehen, daß das so lange angestrebte Ziel in der kürzesten Frist erreicht werden könnte. Denn sobald eine so universelle Categorie, die noch überdies ganz auf eine freie Entwicklung der Studierenden von Innen heraus begründet ist, wie die Einrichtung unserer Censur, zu Stande gekommen sein wird, so werden auch die aus speciellen Fällen herrührenden Uebelstände beinahe ohne besondere Berücksichtigung wie von selbst verschwinden. Denn die leichte Erregbarkeit der Studierenden zu beklagenswerthen Collisionen fließt aus dem Kerne wie Begriffe der Universitäten und ihrer Bürger. Da nun dieser Kern auf einer Allgemeinheit des Zustandes beruht, so läßt sich sein Effekt, die Collisionen, nicht durch eine einseitige Institution beseitigen. Nur wenn eine allgemeine Befriedigung der akademischen Freiheit zu notorischer Konstitution und Anerkennung durchgedrungen ist, wird daher auf eine Abstellung, und nun zwar auf eine vollkommen ausreichende

Abstellung aller Collisionen gehofft werden können. Die Ausbildung unserer Censur nach allen möglichen Seiten hin, kann also allein die Existenz eines Ehrengerichtes hervorrufen wie in sich befassen, dessen Anwesenheit nicht blos ein Name, sondern eine Wirklichkeit sein wird. So Viele folglich auch in den von uns gegebenen Andeutungen über die Einrichtung einer erfolgreichen Censur durch die Studierenden selbst nichts weiter als eine sonderbare und erfolglose Neuerung werden erkennen wollen, sie werden dennoch einmal das absolut Brauchbare dieses Gedankens einsehen lernen, wenn die Realität einer solchen Institution ihre segensreichen Früchte bringen wird. Denn sie wird dieses gewiß thun, da demjenigen, was ein Bedürfniß befriedigt, zuletzt immer doch der Eintritt in die Wirklichkeit gestattet werden muß.

Mit diesen Bemerkungen glaube ich das, was hier über die Einrichtung einer allein durch Studierende über sie selbst auszuübenden Censur durchaus erwähnt werden mußte, abschließen zu können. Nicht als ob ich mir einbildete, daß die entwickelten Gedanken nicht noch einer bedeutenden Erweiterung oder vielleicht sogar einer völligen Umgestaltung bedürften, habe ich dieselben mitzutheilen für gut befunden. Ich habe es allein deßhalb gethan, meine Herrn, weil ich sehr tief davon überzeugt bin, daß nur etwas auf gleiche oder ähnliche Ansichten begründetes dem hie und da Zwitterhaften abzuhelfen vermag, was die Einrichtungen unserer Universitäten durchdringt. Namentlich unser deutsches Vaterland kann diese höheren Lehranstalten nicht missen. Ohne Freiheit sind aber solche unmöglich. Da nun die eigenthümliche äußerliche Freiheit der Universitäten durch den Verlauf der Geschichte nicht anders als beschnitten werden konnte, so hat sich dieselbe jetzt um so koncentrirter nach Innen zurückzuziehen und vor Allem in der Einrichtung unserer Censur nicht ihre geringste Stütze zu suchen. Wir können von ihr und ihrer Auseinandersetzung indeß jetzt noch nicht Abschied nehmen, bevor wir nicht noch einige Einwürfe berücksichtigt haben, deren Erhebung ohne unsere vorläufige Berücksichtigung gewiß nicht unterbleiben würde.

Der erste der uns drohenden Einwürfe wird nämlich in folgender Weise gegen uns gerichtet werden. „Du streitest, wird er sich vernehmen lassen, mit der Einrichtung deiner Censur so sehr

gegen die von dir selbst gegebene Definition des akademischen Bürgers, daß du uns dieselbe völlig vergessen zu haben schienest, wenn du nicht selbst sie immer noch zu erwähnen fortführest. Denn hast du nicht, wenn du dich erinnern willst, neben der Erkenntniß die Freiheit als den zweiten Brennpunkt aufgeführt, durch den im Verein mit dem ersten der akademische Bürger allein gebildet wird? Du willst, daß der Studierende so auf sich selbst gestellt sei, daß ihn nichts als seine eigene Selbstständigkeit bestimmen dürfe, und doch setzest du jetzt wieder ein Tribunal ein, dessen innerliche Nöthigung fast gewaltiger wirken muß, als ein von Außen aufgedrungenes Zwangsgesetz. Du schlägst daher zur reinen Erhaltung der Freiheit den Umweg einer sublimen Nöthigung ein, dem eine direkte Aufhebung aller Selbstständigkeit fast noch vorzuziehen wäre". Diese Einwendung muß allerdings sehr gefährlich *scheinen*, da sie es in Wirklichkeit so sehr wenig ist. Denn meinen Gegnern widerfährt hier ein Irthum, dem bisher auch alle Radikalen und ihre Verwandten unterlegen sind, daß ihnen nämlich Freiheit und Willkühr auseinanderzuhalten so gar nicht gelungen ist. Auch ist es mehr als leicht, diese Verwechselung selbst dem Unkundigsten begreiflich zu machen. Je höher und edler nämlich das Innere eines Menschen geartet ist, um so mehr wird es ihm unmöglich sein, den Verlockungen einer schändlichen That nur im Geringsten nachzugeben, ja diese Unmöglichkeit wird bei ihm zu einer so gewaltigen Kraft angewachsen sein, zufolge deren man sie als eine Nothwendigkeit, gut handeln zu *müssen*, wird bezeichnen können. So sehr es daher eine Thorheit wäre, eine solche aus der tiefsten Tiefe innerer Freiheit hervorgegangene Nothwendigkeit als offenbaren Effekt eines Zwanges charakterisiren zu wollen, als eine gleiche Thorheit muß es angesehen werden, wenn man sich Versuchen hingibt, den Entschluß einer ganzen Schaar in so hohem Sinne Freier, kraft dessen sie die innere That ihrer Freiheit zur Erscheinung eines äußerlichen Gesetzes machen, als ihre Einwilligung in irgend eine Art von Knechtschaft ansehen zu wollen. Denn für den wahrhaft Erkennenden ist jene hehre Erklärung, vermittelst deren die Emanation der höchsten Freiheit sich zu einem neuen und gesteigerten Gesetz objektivirt, das Großartigste, wozu die in so enge Schranken eingeschlossene Selbst-

ständigkeit des Menschen sich nur zu schwingen vermag. Auch hat es die Erfahrung aller Zeiten gelehrt, daß der nach Außen wie in seinen Gliedern freieste Staat nach Innen in vieler Rücksicht der im edelsten Sinne gebundenste war, während der von Zwang umgürtete Staat die Masse eines Chaos in sich schloß, innerhalb dessen der unwürdigsten Willkühr eine Stätte der Verwirklichung gelassen war. Der athenienſische, der römische Bürger waren zur Blüthezeit beider Republiken in Schranken eingeschlossen, gegen die sich zu unsrer Zeit vielleicht der Bürger eines selbst nicht einmal konstitutionellen Reiches aufzulehnen suchen würde. Dennoch hielt sich der Athener, der Römer für den freiesten Mann des bekannten Erdkreises, und in der That, sie hatten beide Recht dazu. Denn das, was in ihnen dem Gesetze des Vaterlandes gehorchte, war dasselbe, was zu dessen Constituirung mitgewirkt hatte. Es war daher eine sehr kümmerliche Einsicht, welche unsre eigenen Entwickelungen zum Beweis eines Einwurfes machen wollte, welcher die Tüchtigkeit der von uns vorgeschlagenen Censur umzustoßen befähigt sein sollte. Wir wollen nun sehen, wie es mit der Nachhaltigkeit eines zweiten Einwandes beschaffen sein wird, den wir uns jetzt durch Andere werden machen lassen. Dieser wird aber von der Existenz und den Tendenzen des Staates hergenommen, und mag sich wohl in folgender Weise vernehmen lassen.

„Es liegt, so sprechen nämlich die, welche sich diesen Einwurf aneignen, es liegt in der Natur eines gemeinen Wesens, daß es alle Aeußerungen öffentlicher Gewalt und Verwaltung als in sich koncentrirt betrachtet, daher die Beamteten jeder Art für nichts Anderes als seine mittelbareren oder unmittelbareren Organe hält, und augenblicklich gegen dasjenige derselben auf das Schärfste einschreitet, das sich irgend wie da oder dort aus eigener Machtvollkommenheit zu handeln unterfteht. Nun ist es aber nicht anders möglich, als daß das von dir projectirte Censurgericht mehr oder weniger irgend eine Gestaltung annimmt, dadurch aber, wenn auch in einem beschränkten Kreise, eine wenigstens scheinbar selbstständige Macht von Autarkie annimmt und damit auf eine eigenthümliche Weise sich in die Sphäre der Oeffentlichkeit hineinbewegt. Der Staat kann daher die Verwirklichung deiner Censur in keiner Weise billigen, da sich durch sie ein Verhältniß Bahn zu brechen

ſcheint, welches unwillkührlich in die Prärogative der öffentlichen Gewalt hinübergreift.“ Es iſt nicht zu läugnen, daß die Entgegenhaltung eines ſolchen Grundes viele Faktoren der Wirklichkeit für ſich zu haben ſcheint. Indeß ſcheint dieſes eben nur ſo, und es wird uns daher um ſo weniger ſchwer fallen können, alle von da abgenommenen Motive zu entkräften. Machen wir uns nun dazu auf, ſo iſt das Erſte, was wir zu bemerken haben, daß der Verſuch eines dem unſeren ähnlichen Cenſurgerichtes niemals unternommen werden wird, ohne vorher den Staat inſofern betheiligt zu haben, daß man ohne ſeine Billigung auch keinen Schritt in der Verwirklichung unſeres Gedankens voranthun wird. Das Haupt des Staates iſt ja, wie ſich von ſelbſt verſteht, der höchſte Rektor ſeiner Hochſchulen. Nichts iſt daher natürlicher, als daß ſeine Zuſtimmung jeder neuen Einrichtung die alleinige Möglichkeit ihrer Exiſtenz gewähren kann. Sodann tritt aber hiezu ferner ein Zweites, was den Staat offenbar für unſeren Gedanken günſtig ſtimmen muß. Betrachtet man nämlich die vorgeſchlagene Cenſur beim Lichte, ſo ſtellt ſich alſobald heraus, daß ein derartiges Gericht durchaus in eine Sphäre fällt, mit welcher die öffentliche Gewalt nichts zu thun hat. Soviel des Ethiſchen nämlich auch der Staat als moraliſche Perſon in ſich einſchließt, ſo liegt doch ein ethiſcher Gerichtshof, wie unſre Cenſur, wie außerhalb ſeiner Wirklichkeit, ſo auch jenſeits ſeiner Möglichkeit. Gleich der Geſchichte wurzelt er in dem Geſchehenen, und auch dies nur in ſo fern, als es auf die Coexiſtenz ſeiner Glieder von Einfluß iſt. Es bringt es daher ſeine Exiſtenz mit ſich, daß ſeine Bürger ſich der größten ſittlichen Vergehungen ſchuldig gemacht haben können, ohne daß ſie deßhalb einen Eingriff der Oeffentlichkeit verſchuldet zu haben glauben. Würde ſich daher unſre Cenſur in irgend einer Weiſe die Entſcheidung über eine Handlung anmaaßen können, welche den öffentlichen Gerichten anheimfällt, dann hätte allerdings der Staat Urſache genug, ihre Exiſtenz auf das Entſchiedenſte zu verpönen. Nun aber iſt es offenbar, daß zufolge unſerer Vorſchläge ein ſolcher Fall niemals eintreten kann. Folglich, ſcheint es, iſt dem Staate in keiner Weiſe Urſache gegeben, die Exiſtenz ſolcher akademiſcher Cenſur als mit irgend einer Gefahr für ſeine Inſtitution verbunden zu denken. Ja es wird für

dieſelben in dem vorgeſchlagenen Gerichte ſogar die Möglichkeit einer Förderung enthalten ſein können, und dies iſt der dritte Punkt, den wir zu unſerer Rechtfertigung anbringen zu können glauben. Denn davon zu ſchweigen, daß alle die, welche unter einer Cenſur der Sitten geſtanden ſind, viel ſeltener einem polizeilichen oder kriminellen Gerichte verfallen werden, ſo ſind ja Alle, welche auf Hochſchulen leben, zu Dienern des Staates berufen. Nun aber iſt für den Staat nichts vortheilhafter, als wenn ſeine Beamten eine gewiſſe Kraft der Repräſentation beſitzen. Auch lehrt die Erfahrung nur zu ſehr, wie in dieſem Punkte ein Mangel ſich nur allzuhäufig geltend macht, und dahin einſchlagende Klagen können öfter vernommen werden. Es wird folglich für den Staat von dem größten Nutzen ſein, wenn ſeine zukünftigen Diener bereits vor ihrem Eintritt in die Oeffentlichkeit gelernt haben, einer ſolchen in würdiger Weiſe entgegenzutreten. Ja wenn vielleicht ein ähnlicher Gedanke den Staat zur Autoriſation gewöhnlicher Verbindungen unter den Studierenden beſtimmt hätte, um wie viel mehr möchte er da leicht geneigt ſein, einer Einrichtung die Hand zu bieten, deren Ueberwachung ihm von wegen ihrer Oeffentlichkeit unmöglich Schwierigkeiten machen würde. Endlich möchte vielleicht noch jemand darin eine Gefahr ſehen, daß ein Gericht, wie unſre Cenſur, dem ſchon überdieß im Uebermaaß vorhandenen Hochmuth der Jugend neue Nahrung geben könnte. Indeß ſcheint dieſe Gefahr drohender als ſie es in Wahrheit iſt. Denn einmal beſchneidet ja das vorgeſchlagene Inſtitut ſelbſt jede zu üppige Aeußerung einer in Willkühr umſchlagenden Freiheit, und dann erwarten den jungen Mann nach ſeiner akademiſchen Laufbahn ſo viele Demüthigungen und fehlgehende Hoffnungen, daß er bald von vielen Anmaaßungen abſtehen wird, die ihm früher ganz natürlich erſchienen. Wir können demnach jetzt getroſten Muthes zum dritten und letzten Einwurf übergehen, dem noch einige Bemerkungen entgegenzuhalten ſind.

Wie jedem Vorſchlage nämlich zur Verwirklichung eines mehr oder minder idealen Gedankens wird man uns die Unmöglichkeit glaublich zu machen ſuchen, welche die Ausführung des projektirten Cenſurgerichtes aufhebe. „Man ſehe nur, wird man ſagen, wie die tauſend Leidenſchaften, ja, daß ich das Wort ausſpreche, die

unzähligen Gemeinheiten jeder Masse durch sich selbst schon die Realisirung aller idealen Gedanken geradezu als eine Lächerlichkeit bezeichnen. Die studierende Jugend wird nicht besser sein, als die gesammte Menschheit, von der sie ohnedies nur gleichsam ein Auszug ist. So schön daher das Bild jener Censur auch scheinen möge, es stehe ihr nur dasselbe Schicksal bevor, dem schon genug ähnliche Projekte unterlegen sind." Es kann diese an sich richtige Bemerkung indeß keinen Grund abgeben, jeden neuen Versuch für immer aufzugeben. Warum, können wir fragen, warum denn treibt jeder neue Frühling so viele tausend Blüthen hervor, wenn gleich die große Ueberzahl derselben unbefruchtet abzufallen bestimmt ist? Aus welchem anderen Grunde, als damit den wenigen übrigbleibenden die Möglichkeit des Gedeihens gegeben werde? Ueberdies können wir eurem Glauben einer universellen Gemeinheit keineswegs unseren Beifall geben. Dieselbe mag leider groß genug sein. Dennoch bietet die Geschichte manche Beweise gegen sie dar. Denn warum hat oft eine großartige Begeisterung ganze Geschlechter und Völker ergriffen, wenn die Masse aller und jeder höheren Regung baar wäre? Weder Rom noch Griechenland, weder Kreuzzüge noch Freiheitskämpfe, ja nicht einmal das Christenthum würde Existenz gewonnen haben, wenn jener erbitterte Tadel, den euch entweder Unglück oder eine enge Erfahrung eingegeben hat, auf eine ganz allgemeine Geltung Anspruch machen könnte. Am wenigsten aber vermögen wir in eure trüben Weissagungen einzustimmen, wenn der Gegenstand derselben die Jugend ist. Mit jedem Jünglinge, der unsre Universitäten bezieht, begrüßen wir eine neue Hoffnung der Zukunft und des Vaterlands. Wir haben nur zu oft erlebt, wie leicht die Flamme des Edlen und Großen in ihm und seinen Genossen zu erregen ist. Gebricht es ihrer Gluth an Ausdauer, so liegt es nur zu oft weniger an der Jugend, als an den Erwachsenen und Reifen, die auf ihr fragendes Suchen weder Antwort noch Auskunft gewähren. Auch ist es sonderbar, daß jene Weisen und Klugen, welche jeden höheren Plan, sobald er nur entstanden, mit ätzender Kritik zersetzen, die Perfektibilität unserer Gattung am meisten im Munde zu führen pflegen. Es scheint fast, als ob die Unlust eigener Besserung ihnen den Kunstgriff eingegeben habe, der Zukunft ein unbeschränktes

Maaß derſelben beizulegen. Eine völlige Unmöglichkeit ſind wir allein dem zuzuſchreiben berechtigt, was ganz jenſeits der Grenze des menſchlichen Willens zu liegen kömmt und durch poſitive Geſetze der Natur unterſagt wird.

Dies ſind die Einwürfe, deren Widerlegung uns nothwendig ſchien, um dem Vorſchlage unſerer Cenſur die Möglichkeit der Verwirklichung erringen zu können. So wenig ſich jetzt auch meinem Geiſte noch andere als aufbringbar vorſtellen wollen, ſo feſt bin ich doch davon überzeugt, meine Herrn, daß uns achtbare Gegengründe nicht entſtehen würden, wenn uns neue und noch feiner erſonnene Einwendungen entgegengehalten würden. Denn wofür das einfache, rückſichtsloſe Gefühl unſrer Bruſt ſeine entſchiedene Stimme erhebt, dafür werden ſich dem redlichen Willen die Beweiſe niemals verſagen. Uebrigens bin ich auch weit entfernt, die entwickelten Grundlagen eines Cenſurgerichtes für die allein richtigen zu halten, und werde ebenſo wenig demjenigen meine Beiſtimmung entziehen, der ein derartiges Inſtitut nicht auf einen Schlag, ſondern allmählig herbeigeführt ſehen will. Nur muß man den Begriff der Sache niemals aus dem Auge verlieren, und eben zu dieſem Behufe ſind durchgeführte, wenn auch ideelle Entwürfe von dem entſchiedenſten Nutzen. So wenig man den Gedanken hegen kann, Plato's Republik zur Wirklichkeit machen zu wollen, von ſo weſentlicher Unterſtützung kann ſie dem Geſetzgeber ſein, auf deſſen Geiſt ihre entzückende Schönheit und logiſche Conſequenz einen bleibenden Eindruck hervorgebracht hat.

Vierte Vorlesung.

Ueber den freundschaftlichen und geselligen Verkehr der Studierenden unter einander.

Meine Herrn! Wir hatten in unserer ersten Vorlesung den Begriff des akademischen Bürgers aus der Unmittelbarkeit seines Berufes entwickelt, dieser in gewissem Sinne aprioristischen Construktion sodann in der zweiten Stunde historische und polemische Rechtfertigungen beigegeben, und glaubten endlich im Anfange unserer dritten Zusammenkunft zu den speciellen Phasen akademischen Lebens übergehen zu dürfen. Dies war uns jedoch, wie wir bald fanden, nicht gestattet. Vielmehr sahen wir ein, das Allgemeine noch nicht verlassen zu dürfen, bevor wir nicht den Exponenten eines auch für die äußerliche Erscheinung unserer ethischen Genossenschaft vortheilhaften Bandes nachgewiesen und entfaltet hätten. Diesen wichtigen und nothwendigen Halt haben wir nun in dem Institute unserer Censur entdeckt, und damit dem Universellen unserer Aufgabe jenen Abschluß gegeben, der überall allein den Geist zu befriedigen im Stande ist. Denn erst aus der gesicherten Basis des Anfangs vermögen die verschiedenartigen Ausbildungen des Einzelnen mit gleich gesicherter Wirklichkeit hervorzugehen. Wenden wir uns nun aber der Behandlung der gesonderten Sphären zunächst im akademischen Leben zu, welche Seite möchte da fürs erste bedeutender sein als die, welche sich mit den mannigfaltigen Weisen des Verkehres unter den Studierenden zu beschäftigen, und uns sonach diese letzteren in dem unmittelbaren Betragen und Behagen ihrer Existenz vorzuführen hat. Es ist aber diese Seite umsomehr einer aufmerksameren Betrachtung werth, da die scheinbaren Kleinigkeiten, die sie enthält,

immer zu ihrer Vernachlässigung verlockten, während doch gerade oft das bedeutsamste Leben zum großen Theil aus der ruhigen Aufeinanderfolge oft sehr nichtiger Momente zusammengewebt ist. Wir werden jetzt die Reihe einzelner Gegenstände, die uns zu verfolgen vorliegt, mit den wichtigeren und allgemeineren Dingen beginnen, und mit den äußerlichsten und nebenausliegendsten beschließen.

Der Studierende lebt in einem allein auf Erkenntniß und Freiheit begründeten Organismus, ja er muß sogar als die eigentliche und alleinige Substanz dieser Gesammtgliederung betrachtet werden. Da nun also diese Natur seines Wesens die specifische Differenz desselben von allen übrigen Individuen und Corporationen ausmacht, so ist es natürlich, daß er im Umgange und Zusammenleben vor Allem auf seines Gleichen angewiesen ist. Der Student ist demnach die Gesellschaft des Studenten, und in so fern bilden alle akademischen Bürger eine Einheit, die in der That genug Gründe wechselseitigen Umganges und näherer Berührung besitzt. Wie nun aber im allgemeinen Verkehr menschlicher Coexistenz, von der auch die Gesammtheit der Studierenden einen Mikrokosmus bildet, wie namentlich in jeder speciellen Corporation die ausgeprägtesten Sympathieen und Antipathieen wirken, so kann es auch unter den akademischen Bürgern nicht anders sein, ja es scheint dasselbe Verhältniß sogar in gesteigertem Maaße stattfinden zu müssen. Denn die zwischen dem Knaben und Manne stehende Jugend ist ebenso rasch als wahr, sie vermag Liebe und Abneigung am wenigsten zu verhüllen und geheim zu halten. Nirgends ist daher die Erscheinung dessen, was Freundschaft heißt, häufiger, als unter den studierenden Jünglingen. Auch ist dies recht und natürlich. Denn abgesehen davon, daß wenige Dinge so sehr für das Leben erziehen, wie dies offenbar die Freundschaft thut, so ist im Allgemeinen ihr idealer Schwung der kräftigste Beförderer wahrer Menschenliebe, und vermag von den mannigfachsten Verirrungen abzuhalten. Auch bedarf der lebhafte Drang nach Aeußerung der innersten Empfindungen, wie er dem Jünglingsalter eigen ist, einen freundlich empfangenden Ort, wo er sich aussprechen und seine Gedanken niederlegen kann. Aber dies wird dem Jüngling niemals genug sein. Sein Streben geht

vielmehr auch immer nach dem Zusammenstoß lebhafter Opposition. Eine solche kann sich jedoch nur in einem weiteren und mannigfaltigeren Kreise entfalten. Es muß demnach zwischen der allgemeinen großen Einheit und der engen Grenze der Freundschaft eine Mittelsphäre geben, welche in kleineren Verbindungen den Conflikt der Wünsche und Meinungen hervorruft. Es ist dies gleichsam ein durchaus nothwendiger Zwischenzustand der Genossenschaft und Vertraulichkeit, und etwas durchaus Verschiedenes von dem, was man gewöhnlich Studentenverbindungen zu nennen pflegt, da diese eine nicht immer vortheilhafte Vermischung der allgemeinen Einheit und des hier gemeinten Wechselverkehres vorstellen. Die engeren Kreise, die wir vielmehr im Sinne haben, besitzen nichts Gildenmäßiges, und können nach Belieben eben so schnell zusammentreten, wie sich auflösen. Sie mögen aus vier, acht, zwölf Individuen bestehen, und werden selten eine Zahl von zwanzig erreichen oder übersteigen. Es ist eine freie, ganz unbeengte Einheit, wie sie ja auch im Leben unter Gleichgesinnten der verschiedensten Stände sich zu bilden pflegt. Auch kann der Einzelne mit Leichtigkeit aus dem einen Kreis in den andern übertreten, ohne daß es nur eine Notifikation oder etwas ihr Aehnliches bedürfte. Denn es sollen diese natürlichen Fluktuationen des Umganges gleichsam nichts als ein ideales Bild des Lebens darstellen, um für dasselbe wie für sich selbst Gewandtheit des Geistes und freundliche Duldung jeglicher Selbstständigkeit zu lehren. Es fragt sich jetzt nur, was den eigentlichen Kern solchen geselligen Verkehres zu bilden haben wird?

Hier ist denn die erste Antwort, welche gegeben werden muß, eine sehr leichte. Neben der Freiheit ist es ja die Erkenntniß, deren Natur den zweiten Brennpunkt des akademischen Lebens ausmacht. Der Hauptkern daher, um den sich der Verkehr unserer freieren Verbindungen bewegen muß, kann nichts Anderes sein, als die Wissenschaft, und wieder die Wissenschaft. Zwar wollen wir hier nicht in absoluter Weise dem das Wort reden, was unter dem Namen wissenschaftlicher Kränzchen unter den Studierenden im Schwange zu sein pflegt. Denn obgleich auch eine solche Einrichtung manches Gute haben mag, so liegt doch die Gefahr einer zu großen Häufung sehr nahe, und kann in Folge

hievon ziemlich nachtheilig auf den ernsten Fleiß des Einzelnen einwirken. Auch können in solcher Weise nur zu leicht Schwätzer herangebildet werden. Aber zu allen Zeiten wird das menschliche Geschlecht von sehr wichtigen und zwar principiellen Fragen bewegt. Ihrer Berücksichtigung kann sich kein strebender junger Mann entziehen, um so mehr, da Derartiges gerade für den Jüngling den entschiedensten Reiz besitzt. Ueberdies entstehen für den angehenden Jünger höherer Wissenschaft noch eine große Anzahl anderer principieller Fragen, welche die Geschichte oft schon lange überwunden hat. Denn wie das Kind im Mutterleibe eine ganze Reihe von Thierstufen zu durchlaufen hat, so muß jeder Jüngling in kurzen gewaltigen Zügen die ganze ideelle Seite der Weltgeschichte durchlaufen, bis er endlich auf dem Höhenpunkte der Gegenwart anlangt. Für solchen nachholenden Weg haben aber sehr häufig die vollendeteren und abgeschlosseneren Männer den lebendigen Sinn verloren. Dem jungen akademischen Bürger bleibt daher nur die Wahl offen, solch' wichtigen Prozeß innerlicher Entwicklung entweder stillschweigend für sich zu durchkämpfen und dabei den Gefahren der mannigfaltigsten Verirrungen ausgesetzt zu sein, oder denselben in lebendigster Gegenwirkung mit den Genossen seiner eigenen Zustände zu durchlaufen und zu durchsprechen. Das Letztere ist offenbar das Räthlichere und Gesegnetste von diesen beiden Bahnen. Denn der mehr als doppelte, ja unzählige Gegensatz, der sich hiebei entwickeln wird, ist unendlich geeignet, jede keimende Einseitigkeit aus ihren verborgenen und egoistischen Schlupfwinkeln aufzujagen. Ziehen wir hiebei noch die natürliche Eigenschaft des Jünglings in Betracht, vermittelst deren sein innerlicher Drang immer nach Außen ringt, und den dialektischen Streit mit einer gewissen Wollust aufsucht, so ist es offenbar, wie die lebendigen jungen Geister der akademischen Bürger an ihren Wissenschaften einen wahrhaft unversiegbaren Stoff des regsten Wechselverkehres besitzen.

Aber so unergründlich diese Gegenstände auch sein mögen, dennoch sind sie nicht hinreichend, den intellektuellen Trieb des Jünglings allein zu beschäftigen. Der jugendliche Geist liebt die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, und kann es sich nicht versagen, das Vielheitliche und Verschiedenartige zum Vorwurf seiner Be-

trachtungen und Beschäftigungen zu machen. Auch ist die letzte Höhe der Wissenschaft und ihrer prinzipiellen Momente zu ernst und streng, als daß derjenige, welcher noch so sehr auf die Heiterkeit des Lebens angewiesen ist, immer mit Lust auf jenen äußersten Höhen verweilen sollte, deren eben so scharfe wie reine Luft nur zu leicht den Athem zu versetzen weiß. Es ist daher natürlich, daß der junge Mann während seines Aufenthaltes auf der Hochschule neben dem Wahren des Ideellen auch dessen Schönes zu gewinnen strebt. Das zarte Leben der Kunst, und namentlich in ihr edlerer Lektüre, fesselt demnach in diesen Jahren vor Allem den strebenden Geist, und derjenige würde es mit der studierenden Jugend nicht wohl meinen, welcher ihr das, was unter dem allerdings zweideutig gewordenen Namen der Belletristik bekannt ist, verweigern wollte. Um so besser und lebendiger fühlt und denkt da freilich der für sie, welcher ihr die Beschäftigung mit solchen Dingen mit einer gewissen besorgten und ängstlichen Miene anräth. Denn gerade die größten und hervorragendsten Dichter aller Zeiten müssen mit Strenge und Urtheil genossen werden. So reizend und leicht die Lektüre schöngeistiger Werke auch eingenommen werden zu können scheint, so bedarf gerade sie beim Genusse des höchsten Ernstes, da in ihr eine Essentifikation des ganzen Lebens geboten wird. Wenn Shakespeare, Göthe, Byron den Geist nicht wirklich stärken, so werden sie ihn unfehlbar schwächen. Unter allen Dingen, welche die Welt bietet, ist die Kunst ihre höchste Blüthe. Sie ist daher ein Wein, und ein Wein der edelsten und ältesten Gattung. Jeder gesteht es zu, daß ein solcher ebenso eine Organisation aufzehren und vernichten, wie er dieselbe steigern und auferbauen kann. Dennoch haben die nichtsdestoweniger Unrecht, welche mit der Gefahr auch den unberechenbaren Nutzen entfernt wissen wollen. Denn wäre sodann nicht auch die Beschäftigung mit der Wissenschaft zu untersagen? Nein, ein Jüngling, der auf der Universität die Kunst nicht liebt oder selbst verschmäht, begeht ein Majestätsverbrechen an sich und an seinem Beruf. Je höher eine Stellung, von desto größeren Gefahren wird sie natürlicher Weise umdroht, und ein großer Geist, der sich nicht zum Halbgott entwickelt, wird fast unfehlbar zum Schurken werden müssen. Es ist daher eben so schwach, wie

lächerlich, der Jugend die Beschäftigung mit der Kunst entziehen oder entleiden zu wollen. Ein Solcher schilt das Unwetter und in ihm den, der es am Himmel heraufführt, weil es neben dem unendlichen Segen, welchen es der Gesammtheit bringt, auch das Haus und das Kornfeld des Einzelnen vernichtet. Wir kennen daher für die akademischen Jünglinge nichts Ersprießlicheres, als wenn sie, von den strengeren Wettkämpfen ihrer wissenschaftlichen Gegenstände ermüdet, sich den leichteren und heiteren künstlerischen Genüssen ergeben, und hier unter Lachen und Scherzen ein Geschäft betreiben, welches nur die fröhlichere, aber um nichts leichtere Kehrseite ihres eigentlichen Berufes vorstellt. Es ist gut, daß es neben diesem nur scheinbar oberflächlichen und leichtsinnigeren Objekte noch dritte Dinge gibt, deren Natur eine noch harmlosere Bewegung und Erregung in sich enthält. Dies sind denn die weiteren Gegenstände, denen wir uns jetzt zuzuwenden haben.

Ist nämlich selbst der gereiftere Mann neben seiner geistigen Existenz noch eine leibliche, so daß er sich dieser letzteren Anforderungen und Bedürfnissen kaum oder nur auf eigene Gefahr hin entziehen kann, so ist das Gleiche in noch gesteigerterem Maaße auch bei dem Jüngling der Fall. Denn nicht allein in seinem Geiste findet ein unermüdliches Ebben und Fluthen statt, auch alle seine leiblichen Kräfte sind einem steten Drange nach Außen hingegeben. Man erkennt dieses ja schon daran, daß es dem jungen Mann fast unmöglich ist, je lebhafter seine Natur, längere Zeit in jener bewegungslosen Ruhe aller Glieder auszuharren, welche höheren Jahren so natürlich ist. Es kann daher nicht anders sein, als daß der akademische Bürger neben dem fortgesetzten Ernste seiner wissenschaftlichen Hauptbeschäftigung durch die wechselseitige Kampf-Dialektik intellektueller und künstlerischer Gespräche nicht völlig befriedigt und gesättigt werden kann. Vielmehr muß er seiner Natur nach auch eine leibliche Erregung und Uebung begehren, die dem ungestümen Thatendrange seiner jugendlichen Kräfte wenigstens theilweise Ermattung und Genüge gewährt. Auch scheint jener alle Bedürfnisse des Jünglings berücksichtigende Geist, welcher über der Errichtung der Hochschulen gewaltet hat, selbst diese Seite der leiblichen Existenz mit Absicht seiner Auf-

merkſamkeit für werth gehalten zu haben, indem es ein alter Brauch iſt, zufolge deſſen an jeder Hochſchule Gelegenheit zur Erlernung der Reit-, Fecht- und Tanzkunſt geboten wird: — ritterliche Uebungen, deren Natur dem Chevalereſken akademiſchen Weſens vollkommen zu entſprechen ſcheint. Ja, wenn wir dieſe drei Künſte (um ſie nur ſo zu nennen) genauer ins Auge faſſen, ſo könnte man faſt an eine verborgene Intention glauben, die gerade zu ihrer Wahl getrieben hat. Wie es nämlich im Geiſtigen der Fall iſt, ſo iſt auch im Leiblichen der Thätigkeitsdrang der Jugend mit einer gewiſſen Unbeholfenheit und Ungelenkigkeit behaftet, die, wenn ſie nicht überwunden werden, dem Manne ſpäter in ſeiner bürgerlichen Exiſteuz manche unangenehme Beſchämung zuziehen können. Denn jede, namentlich bedeutſame Handlung will eine Form der Erſcheinung haben, und ihre höchſte Verwirklichung wird ihr natürlich nur durch das Relief, welches die Perſon des Handelnden ihr zu geben verſteht. Es iſt daher nothwendig, daß der heftige Drang junger Leiblichkeit nach Außen die Kraft der Selbſtbeherrſchung gewinne; doppelt nothwendig bei denen, deren geiſtiger Bildung die höchſten Funktionen des bürgerlichen und ſittlichen Lebens anvertraut werden ſollen. Faſſen wir aber nun unſere drei genannten Künſte unter dieſem Geſichtspunkt ins Auge, ſo ſcheint neben ihnen nichts ausfindig gemacht werden zu können, was außer geſunder Kraft noch ſo viel Gewandtheit und Leichtigkeit erfordert, wie ſie. Leichtigkeit und Gewandtheit ſind aber die direkten Gegenſätze aller formloſen Kraftäußerung. In ihnen drückt ſich daher hauptſächlich der Charakter jener Selbſtbeherrſchung aus, welche dem geiſtig Gebildeten auch für die Erſcheinung ſeiner Leiblichkeit zu wünſchen iſt. Ja ſelbſt dieſes umſchreibt nicht einmal allein die Bedeutung gerade der drei genannten Künſte; vielmehr ſcheint in ihrer Wahl noch eine ganz beſondere Syſtematik zu herrſchen, die gleichfalls der Erwähnung nicht ganz unwerth iſt. Wie nämlich die Fechtkunſt vor Allem den Obertheil des Leibes mit ächter Mäßigung ſeiner Kräfte begabt, ſo daß einige wenige ſichere Bewegungen in Verbindung mit großer Ruhe des Leibes vollkommenen Schutz gegen jeglichen Angriff zu geben vermögen, ſo iſt es offenbar, daß die Kunſt des Reitens das Gleiche für die unteren Theile des

menschlichen Leibes zu leisten vermag. Denn auch hier kann die ruhige Handhabung völliger Herrschaft über die eigenen Glieder das muthigste Thier selbst schwächerem Vermögen unterwerfen. Was aber diese beiden Künste mit ziemlicher Vereinzelung und Einseitigkeit zu Stande bringen, das verbindet die Tanzkunst wie zu höherer Synthesis, da sie es ist, welche die Gesammtherrschaft über die ganze Leiblichkeit in ihrer völligen Einheit hervorbringt, und eine schöne Sicherheit der leichtesten Bewegung in Anspruch nimmt. Es ist demnach mit diesen Künsten dem akademischen Jüngling nicht nur Befriedigung eines durchaus gültigen Bedürfnisses geboten, sondern sie ist ihm auch in einer Weise geboten, die im schönsten und ebenmäßigsten Verhältniß zu seinem hohen geistigen Berufe steht. Nichts wird an ihm vernachlässigt, überall stellt sich ihm eine Sphäre von, des Freien allein würdigen, Uebungen dar, und es ist ihm ein Kreis von Thätigkeiten eröffnet, die jetzt bereits fast mehr als hinreichend seine Zeit in Anspruch nehmen können. Auch sind gerade die letzten drei Punkte von einer Art, daß sie entschiedene Feinde der Vereinzelung genannt werden müssen, und ihren wahren Werth erst durch fröhliche Genossenschaft gewinnen.

Hier ist denn nun auch der Ort, einer Sache Erwähnung zu thun, die gerade in neuester Zeit wieder in lebhafte Anregung gebracht worden ist. Wir meinen die Turnkunst, und sind keineswegs geneigt, uns ihren entschiedenen Gegnern zuzugesellen, obgleich es unter ihnen auch solche gibt, die nicht ohne alle Billigkeit zu verfahren scheinen. Es ist wahr, daß derjenige, welcher sich derartigen Uebungen ergibt, manchen Gefahren nicht ausgesetzt ist, welche den allzugroßen Freund des Fechtens, Reitens und des Tanzens bedrohen. Ebenso kann nicht geläugnet werden, daß der Turner leichter in jener Frische und kindlichen Unbefangenheit erhalten wird, die gerade zu unseren Zeiten der Jugend so häufig zu mangeln scheinen. Endlich muß man auch zugestehen, daß durch diese Kunst in den Jünglingen jene Wanderlust und ein Trieb zum Leben in und mit der Natur erzeugt und erhalten wird, wodurch die im Drucke der bürgerlichen Existenz oft so sehr niedergehaltene Natur von Zeit zu Zeit ein so lebendiges Aufathmen, eine so kräftige Erneuerung erfahren kann. Indeß darf man auch

nicht jene Nachtheile aus dem Auge verlieren, welche die Geschichte der Turnplätze noch überall zu Tage gefördert hat. Unter diesen steht nun eine den Turnern sehr oft eigenthümliche Stimmung des Geistes oben an, die wir kaum mit einem anderen Namen als dem eines gewissen Bauernstolzes bezeichnen können. Es ist ein blinder Trotz der Kraft, der sich niemals weisen lassen will und alle Gründe der Einsicht in der Ueberzeugung eigner Vortrefflichkeit und der rechten Mitte geflissentlich überhört. Es ähnelt dieser Zustand des Geistes einem gleichfalls nicht seltenen einseitigen Pietismus, den wir wohl von der Kraft ächter Ascetik und dem Tiefsinn eines gründlichen Mysticismus zu unterscheiden wissen. Kurz dieser geschilderte Stolz erzeugt Leute, welche für die eindringlichen Motive feinerer Begründung nach und nach völlig unzugänglich werden. Dies führt uns aber alsobald auf den zweiten Hauptnachtheil gewöhnlicher Turner-Leidenschaftlichkeit, und es besteht dieser in nichts als in einem tief verborgenen Vandalismus der erkennenden Natur. Wo es eines ebenso liebevollen wie zartnervigen Eingehens auf die potenzirteren Wechselverhältnisse der Dinge und Zustände bedarf, da zerreißt der Turner sehr häufig das gegliedertste Gewebe mit der unmotivirtesten Apodiktik, und ohne Zerhauen weiß er keinen Knoten zu lösen. Jede paustrende Rücksichtnahme schilt er Feigheit und Sentimentalität. Vor Allem läßt er selten der Kunst, wenn sie an Ungeschlachtheit nicht ihm selbst gleicht, der Philosophie fast niemals Gerechtigkeit widerfahren. Es ist bekannt, was der durch seine ganze Naturanlage auf die höchste Feinheit der Modification gestellte Göthe unter den Angriffen derartig Gesinnter hat erfahren müssen. Auch darf nicht übersehen werden, daß wenn sich einmal des leidenschaftlichen Turners ein Strom geistiger Tiefe bemächtigt, er immer entweder von einer einseitigen Schwärmerei ergriffen wird, oder auch das höhere Leben der Verhältnisse in einen trockenen Kategorieenzwang einzuführen geneigt ist. Aus alle dem geht nun für uns als Schlußresultat hervor, daß in der Seele des Turners sich leicht ein fanatischer Haß gegen alle höheren Formen einzunisten pflegt und von ihm nur der natürliche Drang derber Unmittelbarkeit als Wahrheit anerkannt wird. Aber eben weil in dieser Wendung seiner Stimmung auch eine gewisse Berechtigung und Begründung

liegt, so hat sich der Studierende, der sich solchen Uebungen geneigt fühlt, doppelt zu hüten, nicht einer Richtung zu verfallen, die seinem höheren wissenschaftlichen Beruf feindlich gesinnt ist, weil Wissenschaft und Form in sehr vieler Rücksicht als identische Begriffe bezeichnet werden müssen. Es turne daher der akademische Jüngling, wenn er will, immerhin, und füge den feineren Aeußerungen von Kraft und Gewandtheit, wie sie die von uns geschilderten drei Künste lehren, auch die derberen Uebungen und Schwünge der Turnkunst bei. Nur hüte er sich, durch solche Entwicklungsschule selbst der roheren Leiblichkeit seinem ganzen Zustand eine Richtung zu geben, welche die Kraft der äußeren Erscheinung als Zweck an sich betrachtet und demnach ihre Stellung als kräftige Basis für das höhere Geistesleben völlig zu mißkennen anhebt. Wer mit Feinheit des Geistes die gymnastischen Uebungen der Griechen ins Auge faßt, der wird leicht zu entdecken vermögen, wie bei diesem merkwürdigen Volke Witz, Erkenntniß und Schönheitsgefühl auf's innigste mit den Kämpfen und Schwingungen der leiblichen Organismen gepaart waren. Wenigstens glauben wir kaum, daß unsere Turnkunst, wie ihre Entwicklung jetzt steht, jemals einen Pindar begeistern oder hervorrufen werde.

Wir könnten jetzt den Gegenstand dieser Vorlesung für völlig erschöpft und abgeschlossen betrachten. Denn wir haben gezeigt, welch' eine unerschöpfliche Fülle von Objekten existirt, denen gegenüber die studierenden Jünglinge eine hinreichende Entfaltungssphäre aller ihrer freundschaftlichen und geselligen Bedürfnisse zu finden vermögen; ja es hat sich für uns sogar die Thatsache geltend gemacht, daß alle von uns dargelegten Punkte nicht blos in richtiger Coordination nebeneinander stehen, sondern vielmehr einen Rhythmus und eine Systematik bilden, welche mit dem von uns gegebenen Begriff des akademischen Bürgers so sehr übereinstimmen, daß sie beinahe wie aus ihm hervorgegangen zu sein scheinen. Dennoch ist es uns noch nicht gestattet, hier abzubrechen. Denn da es neben den von uns geschilderten Momenten des geselligen Verkehres unter den Studierenden noch andere gibt, deren Art und Weise wir nicht so völlig zu billigen vermögen, so scheint es mir Pflicht zu sein, auch die wesentlichsten dieser letzteren hervorzuheben und einer kurzen Besprechung zu unterwerfen. Es sind

deren aber zwei: — das Kartenspiel und eine Gattung des physischen Genusses. Wir beginnen mit dem ersteren.

Hier müssen wir uns denn vor Allem gegen die Annahme verwahren, als wenn wir als absolute Gegner aller Unterhaltung mit Karten aufzutreten gedächten. Vielmehr glauben wir, daß dieselbe auf gewissen Standpunkten nicht nur ein erlaubtes, sondern sogar nothwendiges Zerstreuungsmittel abgeben könne. Die größten und geistigsten Männer haben gespielt, und von Kant ist es allgemein bekannt, daß er sich nur hiedurch von dem fortwährenden Gestalten seiner geistigen Conceptionen abziehen konnte. Indeß müssen wir gleich hier am Anfang bekennen, wie es unsre Ansicht sei, daß nur fertige Männer im Allgemeinen sich ohne Schaden einer derartigen Erholung hingeben können. Denn nur sie dürfen solche Lücken des Daseins empfinden, welche einen Mann wie Hamann veranlassen konnten, sich einen „Liebhaber der Langenweile" zu nennen. Wer nämlich einen abgeschlossenen Standpunkt innerlicher Ansicht und Erkenntniß erreicht hat, der fühlt am meisten und allein in wahrer Weise die immerhin vorhandene Beschränkung menschlicher Denkfähigkeit. Gegen eine solche Mauer arbeitet er anfänglich unermüdlich an, bis er endlich unter vielen Kämpfen und schweren Empfindungen sich bescheiden lernt. Hiedurch aber wird es immer geschehen, daß sich über seine ganze geistige Stellung eine Wolke stillen Ernstes und trüber Melancholie verbreitet, die ihm einen tiefen Eindruck von der Monotonie des Lebens zu seiner gewöhnlichen Stimmung erheben wird. Auch brauchen wir nur Männer wie Lessing, Winkelmann und Lichtenberg zu betrachten, um von unserem Satze die lebendigste Ueberzeugung zu gewinnen. Nun aber hat jeder Mann, der dem von uns geschilderten gleicht, von seinen Kämpfen her, einen unauslöschlichen Trieb zu fortgesetzten Constellationen des Geistes. Er kann es sich daher nicht versagen, dieselben bis zur eigenen Erschöpfung immer von neuem zu beginnen. Auch haben alle anderen Dinge für ihn nothwendig ihre Reize verloren. Folglich wird er allein einer Erholung Reiz abgewinnen können, welche ihm fortwährend neue Constellationen neuer Möglichkeiten vorspielt und sich dabei doch enthält, die tiefsten Interessen seines Gemüthes in Aufregung zu versetzen. Dieses leisten aber blos die feineren

und komplicirteren Kartenspiele. Es ist daher ganz natürlich, daß oft gerade die geistigst erregten Männer nach einem solchen Zeitvertreib greifen, welcher ihnen die tiefe Wunde ihres Gemüthes ebenso vorhält wie vergessen macht. So wahr nun dieses ist, so selten wird auch eine derartige Stimmung bei Jünglingen möglich sein, die noch immer im Werden sind, folglich von solch' realem Zustande innerlicher Trübheit keine Ahnung haben. Vielmehr kann für sie der Hauptreiz des Kartenspieles allein in dem wohlthuenden Gefühle leidenschaftlicher Erregung liegen, und zu frühes Kartenspiel kann daher nur zur Folge haben, die Berechtigung zu einem späteren für immer abzuschneiden. Ja daß es überhaupt Leute gibt, welche das Kartenspiel an sich für unrecht halten, hat allein seinen Grund darin, weil solche vor Allem beständig das Unheil im Auge haben, welches allerdings in der Welt durch das Spiel erzeugt wird. Wir könnten daher nicht mit gutem Gewissen den Satz aussprechen, daß das Kartenspiel eine heilbringende Unterhaltung akademischer Jünglinge sei, obgleich wir uns auch hier gegen allen unverständigen Rigorismus verwahren müssen, der ja doch nur überall das Gegentheil von dem hervorruft, was er beabsichtigt hat. — Wir gehen jetzt zu unserem letzten Punkte über, der uns eines Wortes nicht unwerth zu sein scheint. Er bezieht sich auf den Genuß spiritueller Getränke, sowie aller geistigen Reizmittel.

Auch hier würde es ein unnützes Bestreben sein, absolut gegen ihren Gebrauch auftreten zu wollen. Vielmehr scheint der studierende Jüngling so viele geistige Kräfte zu verzehren, daß ein mäßiger Genuß spiritueller Flüssigkeit nach manchen Erfahrungen sogar komplementarisch zu wirken vermag. Eben so wenig gedenken wir auch jenes rohe Uebermaaß einer Berücksichtigung zu würdigen, dessen nothwendige Folgen seine natürlichen Richter sind. Allein auf jenen raffinirten Mißbrauch wollen wir unseren Blick richten, welcher eine mangelnde oder versagende Geistigkeit durch spirituellen Zuschuß zu steigern sucht. Es ist wahr, wer sich Derartiges erlaubt, verfehlt, wenigstens für einige Zeit, seine Absicht niemals. Aber selbst wenn er sie auch in späterer Zukunft nicht verfehlen würde, so sollte er doch bedenken, daß alle Produktion des Geistes eine durchaus gesunde sein muß, wenn sie von Dauer und Wirkung sein soll.

Gesundheit aber und Reiz widersprechen sich kontradiktorisch. Bis auf einen gewissen Punkt sündigt daher ein so Gesinnter beständig gegen seine eigenen Zwecke, besonders aber im Falle er ein Jüngling ist, da bei einem solchen doch stets ein gewisses Uebermaaß von Kräften vorausgesetzt werden muß. Denn wenn eine derartige künstliche Steigerung überhaupt einmal gestattet sein könnte, so dürfte dies allein bei einem alternden Manne sein, der sich bewußt wäre, seiner Gegenwart noch vieles bieten zu können, sich aber daran durch eine steigende Abnahme seiner Kräfte verhindert sähe. Jedoch wäre selbst bei einem Solchen ein Versuch dieser Art noch immer etwas sehr Problematisches, und vermöchte allein durch den Erfolg in etwas gerechtfertigt zu werden.

Dies wäre es denn, was wir über den freundschaftlichen und geselligen Verkehr der Studierenden untereinander zu sagen gehabt hätten. Wir werden jetzt durch die Anordnung unseres Zusammenhanges auf die Art und Weise der Lösung geführt, welche akademische Jünglinge den bei ihrem Wechselverkehr hervortretenden Conflikten und Störungen angedeihen zu lassen pflegen.

Fünfte Vorlesung.

Vom Duell.

A.

Meine Herrn! Wir haben in unsrer letzten Stunde die freundlichen Verhältnisse betrachtet, in welchen die auf die gleiche Würde begründeten, um denselben Begriff geschaarten akademischen Jünglinge zu einander stehen und stehen sollen. Wir haben die innerlichen wie die äußerlichen Erholungen und Freuden geschildert, deren Wesen dem Charakter des Studierenden zu entsprechen, und jene anderen, deren Natur solchen Charakter aufzuheben scheint. Heute liegt es uns nun ob, die Verfahrungsweise anzudeuten, welche zu beobachten ist, wenn durch irgend welche Veranlassungen sich unter den akademischen Bürgern Conflikte geltend gemacht haben, und die Möglichkeit eines guten Vernehmens völlig aufzuheben drohen. Hier ist es mir denn nun sehr erwünscht, schon durch den Inhalt unserer dritten Vorlesung auf den allgemeinen Charakter jenes aus den Studierenden gewählten Ausschusses von Censoren geführt worden zu sein, dessen specielle Thätigkeit sich in Beziehung auf etwaige Conflikte ganz besonders zu entwickeln haben wird. Daß nämlich der akademische Bürger nur eine moralische Stellung habe, — dieser uns schon so oft wichtig gewordene Satz, ist auch hier unser nothwendiger Ausgangspunkt. In der Gliederung der Wirklichkeit demnach ohne alle Stellung, hat der studierende Jüngling Nichts eifriger zu betreiben, als das: sich immer als ein Individuum zu betragen, dessen Selbstständigkeit eine nur durch Erkenntniß autorisirte ist. Was aber da für den Einzelnen von Wichtigkeit ist, das ist dieses noch viel mehr für

die Gesammtheit der akademischen Corporation. Denn wie würdig auch der Einzelne sich zu gestalten bestrebt ist, was vermag er gegen die Masse, wenn diese aus der Stellung weicht, welche allein die Studierenden auch nach Außen hin zu Etwas zu machen, also mit der Würde einer erscheinenden Haltung zu bekleiden im Stande ist! Jener Ausschuß von Censoren hat demnach die Aufgabe, durch seine anerkannte Autorität die gesammten Jünglinge einer Universität auf der Höhe ihrer geistigen Stellung und somit ihres Berufes zu erhalten. Seine nur durch moralische Energie unterstützten Aussprüche werden im Stande sein, Folgen zu erwirken, deren sich weder polizeiliches noch kriminelles Einschreiten zu rühmen vermag.

Könnte nun ein derartiges Censorat (sit venia verbo!) schon im Allgemeinen die gesegnetste Wirksamkeit ausüben, wie vermöchte es sich erst in jenen Fällen zu bethätigen, in welchen bedenkliche Conflikte zu den betrübendsten Crisen führen können? Dies ist der Punkt, der hier einer ganz speciellen Berücksichtigung unterliegt und unterliegen muß.

Wenn nämlich schon da, wo die Würde eines Amtes das Ungenügende des Individuums deckt und mehr als einmal decken zu müssen Ursache genug hat, Verletzungen der Persönlichkeit entschiedene Katastrophen nöthig zu machen scheinen, wie sehr müssen da erst Ausbrüche drohen, wo die Ehre allein an der Meinung hängt, die über das Individuum gehegt wird? Nun ist überdies die Jugend an sich schon der entzündlichste Stoff. Es ist daher mehr als natürlich, daß der nach Außen durch gar kein Verhältniß der bürgerlichen Dignität geschützte akademische Jüngling Alles überall auf einen letzten Wurf zu setzen fast genöthigt ist. Denn seine Würde ist ja, wie wir wissen, eine tief innerliche, und folglich im höchsten Sinne unantastbare. Für jede kleine Befleckung dieser seiner Würde kann ihm daher allein die vollständigste Genugthuung Befriedigung gewähren.

Zwischen Individuen wirkt ein unsichtbares Gesetz von Anziehung und Abstoßung. Von dem ganz auf Erkenntniß gestellten Studierenden muß gefordert werden, daß er sich seinem akademischen Mitbürger gegenüber alsogleich bewußt werde, daß (wenn es nämlich der Fall ist) eine vorhandene Abneigung gegen denselben

in ihm schlummere. In diesem Falle ist es seinem erkennenden Charakter gemäß, ein derartiges Individuum zu meiden, ja, wenn es nöthig ist, selbst zu fliehen. Denn jede im Bewußtsein solcher Abneigung verlebte Stunde ist geeignet, nicht allenfalls nur den Gegensatz zum Ausbruche zu bringen, sondern selbst die Gemüther bis dahin zu verleiten, den Gegensatz muthwillig hervorzulocken. Es ist ein nur zu eigenthümlicher Charakterzug der menschlichen Natur, gerade ihr Tiefst-Verborgenes oft am unvermitteltsten plötzlich herauszukehren.

Immer indeß wird auch die größte Vorsicht nicht jedes Zusammentreffen verhüten können. Schon die beständig auf's lebendigste nach Außen wirkende Kraft der Jugend muß zu Collisionen führen. Hier ist es denn die Aufgabe unseres öffentlich anerkannten Censorates, einen Ausspruch zur allgemeinen Kenntniß und Geltung zu bringen, der über die bei demselben anhängige Sache in der Art entscheide, daß der Beleidiger so lange an einer Suspension seiner akademischen Rechte leidet, bis er durch irgend eine öffentliche Erklärung auch selbst die von ihm ausgegangene Beeinträchtigung seines akademischen Mitbürgers von diesem weggenommen erklärt. Je öffentlicher, feierlicher und sittlich unangefochtener die Stellung des Censorates ist, um so erstaunlichere Wirkungen werden seine Aussprüche hervorzubringen vermögen. Die Form ist auch hier ein Gleichgültiges. Das in richtiger Weise gewahrte Wesen versteht sich mit jeder, selbst der schlechtesten Fixirung des Aeußerlichen zu finden.

Aber leider sind wir von solch' edlem Auskunftsmittel noch weit entfernt. Da bisher alle Ehrengerichte nur von außen her aufgedrungenes Wesen, oder geheime Winkelwirthschaft waren, so hat es bis jetzt der akademische Bürger noch immer vorgezogen, sich mit der blanken Waffe Recht zu verschaffen. Denn selbst unter dem rohesten Aeußern hat jeder Studierende noch immer so viel moralischen Instinkt für seine auf Erkenntniß basirte Freiheit, daß ihm nie ein Ehrengericht oder diesem Aehnliches genügen wird, so lange noch irgend etwas Zweideutiges oder Zweifelhaftes an dessen Constitution haftet. — Was ist nun von dieser Waffe der Selbsthülfe zu halten? —

Hier werden nun Jene am wenigsten zum Ziel zu kommen

vermögen, welche dem Studierenden alsogleich mit den Schlagwörtern der Dummheit, der Rohheit und des Verbrechens begegnen. Zwar ist nicht zu leugnen, daß im Duelle etwas von Absurdität und plumper Kraft zu finden ist. Auch mag sich Leichtsinn oder Rachsucht hie und da bis zu solcher Höhe steigern, daß die denselben verbundene Unsittlichkeit ein Vergehen höherer Ordnung genannt zu werden verdient. Es ist aber ebensowenig zu läugnen, daß in dieser Institution etwas von geheimem Verstande und von gesunder Energie enthalten ist, und sich daher in einer Weise Bahn zu brechen versteht, gegen welche alles das auch nicht das geringste vermag, was nur von Ferne einer leeren Deklamation zu gleichen scheint. Wir wollen diese anwesende Antinomie vom Begriffe des akademischen Bürgers aus zu lösen suchen.

Freiheit und Erkenntniß bilden die Grundlagen im Begriff des studierenden Jünglings. Derartige Kräfte sollen aber nothwendiger Weise ihren Besitzer auf eine Stufe versetzen, auf welcher er ebensowenig zu beleidigen, wie beleidigt zu werden im Stande ist. Da nun Ehre und Würde durch solche immaterielle Mächte getragen werden, in deren Wesen eine hohe Unverletzlichkeit gewissermaßen den Grundstoff ihrer Existenz bildet, so scheint es allerdings absurd, wie ein gegen äußerliche Rohheit durchaus Unverletzlicher diese Rohheit auf so gewaltsame Weise von sich zurückweisen könne? Aber solche immaterielle Mächte wie Freiheit und Erkenntniß sind eben auch unsichtbare. Ihr Besitzer weiß wohl, daß sein einsichtsvollerer Mitbesitzer ihn allenfalls für nicht befleckt ansieht. Aber dem Nicht-Besitzer oder unverständigen Besitzer gegenüber hat er nicht die gleiche, ja fast gar keine Garantie. Es scheint ihm daher fast nothwendig, durch eine forcirte Gewaltthat den Schatz seiner geistigen Immanenz zu offenbaren wie zu rächen. Dieß ist indeß noch nicht genug. Freiheit und Erkenntniß, wie Ehre und Würde sind zugleich auch so ätherische Güter, daß nicht immer zu wissen, wenigstens nicht zu messen ist, ob nur ihr Aeußeres oder ob nicht auch etwa ihr Inneres angegriffen wurde. Und dies ist denn auch der Grund, warum der durch Erkenntniß Freie so ungezügelt rachedurstig sein kann. In einer für ihn so hochwichtigen Sache will er lieber zu viel gethan haben, als nur den geringsten Anschein einer ihn befleckenden Gleichgültigkeit

gegen seine tiefsten moralischen Interessen tragen. Steigen wir aber nur noch eine Stufe höher, und auch dieser Widerspruch wird sich lösen. Wie Freiheit und Erkenntniß, wie Ehre und Würde, so ist auch der Geist ein ätherisches Wesen. Aber vermag er nicht auch ein Stahlhartes zu sein? Entwickelt sich nicht oft gerade aus der höchsten Güte und Milde heraus die Hartnäckigkeit eines Widerstandes, welche leichter vernichtet als gebrochen werden kann? Hat nicht Brutus befohlen, daß sich der Nacken seiner Söhne unter das Beil des Henkers beuge? Ja, vermag nicht selbst die Liebe als Liebe hart zu sein! Kann demnach der zarte luftige Geist wie von Stein erscheinen, wie sollte dies der Ehre des durch Erkenntniß Freien unmöglich werden? Wer die wahre letzte Würde des erkennenden Selbstständigen besitzt, dessen Werth vermag zwar verfinstert, er vermag aber nicht ausgelöscht zu werden. Vielmehr wird er sich nach der kürzesten Beeinträchtigung nur um so glänzender wieder herstellen müssen. Auch sage Niemand, daß sich hinter eine scheinbar so großartige Passivität leicht eine niedrige Gesinnung verbergen werde. Denn das muß ein elender Jüngling sein, bei dem es nicht augenblicklich zu unterscheiden ist, ob seine Feigheit flieht, oder ob seine Größe verachtet.

Aber leider ist es nicht die zärtliche Sorgfalt für Ehre und Würde allein, was dem Zweikampf seine Nahrung gibt. Es ist ein mehrfach starrer Egoismus, der sich nicht brechen lassen will. Es liegt eine Lockspeise für den Hochmuth darin, sich etwas zuzusprechen, was scheinbar an das Außerordentliche grenzt. Es kitzelt, auf jener Messerschneide hinzuwandeln, welche Adel und Frevel trennt. Auch ist es eine Wollust des Stolzes, trotz dem daß eine Sache an den Aberwitz streift, auf ihrer Güte wie auf ihrer Folgerichtigkeit beharren zu wollen. Es scheint fast, als ob die Festigkeit, mit der der Egoismus für den Zweikampf ficht, Virtuosität in der Sophistik des Eigensinnes genannt werden müsse.

Doch wenn es nur dies allein wäre! Es knüpft sich aber etwas an den Zweikampf, was noch höher auf der Leiter raffinirter moralischer Verirrungen steht. Es liegt in jeder menschlichen Brust ein unbeugsamer Zug tief versteckter Tyrannei. Je

mehr wir lächeln, je mehr der bleiche Ernst der Ruhe von der Stirne weicht, je mehr wir für Andere dazusein heucheln, während wir nur von einigen unserer Ansprüche lassen, um andere desto hartnäckiger behaupten zu können, — desto unauflöslicher ist unser eigenstes Wesen an eine starrsinnige Herrschsucht geknüpft, die mit liebloser Ruhe den Bruder sich zu Füßen winden sehen könnte, wenn Solches nur unbemerkt möglich wäre.

Es mag sonderbar klingen, aber es gibt eine Folgerichtigkeit, die entsetzlich ist, und diese Folgerichtigkeit ist die der Tyrannei. Ist dem aber so, wie könnte es da auffallen, daß solche Tyrannei in enger Beziehung zu dem Blutdurste steht? Denn da sie entschlossen ist, sich selbst bis auf das Aeußerste durchzusetzen, so ist es natürlich, daß sie vor Nichts zurückbeben und daher Alles zu fällen streben werde, was sich auf ihrem Wege ihr entgegenzustellen geneigt scheint. Im Gegentheile, es verräth sogar die edlere Natur, wenn die Tyrannei des innersten Gemüthes sich ohne viele Mittelglieder unmittelbar zur unbewußten Blutlust steigert, so sonderbar dies auch klingen möge. Denn allzu viele Bedenklichkeit charakterisirt nur zu oft das Wesen des Schurken. Es mögen ebensoviel Verbrechen kraft überdachter Büberei unterblieben, als kraft einer gewissen leichtsinnigen Güte begangen worden sein. Wenn aber die ungezügelte, jedoch noch immer naive Tyrannei so überstürzt zum Aeußersten führt, wie bis in das innerste Mark der Seele eingreifend muß auch der Schmerz plötzlich geheilter Verblendung sein? So heftig die Leidenschaft des Blut suchenden Triebes ist, so kalt besonnen macht der Anblick des vergossenen Blutes. „Wie sein fließendes Blut, sagt Beaumarchais von Clavigo, all die glühende Rache meines Herzens auslöscht! — wie mit seinem wegfliehenden Leben meine Wuth verschwindet"! — Mit welch' herzzerreißendem Klange mögen von den Lippen des fast unfreiwilligen Mörders die Worte tönen: „Stirb, ich vergebe dir!" —

Wenn ich, meine Herrn, zufolge dieser Entwicklungen, den sich zum Zweikampf Stellenden mit ironischem, ich möchte sagen, mit begrifflich kaltem Blute betrachten wollte, so scheint er mir etwas vom Seiltänzer an sich zu haben. Wie dieser gewöhnlich fast mehr um eines unbestimmten Gelüstens, als um des Gewinnes

willen, sein Seil von Haus zu Haus spannt und mit unheimlicher Lust es empfindet, wie er gleichsam auf den Augen der Menge seine Sprünge vollführt, so scheint es mir, als wenn jenes stille Begehren gegen den ruhigen Verlauf eines vernünftigen Gesetzes und Daseins — ein Begehren, das in uns Allen schlummert — im Zweikampf und namentlich im Zweikampf akademischer Jünglinge sich bis auf die Spitze frevelhafter Widersinnigkeit fortgesetzt habe. Es möchte daher die Behauptung nicht allzu parador klingen, daß jene höchste Spannung aller Lebenskräfte um eines Nichts willen, wohl geeignet sein möchte, nicht etwa einen Schwachsinnigen, sondern gerade den die Widersinnigkeit solchen Verhältnisses bis auf den Boden Fühlenden in den Abgrund des Wahnsinns zu stürzen. Wenigstens gehört der ganze Leichtsinn der Jugend dazu, das Excentrische des Zweikampfs nicht nur tagtäglich erneuern, sondern eine solche Erneuerung noch überdieß ganz in der Ordnung finden zu wollen.

Ich weiß kaum mehr, akademische Jünglinge, wie ich es nach alle dem anfangen sollte, Euch noch energischer aufzufordern, daß Ihr doch endlich eine Sitte verlassen möget, die nothwendiger Weise im direkten Gegensatze stehen muß mit der gesunden Natürlichkeit Eures Urtheils wie Eurer Gefühle. Ich will Euch deßhalb nicht aufrufen, daß Ihr doch nicht Eure Vernunft gefangen nehmen lassen möget unter die Sklaverei überkommener Gebräuche. Nur Muth möchte ich Euch einflößen, damit Ihr kühn aller Beredtsamkeit die Spitze bieten könnt, mit der viele Eurer akademischen Mitbürger Euch die offenbare Widersinnigkeit aufbürden werden, die nur auf jener Seite gefunden werden kann, welche den Edelsinn Eures ungestümen Andringens unwiderruflich zurückweist. Denn wenn dies Letztere auch da noch mit einigem Rechte geschehen könnte, wo untergeordnete und äußerliche Beweggründe gegen eine Sitte, wie die des Zweikampfes ist, zum Wesen und Kern der Polemik erhoben werden, so muß die Möglichkeit eines solchen Verfahrens doch unseren Angriffen gegenüber völlig verstummen, die wir alle jene Beweise haben fallen lassen, welche von nur rein moralischen oder bürgerlichen Gesichtspunkten abgeleitet werden können, allein auf jene uns stützend, die dem nun zur Genüge entwickelten Begriffe des akademischen Bürgers und dem in Folge

hievon diesem letzteren so eigenthümlichen Adel einer wahrhaft freien Existenz entquellen. Ist dem aber so, ist in dieser Weise dem Studierenden von seinem eignen Standpunkt aus das Unakademische eines seiner Gebräuche entwickelt und dargelegt worden, so müßte er in der That selbst auf seinen Charakter als eines akademischen Bürgers verzichtet haben, wenn er auch dann noch auf dem, nun erkannten, Irrthum zu beharren fortführe.

Sechste Vorlesung.

Vom Duell.

B.

Meine Herrn! Obgleich wir in unsrer vorigen Stunde sehr viel Wesentliches, ja das Wesentlichste von dem, was den Studierenden zum Duell bestimmen und von ihm abhalten kann, über dasselbe vorgebracht haben, so sind uns doch noch einige Punkte zur Seite liegen geblieben, welche geeignet sind, den Zweikampf theils sittlich, wie rationell noch näher zu umschreiben, theils über einige Seiten näheren Aufschluß zu geben, von denen aus die Fortdauer des Zweikampfes sogar in Schutz genommen werden könnte, und wirklich in Schutz genommen worden ist. Mit den diesen letzten Punkt betreffenden Betrachtungen wollen wir heute unseren Anfang machen.

Es haben sich nämlich manche Männer, deren Name ebenso bedeutend wie ihr Geist ist, mehr oder weniger zu Gunsten des Zweikampfes ausgesprochen. Unter ihnen steht, wie man hört, Jakob Grimm oben an. Wenn die historische Schule bedeutende Geisteskräfte zu ihren Anhängern zählt, so mag Grimm wohl als der Fürst der Historischen betrachtet werden. Es ist daher kaum zu verwundern, daß ein Mann, der so tief im Mark der Geschichte gewühlt hat, die Geschichte als das Rechtfertigende des Zweikampfes herbeigeholt hat. Es leben, denkt er, in unserer Gegenwart, mehr oder minder verändert, noch manche Gebräuche urgermanischer Zeit fort, welche, wie auf unsre Zeit gebrachte alte Denkmäler, verehrt zu werden verdienen. Denn alte Sitten wirken

wie Stützpunkte der Nationen gegen das hereinbrechende Schlechte. Unter solchen über die Fluth der Zeiten herübergeretteten Gebräuchen steht nun der Zweikampf oben an.

Hiergegen ist nun vor Allem Folgendes zu bemerken. Alles, was Historisches über das Duell vorgebracht werden kann, ist gut und nütze, wenn es sich allein um Würdigung und Beurtheilung des Zweikampfes an sich handelt. Augenblicklich aber müssen die Prämissen anders gestellt werden, wenn es sich um Beibehaltung des Duelles dreht. Ohne Zweifel ist das Historische eine große Macht. Nimmer kann ich aber das Historische hochschätzen, nur weil es Historisches ist. Vielmehr hat für mich der Werth des Geschichtlichen darin seinen Grund, daß ich in ihm ehrwürdige Reste eines Urverstandes erkenne, daß ich den großartigen Instinkt meiner Vordern höher anschlage, als die winzige Klügelei einer mit Spitzfindigkeit überfruchteten Gegenwart, ja, daß ich in Einrichtungen der Vergangenheit Grundlagen finde, welche, weniger durch ihre Kinder, als durch die Natur der Verhältnisse selbst gelegt sind. Aber eben weil dies Alles einen, wenn auch noch so hochstehenden, Zufall nicht aus-, sondern vielmehr einschließt, so glaube ich nicht zu irren, daß die Kühnheit der ersten germanischen Geschlechter, ja des gesammten Menschengeschlechtes von einer Keckheit der Barbarei keineswegs freizusprechen ist. Auch wird kaum geläugnet werden können, daß gerade alles das, was sich auf Gottesurtheil und Blutrache bezieht, am entschiedensten an solch' übermüthiger Keckheit und einem ihr eng verbundenen Aberglauben Theil genommen habe. Da mag es denn sein, daß in einer sittlich völlig verkleinlichten Zeit solch ein barbarischer Brauch, wie das Duell, völlige Zersplitterung des moralischen Gefühles noch aufzuhalten vermag, — solch eine Zeit müßte indessen an sittlicher Niedrigkeit und geistiger Zerbröckelung der Zeit der späteren römischen Kaiser gleichen. Es wäre aber Verrath an unsrer germanischen Gegenwart, sie bereits so über alles Maaß niedrig gestellt zu erklären. Denn das wird doch Niemand glauben wollen, daß ein Zug, wie das Duell ist, als mögliches Schutzmittel für spätere Zeiten gleichsam gehegt und gepflegt werden müsse. Führt doch unser Deutschland in Friede und Ordnung lieber auf altgermanische Selbstständigkeit zurück. In ihr liegt der beste Lebenstrank nie alternder Jugend

verborgen, denn sie allein ist das Princip der Evolution, in dessen Wesen es liegt, das Erstorbene abzustoßen und durch einen neuen Keim des Lebens zu ersetzen. In einem jener Briefe an Jakobi, in welchen Hamann des ersteren Woldemar beurtheilt, meint der letztere: „Das Höchste sei zwar, feinste Cultur mit der ungebrochenen Freiheit des Wilden zu gepaaren, nur möchte eine solche Vergesellschaftung auf Schwierigkeiten stoßen, welche ihre Möglichkeit fast nothwendiger Weise wieder aufheben müßte". Der Zweikampf im Bunde mit unsrer Cultur reimt sich wie unsre Tracht zur altgermanischen Keule.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß es Fälle geben möge, in welchen der Ausbruch eines Zweikampfes fast zur physischen Nothwendigkeit geworden ist. Wo jahrelange Liebe sich plötzlich in Haß verkehrt hat, wo ein fast unglaublicher Treuebruch alle Gefühle des Verletzten zu dem wildesten Strudel entfesselter Leidenschaftlichkeit aufgewirbelt hat, kurz wo eine kräftige aber in Harmlosigkeit hinlebende Natur plötzlich einen Abgrund in sich aufgedeckt findet, von dessen Anwesenheit sie früher selbst gar keine Ahnung besessen hat, — da mag die Seele von einem Sturme ergriffen werden, der sie wie eine Windsbraut einem nichtgewollten Ziele zuschleudert, da mag sie von einem Rachegefühl durchdrungen werden, das, wie man von Verbrechern oder Wahnsinnigen gehört hat, alle Gegenstände, auf welche das Auge fällt, mit Blut umrändert. Was aber einen, seiner Natur nach seltenen Fall, ohne ihn deßhalb zu rechtfertigen, entschuldigt, das vermag doch in keiner Weise als normgebend aufgestellt zu werden, ja dies vermöchte sogar eher gegen als für das Duell zu sprechen. Denn fast scheint in einem so äußersten Falle Erdolchung natürlicher als Zweikampf zu sein. Der Zweikampf wirkt Unrecht verhüllend: selbst dies möchte nicht einen der geringsten Gründe gegen die Unsitte des Duelles abgeben.

Was aber auch Grimm für den Zweikampf aufbringen mag, dies gilt überhaupt nur von der Gattung desselben. Die Art, wie das Duell unter Studenten auftritt, steht damit in gar keiner Beziehung. Denn abgesehen davon, daß die Brust eines Jünglings am seltensten Veranlassung zu solch einem Leidenschaftssturme empfinden mag, wie wir oben geschildert haben, so würde,

selbst wenn einmal solch ein Fall einträte, ein derartiger Zweikampf nicht als ein solcher angesehen werden können, welchen dieser Jüngling als akademischer Bürger auszufechten hätte. Mächtige Leidenschaftsentwickelung vernichtet alle Grade der Stellung und des Alters. Sie tritt allein zu dem nur Menschlichen in Beziehung. Sollte es daher Männer gegeben haben, welche dem Zweikampf als einem Institut für Studierende das Wort gesprochen, so müßten sie sich auf andere Gründe stützen, als die, deren sich Jakob Grimm bedient hat. Dies ist denn allerdings auch geschehen. Henrich Steffens hat das Duell der Studierenden für eine nicht zu vermeidende Nothwendigkeit erklärt, weil ohne dasselbe rohere Schläge den Verkehr der Studierenden zu sehr entwerthen würden. Es ist dies allerdings ein Grund, dem der Schein der Bedeutsamkeit nicht abgesprochen werden kann. Dagegen möchte denn fürs Erste eingewendet werden, daß also die Möglichkeit einer unverhältnißmäßig größeren Gefahr gegen eine geringere Möglichkeit schützen solle. Es ist zwar wahr, daß allerdings oft ein Mensch sterben müsse, damit nicht das ganze Volk verderbe. Dies geschieht aber in jedem Falle ein Mal. Es ist die Frage, ob fortlaufend immer Einer und Einer und Einer sterben müsse, damit Was abgewendet werde? — nicht der Untergang eines Volkes, sondern nur eine mögliche Entartung der Studierenden. Und hält denn überdies der Zweikampf die Schläge in Wahrheit von den Studierenden fern? Es ist Thatsache, daß dem nicht so ist. Indeß ist dieses noch nicht einmal genug. Denn es ist ebenfalls Thatsache, daß das Duell nur zu etwas sublimeren Schlägen geworden ist. Soll demnach das Duell zu einem wahren Schutzmittel gegen gemeinere Reaktionen werden, so müßte sein Ziel immer der Tod der einen Partei sein. Oder, frage ich, haben dies die Studierenden nicht zu allen Zeiten gefühlt, wenn sie sich gegen mildere Weisen des Duelles sträubten? Wird aber auf diese Weise jedes mildere Duell nur zu einer etwas verfeinerten Gemeinheit, wenn es nicht völlig als eine kindische Spiegelfechterei auftreten soll, so muß um so lauter die Stimme gegen dasselbe erhoben werden. Denn alsdann liegt noch gesteigertere Täuschung in ihm. Der Studierende glaubt, besser zu sein, als er ist. Und welch größeren Feind wahrer Verbesserung gibt es, als den Glauben,

daß bereits eine gewisse Höhe erreicht sei. Nein, tretet zu den Studierenden, bietet ihnen die Hand, macht sie zu Männern, welche, durch euch zur wahren Erkenntniß gesteigert, im Duell eine tiefe Entwürdigung akademischer Jünglinge erblicken, so wird das von uns geschilderte öffentliche Censorat bald Platz greifen, und die beste Garantie gegen jede Möglichkeit von anderer Seite herein brechender Gemeinheit gewähren.

Was wir hier nun Steffens gegenüber geäußert haben, das gilt auch jenen (namentlich unter den Studierenden selbst), welche das Duell im Allgemeinen als einen Halt des Studentenlebens und namentlich existirender Verbindungen betrachtet wissen wollen. Denn, von allem Uebrigen abgesehen, so kann diese Meinung nur dann einen wahrhaften Sinn besitzen, wenn unter denjenigen, welchen das Duell eben diesen Halt bieten soll, nur die Schwächeren, Geringeren, Roheren aller Studierenden, wie einzelner Verbindungen verstanden werden. Welch ein Eingeständniß ist dies aber von Seite der Besseren! Erklären sie damit nicht sich selbst für unfähig, den Sauerteig der niedereren Masse zu bilden? Sie, deren Kraft den Haltpunkt, das Steigerungsmittel der Schwächeren abgeben sollte, sie wollen einen anders woher als aus ihrer Kraft genommenen Zaum anwenden, das ihren höheren Absichten Widerstrebende in die nothwendigen Schranken zurückzudämmen? Auch hier muß noch einmal auf jenes universelle Censorat der Studierenden hingewiesen werden. Seine Kraft kann allein das Bändigungsmittel der Gemeinheit werden. Was kann es nützen, selbst verschaffte Gerechtigkeit zu geben und zu nehmen? Wenn aber wie eine Essenz aller und sonderlich der besten Studierenden die feierliche öffentliche Erklärung abgibt, daß Diesem durch seinen akademischen Mitbürger die Ehre nicht genommen, Jenem aber durch feierliche Uebereinstimmung aller seiner Genossen entzogen sei, — ich frage, ob es irgend ein anderes Vernichtungsmittel des Gemeinen geben kann, wenn dieses nicht wirkt? Sonderlich aber müßte diejenige engere Studentenverbindung geradezu verachtet werden, welche durch nichts Anderes als durch den Zweikampf ihre Masse zu zügeln vermöchte. Wer da weiß, welche feine Mittel der Zucht einem engeren Kreise von Studierenden zu Gebote stehen, der wird alle moralische Kraft aus einem solchen Kreise

verschwunden glauben, wenn dieser jene ideelleren Mittel nicht mehr in Wirksamkeit zu setzen vermag. Ueberhaupt ist ja die ganze Würde des Studierenden eine ideelle, und wird daher zu einer fiktiven, wenn sie ihre Idealität nicht durch homogene Mittel schützen kann.

Nach alle dem wäre von der Wirklichkeit nur noch ein Grund herzunehmen, der zwar nicht für den Zweikampf, aber doch gegen die Möglichkeit seiner Abschaffung spräche. Es ließe sich nämlich sagen: „Mit Allem, was man unternimmt, muß ein Anfang gemacht werden. Nun läßt sich nicht erwarten, daß auf irgend einer Universität die gesammte Masse der Studierenden der neuen Ordnung sogleich beifallen wird. Folglich wird sich ein Zwiespalt ergeben, und die geringe Zahl der gegen das Duell Gestimmten wird so wenig durchdringen können, daß vielmehr die entgegengesetzte Partei nur um so hartnäckiger den alten Mißbrauch durchzusetzen suchen wird". Aber fürs Erste: wer gibt Brief und Siegel darauf, daß die das Aechte wollende Minorität nicht durchdringen werde? Nicht nur der Geist, selbst das Organische ist das der Masse nach Schwächere, als die bruta tellus. Dennoch ist ein Proceß vorhanden, welcher unausgesetzt das Anorganische zu organisiren sucht; dennoch gelingen diese Bestrebungen, und dem Todten entwinden sich tausend Keime des Lebens. So auch in der Geschichte. Von wem ist immer der Enthusiasmus ausgegangen, welcher dann und wann die Massen zu erregen begann, — von wem, wenn nicht von der überraschendsten Minderzahl, von einer Kraft des Geistes, die häufig nur durch zwei oder drei Männer vertreten war? Wir dürfen nur wollen. Im Willen, im stillen, unausgesetzten Willen, liegt eine überraschende Allmacht verborgen. Könnte ich zwölf wahrhaft Wollende unter den Studierenden finden, ich wollte so gewiß die Masse der Nichtwollenden bewegen, als dieß den Aposteln des Herrn möglich war. Der ist ein Feiger, welcher gegen die Realisirung des Guten keinen anderen Grund als die Kraft der Trägheit aufzubringen vermag. Und überdieß ist in dem vorliegenden Falle die Masse nicht einmal so übelwollend und widerstrebend. Gegen die sonstige Mehrheit der Menschen gehalten ist selbst der schlechte Student noch gut. Es liegt in ihm ein nur verschütteter, nicht ausgerotteter Keim des

Rechten. Für die Guten ist es demnach beinahe Schande, daß sie als Studenten den Studenten nicht zu fassen verstehen.

Da nun dem aber so ist, so würde es leicht sein, das Duell zu vernichten, wenn nicht noch etwas Anderes in den Studierenden läge, was der Abschaffung des Duelles widerstrebte. So unglaublich es scheinen mag, dieses Etwas ist selbst bei denen unter den Studierenden vorhanden, welche sonst gegen das Duell aufzutreten pflegen. Auch sie würden einen geheimen Schmerz empfinden, wenn wenigstens Andere nicht mehr den Zweikampf übten. Was ist nun dieses Etwas? Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß es eine Selbstüberhebung der Besseren sei, oder gar die Furcht, sich nicht mehr genug gegen die Anderen hervorzuheben, wenn diese vom Zweikampf abließen. Es ist vielmehr eine geheime Freude an der Einzigkeit des Duelles, wie es unter den Studierenden gebräuchlich ist, oder, was im Ganzen dasselbe ist, eine Bewunderung des Chevalieresken am Duell.

In irgend etwas chevaleresk sein zu wollen, ist ächt germanische Natur. Schon die Art, wie die alten Germanen weissagende Frauen, wie zum Beispiel eine Velleda, verehrten, war Chevalierie. Worin besteht nun der Geist des Ritterlichen? In einem Mißverhältniß zwischen Mittel und Zweck. Darin, daß man aus einer gewissen angebornen Urbanität dem Geringeren eine höhere Würdigung angedeihen läßt, als es verdient, da ja die Möglichkeit wäre, daß es dennoch einer höheren Werthschätzung würdig wäre. Es liegt demnach etwas Religiöses in der Ritterlichkeit. Treibt man nun die Verehrung gegen ein religiöses Moment über alle Schranken hinaus, so kann daraus etwas an das Absurde Streifendes, ja selbst ein Burleskes werden, — wie es denn burlesk war, wenn sich die alten Ritter von ihren Damen an einem Bande leiten ließen. So sehr aber eine Sache auch absurd oder burlesk sein mag, es liegt noch immer etwas Großes in ihr, wenn ihre Wurzel groß war. Dies ist der Fall mit dem Duell. Dies ist der Grund, warum Alles, was Student heißt, mit einer geheimen Liebe am Zweikampfe hängt. Um eines Nichts willen Alles zu wagen, — dies ist der Stolz, mit welchem der Studierende auf den Zweikampf blickt. Das Duell des deutschen Studenten ist der Schwertertanz der nackten spartanischen Jünglinge. Und in der That, es wäre

schwer diesem Wagniß des Höchsten um einer Nichtigkeit willen beizukommen, wenn es eben nicht ein Wagniß des Höchsten um eines Nichts willen wäre. Das Leben ist die höchste Sinnlichkeit, die wir besitzen. Es ist allerdings wahr, daß das kleinste geistige Gut höher steht, als diese Sinnlichkeit. Nur muß dieses geistige Gut in der That ein solches sein. Aber es gibt auch Afterbilder, ja Fratzengebilde des Geistigen. Ein solches ist alle nur auf Schein gegründete Ehre. Frevel aber ist es, das Höchste der Sinnlichkeit an ein Geistiges zu setzen, das nur Schein, also kein Geistiges, sondern nur ein Gespenst ist. Und dies allein ist noch nicht genug. Wenn wir unser Leben an irgend eine Sache setzen, so ist das keine geringe Erregung unseres Gemüthes. Alle Leidenschaften, alle Kräfte werden aus der Tiefe unsrer Brust heraufbeschworen; denn der Mensch liebt sein Leben. Jegliche leidenschaftliche Erregung ist aber eine Abnützung geistiger Energie. Nun ist aber uns für dies Leben nur ein gewisser Stoff geistiger Substanzialität gegeben. Folglich müssen wir sparsam mit diesem Vorrathe umgehen, und ihn nur da auf's Spiel setzen, wo es eine Sache verlangt, die des Aufwandes werth ist. Nun aber bietet das Leben des Mannes tausend würdige Gelegenheiten zur Erregung der tiefsten Leidenschaften. Demnach hat der Jüngling Ursache genug, seinen, anfangs unerschöpflich scheinenden, Schatz an Kräften zu schonen. Er kann demnach einen Frevel, ja ein Verbrechen begehen, wenn er diesen Abgrund sittlicher Fähigkeiten verschleudert. „Jedes Geschöpf, sagt Aristoteles, ist nach dem Genusse traurig.“ Leidenschaftliche Erregung aber ist der höchste Genuß. Welche Traurigkeit muß diesem folgen, wenn sogar vielleicht der Schmerz um ein gemordetes Leben ihn bis zum Ingrimm gegen die eigene Persönlichkeit zu steigern bereit ist! Wenigstens wird jeder Offene, der einmal Spitze gegen Spitze seinem Bruder gegenübergestanden ist, gerne zugestehen, daß Mattigkeit und Wehmuth, welche nach dem erregenden Momente folgten, gleich groß gewesen seien.

Meine Herrn! Ich habe Alles aufgeboten, was in meinen Geisteskräften stand, in möglichster Kürze Gründe gegen den Zweikampf wie Möglichkeiten für seine Abschaffung Ihnen aufzuzeigen. Auch wird mir dafür in diesem Augenblick das beruhigende Gefühl

daß mein Gewissen jeder etwa drohenden Crisis gegenüber frei geworden ist. Wird Jeder von Ihnen das Gleiche zur Befreiung seiner geistigen Innerlichkeit thun, dann bin ich überzeugt, daß die letzte Stunde des Zweikampfes geschlagen habe.

C.

Beilage.

Hier möge denn als etwaige Ergänzung des über den Zweikampf Geäußerten eine Ansprache folgen, welche der Verfasser vor nun zwei Jahren an die Studierenden Erlangens ausgehen ließ, als sich der betrübende Fall ereignet hatte, daß ein hoffnungsvoller junger Mann im Zweikampf gefallen war. Vielleicht vermag der eine oder der andere in den beiden Vorlesungen geäußerte Gedanke durch die Wendungen dieser Rede eine noch feinere Modifikation zu gewinnen.

Jeder, der über einen Gegenstand des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Geschichte zu schreiben unternimmt, wird mit Recht von dieser Oeffentlichkeit gefragt, welche Berechtigung ihn zu seinen Worten treibe, und ob es überhaupt in seinem Berufe liege, den Vorkämpfer irgend einer Ueberzeugung zu machen.

Auch dem, welcher jetzt an Euch, ihr akademischen Jünglinge, das Wort richtet über einen Vorfall, dessen Schrecklichkeit in so kurzer Pause wiedergekehrt ist, — auch diesem kann eine solche Frage vorgelegt werden. Was treibt dich, wird man sprechen, was treibt dich zur Rede, da so viele Männer schweigen? Ist es nicht genug, daß der Prediger seine Klage ertönen läßt? Muß zu seiner Rede, welche heilige Rechte vertritt, auch noch ein Wort von anderen Standpunkten hinzugefügt werden, von Standpunkten, welche noch niemals ein befriedigendes Wort über das entsetzliche

Problem des Zweikampfes zu sagen wußten? Was vermagst du, so tönen hundert Stimmen, was vermagst du auf alle diese Fragen zu antworten?

Ich sage: Weniges, aber doch Genügendes. — Es gibt überhaupt einen doppelten Beruf: den einen, welcher von Außen seine Forderungen an den Geist stellt; den anderen, welcher von Innen drängt und nicht schweigen läßt. Wenn ich sage, daß ich als Lehrer nicht theilnehmen mag an der Verantwortlichkeit einer Handlungsweise, welche die dringende Noth des Augenblicks nicht frühe genug überstanden wissen kann, um desto sicherer in den alten Schlaf der Behaglichkeit zurücksinken zu dürfen, — wer wird mir dann noch in bedeutungsvoller Sache den Beruf der Sprache streitig zu machen wagen?

Meine akademischen Freunde! — Wir stehen an einem Grabe! — Es mag schmerzlich sein, wenn ein Mann unter der Last und Bürde seines Berufes und im Kampfe mit den widerstreitendsten Elementen dem Tode unterliegt. Betrübender noch mag es sein, wenn ein höherer Geist, indem es ihn drängt, den Umfang seiner eingeborenen Begabung zu überbieten, der Erschöpfung anheimfällt und mit ihr wie durch sie vom Leben scheidet. Ein Schauder mag uns erbeben machen, wenn am Tage der Schlacht Tausende von Leichen das Wahlfeld decken und eine ganze Fülle unendlicher Leben wie in einem Nu vernichtet uns entgegentritt. Aber so schmerzlich, so betrübend, so schaudererregend das Alles auch sein mag, — Eines tröstet nicht nur, Eines erhebt nicht nur über alle Schrecken des Todes: dies Eine reicht sogar hin, uns im Tode aller dieser Leben einen wahren Triumph erkennen zu lassen. Was ist dies Eine? — Ich will es Euch sagen, akademische Freunde! Dies Eine ist, daß sie Alle um einer Sache willen gestorben sind! — Die Last des Berufs oder die dringende Pflicht des Augenblickes hat sie dahingerissen in der Fülle ihrer Jahre.

Das Leben ist kein Spiel! — Wir sind zu einem Zwecke geboren. Der Selbstmord wäre kein Verbrechen, wenn das Leben ziellos wäre. Schmerz begrüßt uns, sobald wir geworden. So wie wir heranwachsen und fortschreiten, steigert sich die Last der Widersprüche, die uns entgegenwirken. Da entbrennt unsre Kraft. Bis wir mit Stumpf und Stiel aufgebraucht sind, währt

unſer Widerſtand. Das hat der Schöpfer bei allen Hinderniſſen, die uns in den Weg treten, als ſeine Abſicht gewollt, daß wir durch ſie zur völligen Entwicklung unſeres Vermögens heranreifen und als volle Garben in die Grube fahren. Nur wer in der That ſeines Berufes ſtirbt, nur der iſt wohl geſtorben.

Was aber hat den in die Grube gebracht, um den alle unſere Gemüther trauern? War auch er eine volle Frucht geworden, die vom Baume des Lebens unſer aller Mutter, der Erde, in den Schoos fiel? — Ein erhabenes Loos iſt ihm wahrlich geworden, wenn er eines ſolchen Todes geſtorben iſt.

Die Ehre iſt ein großes Gut. Es muß ſich allerdings lohnen, für ſie den herben Wermuthbecher des Todes zu leeren. Was aber iſt Ehre? Es iſt des freien Mannes würdig, beſtimmt zu wiſſen, wofür er ſein Leben in die Schanze ſchlägt. Keine Wirkſamkeit iſt ohne Ehre möglich: — das ſcheint der erſte Begriff zu ſein, welchen alle mit der Ehre verbinden. Tod iſt beſſer als Thatloſigkeit. Ehrloſigkeit aber iſt Thatloſigkeit. Folglich ſcheinen die nicht wenig Gründe für ſich zu haben, welche den Tod ſolcher Thatloſigkeit vorziehen. Werfen wir aber nur einen Blick auf die Erfahrung des Lebens, ſo finden wir Wenige, welche ganz ohne Ehre leben. Es muß daher außerordentlich Viel dazu gehören, ſich um alle und jede Ehre wie Wirkung zu bringen. Es hat Menſchen gegeben, welche Schandthaten begingen, und von welchen nichts deſto weniger Tüchtige behauptet haben, daß ſie nicht ohne Ehre gelebt. Bei anerkannten Verbrechern war es dann und wann leichter, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, als alle Ehre von ihrer Perſönlichkeit. Es ſcheint daher ein tiefer ſittlicher Schimpf nöthig zu ſein, welcher allein uns unſre Ehre zu rauben im Stande iſt; ein Schimpf, der uns eben ſo nichtig wie niederträchtig machen muß; ein Schimpf, der uns um alle Spannkraft zu bringen hat, welche der Perſönlichkeit ſo innig verbunden iſt. Er, der Beſchimpfte, muß ihn ſelbſt anerkennen, dieſen Schimpf, ohne deſſen Rache er ſich alſobald ſelbſt aufgegeben zu haben erklären wird. — — Aber ſelbſt dann, ſelbſt in ſolchem Falle gibt es ein noch Höheres. Dies Höhere, meine akademiſchen Freunde, wäre: — Sich ſelbſt zu überwinden und durch That und Betragen zu zeigen, daß nicht nur Könige unverletzlich

sind, sondern daß Jeder, welcher ein menschlich Angesicht trägt, ein Tiefstes, Letztes, Innerstes besitzt, an das kein Fluch und kein Schlag hinzureichen vermag. Ich kann mit Koth geworfen werden und kann doch rein einhergehen. Mein Name kann am Schandpfahl prangen, und selbst dies kann große Ehre bringen. Ich vermag sogar voll Hohn und Selbstverachtung gegen mich selbst zu wüthen, und kann dadurch nur um so reicher an Ehre werden! — Was folgt aus alle dem, meine Freunde? Was Anderes, als daß die tiefste Selbsterniedrigung, die höchste Verachtung aller Menschen und die unglücklichsten Umstände in Einem Punkte zusammentreffen müßten, wenn wirklich ein Mann für immer, und zwar hoffnungslos für immer, ehrlos werden sollte.

Was aber, meine Freunde, folgt erst für jenen Fall hieraus, welcher mich veranlaßt hat, das Wort an Euch zu richten? —

Glaubt Ihr, daß Euer getödteter Bruder wirklich hoffnungslos beschimpft gewesen sei? Denkt Ihr wirklich so gering von ihm, daß es seiner Natur unmöglich gewesen wäre, durch die ihm eingeborne Würde dieser Würde scheinbare Verletzung und Erniedrigung zu bekämpfen und glorreich zu überwinden? Solltet Ihr denn in der That in dem Wahne leben, daß Jünglinge bereits so hassen könnten, daß dieser Haß nur mit Blut zu löschen wäre?

Ich liebe es, dieses Feuer der Jugend, welches bei der geringsten Befleckung seines bewußten Werthes gleich in hellen Flammen lodert. Ich bewundere jene ächte Kühnheit der Jünglinge, welche zum Spaße einer überflüssigen Stunde mit der Gefahr spielt und über das Ziel hinaus gleich nach dem Aeußersten greift. Ja selbst in jenem Uebermuthe gefällt mir Etwas, welcher sich öfter seines inneren Triebes nur dadurch entledigen kann, daß er die öffentliche Sitte bricht. Aber was liebe ich, was bewundere ich, was gefällt mir in allen diesen Erscheinungen? — Etwa die Thaten, die aus ihnen entspringen? Nein, sondern das mögliche Edle und Stoffhaltige, was ihnen zu Grunde liegt, — und daß der Jüngling, wie er kühn, so auch mild und bescheiden, wie er übermüthig, so auch gern zu jedem Eingeständnisse bereit, ja wie er frech, auch schüchtern und selbst jungfräulichen Gemüthes ist. Der Mann, welcher in der Gesellschaft lebt und seinen mühevollen Lauf läuft, geht niemals so weit, wie der Jüngling; aber er macht auch nie-

mals so viel gut. Er haßt selten so grimmig; aber er neidet und zürnt auch mehr. Alle seine Tugend ist nur zu oft ein verhaltener Groll und eine kleinliche Furcht vor dem Urtheil der Menge.

Weil Ihr nun aber so seid, wie Ihr seid, Ihr Jünglinge, und wie ich Euch geschildert habe, wie bricht mir da mein Herz vor Wehmuth und Mitgefühl, wenn ich sehe, wie Einer dem Anderen das Schwerdt durch das Herz bohrt, während das seinige bereits wieder von Liebe zu seinem Gegner überquillt und über die eigne That von Schmerz zerrissen wird! Wie muß ich staunen, daß Ihr, die Ihr noch zarte Stämme seid, deren Möglichkeit zur Einsicht noch nicht verknöchert ist, daß Ihr, die Ihr so begierig nach Neuem strebt, noch nicht den barbarischen Brauch kräftiger, doch wilder, — zwar nicht unsittlicher, aber doch unchristlicher Vorfahren gebrochen habt; — daß Ihr den kräftigen, so Herrliches versprechenden Drang Eurer jugendlichen Natur noch nicht in Bahnen gelenkt habt, durch deren Einhaltung Ihr Wissenschaft und Leben ganzer Generationen zur Wiedergeburt nöthigen könntet! Wie muß ich staunen, daß die Größe Eures Muthes und Eurer Kühnheit selbst noch nicht erschrocken ist über die Kleinheit der Ziele, die Ihr Euch vorzustecken nicht unterlassen könnt! Oder antwortet selbst: gehört nicht mehr Größe des Geistes dazu, alte Vorurtheile zu stürzen, als ihre Gräßlichkeit tagtäglich zu erneuern? Bedarf es nicht größeren Löwenmuthes, sich selbst zu bezwingen, als den, der mehr mein Feind *scheint*, als *ist*, in den Staub zu werfen? In der That, Ihr Jünglinge, es ist nicht edel von Euch, wenn Ihr Euch gar nicht belehren lassen wollt! —

Oder wollt Ihr, daß ich Geister beschwöre, um Euch zum Eingeständnisse des Unrechts und zum Dienste der Wahrheit zu zwingen? Wohlan, steigt empor, ihr zwei bleichen, blutigen Gestalten, die ihr in so kurzer Zeit als Opfer eines schrecklichen Gebrauches — nein! eines entsetzlichen Fanatismus fallen mußtet! Steigt empor, ihr, die ihr nicht die Wahrheitsliebe, aber wohl die falsche Leidenschaftlichkeit der Jugend abgelegt haben werdet, und zeugt, ob ich falsch geredet habe! — Sagt, ob ihr auf dem Felde der Ehre gefallen seid? Bejahet es, daß es der Beruf gewesen, der euch getödtet habe, — ruft es mir zu, daß ihr einem würdigen Gegenstande euer Leben geopfert, daß ihr euern letzten Seufzer

für eine große heilige Sache ausgehaucht habt! — Dann will ich schweigen, wenn auch noch nicht glauben. — Wie? — Ihr werdet noch bleicher, als Euch der Tod schon gemacht hat? Ihr schüttelt Eure Häupter und geht blutig davon? —

Ja wohl, ich weiß es: da, wo ihr weilt, kann man nicht einmal sich selbst mehr belügen.

Doch Ihr, meine akademischen Freunde, Ihr könntet noch immer Etwas thun, was jenem unglücklichen Paare (wenn anders in den Reichen, wo sie jetzt leben, den irdischen Dingen noch irgend welche Aufmerksamkeit geschenkt wird!) was ihnen den großen Trost gewähren könnte, dennoch nicht umsonst gestorben zu sein, — dennoch nicht das Leben an eine schlechte Sache gesetzt, sondern zu jenem nothwendigen Opfer gemacht zu haben, dessen es immer bedarf, wenn unser träges Geschlecht aufgerüttelt und auf neue Bahnen hingelenkt werden soll. Wenn also auch nicht um Eurer selbst willen, so thut es mindestens denen zu Liebe, welche unter Eueren überkommenen Gebräuchen gefallen sind, und bedenket, was zu Euerem Frieden dienet! — Gehet hin, und rafft Eure größeren oder kleineren Jugendkräfte zusammen! Haltet es der Mühe für werth, einer großen Sache zu Liebe Euch zu schämen und zu bekennen, daß Ihr bisher auf den Wegen des Irrthums gewandelt seid! Macht Eure Wissenschaft, dieses Feld des schönsten Triebes, der uns Menschen verliehen ist, des Erkenntnißtriebes, zum Tummelplatze Eurer jugendlichen Kühnheit! Lebt dann, wenn Euch die Arbeit ermüdet hat, in einer großen Einheit und Gemeinschaft den Uebungen freier Ritterlichkeit und edler Künste! Straft den unter Euch mit brüderlichem Geiste, der sich hinüber verirrt in den wüsten Wald ungezügelten Uebermuthes und Ehrgeizes! Stellt Ringkämpfe der Tugend an, in welchen der den Preis am ehesten gewinnt, der sich am meisten selbst bezwingt! Wollet nur wahrhaft, und es werden leicht solche Gerichte entstehen, welche bisher immer (gesteht es nur!) am Mangel Eures Willens scheiterten. Das Ehrengericht führt gewiß immer zum Ziel, in welchem der Schänder fremder Ehre auf so lange mit dem Verlust der seinigen bestraft wird, bis er solche Interdikte durch würdige Thaten eines edeln Verhaltens überwindet! Sollte dieser Weg Euch allein zu schwer werden, wohlan, so ruft Eure Lehrer auf!

Nicht daß Euch diese den Weg der Selbstständigkeit vertreten sollten, sage ich dies; — sondern sie werden Euch als Männer empfangen, wenn Ihr ihnen wie Männer, Eures Berufes würdig, entgegentretet! Beginnt mit ihnen männlich-ruhige, auf wahre Begriffe gegründete Unterhandlungen. Ein erfreuliches Resultat kann Euch dann nicht entgehen. Bald, wenn Ihr nur diesen Weg betreten habt, werdet Ihr finden, welche ungleich größere Wonne darin liegt, mit seinen Gedanken, klugen Rathschlägen und gründlichem Wollen der Ueberwindung irgend einer entgegenstehenden Wirklichkeit zu leben, als den blinden Trotz solcher Wirklichkeit bis aufs Aeußerste durchzuführen.

Zwar wird es nicht fehlen können, daß bei solchem Verhalten Euch mancher Schmerz überkommen muß, wenn Ihr bei allmähligem Fortschritte der Untersuchung und Eures eigenen Wachsthums finden werdet, wie sehr Ihr Euch so lange Zeit und auf so unbegreifliche Weise dem Irrthume ergeben hattet, in welchem Ihr ein Gut zu finden und zu besitzen glaubtet! — Aber so tief solch ein Schmerz Euch auch oft gehen wird, aus ihm werdet Ihr doch immer gerade die beste Kraft saugen, deren es bedarf, um lang eingerostetem Mißbrauche gründlich entgegenzuarbeiten. Denn einen Nutzen hat es doch immer, dem Irrthume oder dem weniger Guten verfallen gewesen zu sein, einen Nutzen zwar, mit dem der, welcher geirrt hat, sich wohl trösten, den aber niemals jener zum Deckmantel nehmen darf, welcher den Kitzel empfindet, sich in die Gefahr des Irrthums hinein zu begeben. Wenn uns nämlich das Falsche und Unwahre in die betäubende Tiefe seines Strudels mit hinabgerissen hat, dann gehen wir, wenn wir aus ihm hervorgehen, als die Erfahrenen aus ihm hervor. Alle Erfahrung aber bringt Geduld ein für den neuen Weg, schützt gegen weitere Scheinwahrheit, und theilt der Seele die höchste Unnachsichtlichkeit gegen sich selbst mit.

Meine akademischen Freunde! Es ist allerdings ein schwerer Weg, den ich Euch anrathe. Seine Schwierigkeit liegt aber weniger, als es Euch vielleicht scheinen möchte, in seinem Beginne. Die große Last der auf ihm zu übernehmenden Verbindlichkeiten wird sich Euch vielmehr erst an hundert Punkten seines Verlaufes entgegenstellen. Aber wozu hätte ich denn Eure eingeborene Jugend-

kühnheit gepriesen und aufgerufen, hätte ich mir nicht vorgesetzt, dieser ein würdiges Ziel ihrer Entfaltung anzuweisen. Wie ein großer Philosoph sich die Güte Gottes ohne seine Majestät gar nicht zu denken vermochte, so erscheint mir Kühnheit ohne Nachhaltigkeit mehr als Tolldreistigkeit, denn als Kühnheit. Der tolldreiste Krieger ist nicht der, in welchen der Feldherr sein größtes Vertrauen setzt; der ebenso ruhige als muthige, der mehr besonnene als kühne — der ist es, der ihm den Sieg verspricht. Eines Tollen ist es, planlos zu zerstören; denn dazu bedarf es freilich nur kurzer Zeit. Das Werk aber des ebenso milden als starken, des eben so losbrechenden, als zurückhaltenden Mannes ist es, einen Bau aufzuführen, dessen Absicht allein schon seine Lobrede ist.

Nicht zu einem eitelen Zwecke ist es, zu dem Ihr, akademische Jünglinge, nach der Universität wandert. Ihr habt die Schuhe des Zwanges abgestreift, damit Ihr durch Freiheit Euch vorbereitet, die zukünftigen Lenker und Pfleger Eurer Mitmenschen an Gut, Blut und Geist zu werden! — Frei seid Ihr, damit Ihr durch Freiheit Freiheit lernet, und durch reichliche Bewegung in ihrer Fülle zu jener Bildung und Stoffsammlung hindurchdringet, deren Ihr zu Eurem zukünftigen Berufe bedürft.

Welch' eine schönere Vorschule tüchtiger, zukünftiger Berufserfüllung könnte Euch da angewiesen werden, als die ist, auf deren Spur ich Euch zu leiten suche! Das Leben und Dasein des Menschengeschlechtes enthält einen wüst aufgespeicherten Stoff unendlicher Irrthümer, Vorurtheile und verkehrter Einrichtungen. Damit von unten herauf nicht die erschütternden Erdstöße der Volksumwälzung wirken, sind die Beamteten und Würdenträger eingesetzt, das Alte nach seinem Werthe theils zu erhalten, theils umzubilden. Wie könntet Ihr, meine akademischen Freunde, Euch zu Eurem zukünftigen Berufe würdiger machen, als wenn Ihr jetzt schon anfinget, die unter Euch im Schwange gehenden langjährigen Irrthümer, Vorurtheile und verkehrten Einrichtungen auszurotten, und einen eben so edeln wie großartigen Bund der Einheit zu begründen, welcher geeignet wäre, ein würdiges Modell zu allen jenen Verbesserungen abzugeben, deren Einführung dem größeren Bunde des Staates ersprießlich sein könnte! —

Ach, es ist ein großer Schmerz, der mich um Euretwillen

verzehrt, meine jungen Brüder! Wenn Einige auch unter Euch sein sollten, wie ich gewiß bin, daß sie es sind, welche sich bereit zeigen möchten, den Rath der Weisheit anzunehmen, welchen Thatsachen und Männer ihnen zurufen, so weiß ich leider auch, daß viele Stimmen das Wort scheinbar besserer Vernunft erheben und sprechen werden: „Alle Umbildung sei doch nur Traum, Schaum und Ideal.“ Und wenn es dies wäre, so sagt mir doch, Ihr, die Ihr also sprecht, aus wessen Schuld ist es denn so, wenn nicht aus Eurer?! Brecht Ihr nicht immer durch Eure so klugen und spitzfindigen Reden alle frisch aufkeimenden Knospen des Entschlusses und des Willens in den Gemüthern? Ist es nicht die Gemeinheit Eurer Gesinnung, welche nicht mehr ihre Rechnung dabei fände, wenn die Menge der Studierenden in hellen Schaaren sich zum Besseren kehrte?! Ist es nicht Eure widerlich alltägliche Zweifelsucht, welche, nur um recht klug und gewichtig erscheinen zu können, auch das leichteste auszuführende Gute immer von Neuem zu bekritteln die unheimliche Lust trägt?! Ihr aber, Ihr wenigen oder vielen Besseren, weß Namens oder Strebens Ihr sein möget, glaubet denen nicht, welche also sprechen. Glaubt überhaupt dem nie, was dem vielleicht oft dunklen aber fast immer richtigen Trieb Eurer Vernunft und Eures Gefühls mit recht augenscheinlicher Klarheit, aber auch Plattheit entgegengehalten wird! Vieles von dem, was mit viel Schein bewiesen werden kann, ist nicht nur falsch, sondern auch abscheulich; aber unendlich mehr noch von dem, was nicht oder nur mit Mühe zu beweisen ist, ist nicht nur wahr, sondern auch göttlich schön! — „Ihr sollt heilig sein; denn Ich bin heilig!“ — donnert der Gott des alten Testamentes. Und in jener die Würde des vergangenen Gesetzes bestätigenden Rede vom Berge spricht der heilige Sohn des Vaters: „Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Wer wird es wagen, wie die Heiligkeit und Vollkommenheit der ewigen Gottheit, so auch die von ihr an uns gestellten Anforderungen als unrealisirbare Träume und Ideale zu bezeichnen!

Ein weich und gläubig gestimmtes Gemüth könnte vielleicht nicht umhin, Etwas von Fügung darin zu finden, daß jene zwei schrecklichen Fälle und namentlich dieser letzte, welcher einen Jüng-

ling traf, von dem mir nicht unbekannt ist, daß er eher ein friedfertiges, als streitsuchendes Gemüth besaß, daß jene Fälle, sage ich, so nahe an das Ende des ersten Jahrhunderts fallen, welches seit der Gründung unsrer Universität verflossen ist. Es ist in neuerer Zeit gewöhnlich geworden, derartige Feste weniger durch Steigerung des innerlichen Geistes zu feiern, als vielmehr nur durch äußerliches Gepränge und leibliche Genüsse. Ja oft hat man nichts dabei gethan, als einen Leichenschmaus für einen Todten gehalten, welcher seine Phönixartige Wiedergeburt hätte begehen sollen! Es wäre eine nicht gemeine Palme, welche die Studierenden Erlangens wohl zu gewinnen sich anstrengen könnten, wenn jener gesegnete Jahrestag von ihnen durch einen Umsturz aller jener Verhältnisse und Zustände gefeiert würde, welche die höhere und innere Würde einer Akademie entstellen und ihr edleres, gesteigertes Wachsthum untergraben! — Welch' eine Wonne müßte es sein, wenn sich von jenem Tage an alle Studierende *eine* einzige große Innung zu bilden überwänden, deren Gesetze Nichts wären, als das große wechselseitige Versprechen: der Höhe des Berufes allein zu leben und die von ihm freigelassene Zeit gemeinschaftlichen Uebungen und Ergötzlichkeiten zu widmen, welche dem Charakter eines akademischen Bürgers nicht widersprächen und geeignet wären, zur höheren und gedeihlicheren Steigerung des wissenschaftlichen Berufes das ihrige beizutragen! Welch' ein Stolz würde mit Recht alsdann die Studierenden Erlangens durchdringen, wenn *sie* die Ersten gewesen wären, deren muthiger Geist es gewagt hätte, alte und unwahre Ketten zu zerreißen und mit der dadurch gewonnenen Freiheit allen deutschen Universitäten als leuchtendes Musterbild voran zu gehen! — Jene beiden Tage aber, an welchen die beiden letzten — o seliges Wort: die letzten! — unglücklichen Jünglinge im Zweikampfe gefallen sind, — Tage, welche wir jetzt zu den traurigsten wiederkehrenden Festtagen des Jahres zu zählen so viel Ursache haben, — sie würden als die Grundpfeiler der neuen Aera zu betrachten sein, von der sich die Wiedergeburt unserer, vielleicht der gesammten deutschen Universitäten herleiten würde! — Aus dem gesäeten Tode wäre das edelste Leben aufgegangen! —

Siebente Vorlesung.

Vom Verhältniß der Studierenden zu ihren Lehrern.

Meine Herrn! Nachdem wir in unseren letzten Stunden das Verhältniß der Studierenden zu einander, wie ich glaube, nach allen Seiten hin einer gründlichen Betrachtung unterworfen haben, wird es nun unsre Aufgabe sein, die Art und Weise ausfindig zu machen, nach welcher sich der Studierende allen Ständen, Individuen und Lebensstellungen gegenüber zu betragen habe. Unter allen diesen Verhältnissen steht nun das des Studierenden zu seinen Lehrern oben an; denn welche Beziehung eines jungen Mannes kann für ihn bedeutender sein, als diejenige, auf welche die Förderung seines Fortschrittes gesetzt ist. Worin daher das Bedeutende im Verhältniß des Studierenden zu seinem Lehrer bestehe, und in welcher Weise sich der Student innerhalb dieser Sphäre zu betragen habe, dieß ist der wichtige Gegenstand unsrer heutigen Versammlung. Ehe wir indeß demselben näher rücken können, wird es zuvor nöthig sein, die Frage zu beantworten, worin der Beruf des akademischen Lehrers bestehe. Denn ehe von einem Verhältnisse gehandelt werden kann, müssen erst seine Faktoren bekannt sein.

Im Ganzen sind nun eigentlich freilich viele Irrthümer und Mißverständnisse wegzuräumen, wenn es sich um die Definition des akademischen Lehrers handelt. Indessen laufen diese alle mehr oder weniger nur in eine Unwahrheit zusammen, mit deren Beiseitschaffung wir denn nun auch beginnen wollen. Man pflegt nämlich den akademischen Lehrer als einen Oberen, als einen Vorgesetzten der studierenden Jünglinge zu betrachten, und ihm irgend etwas Polizeiliches als zu seinem Begriffe gehörend unter-

zulegen. Seitdem sich nach dem Verluste der höchsten korporativen Rechte, welche die Universitäten besaßen, die Verhältnisse mit so ungeheuerem Umschwunge geändert haben, mag im Allgemeinen der Staat seine guten Gründe gehabt haben, warum er den Lehrern auch einen Charakter als Beamteten zu geben suchte. Schon daß früher die Universitäten, wenn auch nicht gerade die Lehrer, völlig freie Verwaltung und Jurisdiktion besaßen, — schon dies mag den Staat bewogen haben, unter veränderten Formen der Universitäten mehr oder weniger ihre alten Rechte zu belassen. Dem sei indeß, wie ihm wolle, so viel scheint gewiß: wenn der Lehrer einer Universität einen polizeilichen oder irgend einen andern Beamtencharakter trägt, er kann ihn nicht als Lehrer tragen. Es mag dies ein möglicher Weise Hinzukommendes sein, mit seiner höheren Stellung steht solch ein zweites Amt auch nicht in der geringsten Verbindung. Höchstens vermag ihn diese seine doppelte Bedeutung dann und wann zu einem natürlichen Vermittler befähigen. Ein Lehrer, der diese Wechselbeziehung seines doppelten Amtes mißkennt, scheint mir wenigstens falsche Begriffe von seiner Würde zu hegen.

Welches mag denn nun das eigentliche Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler sein, wodurch der Beruf des ersteren hinlänglich bezeichnet wird? Es kann kein anderes sein, als das zwischen Geselle und Meister. Es gibt keinen anderen Unterschied zwischen Professor und Student, als den Unterschied der Erkenntniß. Der Lehrer ist das Musterbild, das dem Studierenden, seinem erlangten Wesen wie den errungenen Resultaten nach, auf der Bahn des Fortschrittes vorzuleuchten hat. Der Lehrer ist demnach der erste Student. Denn wenn der Studierende mit Recht von uns ein emanzipirter Lehrling genannt wurde, der auf seine eigenen Füße gestellt, also frei gemacht, vor Allem nach der gründlichsten Durchbildung durch die gewürfeltste Erkenntniß zu ringen habe, so ist eben der Lehrer nichts als ein vollendeter Geselle, welcher die Stufe relativer Meisterschaft gewonnen hat. Sollte ihm der Glaube wachsen, untadeliger Meister geworden zu sein, so stößt er sich mit eigner Hand von der hohen Stufe seiner Würde herab. Niemand mehr, als der, welcher lehrt, hat ja die Aufgabe, immer lebendig, immer flüssig, immer auf neue Resultate erpicht zu

bleiben. Schlägt sich bei ihm daher das lebendige Wort zum erstorbenen nieder, dann ist seine ganze Erkenntniß, seine ganze Weisheit aus einem Lebenssafte zu einer morschen Ablagerung geworden, wie denn auch die physische Welt solche Prozesse aufweist. Ein bis zu solchem Punkt herabgekommener Lehrer sollte verzichten, ja verzagen, von nun an noch den Lenker eines aufblühenden Geschlechtes vorstellen zu wollen.

Ist nun aber auf diese Weise die Bedeutung, die Würde des akademischen Lehrers ein rein Innerliches, ist sie eine kräftige Hoheit der Gedanken und eine großartige Weitherzigkeit, so kann, da Inneres von außen einzuimpfen unmöglich ist, der Lehrer nicht gemacht werden. Er macht sich selbst. Er ist ein Mann, der die Höhe des Berufes, welche die Würde des Menschen fordert, vermittelst der feinsten sittlichen Gefühle erkannt und thatsächlich gemacht hat. Er stellt demnach einen Virtuosen der Menschheit vor, dessen mitfolgende Fertigkeit in irgend einer Disciplin nur die mitfolgende Consequenz seiner allgemeinen Tüchtigkeit ist. Daß aber der akademische Lehrer nicht gemacht werden könne, dies hat eine Sitte entschieden, welche seit Langem auf allen Universitäten einheimisch ist. Es ist jenes Institut, zufolge dessen jedem, der sich für fähig dazu hält, die Möglichkeit geboten wird, sich selbst zum akademischen Lehrer zu designiren. Wer in anderer Weise Professoren gewinnen will, wird nie zu seinem Ziele kommen. Er muß, wie jene Sängerin zum russischen Monarchen sagte, seine Generale singen lassen. Uebrigens braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß der Ausnahmen vorhanden sein können. Vielmehr bestätigt auch hier nur die Ausnahme die Regel: denn wird auch dann und wann ein Anderer zum Lehrer berufen, so trifft es sich doch stets, daß dies die Folge ausgezeichneter intellektueller Verdienste sein wird.

Allerdings gibt es aber noch ein Anderes, was, wenn auch nicht den Lehrer macht, doch ihn zu machen beiträgt. Dieses Andere ist der Student. Wie die Alten glaubten, daß Schullehrer ein hohes, ein ungewöhnliches Lebensalter zu erreichen vermöchten, weil sie der Anhauch der Jugend gleichsam immer frisch erhalte, so sind es die Studierenden, deren beständige Umgebung es nicht gestattet, daß das ewige Gesellenthum des Lehrers zu einer

unfruchtbaren Meisterschaft verdörre. Die Schüler, hat Niebuhr gesagt, seien die Flügel des Lehrers. Und in der That, jener Lehrer muß ein Schwächling oder noch etwas Schlimmeres sein, der nicht adlerartige Regungen verspürt, wenn er vor die nach dem Worte seines Mundes begierigen Jünglinge tritt. Es ist eine Ehre für den Lehrer, der sich selbst gemacht hat, sich durch seine Zuhörer vollenden zu lassen. Einen solchen durch doppelte Feuertaufe Berufenen wird, ja muß der Staat anerkennen, wenn er sich anders seiner hohen Stellung würdig zeigen will.

Wir können nicht umhin, noch einige feinere Bemerkungen über Stellung und Würde des Lehrers folgen zu lassen. Unter den vielen schwierigen Aufgaben desselben befindet sich eine, welche nicht seine geringste ist. Er muß in jeder Beziehung absichtslos sein. Nicht meinen wir hier eine Verirrung in niedrige und schlechte Tendenzen, sondern in jeder Beziehung muß der Lehrer frei gegen alle, auch die ideellsten Intentionen sein und bleiben. Wo der Studierende Absicht bemerkt, weicht er jedes Mal zurück. Er will immer haben, daß ihm der Lehrer ein freies, in seine Wahl gestelltes Objekt anbiete. Wie er aus freiem Antriebe anwesend ist, so verlangt er vom Lehrer, daß er mit freier Lust seine selbstständige Erkenntniß vor ihm ausströme, das Urtheil ihm überlassend. Selbst zum Guten darf der Mensch nicht gezwungen, noch weniger überredet werden. Ein Lehrer, welcher Absicht hat, wird dadurch nothwendig zum Sophisten. „Aber wie, soll denn der Lehrer nicht vom Wunsche durchdrungen sein, seinen Schülern das, was ihm selbst Wahrheit ist, auch zur Wahrheit zu machen?“ — so wird vielleicht Mancher fragen. Nein, und abermals nein, sage ich. Der Lehrer soll wünschen, daß der Schüler Wahrheit erkenne. Sein tiefstes, innerstes Bestreben muß sein, daß er das Werkzeug werde, vermittelst dessen der Schüler mehr Wahrheit erringe, als er, der Lehrer, selbst besitzt. Er ist dazu da, daß er in seinem Schüler jenen Born unendlicher Steigerung eröffne, der in jedem Menschen versiegelt liegt. Nicht seine eigene, individuelle, beschränkte Weisheit bringe er dem Jüngling bei, der vermöge einiger Charakterzüge jugendlicher Natur jede auf Unfreiheit basirte, nicht Erkenntniß, sondern nur beliebige Annahme nur mit um so unbeugsamerer Hartnäckigkeit ausbauen wird, je einseitiger die ihm

eingegossene Ueberlieferung war: Nichts Höheres vermag der Lehrer dem Schüler beizubringen, als die Methode der Wahrheit. Nachdem die durch das Weib am Brunnen von der Anwesenheit des Messias unterrichteten Samaritaner diesen mehrere Tage in ihren Mauern besessen hatten, da sagten sie zu dem sich vielleicht brüstenden Weibe: „Wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen; wir haben selbst gehöret und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland". — Und als dieser Christus selbst, ehe er das Letzte seines mühseligen Berufes erfüllte, sich noch einmal in feierlicher Rede an seinen ewigen Vater wandte, da sprach er die unsterblichen Worte: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und, den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen."

Aus dieser Absichtslosigkeit blühen die schönsten Tugenden und Eigenschaften des Lehrers hervor, welche ihn zum Liebling seiner Zuhörer zu machen vermögen. Er besitzt die höchste, einzig wahre Beredtsamkeit, jene göttliche, platonische Beredtsamkeit, welche sich die Alten an diesem ewigen Muster aller Lehrer nicht anders zu erklären vermochten, als daß die Bienen auf den Lippen des schlafenden Kindes genistet hätten. Nur der vom Interesse Freie ist wahrhaft beredt. Er feiert ja allein die Sache, deren alleinigen oder nur vollkommenen Besitz er sich anzumaßen weit entfernt ist. Nur der vom Interesse Freie vermag daher das wahre Interesse zu haben. Denn jeden Augenblick ist er bereit, sich und seine Lehre der besseren, tiefer dringenden zu opfern. Der Absichtslose besitzt allein den wahren Witz, der, wenn er sich der enthusiastischen Beredtsamkeit vermählt, das Säuseln der wahren Urbanität erzeugt. Der Absichtslose ist jeden Augenblick bereit, sich selbst in den Kauf zu geben. Wie der lose Wind über der gekräuselten Fluth, so schwebt das Lächeln der Selbstverspottung um seine Augen und auf seinen Lippen. Er ist allein der Harmlose, der Gütige, der Duldsame, der Anerkennende und fremde Fehler Bedeckende. Sieht er doch in jedem unschuldigeren Vergehen nichts als Irrthum, von dem er ja jede Stunde sich selbst befreien muß. Der absichtsvolle Lehrer dagegen ist entweder der die Schande seiner Abhängigkeit mit bewunderswürdiger Naivetät frei bekennende Sklave, oder er ist der heuchlerische Lächler, welcher den Mangel des wahren

Gehaltes durch die Form äußerlicher Humanität zu decken sucht: — es müßte denn sein, daß er auch dann und wann jenen affektirten Ernst hervorsuchte, von dem Yorick gesagt hat: „daß er ein geheimnißvolles Bestreben des Körpers sei, die Gebrechen der Seele zu verbergen". Die Brust, in welcher die Ader der Freiheit quillt, werden Solche niemals begeistern, geschweige denn betrügen können.

Jetzt erst, nachdem es uns gelungen ist, Wesen und Beruf des wahrhaftigen Lehrers zu charakterisiren, wird die Frage beantwortet werden können, welches das wahre Verhältniß des Schülers zu seinem Lehrer sei. Und wie leicht ist uns jetzt diese Frage zu beantworten. Denn quillt sie nicht aus der gegebenen Schilderung des Lehrers wie von selbst hervor? Der vom wahren Adel der Seele durchdrungene Schüler kann zu seinem Lehrer nur in einem der Gottesfurcht analogen Verhältnisse stehen: eine Furcht, die weit entfernt ist, eine sklavische Scheu zu sein. Zwei einander scheinbar widersprechende, aber sich nicht ausschließende Gefühle werden den wahren akademischen Jüngling dem wahren Lehrer gegenüber immer durchdringen: eine Mischung der höchsten Hochhaltung, ja nach Umständen selbst der höchsten Verehrung, und der Zuthulichkeit des innigsten Vertrauens. Besitzt hiebei der Lehrer nur in Etwas die Gabe des milden Scherzes, so wird er das Spannende dieses Verhältnisses zu der Atmosphäre einer rücksichtsvollen Wechselseitigkeit aufzulösen verstehen. Was man vielleicht umsonst durch polizeiliche Stellung der Lehrer herbeiführen möchte, daß diese nämlich zu den beaufsichtigenden Richtern der Studierenden werden, dies wird bei solch richtigem Verhältniß der wahre Lehrer als Schiedsrichter selbst vorstellen. Bei allen Zweifelfällen wird der Studierende zuerst zu ihm eilen, er wird seine Handlungen erst dann für autorisirt ansehen, wenn sie der Lehrer gebilligt hat, und würde selbst in Gefahr gerathen, dem Lehrer gegenüber in eine bedenkliche Abhängigkeit zu verfallen, wenn dieser nicht als Meister in Freiheit und Erkenntniß den nach ihm hinaufschauenden Jüngling auf die Stufe selbstständiger Mannheit zu erheben verstünde. Was überhaupt der Lehrer seinem Schüler zu sein vermöge, das hat uns Plato in seinem Dialoge Theages (pag. 130, A—E) mit anschaulicher Herrlichkeit vorgeführt.

Dort tritt nämlich ein Jüngling auf, welcher durch Umstände von Athen fern gehalten, und also auch von Sokrates geschieden war. Dieser klagt denn, wie er augenblicklich nach seiner Trennung von Sokrates eine Abnahme aller seiner errungenen Geistessteigerung empfunden habe. Und dem hätte auch nicht anders sein können! Denn so oft er nicht mit Sokrates in demselben Hause verweilt habe, sei ihm unmittelbar ein Gefühl geistiger Schwächung bemerklich geworden. Die Stärkung aber, welche er, im gleichen Hause mit seinem Lehrer sich aufhaltend, empfunden habe, sei eine ungleich größere geworden, wenn er in dem gleichen Zimmer mit ihm gewesen: noch größer, wenn er ihn angeblickt: am bedeutendsten, wenn er ihn zugleich berührt habe. So groß also ist die Einwirkung des wahrhaftigen Lehrers, daß sie, die gewöhnliche Erscheinungsweise geistiger Mittheilung überfliegend, zu einer Stärke anwächst, welche man nur magnetischen oder galvanischen Einflüssen vergleichen kann.

Aber freilich wird dieses wahre Verhältniß der wahre Schüler nur dem wahren Lehrer gegenüber anerkennen. Je weniger der Lehrer der ihm von uns gestellten Aufgabe entspricht, und je mehr daneben der akademische Jüngling auf der Höhe seines Berufs steht, als um so größer wird sich auch da der augenblicklich zwischen Lehrer und Schüler eintretende Spalt ausweisen. Ja selbst die Unwürdigkeit anderer akademischer Jünglinge wird diese nicht abhalten, den gleichfalls unwürdigen Lehrer als jene lächerliche Nullität zu bezeichnen, die er wirklich ist. Denn der Instinkt der Jugend ist sehr fein. Wie der Jüngling leicht bereit ist, sich selbst als schuldig anzuerkennen, so läßt er es sich auch niemals beigehen, der Unwürdigkeit auch nur das Geringste zu schenken.

Es ist eine natürliche, aber doch merkwürdige Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes, daß er da, wo er gern hochschätzen möchte, um so gründlicher verachtet, wenn ihm die Möglichkeit der Hochhaltung genommen wird. Dies zeigt sich instinktartig bei der Sprache. Die Worte, welche im Ganzen die höchsten Prärogative bezeichnen, drücken mit einigen Modifikationen zugleich das Verächtlichste aus, sei es nun, daß diese Doppelbedeutungen gleichzeitig oder durch Epochen geschieden sind. Welches Wort steht höher als das Wort Mensch, und was wird aus ihm durch

Veränderung des Artikels! Das Wort Magd, wie Weib, drücken beide ein Hohes oder sehr Geringes aus: in noch gesteigerterem Maaße findet daſſelbe bei dem Worte Dirne ſtatt. Kerl, welches einſt faſt gleichbedeutend mit Recke war, iſt bis zur tiefſten Niedrigkeit herabgeſunken. Wie die Sprache, ſo wir ſelbſt. Während wir einen Phidias, Raphael, Beethoven, Göthe, Garrick als die höchſten Möglichkeiten anſtaunen, zu denen ſich die menſchliche Natur erheben kann, treibt uns ein innerlicher, unabweisbarer Inſtinkt an, den ſchlechten Plaſtiker, den entſtellenden Maler, den bedeutungsloſen Dichter, den verwerflichen Schauſpieler als eine ebenſo lächerliche Entartung wie hochmüthige Ueberſpannung menſchlicher Fähigkeit und Unfähigkeit zu empfinden. Daſſelbe iſt denn nun nothwendiger Weiſe mit dem akademiſchen Lehrer der Fall. In demſelben Grade, als er ſeiner Beſtimmung nicht entſpricht, wird ihm die Mißachtung des Schülers. Ja, um eben ſo viel, als ihm die Durchſetzung ſeiner Würde verſagt, trifft ihn ſogar quadratiſch geſteigerte Zurückſetzung von Seite des akademiſchen Jünglings. An die Stelle der Hochhaltung und Verehrung tritt eine ſich mehr und mehr entfaltende Verachtung, das innige Zutrauen weicht der kälteſten Entfremdung, und was noch von Anerkennung etwa übergeblieben iſt, zermalmt der Hohn der Maſſen zum vollendetſten Nichts. Wenn aber irgend ein Etwas geeignet iſt, Prüfſtein der Perſönlichkeit zu werden, ſo iſt es der Spott der Jugend, deſſen eingreifender Schärfe zu entgehen ſich nichts Unwahres und Nichtiges träumen laſſen darf.

Meine Herrn! Ich habe mich nicht geſcheut, die hier zu berührenden Gegenſtände und Verhältniſſe in ihrer ganzen Nacktheit und Wirklichkeit hinzuſtellen. Was vermöchte es auch zu nützen, über Zuſtände zu ſchweigen, deren Exiſtenz ſich mit unabweisbarer Nothwendigkeit aufdrängt? Was nützt es insbeſondere von dergleichen Dingen Jünglingen gegenüber zu ſchweigen, welchen die Erfahrung mit größerer oder geringerer Vollſtändigkeit unausgeſetzt und aller Orten ähnliche Gedanken und Bemerkungen aufdringen muß? Es mag groß ſein, eine Wunde zu verheimlichen, deren Aufdeckung Ausſicht in rettungsloſen Untergang gewährt. Eine Wunde aber zu verbergen, deren ſchonungsloſe Enthüllung

nur Heilung versprechen kann, ist zum mindesten Feigheit. Die Existenz ist überhaupt das sich rücksichtslos Aufdringende. Nur wer sie vertrauungsvoll, selbst auf eigne Gefahr hin bejaht, kann auf ihre Lossprechung hoffen. Möge es mir gelingen, nur von ferne dem von mir selbst entworfenen Ideal eines Lehrers zu entsprechen! Dann zweifle ich nicht, die von mir postulirten Schüler anzutreffen.

Achte Vorlesung.

Vom Verhältniß der Studierenden zur bürgerlichen Welt, dem Volke und der öffentlichen Sitte. Vom Verhältniß zu den Aeltern.

Meine Herrn! Bis jetzt haben wir lauter Verhältnisse behandelt, welche nur in Beziehung stehen zu dem eigensten Kreis, auf den der Studierende angewiesen ist. Aber obgleich diese Sphäre als die eigentliche Welt des akademischen Bürgers betrachtet werden muß, so gibt es doch noch eine andre Welt außer dieser, welche der Studierende so wenig übersehen kann, daß vielmehr in der Beziehung zu dieser ein wichtiger Beruf desselben zu suchen ist. Denn er, welcher namentlich einstens auf diese zweite, für's erste noch außer ihm liegende Welt zu wirken bestimmt ist, kann sich zu ihr nicht früh genug in ein Verhältniß setzen, welches ihm seine zukünftige Stellung zu erleichtern vermag. Die Wirklichkeit ist ja eine so wenig abzuweisende Realität, daß sie jede ihr widerfahrene Vernachlässigung niemals zu rächen verfehlt.

Wenn wir uns nun aber anschicken, den Exponenten ausfindig zu machen, in welchen sich der Studierende dieser Wirklichkeit gegenüber zu setzen hat, so tritt uns diese seiende Masse der Geschichte, wie wir die Wirklichkeit mit vollem Rechte bezeichnen können, als eine so vielgestaltige entgegen, daß wir die Beziehung des Studierenden zu ihr erst dann erfassen und regeln können, wenn sie selbst erst in gewisse Haupt-Massen zerfällt worden ist. Solcher Massen aber gibt es drei; ihre Ausscheidung liegt uns also vor Allem ob.

Jedes ganzheitliche Wesen, wie der Organismus der Men-

schen-Gesellschaft ohne Zweifel genannt zu werden verdient, zerfällt zuvörderst in zwei nothwendig vorhandene Theile. Einmal ist es der Stoff, die Substanz, die seiende Grundlage, die wir an ihm wahrnehmen. Sodann aber tritt hinzu die formende Kraft, der Geist, wodurch erst der Stoff zur Höhe seiner Würde erhoben wird. Zu diesen beiden kommt sodann noch ein Drittes: der Ausdruck, die Ineinsbildung, die durchschnittliche Erscheinung der beiden ersten vereinigten Glieder. Es ist eben in vollkommener Gleichzeitigkeit dasselbe, was wir bei dem Studierenden in aufeinander folgender Entwicklung als die Nothwendigkeit der Lehrlingszeit, die Befreiung des Gesellenthums, die Selbstgelassenheit der Meisterschaft erkannt haben, und was sich uns hinwiederum später, nur wiederum als Gleichzeitigkeit, als die dreiheitliche Gliederung der Wissenschaften herausstellen wird. In der bürgerlichen Welt nun stellt sich als der formende, gliedernde Geist der Körper der leitenden Würdenträger, die verschiedenen Kategorieen der in einander eingreifenden Gesellschaftsstufen heraus. Die Substanz, das zu Leitende und zu Gestaltende ist die Masse der die Ziele der Gesammtheit kaum Ahnenden, das Volk. Das diese beiden Gegensätze Verbindende, das ihnen ihre Aufgabe erleichternde, die Ehe ihrer Widersprüche, ist die öffentliche Sitte, der Anstand. Zu diesen drei nicht genug anzuerkennenden Momenten der Wirklichkeit steht der Studierende offenbar in einem gar nicht zu beseitigenden Verhältniß. Denn er lebt unter und mit ihnen. Alles Gleichzeitige aber berührt sich, reibt oder bestätigt sich. Demnach muß auch hier dem Studierenden, so zu sagen, seine Berührungsfläche bestimmt und umschrieben werden.

Der akademische Jüngling ist die innere Bezüglichkeit einer hohen ideellen Würde zu sich selbst. Als solcher unterliegt er so wenig einem Maaßstabe, daß er vielmehr jedem Höchsten gleichgestellt werden kann. Diesen Standpunkt kann er überhaupt nur als ein Innerliches behaupten. Sobald er daher mit einem Aeußeren in Berührung tritt, so erbleicht seine Würde in etwas. Denn auf unsrer Welt, wie sie nun einmal ist, kann das nur Innerlich-Hohe in keiner Weise dem gegenüber absolute Ansprüche machen, welches, wenn auch nicht einmal mit sehr hohem Glücke, bereits den Kampf mit den entgegenwirkenden Hindernissen der

roheren Wirklichkeit eingegangen hat. Dies ist nun aber der Fall bei jedem Würdenträger, so hoch oder niedrig er auch gestellt sein mag. Es wird nicht geläugnet werden können, daß mancher Student manchem Hochgestellten der Wirklichkeit gegenüber an Inhalt und geistigem Maaße weit überlegen sein wird. Aber wer kann rückwärts bestimmen, wie hoch ein solcher Würdenträger gestanden haben mag, ehe ihn der Kampf mit der roheren Substantialität der Welt tief, vielleicht sehr tief in den Staub hinabgebeugt hat. Gerade oft die hochfliegendsten jungen Geister können dem thätigen oder passiven Widerstand der Masse auf die Dauer am wenigsten die Spitze bieten. Folglich verfallen häufig die das Lastthier der Wirklichkeit am meisten verschmähenden Geister in der kürzesten Zeit einem noch viel tieferen, handgreiflicheren Realismus als der Gegenstand ihres frevelnden Spottes. Es ist daher die sogar durch seinen eigenen Idealismus dem Studierenden gesteckte Aufgabe, dem Würdenträger mit der höchsten Bescheidenheit und Anerkennung zu begegnen: — eine Bescheidenheit, die um so mehr gewürdigt werden wird, je mehr sich in ihr ein selbstbewußter Stolz als Träger erkennen läßt. Der Realist verspottet gewöhnlich allen Idealismus. Auch der Studierende wird durch solchen Hohn häufig in der Tiefe seines Selbstgefühles verletzt und aufgeregt werden. Ich sage nicht, daß er solchem Hohn gegenüber zu verstummen habe. Nur soll seine Entgegnung den Stempel der Haltung und vor allem der Erkenntniß tragen. Mit einem ruhig ausgesprochenen Grunde läßt sich die Ironie selbst eines Fürsten bezwingen. Gegen Leidenschaftlichkeit behält selbst Schwachheit Recht. Kaum da verzeihe ich ein wetterleuchtendes Auffahren, wo die Jugend des Jünglings als Beweis für die Knabenhaftigkeit seines Idealismus gebraucht wird. Denn hat er nicht gerade hier vor Allem sich zu hüten, daß seine Hitze nicht die Möglichkeit abgebe, zur Rechtfertigung jenes Vorwurfes zu dienen? Die Jünglinge, welche die eifrigsten Schüler und Verehrer eines Sokrates waren, zeichneten sie sich nicht eben gerade dadurch aus, daß die kalte Dialektik ihres Meisters das Feuer ihrer jugendlichen Kraft zum reinen Lichte der selbstleuchtenden Gestirne abgekühlt hätte!

Ist es aber den Würdeträgern gegenüber nothwendig, daß der Jüngling den Becher seiner hohen Innerlichkeit mit den Rosen

der Beſcheidenheit kränze, ſo ſcheint es von noch viel höherer Wichtigkeit, daß er der weit unter ihm ſtehenden Maſſe des Volkes gegenüber im Gewande höherer Natur erſcheine. So ſehr ſich nämlich das Volk der Sitte wie der Religion beugt, eben ſo ſehr iſt dies nur Zwang der Gewohnheit und Ausdruck nichts denkender, nur wenig fühlender Schläfrigkeit. Der Charakter der Gottebenbildlichkeit, den ihm ſeine Seelſorger predigen, erſcheint der im Ganzen unergründlich proſaiſchen Denkweiſe des gemeinen Mannes gegenüber entweder nur wie eine poetiſche Floskel, oder dieſer erkennt darin, wenn er allenfalls etwas weiter fortgeſchritten iſt, nur neue Anmaaßungen, kraft deren ihn ſeine Lenker zur Uebernahme neuer Laſten zu bereden ſuchen. Denn überall, wo der ächte Verſtand ſeine Entfaltung nicht empfangen hat, entwickelt ſich auf ſeine Koſten eine liſtige Klugheit. Hier kann nun der ganz auf Idealität geſtellte Jüngling bereits den Anfang zu dem Verſuche machen, die errungene Kraft ſeines Innern auf die Auswüchſe der Wirklichkeit einwirken zu laſſen. Nicht meine ich damit, daß er ſich zum Reformator des gemeinen Mannes aufwerfe, mit dem er in Berührung kommt, und dieſem mit überfließender Beredtſamkeit Dinge predige, welche er doch nicht verſteht. Aber ſo oft er mit dem Volke in Berührung kommt, entwickele er eine Hohheit der Geſinnung, einen Adel des Betragens, und eine Freiheit gegen Gemeinheit, für welche ja ſelbſt der Wilde nicht ohne Inſtinkt iſt. Er zeige, daß die Anforderungen, welche der Würdenträger machen muß, und die vom Volke nur zu häufig für einen Ausdruck der Stellung und nicht der Ueberzeugung angeſehen werden, von ihm, dem Jünglinge, aus freiem Antriebe an ſich ſelbſt geſtellt werden und ihm ſo natürlich laſſen, als wenn ſie eingeborene Tugenden wären. Und ſolche mögliche Einwirkung iſt kein Traum. Denn wenn es die Erfahrung ſchon gelehrt hat, daß Unſitten und Schlechtigkeiten höherer Stände und Organismen ganze Städte, ja Provinzen verwüſtet haben, wie ſollte es da unmöglich ſein, daß nicht umgekehrt eine Univerſität zum Sauerteige aller jener Volkskreiſe würde, mit welchen ihre Jünglinge in Berührung kämen. Es wäre dieſes um ſo eher möglich, da wenigſtens jede kleinere Univerſitätsſtadt mit Stolz auf ihre Jünglinge blickt, und ſchon durch den äußeren Adel ihres Betragens ſo ſehr

in Aufregung versetzt zu werden im Stande ist, daß der innere schwerlich ohne Folgen bleiben könnte.

Würdenträger und Volk stehen zu einander in mannigfaltiger enger Beziehung, indem die Nothwendigkeit des Momentes immer wichtige Constellationen hervorruft, deren Lösung den höchsten Ernst erfordert. Die Freiheit und Selbstgelassenheit in der Verbindung dieser beiden Gegensätze drückt sich auch hier als Anstand und öffentliche Sitte aus. Es leuchtet daher ein, daß der Studierende diesen letzteren Punkt noch viel mehr als etwas zu ihm in Beziehung Stehendes zu betrachten hat, als ein Verhältniß zu Höheren und Geringeren. Wir fassen zuerst die Sache selbst etwas näher ins Auge.

Es möchte vielleicht den Einen oder den Anderen geben, welcher die Verdienste der öffentlichen Sitte geringer anzuschlagen geneigt ist, als er wohl sollte. Er erkennt in ihnen nur ein formelles Band an, eine Schranke, welche sogar häufig die Entwicklung einer höheren Sittlichkeit aufhält, ein Ding, das weit entfernt, wahre Vernunft in sich zu haben, vielmehr in einer bewußtlosen Anerkennung willkürlicher, ja zufälliger Zustandsfixirungen dahinlebt. Dem mag denn auch in manchen Beziehungen wirklich so sein. Aber abgesehen davon, daß das scheinbar Vernunftlose dennoch einen geheimen Keim der Vernunft in sich trägt, wie dies zum Beispiel bei unserer Bekleidung und Begrüßung der Fall ist, so verdient der öffentliche Anstand doch schon deßhalb die höchste Achtung, weil er ein Allgemeines ist, und deßhalb Grenzen absteckt, welche absurde Möglichkeiten abhalten. Es liegt in der menschlichen Seele neben der Eitelkeit nach auszeichnender Hervorragung noch ein tiefer Wucherkeim des Subjektiv-Barocken. Dieser allein hat schon den Einen oder den Anderen an die Grenze der Narrheit gebracht. Dennoch wäre selbst das Vernunftlose ein Entschuldbares, selbst wenn es nur die einzige Möglichkeit irgend einer Verhütung vorstellen sollte. Es liegt aber im öffentlichen Anstande noch ein Weiteres. Die Masse ist nicht für eine Sittlichkeit gemacht, welche den alleinigen Bestimmungsgrund in sich selbst trägt. Man kann daher ihre Sittlichkeit nur eine durchschnittliche nennen, und es würde manche ungeschickte oder gar schlechte That nicht unterlassen werden, wenn es keine Furcht vor

dem Auffallenden und Lächerlichen gäbe. Es muß demnach, von dieſer Seite angeſehen, der öffentliche Anſtand als eine Ergänzung der Religion wie der Geſetze bezeichnet werden. Er greift dem Edleren mit einer gewiſſen Nöthigung unter den Arm, und gleicht in ſo fern einer bitteren oder ſelbſt auch faden Schale um einen wohlſchmeckenden Kern. Denen, welche mit Schärfe der Gedanken die Abſurdität des Anſtandes angreifen, kann man zuletzt nur noch mit ſeiner Sittlichkeit begegnen. Es iſt klar, daß hier auch der Hauptpunkt liegen muß, von dem aus der Student die Bedeutung der öffentlichen Sitte zu erfaſſen hat.

Der akademiſche Jüngling iſt ein auf Freiheit und Erkenntniß geſtelltes Individuum. Als ſolches muß er die ächte Sittlichkeit als ein unmittelbar aus ſeinem eigenen Begriff Reſultirendes annehmen. Er ſtellt demnach ein ſittliches Weſen vor, das die Bedingung und den Grund ſeiner Sittlichkeit als ein wie Eingeborenes in ſich ſelbſt trägt. In Folge dieſer ſeiner Stellung muß er es als ein Unglück betrachten, daß in der Allgemeinheit menſchlicher Zuſtände Sittlichkeit nur etwas an die Leute Gebrachtes, nicht ein in ihnen Wurzelndes iſt; es iſt demnach ſeine Pflicht, die anweſende Sittlichkeit, wo er ſie mehr oder weniger und unter welcher Bedingung auch immer er ſie vorfindet, zu hegen und zu pflegen. Iſt daher, wie er von uns bezeichnet wurde, der öffentliche Anſtand ein Aufhaltendes des Widerſittlichen, ſo iſt es von Seiten des ſtudierenden Jünglings eine Unſittlichkeit, wenn er willkürlicher Weiſe die öffentliche Sitte hintanſetzt oder ſelbſt verletzt. Zum Mindeſten muß es ihm als unbegründeter Uebermuth ausgelegt werden, wenn er vermittelſt des Widerſpruches ſeiner Selbſtſtändigkeit in exiſtirende Verhältniſſe eine Verwirrung bringt, die zuletzt doch nur ihm ſelbſt gefährlich werden muß.

Indeß iſt dies doch nur ein Theil von der Stellung, welche der Studierende dem Anſtand gegenüber zu beobachten hat. Denn wenn dieſer zwar der Sittlichkeit Vorſchub, aber doch oft nur einen vernunftloſen Vorſchub leiſtet, ſo kann man von dem raſchblütigen, nur auf Erkenntniß geſtellten Jüngling nicht verlangen, daß er auch dieſe Vernunftloſigkeit ohne irgend eine Reaktion anerkenne. Alles Vernunftloſe iſt ein Tyranniſches. Jedes Tyranniſche geht aber über das Ziel einer allenfalls in ihm liegenden Begründung

hinaus. Folglich endet auch nur zu häufig der öffentliche Anſtand in lächerlicher Sprödheit, unnatürlicher Uebertreibung und geſchmackloſer Künſtelei. Weit entfernt, daß man hier von dem Studenten Anerkennung eines derartigen Anſtandes fordern könne, muß man vielmehr, wenn er ſich ſolch öffentlicher Sitte blindlings unterwirft, befürchten, daß er ebenſo die Kraft des Urtheils wie der Jugend verloren habe. Dem Manne mag es allerdings ziemen, ſelbſt zu dem Abſurderen zu ſchweigen, oder ſich dieſem ſogar zu übergeben, wenn er im Bewußtſein eines hohen Zieles und in Anerkennung der Kurzſichtigkeit menſchlicher Schwäche eine lächerliche Conſtellation duldet, deren Exiſtenz er nicht alle Berechtigung abſprechen kann noch darf. Der Jüngling dagegen hat vielleicht ſogar die Pflicht, hie und da zu verſtehen zu geben, wie wahre Sittlichkeit weit die Sphäre bloßer Aeußerlichkeit überrage. Es iſt daher thöricht, wenn die Erwachſenen von Studierenden Anerkennung für jede Erſcheinungsform öffentlicher Zuſtände fordern. Es hat ſein Gutes, wenn der Jüngling zum Beiſpiel manche Seiten des öffentlichen Verkehres verſpottet, ja man muß ihn ſelbſt verachten, ſobald er ſich jeder Lüge der Convenienz widerſtandslos zu unterwerfen bereit iſt. Er kann nicht immer einſehen, wie eine ſolche Lüge durch die Stellung zu der Geſammtheit des Verkehres doch wieder keine Lüge iſt. Denn ſo ſehr der Studierende auch ein auf Erkenntniß geſtelltes Individuum iſt, ſo pflegt ihm doch immer nur die unmittelbare Wahrheit einleuchtend zu ſein: die Verkettungen der mittelbaren ſind oft im Stande ihn ſo zu verwirren, daß er ſolche mittelbare Wahrheit auf's Entſchiedenſte für gar keine erklärt. So hoch der Anſtand auch ſtehen mag, er iſt doch nur eine Form. Der *ganze* Werth der Form kann keinem Jüngling in ſeiner völligen Ausdehnung klar ſein, ohne ſeine nothwendige Idealität zu verkümmern. Es iſt die nur von Wenigen erreichte Aufgabe des Mannes, eine Stellung zu behaupten, die weder die Anſprüche des Gedankens noch die der Wirklichkeit beeinträchtigt.

Die tiefſte Seite, mit welcher der Studierende in der Wirklichkeit wurzelt, iſt das Verhältniß zu ſeinen Aeltern. Mit Recht findet dieſes daher noch ſeinen Platz an dieſer Stelle. Denn wenn die bisher behandelten Verhältniſſe die nicht abzuwehrende eiſerne Macht der Exiſtenz an geiſtige Berechtigung nachwieſen, ſo iſt die

Beziehung der Studierenden zu ihren Aeltern gleichsam ihr Natur-Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Dieser Naturzusammenhang mit der Wirklichkeit ist es, um dessen willen überhaupt dieses ganze Verhältniß hier hereingezogen wird. Denn, meine Herrn! ich achte viel zu sehr dasjenige an Ihnen, was den Studierenden vorstellt, als daß ich glauben sollte, ich müßte ihnen erst die Pietät bemerklich machen, welche jeder Mensch, geschweige denn jeder Höhergebildete seinen Aeltern schuldet.

Die Aeltern eines Studierenden sind Glieder der Wirklichkeit. So sehr sie daher auch das frische Jugend-Leben ihres Sohnes zu erfreuen vermag, ihr Blick ist dennoch immer der Zukunft zugerichtet. Wenigstens ist es ein seltner Fall, wenn die wahrhaft kräftige Tüchtigkeit des Sohnes allein, namentlich den Vater befriedigt. Je energischer oft ein Jüngling dem Ziele selbstständiger Freiheit entgegenringt, um so besorglicher werden die Gedanken der Aeltern. Sie haben nicht immer die Kraft, an des Sohnes Idealität glauben zu können. Sie fürchten, daß der Urtheilsspruch der Welt, welcher Jeden verurtheilt, der nicht sogleich in ihre Fugen paßt, sich auch über dem Haupt ihres Sohnes entladen möchte. Hier ist Schweigen und ein ruhiges Beharren auf dem Wege das Einzige, was ein Jüngling thun kann, wenn er anders durch Erkenntniß ein immer waches Bewußtsein seines höheren Berufes bei sich trägt. Das Wort des eben so durch sociale wie psychologische Einsichten ausgezeichneten Dichters: „Daß es allein die Zeit sei, welche den Propheten vom Narren unterscheide“ — wird ihm zur alleinigen Richtschnur dienen. Die höchste Zartheit und Feinheit des Betragens wie der Aeußerungen wird noch überdies dazu beitragen, den Aeltern die Nachhaltigkeit seiner Bestrebungen glaublich zu machen. Denn in der Brust eines jeden Menschen wohnt immer die geheime Ueberzeugung, daß der Adel der Seele die Gewähr für die Höhe des Geistes sei. „Aus dem Herzen kommen die großen Gedanken“ — sagt La Rochefoucauld.

Aber nicht alle akademischen Jünglinge kommen ihren Aeltern gegenüber in eine ähnliche Stellung, wie die geschilderte. Vielmehr droht manchen gerade die Gefahr des Gegentheils, — vornehmlich wenn die Aeltern nicht die gleiche Bildung mit ihren Söhnen genossen haben und dann mehr oder minder an ihnen

hinaufstaunen. Auch dies ist eine von den feineren Klippen, die ich nicht unberücksichtigt lassen kann. In diesem Falle nämlich geschieht es leicht, daß der Sohn den Aeltern zum Orakel wird, sie bauen ungemessene Hoffnungen auf ihn und unterliegen traurigen Enttäuschungen, welche sie sodann, plötzlich umschlagend, der Schuld des Sohnes beimessen. Ein in solcher Lage lebender Jüngling hat besonders zwei Punkte ins Auge zu fassen: — einmal, daß er nicht in den Irrthum der Aeltern mit Bewußtsein eingehe, dann daß er sich durch den Glauben der Aeltern nicht selbst überreden lasse. Dies Letztere namentlich ist der noch bedeutsamere Punkt. Denn es geschieht da leicht, daß jene ungemessenen Hoffnungen der Selbstüberschätzung der Brust entkeimen, welche, selbst trotz alles Gelingens, die Seele nicht mehr glücklich lassen werden. Es ist dies um so mehr an dieser Stelle mit Bedeutsamkeit zu erwähnen, da die Beziehungen, welche die Stellung des Studierenden auf Erkenntniß und Freiheit überhaupt hat, an sich schon leicht in ein Gebiet des Selbstgefühles führen, aus welchem der Rückweg schwer ist. Der Geist, in welchem der Trieb des Ruhmes erwacht ist, gleicht dem Gemsjäger, der, von Fels zu Fels das Wild verfolgend, zuletzt wider seinen Willen sich in den Abgrund stürzen muß, weil das Verderben, das ihm droht, seine einzige Rettung ist.

Noch kann ich zum Schlusse nicht umhin, einen Punkt beizufügen, welcher namentlich den studierenden Jüngling seinen Aeltern gegenüber oft in eine falsche Stellung bringt. Ganz freiheitslüstern fühlt der Studierende nicht selten eine Abneigung gegen die Bande, welche ihn an die Vergangenheit fesseln. Dies erzeugt denn häufig den Schein, als ob der akademische Jüngling das Haus seiner Jugend nicht liebe, und, hierdurch gekränkt, zieht sich das Herz der Aeltern, namentlich der Mutter, in sich selbst zurück. Es ist wahr, es gibt eine Despotie der Familie, gegen welche der Jüngling sich mit Recht sträubt. So sehr sie das Gewand der Liebe borgt, ist ihre Wurzel doch nichts Anderes als Egoismus. Indeß ist in solchem herrschsüchtigen Geiste doch immer noch eine tiefere Wurzel der Liebe verborgen, welche nicht um des Falschen willen verkannt, sondern um ihres Wahren willen anerkannt werden soll. Der Jüngling scheint freilich keiner Liebe mehr zu bedürfen, welche den

Charakter eines Ruheportes und Zufluchtsortes an sich trägt. Dennoch ist die Existenz einer solchen Heimath es allein, welche es uns in diesem Leben wohl werden läßt. Oft erst wenn der Mann mit kräftigem Arme sich den eigenen Heerd erkämpft hat und der Wonne von Weib und Kind genießt, wacht plötzlich eine längst verschüttete, längst todt geglaubte Sehnsucht der Jugend wieder auf. Gewaltsam wird sie zurückgedrängt, und der thränenberaubte stahlharte Muth will nichts von solcher Weichlichkeit wissen. Da umhüllt endlich die trübende Wolke des Alters den Greis, und, zum Kinde geworden, glaubt er, von Vater und Mutter umgeben zu sein. Was wir im Morgentraume der zweiten Geburtsstunde nicht entbehren können, darf auch schon früher nicht mißachtet werden.

Dies wären denn die Punkte, welche ich in Beziehung auf das Verhältniß des Studierenden zur Wirklichkeit der Existenz nicht übergehen zu können glaubte.

Neunte Vorlesung.

Vom Verhältniß der Studierenden zur socialen Welt und deren Mittelpunkt, den Frauen.

Meine Herrn! Wir haben in unsrer letzten Stunde, wo es sich von dem Verhältnisse der in sich abgeschlossenen Welt der Studierenden zur existenten Wirklichkeit handelte, mancherlei nicht unwichtige Bemerkungen über die öffentliche Sitte und die Stellung, welche der Studierende ihr gegenüber einnimmt, zu machen Gelegenheit gehabt. Wie es aber oft geht, daß aus einem Seitenzweige heraus sich ein ganz neuer, fast selbstständiger Stamm entwickelt (so hat die klassische Philologie das selbstständige Gebiet der Archäologie, die Anatomie das der Physiologie und vergleichenden Zoologie erzeugt), so hat das, was wir als die Sphäre des allgemeinen Anstandes charakterisirten, gleichsam eine gesteigerte Spitze geboren, welche wir alsobald als eine eigenthümliche Region bezeichnen müssen und von so ausgedehntem Umfange finden werden, daß bei der Wichtigkeit des Gegenstandes eine unabhängige Behandlung nothwendig ist. Auf's Innigste nämlich hängt mit der öffentlichen Sitte das Gebiet des socialen Verkehres zusammen, wie es sich unter den Höhergebildeten, zu denen natürlicher Weise auch der Student gehört, selbstständig gesetzt hat. Denn wenn der Anstand auf der nothwendigen Gliederung menschlicher Berührung beruht, so leuchtet von selbst ein, daß unter höheren Formen diese Nothwendigkeit zur Freiheit mannigfaltiger Wechselbeziehungen werden muß. Es kommt jetzt darauf an, diese Freiheit in den Formen ihrer Entwicklung etwas näher zu bestimmen.

Der Menſch iſt durchweg auf Thätigkeit angewieſen, und zwar auf eine Thätigkeit, deren Anſtrengung ſeine Kräfte zu ermüden und zu erſchöpfen beſtimmt iſt. Gegen ſolche Ermüdung ſucht er ſich nun durch allerlei das Gleichgewicht wiederherſtellende Erholungen zu wehren. Aber Erholung und Luſt iſt ſelbſt wieder ein Verbrauch der Kräfte, ja faſt noch ein angreifenderer Verbrauch derſelben, als ſtrenge Arbeit, da das Heftige, mit dem wir uns der Erholung zu ergeben pflegen, den Inhalt unſres Weſens in eine noch viel leidenſchaftlichere Erregung verſetzt. Es iſt folglich natürlich, daß ſich hinwiederum der Trieb erzeugt, uns von der Erholung zu erholen. Thut dies nun auch in ſeiner Weiſe zum Theile der Schlaf, ſo iſt dies für den Geiſt doch noch nicht völlig genug. Denn wenn der Schlaf auch nicht eine völlige Pauſe unſrer inneren Thätigkeit iſt, ſo beſchäftigt er unſre innerliche Fähigkeit doch höchſt wahrſcheinlich wieder in ſo beſondrer Art, daß er gewiß zu ganz andern Dingen beſtimmt iſt, als dazu, Erholung der Erholung zu ſein. Dieſe wird uns vielmehr durch eine Art wachen Schlafes, durch eine Paſſivität der Seele, welche eine Sammlung unſeres ganzen Weſens hervorruft. In ſolchen Momenten ſind alſo nicht einzelne Energieen unſeres Geiſtes in beſonderer Anſtrengung und Thätigkeit begriffen, ſondern vielmehr der ganze Geiſt in einer ruhigen Gelaſſenheit in ſich ſelbſt. Dies kann denn nothwendig nicht ohne einen entſchiedenen Einfluß auf die Geſammtheit unſeres ganzen Gedankenſyſtemes ſein. Mitten aus der geſammelten Paſſivität unſeres Weſens heraus werden ſich Fulgurationen der Einſicht erzeugen, gleichſam Funken der Erkenntniß; — mit einem Worte: die Paſſivität der Sammlung erzeugt die Einfälle des Witzes, welcher die ganze Kraft des Scharfſinns und Tiefſinns in einer gewiſſen zufälligen Richtung in ſich darſtellt. Die Ader des Witzes liebt aber nicht die Einſamkeit. Je paſſiver daher ſich unſer ganzes Weſen empfindet, deſto mehr fühlt es ſich zu Anderen hingezogen, welche ſich gleichfalls in den Momenten ihres paſſiven Zuſtandes befinden. Es iſt die eigenthümlichſte Erſchlaffung, welche doch wiederum nicht Erſchlaffung iſt. Es iſt mehr oder weniger eine Erſchlaffung der Ueberreizung, welche ſich an Anderen ſteigern, ſowie dieſen hinwiederum eine gleiche Erhebung verſchaffen will. Dieſe Zuſammenführung der Menſchen

unter dem Exponenten wechſelſeitiger Beruhigung und Erregung bringt die eigentliche Geſelligkeit, den Verkehr der Kultur hervor.

Das Weſen der Geſelligkeit iſt aus dieſen Gründen ſeiner Entſtehung ganz eigenthümlicher Art. Wir erkennen in ihm ſo zu ſagen eine holde Beſchäftigung mit dem Nichts, die weit entfernt iſt, eine reine Nichtigkeit zu ſein. Denn Nichtigkeit kann ſich dabei nur dann herausſtellen, wenn die Grundlage energiſcher Luſt und Thätigkeit mangelt. Wo dieſe vorhanden iſt, da iſt die Geſelligkeit nur wieder eine Bethätigung der geſammten Perſönlichkeit. Die ihr zu Grunde liegenden Modifikationen erkannter Wirklichkeit hauchen ihr die Fähigkeit ein, an dem kleinſten Gegenſtande Conſtellationen wahrzunehmen, die für den gewöhnlichen Standpunkt der Betrachtung nur die großen Verhältniſſe haben zu können ſcheinen. Niemand hat dieſes Weſen ächter Geſelligkeit beſſer zu ſchildern gewußt, als Shakeſpeare, deſſen ganze Natur faſt immer in jenem Zuſtande ruhender und geſammelter Kraft geweſen ſein muß. Namentlich hat er uns in ſeinem Sommernachtstraum, im Sturm; in den beiden herrlichen Luſtſpielen: Was ihr wollt, und: So wie es euch gefällt, das Nichts der Geſelligkeit in ſeinen ſchillerndſten Farben gemahlt. Denn eben darin zeigt ſich der Große, nicht daß er das Große zu etwas mache (denn dieſes bedarf ſeiner hiezu nicht), ſondern daß er das Unbedeutende zur Höhe des Großen heranſteigere. Dies aber vermag Niemand beſſer, als Witz, Laune, Humor, dieſe Ausdrücke übermüthiger Paſſivität.

Je mehr ein Mann innerliche Freiheit beſitzt, deſto leichter vermag er in den Zuſtand ſolcher geſammelter Paſſivität des Geiſtes einzutreten. Je tiefer ſeine Erkenntniß iſt, um ſo reicher wird die Vergleichungsſucht ſeines Witzes ſein. Die Erkenntniß fühlt nur allzuleicht, wie beſchränkt ihre Allumſpannungskraft iſt. Denn je mehr ſie Probleme erſchließt, um ſo mehr Probleme erſtehen ihr. Läßt ſie ſich daher einmal gehen und hört für kurze Zeit auf, ihren hohen Zielen nachzujagen, ſo wird ſie, gleichſam krampfhaft in ihrer Thätigkeit beharrend, überall die Illuſion ihres eigenen Weſens hervorzuzaubern ſuchen und überall eine burleske Syſtematiſirung des Zufälligen anſtreben. Ebenſo beſchränkt aber wie die Erkenntniß des zumeiſt Erkennenden wird ſich die Freiheit des innerlich Freieſten empfinden. Sie wird gleichſam überall mit dem

Scheitel anſtoßen. Niemals aber wird ſie deſſen ſo ſehr gewahr werden, als in den Momenten der Selbſtſammlung geiſtiger Paſſivität. Es wird demnach in dieſen Momenten der innerlich Freie leicht ſeinen eigenen Trieb nach Selbſtſtändigkeit parodiren und mit gutmüthiger Ironie ſich ſelbſt zum Beſten geben. Nur wer ſich ſelbſt verlacht, iſt wahrhaft frei. Denn er erkennt ſeine Freiheit ſo ſehr in ſich begründet, daß er ſich angetrieben fühlt, mit ihrer Unerſchütterlichkeit gleichſam Verſuche anzuſtellen. Die der menſchlichen Natur durchaus nothwendige Geſelligkeit ſteigert ſich zum Ideal der herrlichſten Wechſel-Beweglichkeit, wenn ſie von Freien und Erkennenden ausgeübt wird. Wo demnach die höchſte Bildung, da iſt die höchſte Geſelligkeit. Wie verhält ſich nun der Studierende zu ſolcher Geſelligkeit?

Der höchſte Ausdruck der Geſelligkeit iſt die feinſte und freiſte Urbanität, man könnte ſie eine fortgeſetzte Verbindlichkeit gegen das Nichts nennen. Wie weit dies gehe, haben einige Virtuoſen des ſocialen Verkehrs, namentlich unter den Franzoſen gezeigt, indem ſie ſelbſt allein auf ihrem Zimmer und im Zuſtande völliger Behaglichkeit niemals aus der Stimmnng der raffinirteſten Formen heraustraten. Ja ein Mann wie Büffon ließ ſich immer von ſeinem Kammerdiener auf das Feinſte ankleiden, wenn er an die Ausarbeitung ſeiner Werke ging, behauptend, daß dann allein die Blüthe des Styles zu gewinnen ſei. Iſt dem aber ſo, ſo kann und muß ein Studierender in geſelligen Kreiſen immer nur mit der äußerſten Zurückhaltung auftreten, da er als ein auf Freiheit und Erkenntniß geſtelltes Individuum zwar die höchſte Empfänglichkeit für geſellige Höhe empfinden muß, ſich zugleich aber auch die Schwierigkeit, ſie zu erklimmen, nicht verhehlen kann. In nichts wird er ſich daher mehr als Schüler bekennen müſſen, als in der freien Bewegung wahrer Unterhaltung. Nichts wird er aber eben zugleich mehr anſtreben, als dieſe letzte Bethätigung freier Entwickelung zu gewinnen. Iſt er daher von einem ſolchen Streben wahrhaft durchdrungen, ſo wird er nichts angelegentlicher betreiben, als dieſe wahre Ritterlichkeit menſchlicher Wechſelbeziehung in den Verkehr ſeiner Zeitgenoſſen einzuführen. Und in der That hat hiezu die akademiſche Jugend mehr Fähigkeit, als man anfangs glauben ſollte. Denn ſchon, daß ſich akademiſche Jünglinge fortwährend

an einander zu reiben ſuchen und ſich fortwährend mit gröberem oder feinerem Spotte verfolgen, beweiſt, daß der oben beſchriebene Vorwitz menſchlicher Paſſivität in hohem Grade im kräftigen Jünglingsalter des Studierenden vorhanden iſt. Wie ſollte er dies auch nicht? Schon die mächtige Leidenſchaft des Jünglings deutet darauf hin, daß ein großer Stoff jener übermüthigen Paſſivität im Jüngling vorhanden ſein muß. Nur hat er ſich auch mehr wie irgend Jemand vor der Nichtigkeit des Nichts zu hüten. Denn die Ueberfülle ſeiner Jugendkraft verbirgt ihm zwar länger die drohende Gefahr des Nihilismus, die aber eben deßhalb, wenn ſie ſich einmal geltend macht, deſto erſchütternder in das Jugendleben des Jünglings einzugreifen vermag. Denn es wären Fälle aufzuweiſen, in welchen die Subſtanzloſigkeit eines überſpannten Witzes entweder zum Wahnſinn oder zu einer Blödheit der Natur oder zur gewöhnlichſten Gewöhnlichkeit geführt hat. Es hat daher der Studierende nichts mehr zu fliehen, als die Verſammlungen geiſtiger Mittelmäßigkeit, in welchen ſchaler Scherz die Maske des Witzes vornimmt. Solche Verſammlungen ſind Vampyren zu vergleichen, welche den Lebensſaft wahrer Elaſticität und Spannkraft ausſaugen. Statt daß die von uns geſchilderte hohe Paſſivität durch ihr Auftreten alle Kräfte in ein geſundes Gleichgewicht zurückführt, dehnt ſich der durch gewöhnliche Geſellſchaft geſchwächte Seelenzuſtand zur Nullität andauernder Entleerung und Abſpannung aus. Ja das Ende einer in dieſer Weiſe verſchütteten Seele vermag ſogar die That des Selbſtmordes zu ſein. Denn wie die Ehe ſtärkt, Ausſchweifung aber ſchwächt und vernichtet, ſo erhöht auf Inhalt gegründeter Witz die Lebensthätigkeit der Seele, jener Witz aber, welcher nicht die Ueberfruchtung, ſondern die Grundſäulen der Exiſtenz zu ſeinen Entladungen zerſplittert, muß mit einem Einſturz der Perſönlichkeit enden.

Hier bin ich denn endlich bei einem Punkte angelangt, deſſen Behandlung ich gerne unterlaſſen möchte, würde mich nicht die Wichtigkeit des Gegenſtandes und jene Gewiſſenhaftigkeit des Lehrers, kraft deren ihm nichts zur Sache Gehörendes zu übergehen geſtattet iſt, zu ſeiner Berührung nöthigen. Ich meine das Verhältniß des Studierenden zu den Frauen, deſſen einzige richtige Erwähnung nur an dieſer Stelle geſchehen kann.

Das Weib ist der Mittelpunkt der socialen Beweglichkeit. „Was Licht und Luft für die Blumen seien, das sei dem Weibe geselliges Vergnügen" — sagt La Bruyère mit richtiger Beobachtungsgabe. Auch ist es ganz natürlich, daß dem so sein muß. Denn da die witzige Stimmung des Mannes ein Ausfluß von der Passivität seiner ganzen Natur, ja ein Effekt seines gesammten Wesens ist, so wird jene zweite Natur, das Weib, welches seinen Genuß, seine Ergänzung eben in der gesammtheitlichen, einheitlichen Tiefe und Allheit des Mannes findet und finden muß, nothwendiger Weise da das Centrum seines Lebens fühlen, wo die freudige Erregung der Geister zum Spielball des Wechselverkehres geworden ist. Der Geist des Weibes ist nicht zur ernsthaften Thätigkeit des Lebens und seines Kampfes geschaffen. Denn seine meisten Thaten höherer Lebensbestimmung ruhen in einer anderen Kraft ihres Wesens, in einer Kraft, deren bedeutsame Stellung wir bald genauer werden kennen lernen müssen. Was daher Zustand des männlichen Geistes in einzelnen Momenten seines Daseins ist, das ist eigentlich der andauernde Zustand des weiblichen Hauptes: ein fortwährendes Ruhen in sich, eine beständige Verfügung und Freiheit zu irgend einem anderen Zwecke. Der Geselle des Witzes und der Laune ist das Lachen. Schon darin zeigt sich die gesellige Natur des Weibes, dieser „Gefährtin des Mannes", daß sie in jedem Augenblicke um vieles geneigter ist, in ein harmloses Lachen auszubrechen als der Mann, dessen Lachen fast immer mehr den Charakter des Gewaltsamen oder des Bittern oder selbst der Verachtung an sich trägt.

Ist demnach der tiefe Ernst auf ein entschiedenes Ziel gerichteter Beschäftigung niemals das, was der Mann zur Geselligkeit mitbringt, sondern nur immer die selbstgelassene Fülle seiner Ganzheit, deren Größe den Maaßstab seiner geselligen Thätigkeit abgibt, so emancipirt sich umgekehrt das Weib in den Stunden des Verkehrs von der Verflochtenheit mit dem täglichen Leben oder von der ihm eigenen mächtigen Erregung seiner Gefühle und führt in dieser Weise die ganze Kraft seines weniger ganzen, als für die Ganzheit des Lebens geöffneten Geistes in die Spiele bewußtloser Freiheit ein. Diese eigenthümlichen Geistesfulgurationen der Frauen gehören nicht allein ihren Männern, obgleich diesen gegenüber

der springende weibliche Witz noch eine ganz besondere Färbung anzunehmen pflegt. Gewöhnlich entsteht alle Eifersucht hitziger männlicher Charaktere allein daraus, daß sie wähnen, daß auch die allgemeinen Aeußerungen des ihren Frauen natürlichen Betragens nur für sie vorhanden sein dürften. Es ist das jener unverständige Egoismus, der viel mehr noch als die Sinnlichkeit die Orientalen dahin geführt hat, die Frauen zu den würdelosen Gegenständen ihrer Tyrannei zu erniedrigen. Man kann in keiner Weise behaupten, daß es Unrecht sei, wenn ein Mann zu den Stunden des geselligen Verkehres sich von dem Geiste eines anderen Weibes als die seinige ist, gefesselt fühlt. Dieser Zug ist vielmehr die absolute Nothwendigkeit gemeinschaftlichen Wechselverkehres. Es wäre ein thörichter Christ, der auf solch feines Verhältniß die strengen Worte des Heilandes anwenden wollte. Es ist kein gutes Zeichen, wenn, wie es jetzt nur allzuhäufig der Fall zu sein pflegt, die gemischte Gesellschaft wie in zwei Massen auseinanderbricht. Gewiß hat Voltaire Recht, wenn er sagt, daß die Scham, sobald sie aus dem Herzen geflohen sei, immer auf den Lippen ihren Platz zu nehmen pflege.

Durch diese jetzt vollkommen entfaltete Stellung der Frauen in der Gesellschaft ist nun aber auch das Verhältniß angegeben, welches der Jüngling ihnen gegenüber in der Gesellschaft einzunehmen hat. Er soll allerdings zwar mit Scheu, aber dennoch mit einer gewissen Vorliebe den Umgang gebildeter Frauen suchen. Denn ihr feiner Blick, das Originelle ihrer Gedanken und das Zarte in ihrer Behandlung wird ihn schneller auf eine gewisse Höhe geistiger Cultur versetzen, als der im Allgemeinen doch nur immer wie aus Gnade gewährte Umgang der Männer. Auch ist es dem kräftigen Geiste selbst gebildeter Jünglinge leicht möglich, eine anfangs ganz innerliche Wendung nach der Rohheit hin zu nehmen. Auch solche Versuchungen bändigt am leichtesten der geistreiche Zartsinn der Frauen. Dies Alles zusammen ist denn nun auch sehr geeignet, eine eigenthümliche öfters wahrzunehmende Erscheinung zu erklären, daß nämlich der Geist wohlgearteter, keine Stufe der Entwicklung überspringender Jünglinge sich, wenn er überhaupt für solche Dinge zugänglich wird, eher älteren als jüngeren Frauen zuzuwenden pflegt. Denn die erste Erregung

männlicher Natur für die weibliche ist von beiden Seiten immer nur ein Trieb nach der wechselseitigen Eigenthümlichkeit. Es ist dies eine Freundschaft sonderbarer Art, bei welcher, wenigstens von der jüngeren Seite her, die geschlechtliche Beziehung immer nur wie eine unendliche Perspektive unbewußter und verschwiegener Zukunft thätig ist. Wer die höchste Höhe dieses Zustandes kennen lernen will, der möge sich die ersten feineren Beziehungen Tasso's zu seiner Fürstin lebendig vergegenwärtigen. Dort hat einmal die Rose männlichen und weiblichen Umganges in ihren reinsten Farben geblüht: Farben, welche, wenn auch getrübt, selbst in Jakobi's Woldemar noch immer reine Naturfarben sind. Nur die tiefe und verderbliche Sinnengluth, welche in Friedrich von Schlegel brannte, hat ihn in diesem Buche ein völlig undenkbares und daher verbrecherisches Verhältniß wahrnehmen lassen.

Aber jener Silberblick des geselligen Verkehrs steht allerdings in der weiblichen Natur nicht vereinzelt da. Vielmehr ist er enge geknüpft an eine andere, in der Gesellschaft mit tiefem Schweigen bedeckte Seite weiblichen Wesens. Die spielende sanftgekräuselte Oberfläche weiblicher Natur birgt in den tiefen Abgründen nächtlicher Fluth, gleich gewaltigen See-Ungethümen, die Macht der energischsten Empfindungen. So reiches Licht gewöhnlich in dem Geiste edler Frauen strahlt, ein ebenso lebendiges Feuer brennt in ihrem Herzen. Nicht meine ich hiemit das Chaos unwürdiger Leidenschaften. Vielmehr ist es die höchste Lauterkeit ächter Seelentiefen, mit welchen jedes Weib von Natur alles Liebenswerthe heftig ergreift. Wie sollte es auch möglich sein, daß ein Weib jenen hohen Grad von Rache und Haß entfalten könnte, wie sie es vermag, wenn nicht gerade eben die Kränkung der lebendigsten und tiefsten Gefühle zu solcher Erregung der Reaktion aufstachelte! Es ist eine wundervolle Einrichtung der Natur, daß diese mögliche Fülle der Empfindung, so stark sie ist, bei dem Weibe immer nur mit der Ehe erwacht, deren mildes Genügen die Anwesenheit der stürmischen Empfindung immer feuchtet und besänftigt. Aber dennoch ist die Tiefe der Gefühle potenziell doch auch schon vorher vorhanden. Leichter Scherz und gemäßigte Wehmuth sind ihre verrathenden Träger. Von der Natürlichkeit des weiblichen Umganges bis zur lebendigeren Erregung ihrer tieferen Seite ist nur

ein Schritt. Hier erkennen wir denn auch den Punkt, auf welchem die Gefahr des akademischen Jünglings liegt.

Es ist naturgemäß, daß den Studierenden, welchen als Knaben mit Ausnahme der Mutter alles Weibliche abstieß, sobald er Jüngling geworden ist, der Reiz geselliger Frauen zu bewegen beginnt. Es ist dies für ihn ein so durchaus Neues und mit so viel Scheu Verbundenes, daß man berechtigt ist, von ihm zu verlangen, daß er sich nun auch durch eine längere Zeit allein mit dieser Seite der Berührung begnüge. Es deutet immer auf einen gewaltsamen, unmäßigen Charakter oder auf eine Mitleiden erregende Schwäche, wenn ein Jüngling die Anmuth des ihm gestatteten und geziemenden Verhältnisses zu rasch zu überspringen sucht. Es mag ihm gestattet sein, die Erregung der tiefsten Gefühle, welche auf diesem Wege liegt, leise ahnend vorauszufühlen: nie aber werden sie erquickend für ihn sein, wenn er zu rasch in ihre Strudel hinabgerissen wird.

Wenn auch das sklavische Lernen für den akademischen Jüngling mit der Schule sein Ende erreicht hat, so ist er auf der Akademie trotz aller freieren Geistesrichtung, welche ihm hier geboten wird und geboten werden muß, doch immer nur noch und hauptsächlich zum Lernen da. Mehr aber als Denken und Produziren und die Natur späterer gereifterer Receptivität bedarf das Geschäft des eigentlichen Lernens der entschiedensten Ruhe. Denn wer wahrhaft lernen will, der muß von sich selbst ausgehen können, und dem Objekte gegenüber die unterwürfigste Selbstentäußerung üben. Dies ist die Aufgabe jedes zu irgend einer höheren Thätigkeit berufenen Charakters. Nun aber ist die Liebe das Egoistischste, was es gibt, wenigstens ist sie die erregteste Beziehung der Selbstheit. Sie ist ein Auswanderungstrieb, nicht um den geliebten Gegenstand in seiner reinen Selbstständigkeit zu durchdringen und zu erkennen, sondern, um ihn allein sich zu eigen zu machen und der eigenen Subjektivität zuzubilden. Jener Jüngling, welcher in seiner Liebesraserei sich mit der geliebten Persönlichkeit identificirte, war weit entfernt, sich um ihretwillen aufzugeben: vielmehr befand er sich in dem wunderlichen Zustande ekstatischer Selbstsucht. Ein Jüngling folglich, welcher zu frühe liebt, greift frevelhaft in die Stellung seines geistigen Berufes ein. Denn es ist wahrhaft

merkwürdig, daß die Arbeit nach der Liebe, eine so verschiedene der vor der Liebe gegenüber ist. Wenn die Liebe, nachdem der eigentliche Grund zum geistigen Selbstbesitze gelegt ist, unsre Arbeit nicht zu steigern vermag, so ist es natürlich, daß sie vorher zu einem gemeinen Bestreben, Brod zu gewinnen, herabsinkt. Wüßten die allzufrüh liebenden-Jünglinge, welchen Verrath sie auch in dieser Beziehung an der verehrten Persönlichkeit begehen, es würde sich ihrer eine Scham bemächtigen, die sie vor viel Thorheit zurückzuhalten vermöchte. Uebrigens darf auch hier der Satz, daß die Ausnahme die Regel bestätige, nicht übergangen werden. Wenn ein Jakob Böhme bereits mit neunzehn Jahren Ehemann wird, so würde Jeder irren, der eine solche Thatsache anders erklären wollte, denn als die hier natürliche frühzeitige Beschleunigung des in sich gründetsten Geistes. Ein Raphael und Mozart starben deßhalb mit dem sechsunddreißigsten Jahre, weil sie zu einer Zeit, wo andere noch nach allen Seiten hin kindischer Natur sind, bereits von Ton, Gestalt und Farbe entzückt wurden.

Eines möchte ich zum Schlusse freilich mit Stillschweigen übergehen, wenn mich nicht höhere Bestimmungsgründe zum Worte zwängen. Wehe dem Jünglinge, welcher, statt von dem Reize weiblicher Unterhaltung gelockt zu werden, statt, wenn auch mit frühreifer Anticipation, von der Macht weiblicher Seelennatur begeistert zu werden, zugleich erfüllt von dem ausgemachtesten Wesen der Prosa, nur von den Stürmen der Begierde ergriffen wird! Solchen sei nur dies gesagt. So wüthend die Begierde ist, dennoch sättigt sie nie. Den Schlund, den ihr mit ihrer Gewährung auszufüllen strebt, vermögt ihr dadurch nur klaffender zu machen. Selbst eine scheinbar gesegnete Ehe kann, wenn sie allein oder nur mehr auf Begierde basirt ist, als ihr Ende nichts als Abneigung erzielen. Denn nur dies ist allein die wahre Vereinigung, welche, mit den Jahren an Innigkeit wachsend, zuletzt mit einem Zartsinn wechselseitiger Zuneigung endigt, welche allein an dem Verhältnisse des Schöpfers zum Geschöpfe eine würdige Analogie findet. Ihr aber, die ihr ohne der Begierde noch verfallen zu sein, dennoch, sei es durch Natur oder Erziehung, den Keim ihrer lebenvernichtenden Kraft bereits in Euch wühlen fühlt, hütet Euch vor Allem vor dem Tanz. Er ist, so unschuldig sich auch

Viele in seinen Verschlingungen bewegen, dennoch nur eine freie Phantasie über die Begehrlichkeit.

Mit diesen Betrachtungen, meine Herrn, haben wir den ersteren und entschieden kleineren Theil unserer Aufgabe zu Ende gebracht. Mit dem Begriff des Studierenden und seiner historischen Stellung beginnend, sind wir sodann zu den Verhältnissen desselben den verschiedenen Sphären gegenüber, innerhalb deren er sich zu bewegen hat, übergegangen. Wir haben gezeigt, wie er sich zu seinen akademischen Mitbürgern in Scherz und Ernst, in Freundschaft und Feindschaft, wie zu seinen Lehrern, wie zur bürgerlichen Welt, zum Volke, zur öffentlichen Sitte und zu seinen Aeltern, wie endlich zur socialen Welt und deren Mittelpunkte, den Frauen, zu verhalten habe. Schwer, glaube ich, wird es sein, irgend eine Situation des akademischen Jünglings aufzuweisen, deren Allgemeines nicht in dem Kreise dieser nun beschlossenen ersten Vorlesungen abgehandelt ist. Es ist ein mannigfaltiges Feld, das uns beschäftigt hat: es sind bedeutsame Fragen, die wir behandelt haben. Und zwar habe ich darüber, nicht, wie Zufall und Laune mir eingaben, auch nicht einmal, wie es allein der gegebene Stoff verlangte, gesprochen, — der der Realität abgewonnene Begriff des Studierenden, war es vielmehr, von dem wir uns die jedesmaligen Resultate aufdringen ließen. Ich kann mir daher auch keine der Wirklichkeit entnommene Protestation gegen die von mir entwickelten Exponenten der Verhältnisse gefallen lassen. Denn das, was wir gelehrt haben, ist ja der eigentlich substanzielle Extrakt der ächten Wirklichkeit. Wenigstens scheinen mir alle diejenigen fast auf der tiefsten Stufe der geistigen Bildung zu stehen, welche, wenn sie vom Wirklichen zu reden anheben, nur das Ungenügende und Schlechte desselben im Sinne haben. Wahrlich, allein der ist befähigt, über derlei Probleme und Definitionen mitzureden, welcher in seinem Innersten die verborgene Herrlichkeit des Wirklichen lebendig erkannt hat.

Aber so wichtig die bereits verhandelten Gegenstände sind, so schön und belehrend es sein mag, mit manchen interessanten Seitenentwicklungen aus dem hohen Begriffe des Studierenden

die ganze würdevolle Hoheit desselben in seinen verschiedenen Beziehungen dargelegt haben, — so ist es bis jetzt doch, wenn auch eine sehr edle, aber doch fast nur die äußere Schale seines Wesens. Der Student hat vom Studieren d. h. vom Lernen, vom Denken, vom Erforschen und mindestens auch vom geistigen Reproduziren seinen Namen. So wichtig es sein mag, aus seinem Begriff seine Erscheinung zu folgern, so ist es doch ohne Verhältniß wichtiger, seinen Begriff mit den mannigfaltigen Sphären seiner Thätigkeit in eine schöne Einheit zusammenzubilden. Es liegt uns daher von jetzt an ob, nicht mehr nur die Form, sondern die eigentliche Materie des Studierenden unseren Betrachtungen zu unterwerfen. Es ist demnach der universelle Schematismus aller Wissenschaften, so wie die Bedeutung der einzelnen Glieder in demselben die Aufgabe, auf welche wir von nun an alle unsre Kräfte zu koncentriren haben.

Dies ist eine wichtige Aufgabe, meine Herrn! Nur wer das Ganze kennt, vermag in würdiger Weise dessen Theil zu handhaben. Der ist wahrhaftig nichts mehr als ein Taglöhner, der sich bei der Vorsteckung hoher Ziele so weit erniedrigen kann, nur die Kunstgriffe der Sache los bekommen zu wollen. Sollte, was ich bei der Aufmerksamkeit, die Sie mir bisher geschenkt haben, kaum vermuthen kann, irgend ein derartig Gesinnter bis jetzt unter uns ausgehalten haben, hier am Eingange des Höheren und Bedeutenderen müßte ich ihn bitten, uns seiner Gegenwart zu entheben. Was könnte ihm auch seine Anwesenheit nützen? Alles, was ich noch zu sagen habe, würden ihm doch nur Hieroglyphen sein.

II.

Ueber

das akademische Studium.

Zehnte Vorlesung.

Von den Vorbedingungen des akademischen Studiums. Vom Selbststudium, vom Besuch der Collegien und vom Nachschreiben derselben.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt dem Materiellen im Leben des Studierenden zuwenden, haben wir noch, bevor wir die Darlegung vom Schematismus der Wissenschaften beginnen, mehreres Aeußerliche zu behandeln, welches aber in der innigsten Beziehung zum Inneren steht, und deßhalb mit größtem Rechte von uns zu diesem geschlagen wird. Denn da es natürlich ist, daß der studierende Jüngling, wenn er nur Einiges von der Größe des ihm nun bevorstehenden Berufes ahnet, diesem gegenüber, wenn auch nicht erlahmt, doch wenigstens erschrickt, so scheint es mir, in meiner Aufgabe zu liegen, dem beginnenden Studierenden die Bedeutung seiner verlassenen Stellung und der mit ihr verknüpften Studien klar vor's Auge zu legen, ihn sodann mit wenigen Worten in die Sphäre der neu beginnenden einzuführen und hieran noch einige Rücksichtnahme auf scheinbar geringere Dinge zu knüpfen, deren Bewältigung nicht nur dem neuen akademischen Jünger manche Mühe zu machen im Stande ist, sondern ihn sogar in eine verzichtende Stimmung der Erschlaffung zu versetzen vermag: — eine Stimmung, von der aus der Schritt zu eigentlichen Verirrungen gar nicht so groß ist, als es im Anfange scheinen möchte.

Derjenige Knabe, welcher sich zu einem höheren Berufe bestimmt hat, wird nach alter romanischer wie germanischer Sitte mit strengem Ernste in das Studium der alten klassischen Sprachen und Literaturen eingeführt, und diesem Studium weiter nichts

verknüpft, als der Unterricht in den Elementen der Mathematik und den allgemeinen Zuständen der Geschichte. Alles Weitere, was zu dieser Sphäre gar nicht oder auch nur weniger paßt, wird nach Maaßgabe seiner größeren Ferne oder Nähe mehr oder minder als Nebensache betrachtet. Es ist bekannt, daß sich gegen diesen Brauch viele Stimmen erhoben haben, und der daraus hervorgegangene Streit des Realismus und des Humanismus ist noch weit entfernt, zu seinem Ende hindurchgedrungen zu sein. Die Realisten mögen den Humanisten und insbesondre also den klassischen Philologen manche gegründete Vorwürfe gemacht haben. Es ist nicht zu läugnen, daß dem philologischen Studium die Gefahr eines allgemeinen Pedantismus nahe genug zu liegen scheint, obgleich ich von dem Glauben weit entfernt bin, daß sie nothwendig darin verborgen liege. Vielmehr sind die genialsten und geistig freiesten Männer Deutschlands, ja Europas durch die Löwenmilch der Griechen und Römer zu jener Größe herangewachsen, deren Anerkennung Pflicht für einen Jeden ist, welcher wahren Adel des Geistes besitzt. Es mag ein Fehler ferner der Philologen sein, daß in ihnen der Trieb liegt, ihre Schüler hinwiederum auch nur zu Philologen heranzubilden, obgleich auch hierin wieder ein verborgener Vorzug liegt. Denn nur in dem einige Zeit lang mit Einseitigkeit Betriebenen vermögen wir es bis zur Virtuosität zu bringen. Ferner mag es Manchem lächerlich scheinen, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache noch immer als sich für wissenschaftliche Dinge gebührend von den Philologen ausgegeben wird, und man muß es zugestehen, daß mancher Tüchtige dies als ein Suchen des Lebens bei den Todten bezeichnen wird. Aber auch hiefür ließe sich noch Einiges zur Vertheidigung aufbringen. Wäre es zum Beispiel denn nicht gut, wenn der das Gymnasium besuchende Knabe wenigstens einige Jahre den Glauben hegte, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache eine unerläßliche Bedingung für den wissenschaftlich zu Bildenden wäre? Jeder, der auf den Ruf eines wenn auch noch so kleinen Gelehrten Anspruch machen will, muß die Quellen seiner Wissenschaft mit Geläufigkeit lesen können. Alle Quellen laufen aber zuletzt auf Schriften zurück, die in lateinischer oder griechischer Sprache verfaßt sind. Ist dem indeß also, so kann diese noth-

wendige Gewandtheit in der Lektüre alter Sprachen nur dadurch gewonnen werden, daß die Sprachen eine Zeit lang als Selbstzweck betrieben werden. Eine Sprache aber betreibe ich nur dann als Selbstzweck, wenn ich nach ihrem unbeschränkten Gebrauche strebe. Ein junger Mann wird daher nur dann Quellen irgend einer Sprache mit Geläufigkeit lesen, wenn er in der Stylistik derselben es bis zu einer gewissen Höhe gebracht hat. Endlich läßt sich noch ein Einwurf, und zwar der schwerste, gegen das klassische Studium und seine Vertreter, die Philologen, erheben. Davon nämlich zu schweigen, daß sie sich der Wirklichkeit, selbst der wahren, entfremden, so ist es besonders ein gewisser Mangel an Fortschritt in moderne berechtigte Geistesrichtungen hinein, der bei ihnen gefunden werden kann. Das Alterthum tritt ihnen nämlich wie eine überwältigende Größe entgegen. Statt sich nun zu dieser zu erheben, lassen sie sich durch dieselbe vielmehr in einen Zustand passiver Receptivität versetzen. Nun verlangt aber die Neuzeit eine kühne und kecke Produktivität. Es ließe sich demnach hier behaupten, daß das klassische Studium die Gemüther der Jugend verhindere, in die Bestrebungen der Neuzeit lebendig und mit wahrem Glück einzugreifen. Mag dies nun wahr oder nicht wahr sein: so viel ist wenigstens gewiß, daß mit diesem letzten Grunde der Polemik gegen das klassische Studium auch Alles, was dagegen gesagt werden kann, zum Abschlusse gebracht worden ist. Fassen wir aber diese vier Gegengründe ins Auge, so stellt sich alsbald die Thatsache aufs klarste heraus, daß alle diese Einwürfe nur gegen Mißbräuche des klassischen Studiums, nicht aber gegen dasselbe in seiner wahren Gestalt gerichtet sein können. Vielmehr muß dieses Studium von uns als das einzige angesprochen werden, welches im Stande ist, zu einer wahrhaft höheren Stellung des Geistes vorzubereiten. Wir wollen die zwei Hauptgründe dafür zuerst in ein deutliches Licht zu setzen suchen, und ihnen sodann einige gleichfalls nicht unwichtige allgemeinere Bemerkungen beifügen.

Alle diejenigen, welche höhere Bildung und dadurch eine bedeutendere Situation in der Wirklichkeit zu gewinnen streben, haben den Beruf, mit der Zeit mehr oder weniger, in geringeren oder bedeutenderen Sphären auf die Construktion der Gegenwart, also

auch der Zukunft einzuwirken. Nun aber ist jede Gegenwart ein tausendfältiges Produkt der Vergangenheit, und namentlich ist unsre ganze germanische Gegenwart auf romanischen und damit auf griechischen Hintergrund basirt. Es läßt sich demnach mit Glück gar keine Modifikation der Gegenwart oder der Zukunft erwarten, wenn sie nicht aus den Quellen und Anfängen unsrer gegenwärtigen Existenz mehr oder weniger abgeleitet wird. Hiegegen könnte sich nun aber Jemand folgendermaßen vernehmen lassen. Was du hier sagst, ist allerdings wahr. Indeß ist unsre Gegenwart so mannigfaltig durch sich selbst bedingt und der Uebergang aus dem Vergangenen in's Gegenwärtige so allmählig vor sich gegangen, daß von uns gleichsam der beste Lebenssaft der Vergangenheit bereits ganz in unsre laufenden Zustände aufgenommen worden ist. Woraus denn folgen würde, daß die selbstständige Kenntniß des Alterthums für die größere Anzahl der Würdenträger eine überflüssige wäre. Aber dies selbst zugestanden, so muß doch folgendes noch in besondre Ueberlegung genommen werden. Jeder Zustand, in welchen wir unmittelbar versetzt sind (und ein solcher ist doch die Gegenwart), jeder derartige Zustand, sage ich, bietet seine Schwierigkeiten in Beziehung auf die Uebersicht seiner mannigfachen verwickelten Momente, und es ist klar, daß nur ein geübtes Auge hier mit Schnelligkeit den geforderten Ueberblick gewinnen kann. Wie vermag nun die nothwendige Gewandtheit in irgend einer Sache gewonnen zu werden, deren Wesenheit sich nicht mit augenblicklicher Evidenz von selbst ergibt? Offenbar nur dadurch, daß der Geist an einer analogen Sache geübt werde. Folglich kann nur der auf die Gegenwart eines Volkszustandes lebendig einwirken, welcher irgend einen anderen, abgeschlossenen Volkszustand überschauen gelernt hat. Nun aber können wir nur ein Volk wahrhaft verstehen, wenn wir die natürlichen Charaktere seiner Aeußerung uns angeeignet haben. Wir müssen also nothwendiger Weise die Sprache der Völker verstehen, welche wir als Vorbilder für den Ausbau der Gegenwart betrachten wollen. Nun ist aber keine andere Nation jemals zu einer solchen Vollendung aller ihrer Gliederungen hindurchgedrungen, wie dies der Fall bei den Griechen und Römern war. Es ist daher für den wahren Würdenträger unerläßliche Nothwendigkeit, die Sprachen

dieſer erſten Culturvölker der Welt zu verſtehen. Unſere akademiſchen Jünglinge ſind aber inſonderheit dazu beſtimmt, die Würdenträger unſrer Nation zu werden. Es kann demnach kein anderes Bildungsmittel ihrer Knabenjahre gewählt werden, als der Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen des Alterthums. Es iſt dies aber noch nicht genug. Jedermann wird nämlich eingeſtehen, daß die Aufgabe, welche der akademiſche Jüngling auf der Univerſität zu erreichen hat, eine große und ſchwierige iſt. Um ihr daher genügen zu können, muß der junge Mann nothwendiger Weiſe mit einem ſchon ziemlich geübten, namentlich mit Schnelligkeit und Verſatilität begabten Geiſt die hohe Schule beziehen. Wenigſtens hat es die Erfahrnng gelehrt, daß es immer mißlich war, wenn ein Jüngling erſt auf der Univerſität die nöthigen Vorübungen der Gewandtheit durchzumachen hatte. Nun aber iſt es die Mutterſprache, an welcher dem Kinde die erſte Bethätigung ſeines Bewußtſeins wird. Es iſt demnach klar, daß einige höchſt rein und fein ausgebildete Sprachen am meiſten werden dazu beitragen können, die Steigerung des geiſtigen Bewußtſeins und ſeine Befreiung zur Selbſtſtändigkeit zu Wege zu bringen. Jede lebende occidentaliſche Sprache beſitzt aber zu dieſem Zwecke zu große Identität mit jeder ihrer Zeitgenoſſinnen. Ueberdies ſind ſie alle zu wenig abgeſchloſſen, zu wenig vollendet in ſich, weil ſie ja alle ſich noch weiter entfaltende Weſen ſind. Jede orientaliſche Sprache dagegen wäre ein zu fremdartiges, zu abgelegenes Sprach-Individuum, um an ihm den noch zu ungelenken Knabengeiſt zur Entwicklung zu bringen. Es wird jedem einleuchtend ſein, welche ſchöne Mitte dieſen beiden Uebelſtänden gegenüber die griechiſche und lateiniſche Sprache einnehmen: ſie, die beide gleichermaßen, jede in ihrer Art, rückwärts und vorwärts weiſen. Nichts vermag daher dem jugendlichen Geiſte eine ſo lebendige und raſche Vorübung zu geben zur Handhabung höherer und ſchwierigerer Probleme wie Materien, als das Studium dieſer beiden Sprachen. Zur Beſtätigung dieſes Reſultates mögen hier noch einige der Erfahrung entnommene Beobachtungen dienen.

Es gibt eine doppelte Menſchenklaſſe Höhergebildeter. Die Einen ſind diejenigen, welche den regelmäßigen Stufengang gründlicher Schulbildung genoſſen haben; die Anderen ſind die kühnen,

selbstständigen Autodidakten. Es kann nicht geläugnet werden, daß die letzteren manchen Vorzug vor den ersteren genießen. Der Autodidakt ist gewöhnlich eine keck anstürmende, keinen Grund der Unmöglichkeit anerkennende Natur. Jakob Böhme, Pestalozzi, Napoleon waren solche autodidaktische Energieen. Der Schulgelehrte dagegen geht selten über den glücklichen und receptiven Ausbildner hinaus. Die Last des Durchgearbeiteten drückt schwer auf seine Schultern. Schon daß er so viel weiß, hindert ihn an der raschen Erfindung. Indeß hat er nichts desto weniger vor dem Autodidakten eine Sicherheit, Bestimmtheit und sehr häufig eine gewisse Hohheit voraus, welche letztere namentlich dem übermüthigen Cynismus (dies Wort im weitesten Sinne genommen) des Autodidakten sehr häufig zu erreichen fast unmöglich ist. Dies ist aber denn auch geeignet, oft die glänzendste Entdeckung des Autodidakten um Entwicklung wie um Wirkung zu bringen. Denn die Welt will das Stätige, und sie will es mit Recht. Allein die Ruhe der Entwicklung verhindert es, daß die Evolution zur Revolution wird: allein die Ruhe der Entwicklung bewirkt es, daß die lebendige Kraft der Entdeckung nicht blendend und verwirrend, sondern erleuchtend und enthüllend in die große Fortbewegung menschlicher Gedanken eingreife. Zwar ist keine Unmöglichkeit da, daß auch der kühne autodidaktische Geist den niederhaltenden Weg der Schule durchlaufe. Auch haben Männer wie Leibnitz, Lessing und ähnliche den Beweis geliefert, daß das Bedeutende der eingebornen Reformationsgabe durch die Zucht der Schule nur gewinnen könne, und also keineswegs, wie man allenfalls glauben möchte, mit dieser in einem absoluten Widerspruch stehen muß. Aber es wird immer besser sein, daß die Schule das leichtfertige, mehr wetterleuchtende als erleuchtende Genie abstumpfe, als daß seine überall hervorbrechenden Träger die Verwirrung der Zeiten nur vergrößern. Hiezu kommt noch Folgendes. Nicht blos hohe Geister werden zu Autodidakten, auch ächt prosaische betreten häufig diesen Weg. Sie muß man als die Gefährlichsten anerkennen; denn indem sie die geschichtlichen Geleise verlassen, führen sie auf Irrwege ab, die nicht einmal den Vorzug eines, wenn auch unglücklichen Geistesadels an sich tragen. Der Autodidakt hat immer etwas gegen die wahre Urbanität Anstrebendes. Wie

gefährlich muß erst diese Feindschaft gegen Urbanität werden, wenn sie sich dem Sumpfe des Prosaismus vermählt. In der That, auch diese Bemerkungen scheinen es zu bestätigen, welch einen mächtigen Regulator menschlicher Natur die großartige, auf tiefer Bildung beruhende Einfalt der gewaltigen griechischen und römischen Geister abzugeben vermag.

Dem Studium der klassischen Sprachen und Literaturen gehen aber, wie wir schon erwähnten, noch zwei andere bedeutsame Gebiete zur Seite: Geschichte und Mathematik. Auch sie gehören zu den unerläßlichen Vorbedingungen jener Epoche, mit welcher der junge Mann den Sachen entgegenzutreten berufen wird. Griechische und römische Volksentwicklung, so überraschend hoch und selbstständig sie in der Geschichte dastehen, sind doch keineswegs völlig isolirte Gestalten in der Reihe der Völkerentwicklung. Schon die Kunst lehrt es ja, wie Griechenland namentlich aus der großen Basis ägyptischer, syrischer und kleinasiatischer Zustände hervorgegangen ist. Es ist daher durchaus nothwendig, daß der anhebende Jüngling wenigstens in allgemeinen Zügen erfahre, wie die unendliche Schraube der Weltgeschichte sich bis zu den Momenten unserer Gegenwart vorwärts bewegt habe. Nicht wie leuchtende Punkte aus dunkler Nacht sollen sich ihm Rom und Hellas entgegenheben, sondern nur als die reinsten, leuchtendsten Farben im prismatischen Bilde soll er diese beiden ewigen Nationen erkennen. Er soll es wenigstens ahnend wahrnehmen, daß erst dann der menschliche Geist zur wahren göttlichen Innerlichkeit zurückzukehren vermochte, nachdem seine Ausstrahlung in das Aeußerlichere den höchsten Gipfel plastischer Vollendung erreicht hatte. Kurz, sich selbst und seine trefflichen Muster als Glieder einer und derselben Kette wahrnehmen zu können und aus solcher Relativität hinwiederum die Anforderungen höherer Möglichkeit zu entnehmen, — dies ist der Grund, warum mit Recht dem Studium der klassischen Sprachen das der allgemeinen Geschichte beigegeben wird. Aber so bedeutsam auch das Geschichtliche sein mag, doch müssen wir gegen dasselbe frei werden. Ja sogar, wenn wir aus höheren Rücksichten und kraft genügender und ausfüllender Beweise zu demselben zurückkehren müßten, dennoch scheint die Lossagung von demselben einmal durchaus nöthig zu sein. Der menschliche

Geist muß auch mit sich allein sein. Erst aus solcher Einsamkeit heraus wird eine höhere Gemeinschaft zur ungetrübten Sicherheit. Er muß, mit Kant zu sprechen, eine aprioristische Synthesis gesucht haben. Erst nach solchen Erfahrungen wissen wir, was wir uns selbst und was wir dem Objekte zutrauen können. Diese Höhe selbstständiger Abstraktion bietet allein die Philosophie, und in ihr besonders das Feld reiner Metaphysik und tiefsinniger Psychologie. Diesen höchsten Kräften der Verselbstständigung ist aber selbst der gereiftere Knabe noch nicht gewachsen. Seine Abstraktion reicht nur soweit, daß er höchstens die Verhältnisse gestalteter oder reiner Größen an sich wahrzunehmen vermag. Vom sogenannten Stofflosen kann er allein Geometrie und Algebra und höchstens die Anfänge der höheren Mathematik begreifen. Dies ist aber auch vollkommen hinreichend, ihn von der absoluten Sklaverei der bloßen Sachen zu befreien. Sein durch Gedächtniß und Phantasie mehr oder weniger gebundener Verstand wird durch diese Anschauungen reiner Constellationen gelöst: er fängt an, den Genuß an der Autonomie des Geistes von ferne zu schmecken. Dies ist der Grund, warum lebendige, jugendliche Geister oft so lebendig von der Mathematik ergriffen werden, warum häufig ein wahrer Seelenrausch namentlich mit den ersten bedeutenderen Sätzen der Geometrie sich ihrer zu bemächtigen pflegt; es ist demnach der mit klassischem und geschichtlichem Studium begonnene Kreislauf der Jugendbildung in der Mathematik zum Abschlusse gekommen. Diesem herrlichen Zirkel darf nichts Weiteres beigefügt werden. Alles Andere, selbst neuere Sprachen, Naturstudium, Technisches, sind Allotria, sind Spiel, sind gefährliche, von dem Centralen ablenkende Kräfte. In Uebungs-, in Befähigungs-Studien, in Geistessteigerungen soll der angehende wissenschaftliche Jüngling allein geschult werden. Denn nicht um einer Sache willen lernt er. Um selbstständig lernen, um Stoffe verdauen zu können, deßhalb lernt er. Nicht in den Strudel eines Etwas soll er hinabgestürzt werden. Vielmehr soll er von allen Existenzen weggelockert und unterrichtet werden, Verhältnisse an sich zu ergreifen, zu drehen und zu wenden, um so ihnen gegenüber zur selbstständigen Emancipation gelangen zu können. Dies ist der Grund, warum der angehende Jüngling gleichsam mit inhaltslosen

Gegenständen beschäftigt wird: dies der Grund, warum es sehr gut ist, daß es sich also verhält. Wer daher diese hochadelige Weise des Unterrichtes geändert wissen will, der gibt sich entweder als einen zu erkennen, dessen niedriger Geisteszustand nicht weiß, was er will, oder er setzt sich mit Recht dem Verdachte aus, daß er nicht ohne Interesse dabei sei, die Region der Höhergebildeten einem geglätteten Barbarismus zuzuführen.

So sehr aber die jetzt von uns gerechtfertigte Art und Weise klassischer Jugendbildung für die Bestimmung jener geeignet scheint, welche ihrer genießen, so sehr kann es auffallen, wenn wir zuzugestehen genöthigt sind, daß der seine bisherige Cultur verlassende Studierende weit davon entfernt ist, mit entschiedener Sicherheit die Wege seiner neuen Aufgabe durchlaufen zu können. Im Gegentheil kann man bemerken, wie die mannigfachsten Schwankungen, ein zögerndes Herumtasten, kurz eine zu deutliche Ungewißheit, was nun zu beginnen sei, den Charakter der meisten Studierenden während ihrer ersten Studienjahre bilden. Denn einzelne wenige Ausnahmen können in keiner Weise als maaßgebend betrachtet werden. Diese eigenthümliche, auf den ersten Anschein alle unsre früheren Behauptungen schlagende Beobachtung ist aber so weit entfernt, das Frühere zu widerlegen, daß sie vielmehr, richtig aufgefaßt, zur überzeugendsten Bestätigung desselben werden muß. Die Studienweise des Knaben verhält sich zu der des Jünglings wie Form zu Inhalt. Der Knabe lernt der Entwicklung und der zu erreichenden Gelenkigkeit wegen. Der Jüngling soll die Sachen gewinnen und erobern. Die gewonnene Gelenkigkeit soll ihm eben die Bewältigungskraft der Gegenstände verleihen. Die Unsicherheit des Jünglings auf dem neu betretenen Weg rührt folglich eben nur von dessen Neuheit her. Die völlige Umstülpung aller seiner bisherigen Begreifungsweisen muß ihn nothwendiger Weise verlegen und unsicher machen. Es sind nicht die glücklichsten Naturen, die auf der Universität ebenso fortfahren, wie sie auf der Schule begonnen haben, folglich den Schritt von der einen zur anderen gleichsam wie in einem bewußtlosen Traum befangen thaten. Hiezu gesellt sich aber alsobald noch ein Weiteres. Die Form ist ein Klares und Verständliches; sie ist nach Kant ohngefähr an den Dingen dasselbe, was den Dingen gegenüber die

Vernunft ist. Wegen dieser Natur der Form ist der eben selbstständig gewordene Studierende gewöhnt, Alles, was er lernt, in einer gewissen rationellen Weise anzugreifen. Namentlich hat die Mathematik diese Seite in ihm zu einer entschiedenen Stärke herangezogen. Ist nun der Inhalt (wie er es denn ist) der Form gegenüber das Verstandlose und Unbegreifliche, so ist es natürlich, daß das mit dem Uebertritt an die Universität plötzlich anhebende substanzielle Studium die bisherige Aufnahmsweise des Jünglings erschüttere, weil ja von nun an in einer ganz neuen Weise aufgenommen werden muß. Die Umsetzung der bisherigen Verdauungsweise in eine wesentlich modificirte wird auch daher, namentlich im Anfange, den akademischen Jüngling fremd und sonderbar anlassen. Nehmen wir hiezu nun endlich noch, daß der Studierende, sobald er die Akademie betritt, wie von einer Fluth von neuen Gegenständen überschüttet wird, und so, eingetaucht in eine neue, ihm noch völlig unverständliche Masse, von dieser fast erdrückt zu werden fürchten muß, so wird es nun auf ein Mal klar sein, warum es nicht an den Gegenständen des bisherigen Unterrichtes liegen kann, wenn die innere geistige Bestimmtheit des Studierenden im Anfange wankt, sondern, daß vielmehr die Nothwendigkeit des neuen Verhältnisses so lange jene Erschütterung der Gewohnheit erzeugen wie erhalten müsse, bis die erste allgemeine Bekanntschaft mit dem bisher fremden Stoffe eingeleitet ist. Wie kann nun dem Studierenden über die Schwierigkeiten jenes problematischen Anfangs hinübergeholfen werden?

Hier sind nun vor Allem die zurückzuweisen, welche zu der Behauptung geneigt sind, daß eben vielleicht durch eine frühere Beschäftigung mit den Sachen diese Schwierigkeit ganz entfernt werden müsse. Sie soll und darf aber nicht hinweggeräumt werden. Vielmehr ist sie eben, wie durch einen besonderen Verstand der Verhältnisse, an den Anfang des akademischen Studiums gerückt, damit der nun auf Erkenntniß und Freiheit gesetzte Jüngling aus allem Autoritätsschlafe herausgerüttelt werde und die Sachen durch eigene Kraft bezwingen lerne. Was würde es ihm auch nützen, unbewußt in die Tiefe der Gegenstände hinüberzuschlummern? Entweder würde er nie erwachen (und was hieße dies anderes, als ein mehr oder minder thierisches Leben führen!),

oder sein Erwachen würde in eine Zeit fallen, wo die Beschäftigung mit den Dingen weder eine rechte Subjektivirung noch Objektivirung derselben mehr zuließe. Wo Schwierigkeit ist, drückt es ja ihre Anwesenheit aus, daß sie überwunden, nicht abgethan sein wolle. Vielleicht behauptet man nicht mit Unrecht, daß eine zu leichte, schmerzlose Geburt weder für die Gesundheit des Kindes, noch für die der Mutter ein gutes Zeichen sei. Es können daher nur sentimentale oder unwissende Thoren sein, welche durch Entfernung der Schwierigkeit den Jüngling gerade um die Entfaltung seiner selbstständigsten Kraft bringen wollen. Das ist eben sein gesegnetster Geistesmoment, wo ihn die Verlegenheit einer gewissen Vereinsamung zur Aufbietung aller seiner Kräfte antreibt. So falsch und schädlich es aber ist, alle Schwierigkeiten ebnen zu wollen, eben so unverständig und grausam ist es, den mit einem Hinderniß Ringenden rathlos seiner eigenen gefährlichen Entwicklung zu überlassen. So wenig ein tüchtiger Arzt die Crisen der Natur wegwünschen kann, ebensowenig wird er anstehen sie zu unterstützen und zu erleichtern. Eben weil die Schwierigkeit selbst sehr groß ist, müssen die sie begleitenden anderweitigen Schwierigkeiten so viel wie möglich beseitigt werden, damit sie selbst ihren Hauptkampf rein und ungetrübt durchkämpfen kann. Es werden von uns daher jetzt nothwendiger Weise drei Punkte besprochen werden müssen, welche nicht ohne Einfluß auf die geistige Verselbstständigung des studierenden Jünglings seinem Objekte gegenüber bleiben können: drei Punkte, die, wenn sie in richtiges Verhältniß gerückt werden, fast den Ausgang der Hauptkrisis zu garantiren vermögen.

Der erste dieser Punkte drückt sich in der Frage aus: Wie hat der akademische Jüngling zu studiren? Denn es ist offenbar, daß die Art und Weise in der Behandlung seines Gegenstandes ganz nothwendig dessen Amalgamation bedingen wird. Die Antwort ist sehr einfach. Der Studierende muß sich ebenso spezialisiren, wie extendiren. Was heißt dies aber? In allen Fächern ist das Spezielle, das Detail, besser noch die differentia specifica der besonderen Disciplin dasjenige, worauf es vor allen Dingen ankömmt. Die Beschäftigung mit diesem ganz Besonderen des Faches ist aber eben auch überall die eigentliche Schwierigkeit.

Der wird allein der wahre Jurist werden, welcher seine Digesten so handhaben kann, daß er in der kürzesten Zeit jede beliebige Stelle zu finden im Stande ist. Nur der erscheint als der wahre Theologe, welchem der Handgriff der kritischen Exegese bis in ihre Kleinigkeiten hinein geläufig ist. Wer den Bau des Leibes nicht bis in seine scheinbar zufälligsten Fäserchen hinein kennt, verdient nie den Namen eines Arztes. Aber gerade gegen diese Kenntniß des Speziellen sträubt sich die Feigheit, wie die Unkenntniß. Gerade hier ist aber eben auch der Graben, über welchen zu setzen ist. Selbst falsch in diese Probleme hineinzugerathen, ist besser, als gar nicht in sie hineinzugerathen. Der Angriffspunkt der Sache aber ist überall, wo eben dem Geist ein Detail entgegen tritt. Wer zu lange wählt, kommt am wenigsten zum Ziel. Der gründliche Gebrauch des schlechtesten Handbuches ist fruchtbringender, als ein lauer des besten. Consequenz ist das Räthselwort im Studium des Besonderen. So wenig indeß ohne Kenntniß des Details auf ein fruchtbringendes Gelingen zu hoffen ist, so wenig fördert auch das Besondre allein. Allgemeine, freie, philosophische Studien sind die ernste Erholung, welche der von den Einzelheiten gequälte Geist bedarf. Jede Frage der innersten Wißbegierde sättigt nur ein principielles Studium. Wer seine Detailkrämerei nicht in irgend einer Weise an die Hoheit des Prinzipiellen anzulehnen versteht, muß zuletzt nothwendiger Weise im Sumpfe der Zersplitterung sein Ende finden. Auch erklärt keine Sache allein sich selbst. Nur ein andersgeartetes Gegengewicht verleiht ihr den Exponenten. Denn dem wahrhaft Denkenden wird immer über dem Einen das Andere, und über dem Anderen das Eine einfallen. Unser Haupt ist eine große Einheit, welche in ihrer Ganzheit nur durch eine zusammengesetzte Bewegung erregt werden kann. Wir haben daher Recht gethan, wenn wir Extension und Spezifikation als die hauptsächlichste Beihülfe bei der Ueberwindung der großen Schwierigkeit, der Schwierigkeit κατ' ἐξοχήν angegeben haben, welche die Hauptaufgabe des Studierenden ist.

Die zweite wichtige Beihülfe, mittelst welcher der studierende Jüngling über die Crise des Anfangs, soviel es gut ist, hinweggeführt werden kann, ist ein richtiger Gebrauch seiner Vorlesungen.

Es ist ein Irrthum, wenn man wähnt, daß vermittelst der Collegien der Stoff gelernt werden soll: die Vorlesungen haben im Grunde nur das Lernen der Dinge zu lehren, die Methode der Genesis. Einfälle, Gedanken, ja treffliche Ideen hat oft auch der nicht höher Gebildete. Die Kunst des wahrhaft Gelehrten besteht darin, einen wahrhaft intellektualen Bau allmählig vor den Augen seines Zuhörers entstehen zu lassen. Jenes stille Wachsthum des Geistes, dieses wechselseitige Sichanklagen und Entschuldigen der Ideen ist es, was so recht eigentlich vor dem Zuhörer durch das Collegium blosgelegt werden soll. Ist eine Vorlesung irgend so eingerichtet, daß bei ihr dem Schüler nur von ferne der Gedanke kommen kann, daß er alles Gesagte eben so gut zu Hause durch Lektüre hätte gewinnen können, eine solche Vorlesung ist ohne Weiteres als eine verfehlte zu bezeichnen. Sobald aber der Unterricht irgend eines Lehrers diese höhere Steigerung an sich trägt, so erwächst hieraus dem Zuhörer eine doppelte Pflicht, welche alsobald zu einer doppelt befördernden Wohlthat für ihn wird. Einmal nämlich ist es hier seine Aufgabe, receptiv jedem Worte zu lauschen, weil das Verklungene nicht wiederkehrt. Dann aber wird ihm auch die aufmerksamste Receptivität nichts nützen, wenn er nicht unmittelbar dem Vorproduziren des Lehrers gegenüber sich in eine wahrhaft nachproduzirende Stimmung zu versetzen versteht. Denn da nach der Annahme der wahre Vortrag ein Wachsthum ist, so ist er eben gar nicht verständlich, wenn auf diese Kraft eines eingeborenen Wachsthums nicht nachschaffend eingegangen wird. Erfüllt aber auch ein junger Mann diese doppelte Pflicht, so ist hievon die unmittelbare Folge, daß er nicht nur durch solche Nachproduktion die größte Uebung in der inneren Gymnastik des Geistes gewinnen muß, sondern es ist damit die oben bezeichnete Hauptschwierigkeit des Anfängers eigentlich bereits thatsächlich überwunden. Denn wer es so weit gebracht hat, die blosgelegte Architektonik einer Disciplin unmittelbar aus dem Munde des Lehrers sich augenblicklich zu eigen zu machen, für einen Solchen kann es keinerlei Schwierigkeit mehr haben, wohin er auch blicken mag, auf's leichteste den Verstand, die Essenz des Geschauten sich unmittelbar zu eigen zu machen.

Wer sich nun dieses zweiten Mittels richtig bedient hat, der

bedarf eigentlich des dritten noch anzuführenden gar nicht mehr: des dritten, welches die Kunst des wahren Nachschreibens enthält. So hoch der Himmel über der Erde steht, so hoch steht eine unmittelbare Reproduktion des Gehörten über der schriftlichen Auffassung desselben. Indeß hat selbst dieses noch eine Seite in sich, kraft deren man von ihm sagen kann, daß es, richtig angewandt, sogar das unmittelbare Verständniß des Gehörten noch zu steigern vermag. Denn auch abgesehen davon, daß ein gutes zusammenfassendes Nachschreiben die leicht abschweifenden Gedanken des müßig Dasitzenden fesselt und konzentrirt, so ist es sogar dazu geeignet, die Nachproduktion des tüchtigen Schülers zu einer Selbstproduktion zu steigern, welche selbst eine Beurtheilung in sich zu fassen vermag. Aber auch da, wo ein Derartiges nicht geleistet wird, ist schon der zum Nachschreiben unumgänglich nöthige rasche Uebergang vom Aufnehmen zum Handeln ganz geschickt dazu, dem noch unbeholfeneren Zuhörer wenigstens Routine beizubringen. Wer übrigens (was dann und wann geschieht) zu behaupten wagt, er könne durchaus nicht nachschreiben, dem müßte man, wenn diese Unfähigkeit wirklich eine begründete wäre, allein mit der Bitte begegnen, höhere Studien und Pläne lieber ganz aufzugeben.

So trefflich nun aber diese drei Punkte über die Schwierigkeiten eines Anfangs hinwegzuhelfen vermögen, welcher einen entschiedenen Uebergang auf ein völlig Neues verlangt, so gibt es doch noch ein höheres und besseres Mittel, in diesem Falle wahrhaft wirksam unter die Arme zu greifen. Dieses Mittel besteht darin: dem neuen Schüler einen gründlichen Organismus des ganzen unermeßlichen wissenschaftlichen Gebietes vorzuführen, und ihm innerhalb der Grenzen dieser Ganzheit die Stellung der besonderen Glieder mit allen ihren relativen Wechselbeziehungen mit möglichst bestimmten Worten zu zeigen, besonders, weil bei so großer Allgemeinheit des Zusammenhanges am leichtesten die nöthigen Winke einer gesunden Praxis beizufügen sind. Die Verwirklichung dieser vierten hohen Beihülfe wird von nun an unsre Aufgabe sein, und wir werden damit das nächste Mal unmittelbar unsern Anfang machen.

Eilfte Vorlesung.

Von der Classification der Wissenschaften.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt anschicken wollen, nicht nur einen allgemeinen Organismus der Wissenschaften zu entwerfen, sondern auch, so viel es eben die Forderung der Allgemeinheit erlaubt, eine Schilderung jeder einzelnen nur etwas größeren Disciplin mit Einlegung verschiedener leitender Gedanken zu geben, könnte uns eine Besorgniß anwandeln, die schon Manchen von dem schönen Ziele universeller, die Vielheit zusammenschließender Studien abgehalten hat. Es kann sich nämlich leicht in unsrer Brust der Gedanke regen, daß die Vielheit der uns umringenden Wissenschaften mehr nur in unsrer Existenz und in der aggregatischen Einheit unseres Planeten ihre Vereinigung finde, als in einer wirklich vorhandenen, auf Stufengliederung basirten Entfaltung aus einem wahrhaft einheitlichen Samenkorn. So nahe aber auch unserem oberflächlichen Denken diese Befürchtung liegen mag, so ist sie dennoch nur aus einem menschlich unwahren Gefühle der Anerkennung für die Autorität der äußerlichsten Sinnlichkeit hervorgegangen. Denn an sich ist es ein nahezu des Menschen unwürdiger Gedanke, trotz seiner Befähigung, das räumlich und zeitlich Geschiedene in einem Punkte der Betrachtung vereinigen zu können, der Existenz des Einheitsbegriffes die Realität abzusprechen. So sehr uns nämlich auch Leib und Geist als ein Geschiedenes vorkommen mögen, so lehrt uns doch unser eigenes Dasein stündlich, wie innig beide verflochten sind: ja es lehrt uns sogar, daß die Verflechtung nicht eine absolute, sondern

eine gradweise sei. Denn wenn wir unsre eigene erscheinende Existenz von Unten nach Oben verfolgen, so stellt sich uns plötzlich die Bemerkung dar, wie die aufsteigenden, auf kleinerem Raume stets mehr Wunder entwickelnden Sinnesorgane in demselben Maaße, als sie höher liegen, einen mit jedem Schritt unendlich ausgedehnteren Wirkungskreis gewinnen: — ein Wirkungskreis, dessen letzter Schritt vom Ohr zum Auge, wenigstens in Beziehung auf die Raumverhältnisse, ein so unermeßlich großer ist, daß kaum der vom Auge zum Geiste, wenigstens augenblicklich bemerkbar, größer erscheinen kann. Für den unbefangenen menschlich denkenden Geist gibt sich daher die Supposition einer absoluten Einheit in allem Existirenden wie Geistigen als eine kaum abzuweisende Nothwendigkeit zu erkennen. Und in der That, müßten wir uns dieser Supposition entschlagen, ich vermöchte nicht einzusehen, wie sodann das Leben noch als irgend lebenswerth bezeichnet werden könnte, es sei denn, daß Jemand alle höheren Triebe vollkommen mit den Lockspeisen des Genusses zu sättigen verstünde.

Ist nun aber einmal diese Supposition von uns angenommen, so ist damit zwar für das Begehrungsvermögen des Geistes ein unendliches geleistet, für die Wirklichkeit noch sehr wenig. Denn nun kommt es in ihr darauf an, daß jede Scheidung wie jede Einung im Vielfachen und Unerschöpflichen der Existenz vom Gabelungspunkt der Scheidung aus verfolgt und abgeleitet werde. Unternimmt man daher in irgend einer Weise die Vielheit der Zersplitterung als ein Ganzes beweisen zu wollen, so muß der Ausgangspunkt die Bestätigung des Dissonirenden sein, und zwar derjenigen Dissonanz, welche auf dem Gebiete des Seienden wie der Erkenntniß als die ausgebreitetste und durchgreifendste selbst da wieder auftaucht und hervortritt, wo man ihrer Herr geworden zu sein glaubt. Hier ist es denn nun sehr merkwürdig, daß derselbe Gegensatz, welcher das Leben des Studierenden vor seinem Uebergange zur Akademie von seinem Aufenthalt auf derselben trennt, auch als der Hauptgegensatz der ganzen existenten Welt bezeichnet werden muß. Es ist der Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit, oder was dasselbe ist, der Gegensatz von Leib und Geist,

von ſinnlicher Erſcheinung und nur in den Folgen wahrnehmbarer Innerlichkeit. In dem Syſteme der Exiſtenz ſind die Worte für dieſen Gegenſatz Natur und Geſchichte.

Wo wir hinſehen, wo wir noch den letzten Reſt von Leben und Daſein wahrnehmen, was uns hier entgegentritt, — immer verfällt es einem dieſer großen Pole. Denn entweder trägt eine ſolche Exiſtenz ein Geſetz in ihren Gliedern, dem ſie ſich nicht zu entziehen vermag, oder ſie iſt an ſich ſelöſt dahingegeben und ſoll die Beſtimmtheit ihres Handelns einzig und allein in ihrem erkennenden Willen finden. Wenn daher die Wiſſenſchaft gegliedert werden ſoll, ſo iſt es ihr wider ihren Willen von der Natur der Sache ſelbſt vorgezeichnet, in eine Wiſſenſchaft der Nothwendigkeit oder Natur — und in eine andere der Freiheit oder Geſchichte zu zerfallen. Auch iſt mit dieſer Sonderung die Bahn alles Seienden durchlaufen, und es ſcheint faſt, als wenn die Möglichkeit zu irgend einer weiteren Haupteintheilung genommen und nur die von ſubordinirten Gliedern gelaſſen ſei. So ſehr aber dieſer Schein auch vorhanden ſein mag, die Wirklichkeit verhält ſich dennoch anders. Denn die Art und Weiſe, wie ſich Natur und Geſchichte bedingen, deutet ſelbſt auf ein Drittes hin, deſſen Möglichkeit ſo eben noch nicht einmal vorhanden ſchien. Nothwendigkeit und Freiheit verhalten ſich nämlich nicht wie zwei völlig verſchiedene, durch einen Graben getrennte Gegenſätze. Vielmehr gleicht ihr wechſelſeitiges Verhalten dem einer Wage, bei welcher die eine Schale in demſelben Grade ſteigt, als die andre ſinkt. Je mehr nämlich die Natur milder und weicher, und inſofern weniger mathematiſch wirkt, deſto mehr regen ſich in ihr die Schwingen der Freiheit: jemehr dagegen die Freiheit in die Materie herabtaucht, deſto mehr ſcheint der Flug ihrer Selbſtſtändigkeit gelähmt. Kurz beide befinden ſich zu einander im Zuſtande eines graduellen Wechſelüberganges. Aber ſo ſehr dies auch auf eine Einheit beider Gegenſätze hinweiſt, ſo iſt dieſes noch nicht genug. Es gibt noch ein Weiteres, welches die Scene gleichſam völlig verändert. Nehmen wir nämlich die Maſſe des Steinigen und Irdiſchen im Ganzen als den Punkt an, wo beide Regionen ſich gleichſam in der niedrigſten Tiefe berühren,

indem hier die Grenze der bruta tellus und der unterſten Organiſationen faſt in eine Identität zuſammenfällt, ſo zeigt ſich uns plötzlich ein merkwürdiges Phänomen, wenn wir von dieſem Punkte nach beiden Seiten hin weggehen. Zwar gerathen wir nach der Naturſeite hin zunächſt in eine geologiſche und planetariſche Verſunkenheit des Starr-Geſetzlichen hinein, ſo wie nach der der Geſchichte in ein Meer des Organiſchen, in welchem eher eine maaßloſe, maſſenhafte Zufälligkeit und Willkühr, als der beginnende Hauch höherer Freiheit zu herrſchen ſcheint. Aber ſobald wir auseinanderweichend weiter fortſchreiten, wird es plötzlich auch ganz anders. Nach der Freiheit hin nämlich wird der Menſch; auf ihn und ſeine pſychologiſche wie intellektuale Entwicklung baut ſich alſobald die Macht einer ganzen äußeren wie inneren Völkergeſchichte auf, und dieſe verliert ſich hinwiederum für den tiefer gehenden Beobachter in eine ſolche Hohheit und Reinheit der Reſultate, daß ihm unſre fernſte Zukunft wie in einer reinen Fluth geſteigerter Freiheit und vollendeter Geiſtigkeit zu ſchweben ſcheint. Ebenſo, unſre Kritiker und Aſtronomen mögen ſagen, was ſie wollen, ringt ſich der ewige Sternenglanz des Himmels in eine ſolche Reinheit und Zartheit hinüber, daß der letzte Lichtſchein, der zu uns dringt und deſſen Helligkeit unſre Teleſkope wegen ihrer nothwendigen Größe kaum mehr zu bezwingen vermögen, gleichfalls in eine Lockerheit des Materiellen eingeht, welche vor dem leiſeſten Geiſteshauche zu beben ſcheint. Wie daher in der Tiefe des roheren Subſtanziellen Natur und Geſchichte ſich einander durchgitternd innig berühren, ſo ſcheinen ihre beiden auseinanderlaufenden Enden ſich zuletzt dennoch wieder in eine hohheitsvolle Unermeßlichkeit zu verlieren, die für beide nicht nur von einer ähnlichen, ſondern von ein und derſelben Subſtanzialität zu ſein ſcheint. Wenn dem nun aber ſo iſt, was muß daraus gefolgert werden? Offenbar nichts Anderes, als daß jene beiden, Natur und Geſchichte, aus welchem Grunde ſie auch in eine Doppelleiter auseinandergegangen ſein mögen, dennoch nur aus einem Anderen hervorgegangen ſein können, in deſſen Natur es liegt, in einem, gleichviel welchem, Weſen die beiden diſſonirenden Pole zu beſchließen. Gibt es daher außer der Wiſſenſchaft der Natur und Geſchichte noch eine dritte, ſo kann es keine andere ſein, als

diejenige von der urſprünglichen Einheit der Nothwendigkeit und Freiheit. Dieſe dritte Wiſſenſchaft iſt die Wiſſenſchaft der Philoſophie, deren Natur es ja iſt, die letzten Quellen des Subſtanziellen an das Tageslicht heraufzuleiten. Das erſte Grundſchema des geſammten wiſſenſchaftlichen Gebietes iſt demnach ein dreiheitliches. Denn da es außer Natur, Geſchichte und der nothwendigen Suppoſition ihrer urſprünglichen Einheit nichts Anderes geben kann, was gedacht werden mag, ſo folgt mit Nothwendigkeit, daß die Wiſſenſchaften der Natur, der Geſchichte und der Philoſophie die einzigen bedeutſamen Subdiviſionen ſind, welche in dem Geſammt-Organismus der reinen Wiſſenſchaft angenommen werden können.

Gegen die Stellung, welche wir dieſer dreiheitlichen Gruppe alles zu Wiſſenden gegeben haben, könnte nun der Eine oder der Andere Manches einzuwenden haben, indem er namentlich die Jurtapoſition ihrer Glieder anzufechten Luſt tragen möchte. Er würde allenfalls ſo ſprechen: „Schon Nothwendigkeit und Freiheit in ein paralleles Verhältniß zu ſetzen, ſcheint eine Unwahrheit zu enthalten. Denn Freiheit iſt die überwundene, auf eine höhere Stufe geſteigerte Nothwendigkeit. Sie ſteht daher durchaus über, nicht neben der Region des Nothwendigen. Wenn aber auch dies nicht der Fall wäre, ſo müßte doch wenigſtens die beide Gegenſätze in ſich auflöſende Wiſſenſchaft jene beiden anderen jurtaponirten in ſich befaſſen. Würde daher auch die coordinirte Stellung von Nothwendigkeit und Freiheit gleichſam zugeſtanden, ſo kann dies ihnen gegenüber wenigſtens mit der Philoſophie durchaus nicht der Fall ſein". Dieſen Einwürfen kann ganz ruhig mit Folgendem begegnet werden. Die Coordination, welche wir zwiſchen Natur, Geſchichte und Philoſophie eintreten ließen, iſt ja keine Coordination der Dignität, ſondern nur eine der wechſelſeitigen Ausſcheidung. Es handelte ſich ja in unſerem Falle nur darum, wie es gelingen möchte, das geſammte Chaos der unerſchöpflich reichen Exiſtenz in natürliche Glieder auseinander zu theilen, von denen jedes ſeinen eigenen Schwerpunkt in ſich ſelbſt trüge, und in Folge hievon keine anderweitige Einmiſchung Platz greifen ließe. Wird nämlich klaſſificirt, ſo muß es ja das Haupt-Augenmerk einer ſolchen Spaltung ſein, natürlich geſonderte, gleichſam

wie von selbst auseinanderfallende Gruppen zu gewinnen, weil ohne derartige Sonderung an eine dauernde Auseinanderhaltung der Theile nicht gedacht werden kann. Es ist uns demnach gewissermaßen völlig gleichgültig, wie sich Natur und Geschichte und Philosophie zu einander verhalten. Denn es konnte uns ja nur darum zu thun sein, hinlänglich freie Rubriken zu gewinnen, deren bestimmte Umschreibung einen ebenso bestimmten, sich allein auf sich selbst beziehenden Inhalt besitzt. Sollten wir indeß für unsre erste und allgemeine Classifikation noch irgend einer weiteren Rechtfertigung bedürfen, so brauche ich nur auf jene Zerfällung aufmerksam zu machen, welche die höchsten wissenschaftlichen Anstalten, die Akademieen der Wissenschaften nämlich, in sich selbst eintreten lassen. Es laufen nämlich deren Sonderungen alle auf dieselbe Grund-Dreiheit hinaus, welche wir zum Principe unserer Classifikation gemacht haben. Denn wenn es auch mehrere und anders benannte Classen bei diesen Instituten gibt, so geben sich solche bei näherem Hinblicke nur als praktische Mittel- oder Seitenstufen zu erkennen, welche also für den täglichen Verkehr allein eingerichtet worden zu sein scheinen. Die höchste wissenschaftliche Autorität, die es gibt, stimmt demnach mit dem Wesentlichen unserer Gliederung vollkommen überein.

Es ist aber natürlich, daß wir uns mit dieser einen großen Grund-Eintheilung nicht begnügen können. Auch das Verhältniß der Klassen an sich scheint noch einer näheren Zerspaltung zu bedürfen. Die Frage, die uns folglich jetzt zu beschäftigen hat, ist die, wie sich wohl die Wissenschaften der Natur, Geschichte und Philosophie in sich wieder, vielleicht auch hier in einer gewissen parallelen Weise, in Theile zerfällen lassen. Hier ist es denn für's Erste klar, daß Eintheilungen der Naturwissenschaften in Physik, Chemie, Botanik und Zoologie, oder solche der Geschichte in Ethnographie, Völkergeschichte, pragmatische Geschichte ꝛc., endlich solche der Philosophie in Logik und Metaphysik, Moralphilosophie, Religionsphilosophie ꝛc. auch in keiner Weise vorhalten können. Denn was ist Botanik ohne Zoologie, was Physik ohne Chemie, was selbst Zoologie ohne Zoochemie? Die Wissenschaften sind so sehr bereits fortgeschritten, daß derlei relative Zerfällungen nur als Sache äußerlicher, nicht innerlicher Nothwendigkeit betrachtet

werden können. Wenn es daher ihre eigenen Mittelpunkte besitzende Classifikationen unsrer drei Grundglieder geben soll, so müssen und können diese nur auf einem realen Eintheilungs-Begriffe basirt sein. Dieser die nothwendige Scheidung herbeiführende Begriff ist für uns der der Kunst. Unser Leben spaltet sich nämlich in eine doppelte Aufgabe entzwei: ein Mal kommt es darauf an, die Sachen in ihrem reinen Verhältnisse an sich zu erfassen; sodann handelt es sich darum, die reine objektive Erfassung des Existenten zur Correktion der realen Verhältnisse in Anwendung zu bringen. Das wahre Wort für solche Anwendung, wenn diese nämlich des Rekurses auf Erkenntniß bedarf, ist allein das Wort Kunst, dessen Bedeutung hier zwar eine niedrere ist, als da, wo es sich um eine absolut freie menschliche Produktion handelt, aber dennoch gebraucht werden darf, da es auch in unserem Falle eines höheren, auf bedeutsame Vorbedingungen gestützten Könnens bedarf. Es gibt demnach eine Kunst der Naturwissenschaften, die Heilkunst oder Medizin: sodann eine Kunst der Geschichte, die Kunst vom Bau und von der Erhaltung der Staaten, oder die Jurisprudenz: endlich besteht auch noch eine Kunst der Philosophie. Als solche muß von uns die Theologie bezeichnet werden. Denn so sehr hierüber auch gestaunt werden mag, so wird sich dieses Staunen sehr bald in natürlicher Weise legen. Wenn Sie sich nämlich, meine Herrn, erinnern wollen, daß wir das Wesen der Philosophie darein setzten, daß sie die Supposition einer Einheit von Natur und Geschichte zu einer gegründeten Wirklichkeit machen wolle, so wird sich Ihnen jetzt als entschiedene Ueberzeugung herausstellen, daß die Theologie gar nichts Anderes als Wurzel ihres Wesens besitze, als den Glauben an einen Gott, in dessen unerschöpflicher Potenzialität das, was Geist und Existenz heißt, von Ewigkeit her als ein geeintes Leben von Natur und Geschichte de facto vorhanden sei. Ist es nun, wie niemand läugnen wird, die Aufgabe der Theologie, diesen tiefen ihr selbst unerschütterlichen Glauben, so viel an ihr liegt, zu demjenigen aller Welt zu machen (denn Alles, was die Theologie sonst noch enthält, wird ja so leicht geglaubt, wenn nur dies Erste in Wahrheit und mit allen Con-

sequenzen zugestanden wird), so geht hieraus als nothwendige Folge hervor, daß die Theologie die Kunst jener erreichten und faktischen Einheit ist, deren selbstständige scientifische Begründung eben das Problem der Philosophie ist. Es muß daher die Theologie eben so als die Kunst der Philosophie bezeichnet werden, wie es selbst ohne weitere Auseinandersetzung Jedermann zugestehen wird, daß die Medizin die Kunst der Naturwissenschaft und die Jurisprudenz die Kunst der Geschichte vorstellt. Es ist aber noch nicht genug, daß wir von unserer Dreiheit eine neue Drei-Gliederung als ihre praktische Seite losgelöst haben. Vielmehr gibt es, ebenso wie ein dreiheitliches Consequens, gleichsam drei mächtige Propyläen oder Proscenien, welche als die Eingänge zu den Wissenschaften der Natur, der Geschichte und der Philosophie bezeichnet werden können. Das Proscenium der Naturwissenschaften ist nämlich die Mathematik: das der Geschichte die Philologie, oder fast besser noch, die Linguistik: das der Philosophie endlich die reine, spekulative Metaphysik, als die einzig mögliche Grundlage einer ächten Theorie des Erkennens. Es ist jetzt nöthig, diesen drei Proscenien noch eine genauere Entwicklung ihres Zusammenhanges mit der jedesmaligen Haupt-Disciplin zu widmen.

Wenn die Wissenschaft der Natur die Wissenschaft der Nothwendigkeit genannt werden soll, so liegt der Hauptgrund hievon in der Materie oder der massenhaften Substanz, welche da überall als die erscheinende Basis zu finden ist, wo ein natürliches Leben zur Existenz kommt. Suchen wir nun den Charakter der Materie mit Einem Worte kurz zu definiren, so ist es vor Allem der Charakter der Ausschließlichkeit, welcher sich in ihr geltend macht. Keiner ihrer Theile läßt nämlich den anderen da sein, wo er selbst ist, so daß, sobald sich eine gewisse Masse von Materie an einem Orte versammelt, an diesem ein wechselseitiges Stoßen und Drängen beginnt, dessen Hauptgrund eben in der wechselseitigen Ausschließlichkeit auch der kleinsten Atome zu suchen ist. Aus solchem Gedränge der Ausschließlichkeit nun und ihrer relativen Wechselbestimmung und Beschränkung geht die natürlichste Basis der Mechanik hervor. Eine mechanische Nothwendigkeit herrscht also überall, wo Natur erscheint. Der Materie aber und

ihrer Ausschließlichkeit ist, wenn auch nicht gerade der Begriff der Ausdehnung, o doch der der Ausdehnbarkeit und dessen Abstraktion, der Raum, unterbreitet. Die Grade der Möglichkeit abstrakter Seinskonstruktionen im Raume, sowie die relativen Verhältnißstellungen in ihm sich aufeinander beziehender Ausschließlichkeiten bilden denn aber die Sphäre der Mathematik, sich in die gleichfalls wie Nothwendigkeit und Freiheit sich verhaltenden Unterabtheilungen der Geometrie und der reinen Analysis zerlegend. Da nun aber die Wissenschaft der Natur, wie wir fanden, auf den Begriff der Materie, dieser aber für unsre Vorstellung allein auf dem Begriffe der abstrakten Raummöglichkeit beruht, so folgt hieraus für uns mit Nothwendigkeit, daß die reine Mathesis wie eine für das menschliche Erkennen nicht auszuschließende Vorbedingung für die Existenz einer realen und wirklichen Natur betrachtet werden müsse. Auch bestätigt die Art und Weise unsrer Naturwissenschaften auf das Augenfälligste die hier beobachtete Entwicklung, denn es gibt kaum ein Gebiet der Natur, für welches nicht bereits eine mathematische Behandlung in Anwendung gebracht wurde, indem man sogar die äußerste Grenze des an dieser Stelle eigentlich schon absolvirten Natürlichen, die Psychologie, der Formel zu unterwerfen suchte. Sei es, daß man hier auch bereits zu weit ging, — schon der Versuch einer solchen innigen Complikation von Mathematik und Natur beweist, daß die Wirklichkeit hinreichende Anknüpfungspunkte bietet.

Leichter nun noch, als für die Mathematik der Natur gegenüber, ist für die Philologie und Linguistik der Beweis zu führen, daß sie als der Eingang zum Penetrale der Geschichte zu betrachten seien. Ist nämlich, wie doch kaum geläugnet werden kann, der Mensch an sich der Anfang der Geschichte, so muß das die Natur des Menschen wesentlich Offenbarende nothwendiger Weise als das Thor zur Geschichte betrachtet werden. Nun aber ist mit dem Menschen die Sprache gesetzt. Hätte der Mensch nicht die Sprache, er würde wahrscheinlich auch keinen Inhalt zu enthüllen haben. Hiezu kommt aber noch, daß kaum etwas gefunden werden mag, bei welchem die Tiefe des Natürlichen und die Höhe des Geistigen in eine so wunderbare mächtig an's Licht ausbrechende Einheit zusammengeführt ist, wie dies bei der Sprache erscheint. Diese

ist demnach das die Geschichte im eigentlichsten Sinn einleitende Organon, und daher an keiner Stelle zu behandeln, als da, wo die Natur, gleichsam an ihr Ende gekommen, vermittelst des holden Tones des bewußten Gedankens ihr Scepter in die Hände der Freiheit abliefert. Auch sprechen hiefür die gewichtigsten Thatsachen moderner Wissenschafts-Entwicklung. Denn die ächten Linguisten unserer Zeit, wie zum Beispiel Wilhelm von Humboldt, haben sich als die höchsten Beförderer gründlicher Geschichtskenntniß charakterisirt. Da, wo alle Dokumente schwiegen, und die Verwitterung der Urgeschichte kaum einen Zug deutlicher Erkenntniß mehr zugestehen wollte, da hat die Einsicht in das sprachliche Geschiebe plötzlich Lineamente erkennen lassen, welche über historische und geographische Verhältnisse ganzer Racen und Völker die glücklichste Aussicht eröffnen. Ja selbst die Aeußerungen der ältesten und wahrhaften Urkunden des Menschengeschlechtes scheinen auf diese Betrachtungsweise des Sprachlichen eingehen zu wollen. Denn wie anders wird jener Bericht zu verstehen sein, demzufolge die durch eine große Uebertretung hervorgerufene Sprachenverwirrung die Mutter der Nationen geworden ist?

Schwerer, als von Mathematik und Philologie ihren Hauptwissenschaften gegenüber, möchte für die reine spekulative Metaphysik das Zugeständniß errungen werden können, daß sie als das Proscenium des gesammten philosophischen Gebietes bezeichnet werden müsse. Denn seit Jahrhunderten haben Logik und Psychologie diese Stelle so fest behauptet, daß sie kaum zu weichen Lust tragen werden. Indeß mögen sie schon dadurch in etwas auf dieser ihrer Stelle erschüttert werden, wenn wir bemerklich machen, daß ihnen diese ihre Stellung rein aus pädagogischen Gründen zugewiesen wurde. An sich darf ihnen nichts weniger als solch ein Anspruch gebühren. Denn wie der feinere Beobachter augenblicklich wahrnehmen muß, so stehen sie beide schon viel zu viel innerhalb der Grenzen des im eminentesten Sinne Geistigen, als daß sie blos wie seine Vorläufer betrachtet werden könnten. Vielmehr wenn wir uns in's Gedächtniß zurückrufen, daß die Philosophie die auf die Supposition der Einheit von Natur und Geschichte begründete Wissenschaft ist, so kann allein eine gewissermaßen nur abstrakt-hypothetische Wissenschaft den Eingang zur Höhe philo-

sophischer Construktion bilden. Nur wenn uns ein Erkenntnißsystem von der Annahme des Nichts zur nothwendigen Realität des Etwas und sodann von der pantheistisch-allgemeinen Natur dieses Etwas zu seiner persönlichen Contraktion führt, — nur nach einem solchen Processe können wir sodann mit einiger Sicherheit an eine objektive Construktion von Natur und Geschichte aus einem dahinterliegenden einheitlichen Principe gehen. Wie sich da freilich die einzelnen Verhältnisse einer solchen Metaphysik zur universellen Philosophie gestalten mögen, dies kann erst dann nur einigermaßen von uns behandelt werden, wenn wir bis zu jener Vorlesung vorgeschritten sein werden, deren alleiniger Gegenstand die Metaphysik ist. Hier muß es uns genügen, einstweilen die Möglichkeit aufgezeigt zu haben, kraft deren die reine spekulative Metaphysik die von uns bezeichnete Stellung einzunehmen vermag.

Fassen wir nun unser neunheitliches Schema in einen universellen Gemeinblick zusammen, so scheint es ihm weder an einer sich in sich selbst bestimmenden freien Gliederung, noch an der genügenden Vollständigkeit zu fehlen. Denn einmal drückt sich in ihm die allumfassende Kraft einer in Beziehung auf die Theile in einander überspielenden Ganzheit aus, indem zugleich alle Mikrologie vermieden wird, welche von ihrer zu rechtfertigenden Seite allein bei der vereinzelten Behandlung der Disciplinen auftreten kann; — und alsdann sind die gegebenen Eintheilungen nicht nebeneinander hingestellte Wirklichkeiten, sondern jede der gefundenen Gliederungen hat ihren Punkt der Gravitation so sehr in sich selbst, daß die Sonderung nicht einmal dann sich auflöst, wann die verschiedenen Classen an ihren Grenzen in einander hinüberzuspielen anfangen. Zugleich aber hebt die nothwendige Trennung und Abscheidung doch nicht hinwiederum die Zusammenfassung in die organische Einheit auf. Vielmehr lösen sich die Glieder der kleinen Dreiheiten wie die der großen auf das Vollkommenste unter einander ab, und jede neue Classe ist nur eine gesteigerte Bestätigung der tieferen, so daß Theologie und Philosophie auf ihrer höchsten Höhe die lebenskräftigsten Essenzen einer koncentrirten Einheit vorstellen. Kurz, unsre systematische Neunheit ist nur die lebensvollste Auseinanderbreitung eines realen in der Einheit beschlossenen Kreislaufes, wie umgekehrt der koncentrirte

Geist der Einheit selbst nichts Anderes vorstellt, als das Samenkorn eines in neun Stämmen aufsprossenden Gewächses. So sehr aber nun die deduzirte Neunheit in sich einen abgeschlossenen Organismus aufzeigt, so macht sich neben ihr doch noch ein Zehntes geltend, welches wegen seiner freien selbstständigen Lage außerhalb des Compleres unserer Neunheit fast eher noch als ein Zweites, denn als ein Zehntes betrachtet werden muß. Dieses Zweite oder Zehnte ist die Wissenschaft der Kunst: — nicht der Kunst, wie wir eine solche früher als Anhang von Natur, Geschichte und Philosophie kennen gelernt haben, sondern jener Kunst, welche, als eine völlig freie, wie eingeborene Aufnahme unserer drei Regionen in den koncentrirten Mikrokosmus des menschlichen Geistes diesen anstachelt, in Gestalt, Farbe, Ton oder Wort eine neue Schöpfung auszustrahlen, die, obgleich ein Abbild der vorhandenen Existenz, in ihrer Schönheit doch noch über diese vorhandene Existenz nach einem Höheren hinaus zielt.

Die seiende Welt findet ihren vollkommenen Abschluß in der Geschichte und in den Gedanken des Menschen. In diesen produzirt ja der Geist seine eigene zukünftige Höhe, wie er auch in ihrer Concentration die Schematismen aller Wissenschaften als Erkenntniß ausbaut. Indem er aber dieses thut, dieser wunderbare in den Menschen hineingelegte Geist, so fühlt er sich doch nicht in jeder Weise befriedigt. Nicht blos selbst etwas zu sein, befriedigt ihn; auch nur allein die wissenschaftliche Rekapitulation der Existenz in sich hervorzurufen, widert ihn fast an. Da er selbst die höchste Concentration des Seienden in sich befaßt, will er diese als einen lauteren, selbstständigen Strom der Produktion aus sich hervorströmen lassen. Weil aber die menschliche Natur so eingerichtet ist, daß sie keine Substanz aus sich entlassen kann, so kann sie ihren mikrokosmischen Produktions-Trieb nur in der Weise selbstständig entfalten, daß sie den Bau einer möglichen Welt in irgend einer Weise aufführt und den Mangel der Wirklichkeit durch die Fülle einer hohen Verklärung zu ersetzen sucht. Die Thaten dieser menschlichen Kraft geben den Inhalt für das ab, was mit dem weitesten Namen als Kunst bezeichnet wird. Deßhalb aber, weil Alles, was in dieser Kunst vorhanden ist, nur der Ausdruck ist unserer in eine Einheit zusammen vereinten

neunfachen Auseinanderhaltung, deßhalb gibt es auch eine Wissenschaft der Kunst. Denn weil eben die Kunst das Seiende nur in höherer Verklärung entfaltet, so müssen auch ihre Gesetze in eine gemeinschaftliche Gliederung vereint werden können, da Alles, was ein Gesetz in sich trägt, der Steigerung zur Wissenschaft fähig ist. Auch ist jetzt leicht einzusehen, warum wir die Wissenschaft der Kunst ebensogut als ein Zweites, wie als ein Zehntes charakterisirt haben. Indem nämlich Philosophie und Theologie nur ein gesteigertes Höchstes aller früheren Stufen sind, so ist das noch Höhere als sie natürlich als ein Höchstes und somit auch als ein Zehntes zu bezeichnen. Weil aber dieses Letzte, Höchste ein auf höherer Stufe alle neun Klassen in sich Rekapitulirendes ist, so folgt hieraus, daß es auch ein Zweites genannt werden kann. In so ferne dieses Zweite endlich freilich nur die koncentrirte Einheit aller neun in sich darstellt, ist es natürlicher Weise im Grunde diese Einheit selbst, weßhalb man wohl die Kunst die selbstständig gesetzte Idee der vollendeten Welt nennen kann. Eine Anschauung, die Plato in seiner Weise so ausgedrückt hat, daß er im Timäus die Welt als ein göttliches Kunstwerk, den Gott aber als ihren ewigen Architekten bezeichnet. In der That, die Kunst ist die Krone aller Wissenschaften. Wie die feinste Weinesblume dampft ihre Wissenschaft als essentifizirtes Resultat aller niederen Erkenntnisse dem gesteigerten und höhergebildeten Geiste entgegen. Wenn wir zur speciellen Behandlung der Wissenschaft von der Kunst in der ihr besonders zu widmenden Vorlesung vorgeschritten sein werden, dann wird es uns noch inniger und erschütternder einleuchten, welche unglaubliche Höhe der Erkenntniß in diesem höchsten und tiefsten Gegenstande menschlichen Wissens verborgen liegt.

Meine Herrn! Ich habe Ihnen in dieser Vorlesung ein Panorama von der Breite, Höhe und Tiefe aller Erkenntnisse zu entwerfen gesucht. Ich bin erfreut, bei mir die Ueberzeugung hegen zu dürfen, daß mir der Entwurf dieses Bildes nicht ganz mißlungen ist. Man kann an ihm mäkeln, man kann Dieses und Jenes anders wünschen. Auch möchte vielleicht wirklich Manches noch in eine konsequentere und stringentere Stellung gerückt werden können. Trotz dem glaube ich, daß das Allgemeine des Entwurfes

gar nicht anders gegliedert, die Fundamente in keiner viel veränderten Weise gelegt werden dürfen, wenn anders den Weg der Wahrheit und Wirklichkeit einzuhalten als die einzige richtige Lösung jedes, und also auch unseres, wissenschaftlichen Problems bezeichnet werden muß. Sie möchte ich nur bitten, das hier entworfene Bild so fest wie möglich Ihrer Vernunft wie Ihrer Phantasie einzuprägen. Nicht nur für den Verlauf unserer weiteren Darstellungen würde Ihnen dies zuträglich sein: auch auf andre Gebiete Ihrer Bestrebungen vermöchte der gegebene Schematismus wohl dann und wann ein plötzliches, wohlthätig aufhellendes Licht zu werfen!

Zwölfte Vorlesung.

Ueber das Studium der Naturwissenschaften im Allgemeinen.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt dem Detail unserer Untersuchungen zuwenden, ist es vorher doch nothwendig, einige Bemerkungen über die jedesmalige Behandlung desselben voranzuschicken. Wie nämlich Jeder einzusehen vermag, ist es bei der unermeßlichen Ausdehnung des wissenschaftlichen Gebietes unmöglich, jedes Mal den ganzen Inhalt einer Disciplin zur evidenten Anschauung zu bringen. Ein solches Unternehmen würde ja mehr als die Zeit einiger Semester ausfüllen. Ebenso wäre es aber auch durchaus unstatthaft, eine trockene Rubricirung aller Unterabtheilungen eines Gebietes eine Nichts enthüllende Revüe passiren zu lassen. Es wird daher vor Allem darauf ankommen, schlagende Lichter auf die wenigen Grundsäulen jeder Disciplin fallen zu lassen; und dies wird namentlich dadurch möglich zu machen sein, daß wir, überall den Standpunkt der Gegenwart erfassend, umlaufende, uns wenigstens als solche erscheinende, Irrthümer mit prägnanten Worten zurückzuweisen und ihnen gegenüber das nothwendige Princip der Behandlung aufzuzeigen suchen. Denn, meine Herrn, es kommt mir hier vor Allem darauf an, einen starken Eindruck über jede einzelne Disciplin bei Ihnen hervorzubringen und zurückzulassen, damit Sie in jedem vorkommenden Falle eine Handhabe besitzen, woran Sie Sich zu halten wissen. Uebrigens werde ich bei jeder unsrer drei Abtheilungen mit dem eigentlichen Stock ihres Inhalts beginnen, Proscenium und praktische Kunst immer nur als Anhang, aber als einen nicht minder

wichtigen Anhang der Hauptmasse betrachtend. Wir haben daher jetzt unseren Anfang mit der Wissenschaft der Nothwendigkeit, also der der Natur zu machen: und wollen das, was wir darüber zu sagen haben, in einem allgemeinen und speciellen Theile behandeln, weil nirgends so wie bei dieser Disciplin eine so ausgedehnte Mannigfaltigkeit unter einem Gesichtspunkte vereinigt steht. Natürlich beginnen wir mit dem allgemeinen Theile.

Zwar ist überall, wo es sich um Behandlung eines wissenschaftlichen Gegenstandes dreht, der Gegensatz zwischen Materie und Form ein vorhandener und wohl zu beachtender. Denn überall wird durch irgend eine einwirkende Kraft ein Etwas, welches auch ein Anderes sein könnte und sehr oft sogar will, zu einer speciellen Erscheinungsweise bestimmt. Indeß ist auf jedem anderen Gebiete die Anwendung der Begriffe von Materie und Form mehr eine symbolische oder abstrakte, als dies bei den Naturwissenschaften der Fall ist. Denn bei ihnen tritt die Materie als eine wirklich sinnlich erscheinende und fühlbare Substanz auf, so wie im Allgemeinen auch die Form auf diesen Gebieten unter dem sinnlichsten Begriff der Gestalt, einer irgend wie symmetrisch oder harmonisch bedingten Begrenzung auftritt. In der Natur steht uns also die Materie als ein entschiedenes Sein gegenüber, das zwar mehr oder weniger immer etwas formlich afficirtes ist, das aber dennoch überall sich als eine räthselhafte dunkle Macht zu erkennen gibt, welche für jedes klar sehende Auge offen daliegt. Diesem Sein zur Seite geht im Gewande mehr oder weniger strenger oder reizender Gestalt ein Princip des Verstandes und der Einsicht, welches überall der Nacht und dem Dunkel des Stoffes das Licht der Intention aufzuprägen sucht. Der abenteuerliche Schreck wie die wunderbare Freundlichkeit, wodurch sich die verschiedene Bestimmung dieser beiden Wesen für einander charakterisirt, sind gleichsam als der Inhalt der Naturwissenschaften zu bezeichnen, deren tiefe Gebundenheit an die Nothwendigkeit aus dem erscheinenden Stoff, deren gegen die Grenze ihres Gebietes aber anhebende Freiheit aus dem Principe der Gestalten stammt. Soll daher über das Wesen der Natur-Erkenntniß etwas Allgemeines geäußert werden, so können es nur Anschauungen und Einsichten sein, welche sich auf das universelle Wesen der Materie

und der Form beziehen. Zuerst wollen wir uns mit der ersteren beschäftigen.

Wenn wir das Materielle mit vorurtheilsfreiem Auge betrachten, so stellt es sich uns als eine tiefe Verschlossenheit, als ein Haß, als ein Widerwille, ja gleichsam als ein Unwille gegen die Form dar. Alle Urcharaktere, welche die Physik als das Wesen des Stofflichen bezeichnet, als da sind: Schwere, Undurchdringlichkeit u. s. w. haben folglich in diesem Charakterzuge des Substanziellen ihren Grund. Denn sie bezeichnen ja alle eine Weigerung, an irgend eine andringende Kraft etwas abzugeben. Trotz dieser Verschlossenheit der Materie aber, welche sie uns oft ganz zu einem versteinerten Wesen zu machen scheint, lebt doch eine tiefe unerschöpfliche Macht der Entwicklung und des Vermögens in ihr. Denn wie könnte sonst oft gerade aus den höchsten Gipfeln das reinste Quellenwasser sprudeln, wie könnte sonst gerade das erstarrteste Gestein, dieses Exkrement des Feuers, die fettlichste Erde und damit das Fundament der üppigsten Vegetation also des höchsten Lebens liefern? Ja, jene sich kontinuirlich kontrahirende wie expandirende Urbewegung, welche Döllinger sogar am unendlich fein zerriebenen Granit nachgewiesen hat, und die seitdem zu einer allgemeinen Eigenschaft aller Leiblichkeit erhoben worden ist, selbst diese nur mechanische Detrition hat eine tief verborgene Entwicklungskraft, gleichsam einen verhaltenen Zorn aller, selbst der starrsten Materie an das Tageslicht hervorgekehrt. Aber so sehr eine unzählige Menge reichen Stoffes uns in der Natur die Anwesenheit des Materiellen unläugbar nachweist, immer tritt uns doch dies Substanzielle schon in irgend welche Form gebunden entgegen. Wie, dies ist eine für tiefere Naturforschung hier unumgänglich nothwendige Frage, wie aber wird und muß diese Substanz in ihrer reinen Selbstheit erscheinen? Wir antworten kurz: als eine für die Sinnlichkeit absolut nichtseiende Verschlossenheit innerlichen Egoismuses, welcher aber eine unendliche Fülle von Potenzialität und Möglichkeit mit sich führt. Denn es muß ja das Alles zu sein Vermögende ein Nicht-Seiendes sein, weil es sonst schon Form, weil Etwas und Specielles, wäre. Es ist demnach das eigentliche Wesen der Materie gleichsam als ein nichtseiender Urwind (Ev. Joh. 3, 8.) zu be-

zeichnen, deſſen unermeßliche, ſich immer von Neuem und wieder von Neuem aus ſich ſelbſt producirende Aktivität jede eindringende, ſie irgend wie bezwingen wollende Macht unwiderſtehlich zurückweiſt. Dennoch gibt es eine ſiegende Kraft, welche es über den Heerd dieſes Dunkels zu gewinnen vermag, und welche ſogar nun eine neue vorher noch nicht gekannte Erſcheinung aus dieſem ſonderbaren Weſen hervorzulocken verſteht. Denn die Wirklichkeit lehrt es, daß jener vorher ſo verſchloſſene Heerd, einmal eröffnet, ſich in eine unendliche Fülle von Partikularitäten, beſonderen Stoffen, Formen und Förmchen verliert, gleich als wollte dieſe mehr faſt geiſterhafte, als geiſtige Potenzialität wie zur Rache die Form nun durch Form erſticken, indem ſie durch Unermeßlichkeit ihres Formen-Meeres die verlorene innerliche Unendlichkeit gleichſam äußerlich zu erſetzen ſucht. Dies führt uns aber alſobald auf ein Geſetz, welches im Ganzen als das Hauptcharakteriſtikum der Materie bezeichnet werden kann: die nicht zu bewältigende, in demſelben Grade als ſie angegriffen wird, ſich quadratiſch, ja mehr noch als quadratiſch gegen jeden Einfluß ſträubende Verſchloſſenheit der Materialität ergießt ſich umgekehrt, wenn einmal eröffnet (und daß dies geſchieht, lehrt die Erfahrung), eben ſo quadratiſch, uud auch hier noch mehr als quadratiſch, in eine eben ſo unermeßliche Vielheit der Formen-Geneſis, als ſie vorher eine faſt ſtupide Einerleiheit in ſich ſelbſt feſtzuhalten ſuchte. Maaß iſt daher dem Princip der Subſtanz ferne, und ein kontinuirliches Zuviel oder Zuwenig, eine ſtarre Hartnäckigkeit, oder eine zu überfließende Hingabe, muß als ihr eigenſtes Weſen angeſehen werden. Wer dieſe innerſte Natur der Materie erkannt hat, ſich ihrer aufs Innigſte bewußt iſt, und ſie ſtets zu gebrauchen weiß, der beſitzt den eigentlichen Inſtinkt für die Naturforſchung, ihre conditio sine qua non hat ſich ihm offenbart. Alle großen Naturforſcher, ein Hippokrates, ein Roger Bako, ein Kepler, ein Swammerdam, ein Boerhave, ein Haller, ein Cuvier, haben mehr oder minder bewußt dieſes Gefühl des Subſtanziellen als die Grundlage aller ihrer Entdeckungen mit ſich herumgetragen. Denn warum der mächtige Wettlauf der Planeten niemals ermüde und ſtille ſtehe, warum in dem tiefſten Lichthimmel das ewige Wogen eines bebenden Bildungsgeſetzes, welches ſich durch Unzähliges,

z. B. durch die von Zeit zu Zeit aufflackernden und wieder verschwindenden neuen Gestirne zu erkennen gibt, ohne Ende fortdauert, warum die Quellen zu Karlsbad, Baden und Gastein immer unter demselben Exponenten der Wärme, immer in derselben Zusammensetzung aus der Tiefe der Gesteine sprudeln, warum gerade auf den tiefsten Stufen des Thierlebens eine Unbestimmbarkeit der Mannigfaltigkeit vorhanden ist, welche sich fast täglich durch die Entdeckung neuer wunderbarer Formen manifestirt, warum endlich plötzlich und unerwartet aus der tiefen Stille der Atmosphäre, aus den scheinbar ewig dauernden Vesten der Erde und aus den Tiefen der gewöhnlich durch gleichmäßigen Pulsschlag ihre Ruhe verrathenden Organismen eine verheerende Wuth von Stürmen und Krankheiten hervorbrechen kann, — — dies Alles und noch Mehreres hat seinen innersten und tiefsten Sitz in der von uns hier zur Genüge enthüllten Natur des Substanziellen. Wer Naturforscher werden will, der prüfe sich, ob er dieses tiefste, innerste Sensorium des natürlichen Lebens bei sich trägt, und wenn ihm die Freude eines solchen Bewußtseins wird, dann hege er seine Gegenwart mit ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Denn jede Entdeckung geht allein aus diesem Punkte der Sympathie mit der basischen Kraft des Alllebens wie der individuellen Existenz hervor.

Aber ebenso nothwendig wie für den Naturforscher Gefühl und Erkenntniß des Substanziellen oder der Materie ist, ebenso nothwendig ist für ihn Einsicht und Erkenntniß vom Wesen der Formen, und mehr noch ein hohes Gefühl für das Princip aller Formen, aus welchem die Idealität in der Gestaltung der Dinge hervorgegangen ist. Was die Kraft des Formenprincipes sei, wodurch dieses die Nacht des Materiellen so bezwinge, daß diese nicht mehr anders kann, als sich erschließen, und wie überhaupt das Princip der Formen das Höchste und von sich frei sein müsse, wenn es die Gewalt eines Anderen brechen wolle, dies zu untersuchen, kann der Naturforscher billig von sich ablehnen und als die Aufgabe des Philosophen bezeichnen. Nicht ähnlich kann er aber verfahren, wenn es sich um die Genesis der allgemeinen Formenkette selbst handelt. Denn hier hat die neuere Forschung gelehrt, daß ein tiefer Verstand des Fortschrittes vorhanden sei,

deſſen Erkenntniß eben die Aufgabe aller Naturwiſſenſchaften ſein müſſe. Es muß demnach jeder nur etwas tiefer gehende Naturforſcher als Thatſache eine Reihe von Formen annehmen, deren Einwirkung eben dem Subſtanziellen die Verwirklichung abringe, und welche in einer letzten Intention den Verſtand wie Aufhebung und Einheit ihrer Vielheit finde. Daß dieſe Annahme von Formen für die Empirie eine Nothwendigkeit ſei, hat Niemand ſchlagender und mit tieferer Ueberzeugung eingeſehen, als der große Franz Bako von Verulam, wenn er in ſeinem novum organon, Buch II. aphor. 1, 4 und 13 alſo ſpricht: Super datum corpus novam naturam sive novas naturas generare et superinducere, opus et intentio est humanae potentiae. Datae autem naturae formam sive differentiam veram sive naturam naturantem, sive fontem emanationis invenire, opus et inventio humanae scientiae. Und weiter: Forma vera talis est, ut naturam datam ex fonte aliquo essentiae deducat, quae inest pluribus, et notior est naturae, quam ipsa forma. Und endlich: Forma rei est ipsissima res, neque differt res a forma aliter, quam differunt apparens et existens, aut exterius et interius, aut in ordine ad hominem et in ordine ad universum. So ſehr aber nach dieſen Worten einer ächten, auf den Grund gehenden Naturforſchung die hohe, intentionelle Idealität der Formen anerkannt wird, ſo wenig (und hievor hat ſich der angehende Schüler ganz beſonders zu hüten) wird bei der gegenwärtigen Richtung der Wiſſenſchaft dieſe Urbeſtimmungskraft der Formen anerkannt: vielmehr erhebt ſich immer mehr und mehr eine Lehre (und in Beziehung auf Botanik iſt dies erſt kürzlich geſchehen), welche alle erſcheinende Form nur als ein Conſequens einwirkender klimatiſcher, telluriſcher, planetariſcher und anderer Einflüſſe auf das Urphänomen der Materie betrachtet wiſſen will. Bei ſolcher Anſchauung ſchwindet alle Sicherheit und Gewißheit, und jener einfache, von allen nur etwas tiefer Denkenden bisher als ganz natürlich anerkannte Satz des Ariſtoteles: daß in jeder ἀρχή bereits ihr τέλος vorhanden ſei, wird zur Fratze vollendeter Willkühr und Zufälligkeit verdreht. Ich muß mir denken können, daß die edle Form der Roſe, die Schönheit der Lilie, das Feuer des Kaktus, das Aroma der Didynamiſten um einer Zukunft willen

vorhanden sei, in welcher das Auflösungswort für alle Räthsel der Erscheinung beschlossen liegt. Kurz, um einer hohen Vollendung willen bearbeitet das Princip der Formen mit allen seinen Möglichkeiten die unerschöpfliche Nacht der Substanz, alle ihre mannigfachen verwirklichten Gliederungen sind nur um des einen Gewollten willen da, und müssen zu Grunde gehen, wenn dieses in seiner Herrlichkeit erscheint. Dies eine Gewollte aber ist nichts Anderes, als die hohe und letzte Form der menschlichen Gestalt. „O mich dünkt immer, sagt einmal Göthe, die Gestalt des Menschen ist der Text zu Allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt", ja was sich überhaupt von Allem sagen läßt, was sich auf Gestalt und Formung bezieht. Denn es gibt Nichts, dessen Configuration nicht in irgend einem Verhältnisse beschlossen läge, welches an der menschlichen Gestalt sich vorfindet. Himmel und Erde führen das Gepräge dieses Siegels, und tragen daher, wenn auch in noch so rohen und kolossalen Umrissen an ihrem mächtigen Leib die Physiognomie der menschlichen Gestalt. Es ist jetzt unsre Aufgabe, in allgemeinen Umrissen den Beweis dieser auffallenden Behauptung zu liefern.

Wenn wir, den aufgestellten Satz zu bestätigen, zunächst die Reihe der Lebendigen ins Auge fassen, welche in größerer oder geringerer Nähe den Menschen umstehen, so wird es hier noch eine leichte Sache sein, den Satz zur Anerkennung zu bringen, daß die ganze Thierwelt in Hinaussicht auf den Menschen ihre Form gewonnen habe, und, mich eines biblischen Ausdruckes zu bedienen, unter dem Bilde des Menschen versehen worden sei *).

*) Wenn alles Existente der Welt unter dem Bilde des Menschen versehen, also mit Hinaussicht auf ihn, daher auch um seinetwillen gemacht wurde, so ist dies nicht im Sinne einer schlechten und allerdings unwahren Teleologie zu nehmen. Vielmehr muß eigentlich behauptet werden, daß der Mensch um der Welt, um des Alls willen gemacht worden sei, damit dieses in der Erscheinung desselben seine Ruhe besäße und das Ziel eines langen Umweges fände. Die Existenz anderer geistiger Gestalten aber außerhalb unserer Welt schadet dem Menschen so wenig als innerhalb derselben seine eigene Vielheit.

Wenigſtens wird ein einziger Blick auf die Gehirn- oder Skelet-Entwicklung der Thiere einer- und des Menſchen andrerſeits ſelbſt den Zweifler zur Anerkennung der Thatſache bewegen. Enge hieran ſchließt ſich nun die Behauptung, daß auch der Typus der Vegetation nach der Geſtalt des Menſchen hinringe. Denn zu ſchweigen von merkwürdigen äußerlichen Aehnlichkeiten, welche ſchon in den beiden Worten palma und planta angedeutet liegen, indeß aber für äußerliche Spielerei betrachtet werden könnten, ſo iſt es eine anerkannte Thatſache, daß aller animaliſchen Natur ein vegetativer Proceß zu Grunde liege, welcher in Unwillkürlichkeit und im Verfahren ſeiner Aſſimilation wie Sekretion die tiefſte Verwandtſchaft mit der Pflanzenwelt beſitzt. Auch hat die Naturphiloſophie (namentlich Steffens) deßhalb nicht mit Unrecht den ſchon von Bako *) geäußerten Gedanken wieder aufgenommen, daß nämlich das Thier eine umgekehrte Pflanze, die Pflanze ein umgekehrtes Thier wäre, indem die Pflanze ihr Gehirn d. h. die Erde nach Unten, die Geſchlechtsfunktion nach Oben gerichtet habe, während das Verhältniß der Thiere gerade das Gegentheil aufweiſe. Schwer möchte es nun bereits ſchon ſein, in anderen relativ todten Produkten der Erde z. B. in Kryſtallen und ähnlichen Dingen eine Tendenz nach der menſchlichen Geſtalt hin wahrnehmen zu wollen. Indeß dürfte vielleicht auch hier noch der Eine oder der Andere das Zugeſtändniß machen, daß da und dort das Geſetz einer höheren Harmonie die ſtarre Feſſelung des Nur-Symmetriſchen durchbreche und dadurch vermittelſt ſeiner Polarität auf eine Sphäre höherer Geſtaltung hindeute**). Weiter jedoch ſeine Conſequenzen und Folgerungen auszudehnen würde vielleicht faſt jeder für träumeriſche Vermeſſenheit halten. Wir

---

*) Item non absurda est similitudo et conformitas illa, ut homo sit tanquam planta inversa. Nam radix nervorum et facultatum animalium est caput, partes autem seminales sunt infimae, non computatis extremitatibus tibiarum et brachiorum. At in planta radix, quae instar capitis est, regulariter infimo loco collocatur, semina autem supremo. Novi organi lib. II. aphoris. 27.

**) Vgl. übrigens die Vorleſung über die ſpeziellen Disciplinen der Naturwiſſenſchaften.

müſſen uns indeß leider der Gefahr eines ſolchen Vorwurfs aussetzen, wenn uns die Wirklichkeit den Satz abzuringen ſcheint, daß ſelbſt Erde, Planetenſyſtem und Fixſternwelt in gewiſſen allgemeinen Grundtypen die Form des Menſchen an ſich verwirklichen. Da von den beiden letzteren bereits, wenn auch falſch, wie wir glauben, ähnliche Behauptungen ausgeſprochen worden ſind, ſo wollen wir unſern Beweis hauptſächlich auf die Menſchenähnlichkeit der Erde beſchränken und, was Planeten und Fixſterne anbetrifft, nur auf meine Theodicee (erſchienen 1842, in Freiburg bei Herder), ſowohl auf den Dialog, wie auf den Anhang, verweiſen. Denn es handelt ſich ja hier um keine Erklärung der Welten, ſondern allein darum, an einem einzigen Beiſpiele zu zeigen, wie alles Seiende unter Formen und zwar hauptſächlich unter der einen idealen des Menſchen beſchloſſen liegt.

Betrachten wir nämlich den Menſchen nach ſeiner Geſtalt, ſo ſtellt ſich uns alsbald die bedeutſame Thatſache heraus, daß ſein Haupt nur ein koncentrirter Rumpf, ſein Rumpf dagegen ein extendirtes, verzerrtes Haupt zu nennen iſt. Denn bei ſchlichter Betrachtung bietet ſich uns ſogleich als erſte Bemerkung die Beobachtung dar, daß Geſicht und Rumpf in zwei Hälften zerfallen, von denen die obern, alſo Bruſt und Stirne, eine lebhafte Entwicklung nach Oben zeigen, während von Herzgrube und Naſenwurzel an Untergeſicht wie Unterleib mächtig nach Unten ſtrebt, auch bei beiden das Zahlenverhältniß von Oben und Unten ohngefähr dem von 2 : 3 gleich kömmt. Hieran ſchließt ſich alſobald als zweite Bemerkung Folgendes. Wenn nämlich die Linie durch Herzgrube und Naſenwurzel oder Augenregion eine ſo merkwürdige Natur gemeinſchaftlicher Scheidung ausdrückt, ſo würde es vielleicht nicht auffallend ſein, wenn ſich an dieſen parallelen Stellen noch andere Aehnlichkeiten hervorthuen würden, welche auf eine tiefere Verwandtſchaft hindeuteten. Und allerdings gibt es hier drei intereſſante Punkte, welche dieſes mit großer Evidenz zu thun ſcheinen. Einmal nämlich pflegen Somnambüle mit der Gegend der Herzgrube zu leſen, alſo mit derſelben Region, welche am Haupte den Augen entſpricht. Ferner muß hier an die Mißgeburt der Cyklopen erinnert werden, welche

ſtatt zwei Augen in der Gegend der Naſenwurzel nur ein einziges beſitzen und gewöhnlich auch naſenlos zu ſein pflegen, ſo daß alſo eine derartige Entwicklung dem Geſicht eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Rumpfe gibt. Endlich iſt noch eine Doppelkrankheit zu erwähnen, welche man gewöhnlich in keinen Zuſammenhang zu bringen pflegt, bei der aber unſre bisherigen Entwicklungen eine merkwürdige Relativität erkennen laſſen. Es iſt nämlich die Roſe des Geſichtes*) nichts als eine Gürtelkrankheit des Hauptes, während die Gürtelkrankheit eine Roſe des Rumpfes vorſtellt. Hieran ſchließt ſich denn nun alſobald die ſchon von Meckel gemachte Beobachtung an, daß zwiſchen den Geſchlechtstheilen und dem Munde eine merkwürdige Analogie zu herrſchen ſcheint: eine Beobachtung, deren mannigfache, auch ideelle Reſultate von uns billiger Weiſe dem Nachdenken des Einzelnen überlaſſen wollen. Indem wir nun aber ſo bis zu der unterſten Region des Geſichtes und des Leibes fortgeſchritten ſind, tritt uns alsbald eine wechſelſeitige Unähnlichkeit entgegen, welche alle gewonnenen Reſultate wieder umzuſtoßen ſcheint. Am Ende des Rumpfes beginnt nämlich die mächtige Entwicklung der Schenkel und Füße, welche am Haupte ohne Analogie zu ſein ſcheinen, ebenſo wie das Wachsthum der Arme gleichſam eine gegliederte Abſchweifung vorſtellt, welche auch das Ihrige dazu beizutragen ſcheint, das Haupt in völlige Unähnlichkeit mit dem Rumpfe einzuführen. Mit dem unteren Theile beider Regionen wollen wir uns zuerſt beſchäftigen. Ich will davon ſchweigen, daß die Gegenden des kleinen Gehirnes und des Nackens bei heftiger geſchlechtlicher Tendenz eines Individuums immer ein beſonderes Ergriffenſein erkennen laſſen, welches von einem ähnlichen der Hüften und des Rückenmarksendes (la croupe) begleitet iſt. Dagegen wollen wir ſchon mehr Bedeutung

*) Wir wiſſen wohl, daß die Roſe (Rothlauf) ſo ziemlich an allen Theilen des Geſichtes und Leibes hervortreten kann. Indeß drängt ſie doch namentlich nach den Extremitäten, und alſo auch beſonders nach dem Haupte hin und erreicht ihre höchſte Ausbildung und Blüthe auf den Höhen der Wangen. — Der Gürtel (zona, zoster) wurde bereits von S. G. Vogel und Richter zur Roſe geſtellt. Indeß identificirten ſie, ſtatt zu paralleliſiren, und unterlagen daher mehr oder weniger gerechtem Tadel.

auf Okens Entdeckung legen, daß die Entwicklung der Zähne auf der linken und rechten Seite der Kiefer jedes Mal den fünf Fingern wie den fünf Zehen entspricht. Denn diese Aehnlichkeit einmal angenommen, so ist der Fortschritt sehr leicht: namentlich den Unterkiefer für in Eins verwachsene Becken- und Röhrenknochen zu erklären, so wie die Becken- und Röhrenknochen-Entwicklung für einen auseinandergebogenen Kiefer zu halten. Auch stimmt dies mit unseren Begriffen von Expansion des Rumpfes und Concentration des Hauptes vollkommen überein, indem es ja ganz natürlich ist, daß das Zerdehnte da Oeffnung zeigt, wo das Zusammengezogene Schluß hält. Indeß würde diese Deutung der Verhältnisse noch immer sehr wichtigen Zweifeln unterliegen, gäbe es nicht zwei Mißgestaltungen, welche alles Gesagte in einer merkwürdigen Weise bestätigen. Die eine derselben ist die sogenannte Hasenscharte und ihre spezielle Modifikation als Wolfsrachen; sie endigen beide nicht selten mit einer fast völligen Auseinanderhaltung des linken und rechten Seitentheiles der Kiefern. Die andere dagegen ist jene Entartung, welche mit einer so vollkommenen Contraktion des unteren Rumpfes schließt, daß die unteren Extremitäten völlig wegfallen, und an ihrer Stelle sich bloß eine abgerundete Fleischmasse ansetzt: eine Fleischmasse, aus welcher sich auch schon, wenn anders die Berichte wahr sind, Nagel- oder Zahnartiges hervorgeschoben hat. Ist nun aber einmal diese untere Extension konstatirt, so kann die Entwicklung der Arme und Hände weiter nicht mehr sehr in Verlegenheit setzen." Denn diese sind sodann nichts, als auch eine der Ohrenentwicklung am Haupte entsprechende Extension. Wenn es anders wahr ist, was man dann und wann als Thatsache versichern hört, daß nämlich einige Somnambüle mit den Fingern wirklich gehört hätten, so würde auch dieß eine merkwürdige Bestätigung unserer Annahme sein. Auch scheint die Möglichkeit nicht völlig abgesprochen werden zu können, daß vielleicht Hand- und Fingerknochen noch Manches zur Erklärung der räthselhaften Gehörgliederungen werden beitragen können. Diesen gegebenen Grundverhältnissen würde sich noch ein unermeßliches Detail beifügen lassen, wenn dies theils hier am Orte wäre, theils nicht deßhalb von uns vermieden würde, um nicht durch zuviele Einzelheiten den Gesammtüberblick zu ver-

wirren und zu trüben. Wer übrigens Sinn für Kunst hat und schon dann und wann bei der Betrachtung hoher Werke plötzlich über die starren Glieder hin es sich wie ein Physiognomisches hat rühren fühlen, der wird vor Allem die Lösung vielfacher schwieriger Probleme in dem Satze ahnen, daß der Kopf ein concentrirter Rumpf, der Rumpf ein expandirtes Haupt sei: ein Verhältniß, welches dadurch noch besonders bestätigt zu werden scheint, daß der kleine Umfang des Halses wie eine Abschnürung beider Aehnlichkeiten betrachtet werden kann*). Wie läßt sich nun aus den bisherigen Thatsachen eine Aehnlichkeit zwischen der Menschengestalt und dem Erdbaue behaupten?

Einen Schritt hiezu hat schon Karl Ritter in seinem trefflichen geographischen Werk (Bd. I.) gethan. Denn er bereits hat sich gegen jede mathematische Symmetrie des Erdbaues aufgelehnt und in allgemeiner Uebereinstimmung mit der indischen Lehre vom Berg Meru die Erde als ein polarharmonisches Wachsthum erklärt, welches in vieler Beziehung einem Baume verglichen werden könne. Denn nach Süden zu den großen Wassern gleichsam wie mit Wurzeln entstrebend**), bläht sich die Erde in einem ziemlichen Kreis um den Nordpol her zu einem mächtigen Baume auf, der menschlichen Gestalt vergleichbar, welche sich von Unten wie auf „Säulen" erhebt, sich aber, mit jedem Schritte vorwärts zuerst in Massen, dann in Höhlungen sich vergrößernd, zuletzt mit den Domgewölben der Brust und des Hauptes schließt. Trotz alle dem wäre aber die Aehnlichkeit zwischen Mensch und Erde eine sehr vage und allgemeine, wenn nicht auch die

---

*) Vgl. des Verfassers Werk über das natürliche Prinzip der Sprache 1838 S. 171 — 179. Dann sein System der positiven Logik 1841 S. 310—311. Endlich seine Präliminarien einer Gestaltungslehre des Menschen 1838.

) **Verum his missis etiam in ipsa configuratione Mundi in majoribus non sunt negligendae instantiae conformes: veluti Africa et regio Peruviana cum continente se porrigente usque ad fretum Magellanicum. Utraque enim regio habet similes isthmos et similia promontoria, quod *non temere* accidit. Item novus et vetus orbis in eo, quod utrique orbes versus septentriones lati sunt et exporrecti: versus austrum autem angusti et acuminati. Franc. Baco, Novi organi lib. II. aphorism. 27.

Länder um das mittelländische Meer eine merkwürdige Concentration des ganzen Erdbaues, und umgekehrt der ganze Erdbau nur eine Expansion der Gegenden um das mittelländische Meer vorstellten. Dies beweist sich aber einfach auf folgende Weise. Wenn wir nämlich die ganze Erdkugel in Masse betrachten, so zeigt sich nach dem Südpole zu bis an diesen hin ein ganz gleichmäßiges Verlaufen der Wasser, höchstens im tiefsten Süden durch die gleichgültig verlaufende Küste einer mehr oder minder großen Landmasse bedingt. Ganz anders ist dagegen das Verhalten der Gewässer gegen Norden hin. Denn da greift die ungeheure Fluth in drei großen Massen empor, indem sie sich zum Theil fast in direkter Linie bis gegen den Nordpol hin erstreckt. Diese drei großen Massen sind nun der große oder stille Ocean, das atlantische Meer und der indische Ocean. Vergleicht man diese Wassermassen, so ist im Ganzen der stille Ocean gerade so groß, wie der atlantische und indische zusammengenommen, der indische aber ungefähr zwei Drittheile vom atlantischen. Wendet man sich nun der Betrachtung dieser einzelnen Meermassen zu, so reicht das atlantische Meer so ziemlich, von Süd-Ost nach Nord-West verlaufend und mit einer großen Disproportion von Länge und Breite, am höchsten, wie wir sagen müssen, fast bis zum Nordpol hinauf. Seine Gestalt kann man einem etwas schiefgerückten, länglichen Parallelogramm vergleichen. Weniger hoch nach Norden zu zieht sich der stille Ocean, dessen Gestalt man einem nach Oben mehr oder weniger abgestumpften gleichschenkeligen Dreieck vergleichen kann. Da ist an kein paralleles Streichen der asiatischen und amerikanischen Küste zu denken; vielmehr nähern sie sich nur nach Norden ziemlich bedeutend, sind aber von da weg einem kontinuirlichen Auseinanderweichen unterworfen. Auch läßt sich ein bedeutender Unterschied der beiden Küsten erkennen. Während nämlich die Westküste Amerikas mit großer Gleichgültigkeit verläuft und keine einzige Bucht von Bedeutung erkennen läßt, ist dagegen die asiatische Ostküste nicht nur von Buchten, sondern von Meeren zerschnitten. Es liegt nämlich ihr entlang das Meer von Kamtschatka, das Ochotskische, Japanische, gelbe und Chinesische Meer. Nur bis zur Höhe des halben stillen und nicht ganz halben atlantischen Meeres erhebt sich aber

das dritte und kleinste Weltmeer, der indische Ocean, welcher in die zwei Gegensätze des persischen und des bengalischen Meerbusens auseinanderfällt. Diesem großen und mächtigen dreifachen Wechselverhältniß entspricht nun das Wechselverhältniß der drei großen Massen des mittelländischen Meeres auf das Genaueste. Denn die Masse des tyrrhenischen Meeres, welche von Spanien, Frankreich, Italien und Afrika umschlossen wird, kommt an Größe so ziemlich dem vereinigten adriatischen und ägeischen Meere zusammen gleich. Auch weicht die spanische und italänische Küste gerade so wie die amerikanische und asiatische auseinander; und während die Westküste Italiens ebenso gleichgültig verläuft, wie die Amerikas, ist die andere, östliche, in fünf Busen zerspalten: den von Genua, den des Löwen, und die von Valencia, Alicante und Gibraltar. Das adriatische Meer ferner ist vollkommen das Bild des atlantischen Oceans, indem es, wie dieser, als längliches Parallelogramm verlaufend, höher als der Busen von Genua, fast bis nach Deutschland hinaufgreift. Das ägeische Meer endlich in den Busen von Salonik und in das vereinigte Meer von Orfano, Thasus, Samotraki und Saros getheilt, erstreckt sich, wie der indische Ocean ebenso ohngefähr bis zur Hälfte des adriatischen und tyrrhenischen Meeres hinauf, und steht ungefähr auch an Größe in demselben Verhältnisse zu jenen beiden Meeren, wie dies der Fall beim indischen Ocean dem stillen und atlantischen gegenüber ist. Nach Unten vor alle diese Meere zieht sich im mittelländischen die ziemlich wagrechte Küste Afrikas hin, dem möglichen Südpolarland vergleichbar. Dies ist aber noch nicht hinreichend: vielmehr gehören hiezu noch einige Thatsachen, welche den ganzen Parallelismus erst zur rechten Höhe vollenden. Wie nämlich zwischen dem stillen und dem atlantischen Ocean sich auch mit länglichem Verlauf das nach Unten zu spitze und schmale Amerika einschiebt, so liegt auch zwischen dem tyrrhenischen und dem adriatischen Meere das ganz gleich gestaltete Italien. Wenn Amerika in seiner Cordillerenkette die höchsten Vulkane der Welt besitzt, so besitzt Italien die einzigen des mittelländischen Meeres und Europens, indem des letzteren nördlicher Vulkan, der Hekla, sich unmittelbar wieder an Amerika anschließt. Wie an dem Ende Griechenlands und des ägeischen Meeres sich ein mächtiger Archipel

entwickelt, so ist die Region zwischen dem indischen und stillen Ocean von der mächtigen Inselentwicklung Polynesiens durchzogen. Ja, wie Polynesien reich an noch lebenden, aber noch reicher an ausgestorbenen Vulkanen ist, so besteht auch die Inselwelt des ägeischen Meeres fast ganz aus erstorbenen Vulkanen, so daß die Schmiede des Hephästos, welche später unter den Aetna verlegt wurde, früher unter der Insel Lemnos brannte. Dem Allen ist endlich zum Schlusse noch Folgendes beizufügen. Wir haben nämlich gezeigt, daß die enge Region des Halses das Haupt von seinem erpandirten Ebenbilde, dem Rumpfe, abschnürt. Wie merkwürdig ist es da nun, daß von dem Busen von Akaba weg sich, das todte Meer und den Jordan entlang, durch Syrien nach dem kaspischen See und von da durch die Steppen der Kirgisen längs der sumpfigen Ufer des Tobol, Irtysch und Ob bis zum Obischen Busen eine Linie fortsetzt, welche als die tiefste Oberfläche der Erde bezeichnet werden muß, indem nach Schubert das todte Meer etwa 600 Fuß unter dem Spiegel des mittelländischen und nach Parrot und Engelhardt der Kaspische See ungefähr 300 Fuß unter dem des schwarzen Meeres zu liegen kommt*). Es kann demnach die von uns bezeichnete Linie als die Halsregion angenommen werden, unter der sich das Haupt des mittelländischen Meeres an den Gesammt-Rumpf der übrigen Erde anschließt: Thatsachen, welche alle zusammen mit entschiedenster Evidenz den Satz bethätigen, daß selbst dem kolossalen Bau der Erde das allgemeine Gestaltungsprincip des Menschen in großen Grundzügen aufgeprägt ist. Wenigstens erscheint die offenbare Natur dieses Verhältnisses so schlagend, daß es nicht einmal der Beantwortung bedeutsamer Fragen bedarf, welche allein aus solcher Grundanschauung heraus gelöst zu werden vermögen. Denn warum der Zug der Geschichte aus dem tiefsten Osten heraus nach Westen fortschritt und sich um das mittelländische Meer koncentrirte, warum Palästina zum Wohnplatz des jüdischen Volkes ausersehen wurde, warum endlich der Heiland der Welt zu Bethlehem geboren ward und zu Jerusalem am Kreuze starb, — — dies alles

*) Vgl. mein System der positiven Logik. S. 112.

vermag erst von unserem Standpunkte aus eine wirklich erklärende Erklärung zu gewinnen.

Wenn nun aber eine solche tiefsinnige, gleichsam geistende Potenzialität, wie die von uns geschilderte ist, als die Mutter, oder wie sich Plato ausdrückt, als Aufnahmsort und Amme (ὑποδοχὴ καὶ τιθήνη) des Materiellen angenommen werden muß, und diesem geheimnißvollen Heerde als ein nothwendiges Complement ein intentionvolles Gebiet der Formen zur Seite steht, das selbst hinwieder nur in einer einzigen Form den Gegenstand seines Strebens besitzt, so scheint es ziemlich klar zu sein, daß das gesammte Gebiet der Natur-Erkenntniß hiedurch auf einen völlig anderen Standpunkt versetzt wird, als derjenige ist, welchen man ihm gemeinhin einzuräumen pflegt. Es schwindet nämlich damit einerseits alsogleich der Unbegriff einer planlosen Gährungssubstanz, welche dadurch, daß gleichsam Willkühr auf die Schulter der Willkühr tritt, eine Gliederung der Zufälligkeit gewinnt, der in so fern eine nicht anders könnende Nothwendigkeit einwohnt: auf der anderen Seite dagegen haben wir den ebenso unhaltbaren Unbegriff entfernt, welcher die Welt mehr oder minder nur wie mechanisches Kunststück Gottes betrachtet, das er in einer müßigen Stunde entweder nur dazu produzirt hat, sich von einer ihn drückenden Langenweile zu befreien, oder vielleicht deßhalb für nöthig hielt, damit eine Scene vorhanden wäre, auf welcher sich die Geschichte der Menschen, Thiere und anderer Geschöpfe bewegen könnte. Aus allen diesen Irrthümern haben wir die Welt des Natürlichen herausgerettet und ihr eine Stellung gegeben, vermittelst deren die Existenz des Massenhaften an die Begriffe einer vernünftigen Endlichkeit des Geistes und der Geschichte angeknüpft wird.

Bei den vagen Grundbegriffen, welche gegenwärtig überall über Genesis und Existenz des Substanziellen herrschend sind, war es natürlich, daß, weil man hinter jeder Masse eine neue Masse denken kann, nicht muß, die mehr oder minder große Oberflächlichkeit der Geister sich die Welt nicht vorzustellen wußte, denn als eine nie endende Ausdehnung des Substanziellen. Der Gründe, welche bereits Plato und Aristoteles für die Unmöglichkeit des Unendlichen vorgebracht haben, entschlug man sich, weil man sie

nicht verstand; und die Tiefe, welche zufolge Herschels Untersuchungen der Himmel gewonnen hatte, mißbrauchte man zu einem Beweis, welcher nicht auf der Tiefe dieses Himmels, sondern nur auf den aus derselben gezogenen Folgerungen auferbaut war. Denn Herschel selbst hat nur behauptet, daß der Himmel fast über alle vorstellbare Grenzen ausgedehnt sei, niemals aber bei seiner außerordentlichen Vorsicht im Schließen, daß diese Ausdehnung eine absolut schrankenlose wäre. *Alle diese ungethümen Phantasien fallen aber augenblicklich schon vor dem Begriffe intentionvoller Form, geschweige denn vor dem einer einzigen Idealform aller Existenz.* Form und Endlichkeit sind nämlich identische Gedanken. Wird aber überdies noch gezeigt, daß gerade die vollendetste, schönste, in sich selbst gefaßteste Form auch die Gestalt ist, welche, so sehr sich die Kreise der Existenz ins Kolossale erweitern, doch noch immer ihnen ihren Stempel aufzudrücken vermag, so geht hieraus die nothwendige Folgerung hervor, daß, so unermeßlich auch die Expansion der Wirklichkeit sein mag, Form und damit Grenze und folglich auch Endlichkeit doch immer als der letzte Begriff dieses kolossalen Gebietes sich geltend machen wird. Daß dem aber so sei, dies wird für uns noch dadurch zur vollkommenen Gewißheit, daß sich für uns die Wurzel des Substanziellen als eine Existenz zu erkennen gegeben hat, welche zwar voll unendlicher Kraft-Potenzialität ist, aber ohne alle Bezüglichkeit zum Begriff der Expansion an sich steht. *Es ist demnach die bloße Extension des Existenten begränzt durch die zwei idealen Unerschöpflichkeiten der substantiellen und der formellen Wurzel.* Wo diese sind, da ist überall das Unendliche zu einem Innerlichen bedingt, und, so weit man nun auch abstrahirend in der Räumlichkeit fortgehen mag, überall ist man da kontinuirlich überrascht durch die schrankenlose Ueberfülle des Potenziellen. Ist man aber nun bis auf diesen Punkt fortgeschritten, so gelangt man zu *einer engen Bezüglichkeit des Sinnlichen zum Geist und zur Geschichte.* Auch diesem letzten Punkte des Allgemeinen in der Natur-Erkenntniß sollen hier noch einige Worte gewidmet werden.

Ist nämlich die Verwirklichung der Formen und der Form κατ' ἐξοχήν, wie wir fanden, eine Intention, so geht daraus

hervor, daß diese Intention ein Immanentes eines Wollenden sein müsse. Jeder Wille sucht aber nur seine höchste Tendenz zu verwirklichen. Die höchste Tendenz einer jeden namentlich hohen Existenz ist aber ihr eigenes Sein. Nun ist aber in höchster Instanz an die menschliche Form der menschliche Geist geknüpft, folglich ist auch alles Materielle nothwendiger Weise an einen Geist geknüpft, dessen Erscheinungsformen als eine ihrer höchsten die menschliche Gestalt enthalten müssen. Die Wurzeln des Substanziellen und Formellen weisen demnach unmittelbar auf einen Abgrund von Willen zurück, dessen Wesen allein mit dem Worte Geist bezeichnet werden kann. Nun aber muß das, dem mehr oder minder bewußt auf dem Wege seines Prozesses eine Intention einwohnt, durchaus Geschichte genannt werden, da es für eine Tendenz-Verwirklichung keinen anderen Namen gibt. Nur wenn daher das Allgemeine der Natur-Erkenntniß auf eine Basis dessen zurückgeführt ist, was man in Wahrheit und ohne alle bildliche Uebertragung Geschichte nennen kann, ist man bis zu einer wahren Einsicht in das Universelle der Natur hindurchgedrungen. Denn alle Anwendungen des Wortes Geschichte auf Natur, welche bisher von Naturforschern gemacht wurden, als da sind Naturgeschichte, Geschichte der Erde ꝛc., können keine Ansprüche darauf machen, das Wort Geschichte im realen Sinne des Wortes an sich verwirklicht zu haben.

Meine Herrn! Nur Der von Ihnen, welcher in dieser von uns entwickelten Weise an das Studium der Natur geht, wird sich Hoffnung machen können, zu einem ihn selbst befriedigenden Resultate hindurchzudringen. Nur wem die von uns erwiesenen End-Ursachen (causae finales) immer als letztes Ziel aller seiner Untersuchungen vor Augen schweben, nur der wird nicht in die Gefahr gerathen, daß die jedem Naturforscher so durchaus nothwendige Mikrologie ihn verwirre und auf Irrwege abführe, von denen aus die Rückkehr zum Centralen fast unmöglich ist. Denn wir sind in eine sinnliche Welt gesetzt und sind deßhalb selbst in Sinnlichkeit gleichsam eingehüllt. So nothwendig diese nun und ihr richtiger Gebrauch für unsre innerliche Existenz ist, ebenso wenig dürfen wir uns von ihr so weit abführen lassen, daß uns zuletzt nur noch sinnliche Beweisgründe zugänglich sind. Denn so

falſch es iſt, ganz unvermittelt mit geiſtigen Argumenten hereinzubrechen, ebenſo unwahr iſt es, nachdem man ſucceſſive auf analytiſchem Wege ſich bis an die letzten Grenzen des Sinnlichen hinbewegt hat, jenſeits dieſer Schranke mit Beweismitteln fortfahren zu wollen, welche allein innerhalb der Sinnlichkeit möglich ſind. Ich vermöchte mir keine größere Freude zu denken, als aus dem Kreiſe meiner Zuhörer einen jungen Mann hervorgehen zu ſehen, welcher, mit der höchſten Einſicht in das praktiſche Detail der Naturwiſſenſchaft, und ohne deßhalb Naturphiloſoph zu werden, ein oder mehrere Gebiete der Natur in einem Sinne bebaute, deſſen ſelbſtſtändige Kraft ſich mit der gehörigen Beſcheidung in ihrer Sphäre auf die wahren Prinzipien einer ächten Metaphyſik als einer zwar ausgeſchloſſenen, ihr aber doch nöthigen Grenze ſtützte.

Dreizehnte Vorlesung.

Ueber die speziellen Disciplinen der Naturwissenschaften.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt den einzelnen Zweigen des großen naturwissenschaftlichen Gebietes zuzuwenden haben, könnte es nicht auffallend sein, wenn uns eine gewisse Furcht anzuwandeln schiene. Denn der sich hier darbietende unermeßliche Inhalt muß, auch nur nach seinen Haupttheilen in's Auge gefaßt, sich als eine so überreiche Fülle offenbaren, daß die Meinung wohl zu entschuldigen wäre, es sei derselben nur durch eine weitschichtigere Behandlung beizukommen. Dennoch gibt es hier ein Mittel, welches sowohl aus aller Verlegenheit zu reißen vermag, als auch geeignet ist, die differentia specifica der einzelnen Gebiete wie auch den Uebergang von einem zum anderen ausfindig zu machen. Dieses Hauptmittel ist aber kein anderes als das, aus den in unseren Vorlesungen über die Classifikation der Wissenschaften und über das Studium der Naturwissenschaften im Allgemeinen entwickelten Grundlagen die Genesis der einzelnen Natur-Erkenntniß auf ihrem Entwicklungsgange von der tiefsten und starrsten Nothwendigkeit bis dahin zu verfolgen, wo sich diese strenge Gebundenheit hinüberergießt in das lautere Meer vollendeter Freiheit. Denn dann werden wir allein das Wesentliche eines Gebietes zu verstehen vermögen, wenn wir durch specifische Abmarkung seines Anfanges und seines Endes die Ueberschaulichkeit seiner Ganzheit zur Nothwendigkeit gemacht haben.

Das ganze Gebiet des Erkennens zerfällt, wie wir gefunden, in die Wissenschaften der Nothwendigkeit, Freiheit und jener Seite,

welche Freiheit und Nothwendigkeit als nur aus Einer Quelle gefloſſen betrachtet. Wie ſich aber dieſe letzte Disciplin als eine höhere zu den beiden vorigen verhält, ebenſo ſteht in dieſen hinwiederum die Geſchichte über der Natur. Dieſe Erhabenheit iſt aber keine abſolute, vielmehr iſt die Grenze der Natur im Uebergang zur Geſchichte eine allmählige Befreiung ihrer ſelbſt aus ihren eigenen Banden, ſo wie umgekehrt die Freiheit der Geſchichte ihre tiefſten Wurzeln in die Natur hinabſenkt. Iſt dem aber ſo, ſo erſcheint hiedurch offenbar die Natur wiederum nicht als ein abſolut Gleiches in ſich, ſondern auch ſie zerlegt ſich nothwendiger Weiſe in ein Gebiet größerer, und in ein anderes geringerer Gebundenheit, oder was daſſelbe iſt: auch die Natur beſteht aus einer Sphäre relativer Nothwendigkeit, und aus einer zweiten ebenſo relativer Freiheit. Wie ſich daher auch die Wiſſenſchaften in ſich ſelbſt zerlegen mögen, ihre Rubriken müſſen immer entweder der einen oder der anderen Hälfte dieſes Dualismus der Natur anheimfallen. Das Gebiet der Nothwendigkeit iſt aber das der anorganiſchen, das der Freiheit das der organiſchen Natur. Nun zerfällt das Anorganiſche in die Glieder der Fixſternwelt, des Planetenſyſtems, der Geologie, Mineralogie, Meteorologie, Phyſik und Chemie, das Organiſche dagegen in das der Botanik und Zoologie. Wie werden wir nun dieſe mannigfachen Glieder genetiſch zu begreifen vermögen? Wir werden dies dadurch zu Stande bringen, daß wir uns ſo raſch und energiſch, wie nur möglich, den Einzelweſen dieſer Gliederung zuzuwenden und dieſe aus ihrer ſelbſtſtändigen Natur zu begreifen ſuchen.

Wenn wir, wie ſchon Benjamin Franklin, Lichtenberg, La Place und Andere verſucht haben, eine reine und ſinnliche Conſtruktion des großen allgemeinen Weltſyſtemes zu geben ſuchen, ſo werden wir, wie alle dieſe Männer, auf eine urſprünglich gleichmäßig durch den unermeßlichen Raum verbreitete zarte und feine Materie zurückgeführt: eine Materie, die man nach Herſchels Entdeckungen allein als eine Lichtmaterie in Anſpruch nehmen kann. Dieſer Lichtſtoff zerriß durch irgend welchen Einfluß in unzählige Wolken, welche einem allgemeinen Bildungsgeſetze unterlagen, deſſen lebendige Erregbarkeit, wie die Erfahrung lehrt,

keineswegs schon zu einem letzten Abschlusse ihrer Thätigkeit gekommen ist. Betrachten wir nun aber die Anordnung dieser unendlichen Lichtwolken im Raume, so stellt sich alsobald das Resultat heraus, daß ihre Vertheilung keineswegs eine gleichmäßige durch die Leere hin ist, sondern daß vielmehr, so wie eine Wagschale sinkt und die andere steigt, nach einer Seite hin eine entschiedene Anhäufung des Stoffes stattgefunden hat, während die andere sich durch eine ebensogroße Leerheit an Lichtwolken charakterisirt. Die Trennungslinie beider Sphären bildet aber ein mächtiger Reif, dessen teleskopische Unergründlichkeit ein Resultat herschelischer Untersuchungen ist. Die vorschlagende Anhäufung von Lichtstoff fällt in dem Weltsystem über den Nordpol desselben hinaus gegen das Haupthaar der Berenice zu, der größere Mangel an Lichtmassen liegt auf der Seite des Südpols, der die Grenze zwischen beiden bezeichnende Reif ist die Milchstraße. Indeß ist dieses noch nicht genug. Forscht man nämlich weiter am Himmel, so läßt sich alsobald ein zweiter mächtiger Reif erkennen, welcher die Milchstraße unter rechtem Winkel schneidet und durch den Nordpol und das Haupthaar der Berenice streicht, nur daß, während die Milchstraße einen einzigen, höchstens nur wie skizzenartig in Gruppen umrissenen Reif bildet, jener zweite mächtige Ring aus einer ganzen Kette wohl von einander geschiedener Lichtmassen besteht. Betrachtet man nun die durch diesen Ring gebildeten zwei Hälften des Himmels, von denen man, wenn man die Scheidung durch die Milchstraße als ein Oben und Unten ansieht, die eine als eine rechte, die andere als eine linke Seite betrachten kann, so gibt sich hier derselbe Unterschied zwischen Links und Rechts zu erkennen, welcher zwischen Oben und Unten steht. Die eine Seite nämlich, welche wir als die linke bezeichnen wollen, und welche die ist, auf der der Orion, der Stier, der große Hund, der Löwe, Castor und Pollux ꝛc. gelegen sind, diese eine linke Seite ist die vor der rechten durch größeren Lichtreichthum ausgezeichnete. Hieraus geht aber für uns augenblicklich das Resultat hervor, daß es ein Viertel des Himmels vor Allem ist, dem wir einen besonderen Ueberfluß an Lichtreichthum zuzuschreiben hinlängliche Ursache haben: jenes Viertheil nämlich, welches sowohl an dem bevorzugten Oben, wie an der bevorzugten linken Seite participirt.

Es lehrt aber die Erfahrung, daß es auf diesem bevorzugten Viertel wieder die eine Hälfte ist, welche die lichtstoffreichere und also das bevorzugteste Achtel der Himmelssphäre, das Vornen im Linken und Oben vorstellt. Es ist dies nämlich jene Stelle des Himmels, welche vom Nordpol, den Hörnern des Stieres und den obersten Sternen des Orion gegen Löwe und Jungfrau zu fällt. Es entsteht nun die Frage, was wir mit diesem so geformten universellen Himmelsinhalte zu beginnen vermögen?

Auf diese Frage würden wir nun die Antwort sehr schwer zu finden vermögen, hätten wir nicht bereits in der vorigen Vorlesung jene beiden großen Grund-Anschauungen der Form und der Materie in einer Weise gewonnen, daß sie uns nicht mehr als allgemeine Kategorieen, sondern als sehr spezielle Modifikationskräfte entgegentreten. Als solche unmittelbare, fast künstlerische Bestimmungen nämlich müssen sie augenblicklich sich auch als die erklärenden Principien jenes sonderbaren Lichtmassen-Verhältnisses ausweisen, wenn sie anders mit Universalität das zu leisten vermögen, was wir ihnen zugetraut haben. Auch sind sie in der That jene erklärenden Momente, ohne deren Anwesenheit wir uns hier nicht weiter fortbewegen könnten. Es kommt also jetzt darauf an, die merkwürdige Verhältnißstellung dieser beiden zu unseren Lichtmassen ausfindig zu machen; und wir wollen zu diesem Zweck mit der Form unseren Anfang machen. Da nun aber nach unseren früheren Resultaten alle Lehre von den Formen in die eine von der menschlichen Gestalt ausmündet, so spezialisirt sich unsre allgemeine Frage gleich auf *diese* hin: *ob in den von uns gegebenen Anordnungsverhältnissen des Fixsternhimmels auch etwa eine Analogie menschlicher Gestalt wahrzunehmen sei?* — Allerdings ist dem so, und zwar vermittelst folgender zwei Gründe.

Wenn wir nämlich fragen, woran an einer seienden Materialität eine Aehnlichkeit mit Licht und Dunkel erkannt werden könne, so läßt sich darauf nur antworten: allein an möglicher Unterscheidbarkeit oder Ununterscheidbarkeit. Denn eine Massen-Existenz, die ohne alle Gliederung immer nur mit völliger Gleichgültigkeit so fortläuft, bietet keine Erkenntniß-Möglichkeit dar, da ihre unendliche Vielheit eine beständige Dieselbigkeit ist. Wäre

daher eine derartige in sich ununterschiedene Materie alleiniger Inhalt des Universums, so würde dieses in vieler Beziehung gerade so gut, wie gar nicht sein. Denn alle Einsicht und Wahrnehmung ist ja allein auf dem Begriff der Verschiedenheit begründet. Nun aber ist die Nacht ein Alles in Gleichheit Versenkendes. Folglich ist das Dunkel gleich dem Begriff des in sich Ununterschiedenen, das Licht aber gleich dem Begriff des in sich Unterschiedenen. Fassen wir jetzt die Gestalt des Menschen in ihrer Fortentwicklung von Unten nach Oben in's Auge, so tritt uns ganz entschieden die Thatsache entgegen, daß, je tiefer gestellt eine Region des menschlichen Leibes, um so mehr an ihr die blinde, in sich ununterschiedene Entwicklung des Fleisches vorherrschend ist. Je höher dagegen der Leib emporrückt, um so mehr bestimmt er sich dahin, Wölbung, Aushöhlung und Gliederung in gesteigertem Maaße anzunehmen. Daß daher nach der einen Seite des Universums hin die Nacht, nach der anderen das Licht prävalirt, dies ist eine mit der Entwicklung des Menschenleibes in entschiedener Analogie stehende Thatsache; und zwar eine Thatsache, welche in gleicher Weise auch die Bildung der Erde wahrnehmen läßt, indem auch hier auf der einen Halbkugel derselben die Ununterscheidbarkeit des Wassers, auf der andern dagegen die mannigfaltige Gliederung des Landes das entschieden Vorherrschende ist. Hiezu kommt aber noch fast als das bedeutendere Zweite das Folgende. Wenn wir nämlich den Rumpf des Menschen in's Auge fassen, so tritt er uns sowohl als eine entschiedene Doppelheit (des Linken und Rechten), wie auch als eine eben so entschiedene Halbheit entgegen, welche erst durch das Complement des Geschlechtes ihre Ergänzung findet. Dies läßt aber alsobald den gesammten, nach Plato erst durch den höchsten Zeus entzwei getrennten Menschen in Beziehung auf den Rumpf als eine Vereinheitlichung aus der Vierheit erkennen. Nun ist aber der Rumpf gegenüber dem Haupte eine so mächtige Masse, daß dieses letztere selbst nur wie der in die Mitte gerückte Säulenknopf des einen menschlichen Viertheiles erscheint. Es kann folglich unser Haupt, was seine Ausdehnung betrifft, als nur ein Achtel vom ganzheitlichen Menschen betrachtet werden. Denn daß es mehr ist, hat seinen Grund einzig und allein in seiner innerlichen Qualität und

nicht in ſeiner äußerlichen quantitativen Erſcheinung. Nun aber iſt daſſelbe auch der Fall bei jenem oben geſchilderten Achtel des Himmels, welches auch, als Achtel das bedeutend Kleinere, hinwiederum das qualitativ Größte des geſammten Himmels iſt, weil es ja ein Uebermaaß von Lichtunterſcheidung in ſich beſitzt. Folglich hat uns auch hier unſre Lehre von der Form den erſten Ausweg aus dem Räthſel eines merkwürdigen Faktums gezeigt. Dennoch ſind wir dieſem Räthſel bis jetzt erſt zur Hälfte entronnen. Denn warum erſcheint der Abgrund des Himmels als ein unendlicher, menſchlich gegliederter Lichtſame?

Wollen wir uns überhaupt irgend eine Vorſtellung vom Licht oder einer Lichtmaſſe machen, ſo iſt ſie für uns nur denkbar als eine unendliche Fülle kleiner Atome, von denen jedes gleichermaßen eine unendliche Fähigkeit von Expanſion wie Concentration beſitzt. Denn jeder kleine Funke leuchtet ja mit unermeßlicher Schnelligkeit weit, weit in die Ferne und bleibt doch zugleich in beſtändiger Beſchränkung auf dem Raum ſeines Heerdes ſtehen. Betrachtet man jetzt dieſes Faktum nur in Etwas von einem höheren Standpunkte, ſo läßt ſich jeder Lichtheerd als eine unendliche Fülle von Entwicklungspotenz erklären, die vor lauter Drang nach dieſer Entwicklung nicht zu derſelben gelangen kann, ſondern auf dem Standpunkt einer mittleren Entfaltung ſtehen bleibt. Es findet das bei ihr ſtatt, was der Franzoſe als die Verlegenheit des Reichthums zu bezeichnen pflegt. Es iſt folglich das Licht als der erſte Erguß unendlich reicher Potenzialität zur Verwirklichung zu bezeichnen: ein Erguß demnach, der ſo unermeßlich voll iſt, daß er ſich ſelbſt ſtört und hindert. Nun aber haben wir in unſrer letzten Vorleſung das Prinzip der Materie als einen in ſich verſchloſſenen Abgrund von Möglichkeiten kennen gelernt, der, wenn er ſich aber einmal dem Erſchluß hingibt, in unendliche Ueberfülle der Exiſtenz umſpringt. Das Licht unſrer mächtigen Lichtmaſſen iſt demnach der erſte Schritt, welchen das Princip der Materie in die Bande der realen Exiſtenz hinüberthut. Als Einheit einer völlig in das Sein hinübergetretenen Potenz verfällt dieſer mächtige Urſtoff zwar bereits der Macht der Nothwendigkeit. Denn nur da, wo nacktes Sein erſcheint, iſt auch Nothwendigkeit. Aber es iſt hier die Nothwendigkeit, wie ſie eben erſt aus dem Schooße

selbstständiger Freiheit hervorkommt. Es ist demnach hier die Nothwendigkeit wenigstens ein mit dem goldnen Mantel der Zufälligkeit und Willkühr noch umhülltes Wesen: der Zufälligkeit und Willkühr, welche überall, wo sie auftritt, entweder als Erinnerung oder als Prophetin der Freiheit erscheint. Die Astronomie des Fixsternhimmels ist daher das erste Glied in der Kette der Naturwissenschaften. Denn da auf dem Gebiete der Natur-Erkenntniß die Nothwendigkeit überhaupt stets das Frühere (die Priorität Besitzende) ist, so wird in dieser Nothwendigkeit das hinwiederum als das Erste bezeichnet werden müssen, was mit Recht als der Anfang der Nothwendigkeit, ja erst wie der Uebergang zu ihr angesehen werden kann. Auch spricht hiefür Nichts mehr, als die Art, in welcher sich das Lichtmeer des Himmels mit der Form der menschlichen Gestalt überkleidet. Denn wenn es bei der Erde doch mehr oder weniger nur eine Skizze der Oberfläche ist, welche mehr Analogie, als Aehnlichkeit mit dem Menschen besitzt, und diese Gleichheit beim Planetensystem, wie wir sehen werden, mehr nur auf parallele, mathematische Verhältnisse hinausläuft, so ist hier am Anfange des Werdens dieser Parallelismus ein sich ebenso, wie als Verhältniß, so auch als Existenz bethätigender. Wir haben jetzt den Uebergang zur zweiten speziellen Disciplin der Naturwissenschaften zu machen. Wenn es gleich auch hier noch bedeutende Verhältnisse zu erwähnen gibt, so werden wir uns doch bereits um Vieles kürzer fassen können, da es natürlicher Weise immer der Anfang einer Gliederung ist, welcher die meiste Umständlichkeit verlangt.

Wenn wir neben der Sinnlichkeit der Existenz noch nach einem weiteren Exponenten fragen, kraft dessen die Sinnlichkeit sich so recht als das Objekt der Nothwendigkeit ausweist, so bleibt uns zuletzt hiefür kein einziger Begriff recht stichhaltig und sicher über, als der des Maaßes und der Zahl. Denn selbst die Undurchdringlichkeit ist etwas, das man im abstraktesten Sinne sogar der Freiheit des Geistes beilegen muß. Allein Maaß und Zahl nämlich charakterisiren eine Gebundenheit, von der sich loszusagen dem ihr Unterworfenen Unmöglichkeit ist. Ist daher von uns die ewige Welt der Lichtmassen als der Uebergang zur Nothwendigkeit nachgewiesen worden, so kann es in keiner Weise auffallend sein,

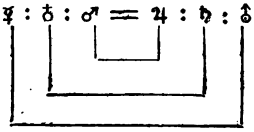
daß die auf die Astronomie der Fixsternwelten folgende zweite des Planetensystems, deren Wesen bekanntlich fast allein als Zahl und Verhältniß erfaßt werden kann, so recht als das Centrum der Natur-Nothwendigkeit angesehen werden muß. Dies unser Planetensystem liegt in dem merkwürdigen Scheidungspunkte des Oben und Unten des allgemeinen Himmels, in dem Innern der Milchstraße. Unter und über ihm ist alles Höhere Zufälligkeit und Willkühr, scheint dies wenigstens in gewissem Grade und Sinne zu sein. Nur je näher man ihm rückt, desto mehr tritt der Anfang der Zahl hervor. Denn seine zum Theil nächsten Befreundeten, die Doppelsterne, sind bereits an wiederkehrenden Umschwung gebunden. Auch lehrt das merkwürdige, von unserem Stellungspunkte aus wahrgenommene Gesetz der Doppelsterne: daß nämlich, je kleiner die Sterne selbst sind, die Doppelsterne um so seltner werden, wie sehr diese selbst sammt ihrer bedeutenden Existenz von der größeren oder geringeren Gebundenheit an den Ort unseres Planetensystems abhängig sind. Nehmen wir nun hinzu, daß Herschel (zum Theil, wie es scheint, auch Kepler) die Stellung unsrer Lage für eben so ausgezeichnet wie sternarm angesehen hat, und daß die an diesem Orte sich bewegenden Gestirne in einer so abgezirkelten Relativität zu einander stehen, daß fast alle die mannigfachen Exponenten ihrer Gesetze zusammengefaßt werden können unter das dritte Keplersche Gesetz oder unter das Newton'sche Attraktionsgesetz, — so mag der Ausspruch nicht ungerechtfertigt erscheinen, daß die Nothwendigkeit als Nothwendigkeit in unserem Planetensystem ihren starrsten und einseitigsten Ausdruck gewonnen hat. Es muß daher dieses Planetensystem im Gegensatze zu dem ganzen übrigen Himmel als die Gebundenheit κατ' ἐξοχήν betrachtet werden. Daß dem aber nun wirklich so sei, dieses bestätigt ein thatsächlicher eng zusammengehörender Doppelsatz: daß nämlich erstens, wie der große Fixsternhimmel, so auch das Planetensystem eine tiefe Menschenähnlichkeit an sich trage, und daß zweitens diese Aehnlichkeit sich hier, weil unter der Herrschaft der Nothwendigkeit stehend, durch Zahlenverhältnisse der Massen ausdrücke. Wenn Sie, meine Herrn, diese beiden Thatsachen mit entschiedener Allgemeinheit sich anschaulich machen

wollen, so muß ich Ihnen hiezu den Anhang des ersten Bandes meiner Theodicee als vollständige Quelle empfehlen. An dieser Stelle ist es nur möglich auf den einen oder den anderen Hauptpunkt aufmerksam zu machen.

Es gibt ein Charakteristikum, durch welches sich die Menschengestalt und das in ihr Lebende vorzüglich auszeichnet, und es ist dies ein Gesetz einer wahrhaft erhabenen Umkehr, die in unzähligen Formen durch unsre gesammte Organisation hin beständig wiederkehrt*). So mannigfach dies Verhältniß aber ist, so reduzirt es sich zuletzt namentlich auf zwei Verhältnisse an uns, von denen das eine ganz körperlich, das andere zum Theil geistiger Art ist. Wir haben nämlich gefunden, daß der Rumpf eine Haupt-Aehnlichkeit an sich trägt. Damit diese aber vollständig werde, müßte das Ende des Rumpfes auch wieder eine Halsentwicklung haben. Und in der That hat es dieselbe auch in den Ansätzen der Schenkel. Da sich aber an diesem Ansatz, wenn die Aehnlichkeit vollständig sein sollte, wieder eine neue Haupt-Aehnlichkeit anschließen müßte, und dies alsdann ohne besonderen Grund des Endes kontinuirlich so fortgehen würde, so hat die Natur, sowohl um diesem Uebelstande abzuhelfen, als auch aus andern Gründen, weiter nach Unten das gesammte Verhältniß umgekehrt, daher das Niedere an den Schenkel angestoßen und die eigentliche Haupt-Aehnlichkeit in den Fuß, wie ebenso auch in die Hand gelegt. Aber wie sich hierin die Ursache aller leiblichen Umkehr-Gegensätze geltend gemacht hat, so beruht auch der höhere Gegensatz von Geist und Seele auf einer solchen Umkehr, die eigentlich auch der Hauptgrund der eben geschilderten leiblichen Umkehr ist. Es läßt sich nämlich aus physiologischen wie spirituellen Thatsachen leicht der Beweis führen, daß die Substanz des Geistes unmittelbar am Gehirn ihre Basis hat, die der Seele aber zum Theil namentlich an jenen Ganglien-Geflechten, welche sich unter dem Zwerchfell, besonders um den plexus coeliacus her koncentriren, ja mit diesem vielmehr fast wie in eine einzige

*) Vgl. mein Werk „über das natürliche Prinzip der Sprache" S. 171 — 179.

Einheit zerfließen*). Nun besteht das Wechselleben von Geist und Seele darin, daß der eine von Oben nach Unten, die andere von Unten nach Oben, vornehmlich vermittelst des Rückenmarkes, des nervus sympathicus und des nervus vagus, wie kraft elektrischer Schläge in einander hinüberzucken. Es ist demnach eine Umkehr der Aktion, durch welche der eine auf die andere und die andere auf den einen wirkt. Und hier ist es denn nun über Alles merkwürdig, daß wir zwei Thatsachen am Planetensystem aufweisen können, von denen die eine ein Umkehr-Verhältniß der todten Massen und in so fern der Parallelismus von der leiblichen Umkehr des Menschen ist, die andere dagegen ein Umkehr-Verhältniß von Zeiten, und in so fern die geistige Umkehr am Menschen vorstellt. Einmal nämlich verhält sich der Durchmesser des Merkur zu dem der Erde zu dem des Mars, wie sich der des Uranus zu dem des Saturnus zu dem (aus gewissen Gründen harmonisch-modifizirten) des Jupiter verhält**).



Zweitens aber läßt sich ein über Alles merkwürdiges Verhältniß zwischen einer dem platonischen Jahre analogen Epoche und den Umlaufszeiten der einzelnen Planeten aufweisen, dessen Ausdruck, wenn man die verschiedenen Revolutionen der einzelnen Planeten während der eben bezrichneten Epoche als Umläufe bezeichnet, also lautet: Umlaufszeiten und Umläufe (oder genauer gesprochen: deren Verhältnisse) stehen in umgekehrtem Verhältniß***).

---

*) So wenig auch der größere Theil unserer Physiologen Lust tragen wird, diesen Satz anzuerkennen, so wenig wird es ihnen gelingen, wahrhaft schlagende Gegengründe uns entgegenzuhalten, da eben die Thatsachen mit großer Entschiedenheit auf unsere Seite treten, anstatt gegen uns Partei zu nehmen. Vgl. übrigens Joh. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen Bd. II. S. 507 — 508. Das dort Gesagte, richtig verstanden und nicht über Gebühr ausgedehnt, widerspricht uns keineswegs.

**) Vgl. meine Theodicee Bd. I. Anhang. S. 346 — 348.

***) Vgl. a. a. O. S. 330 — 331.

Der Satz demnach: daß das Planetensystem eine sehr tiefe, ja die tiefste, aber eben darum eine sehr hehre Stufe der Nothwendigkeit darstelle — dieser Satz scheint nach alle dem über jeden Zweifel erhaben zu sein.

Wenn nun aber durch die hier gegebenen mannigfaltigen Beweise das Planetensystem als eine große kontinuirliche Einheit aufgewiesen worden ist, so scheint es natürlich, daß seine einzelnen Glieder in keiner Weise vereinzelt dastehen können, da ja jedes derselben nur einen Grad der Allgemeinheit und ihrer Stufenentwicklung darstellt. Es ist folglich weder Merkur, noch Venus, weder Jupiter noch Saturn ein Besonderes für sich, sondern jedes dieser Gestirne ist für sich eine Einseitigkeit, die nicht allenfalls durch ein zweites und drittes, sondern allein durch alle übrigen Glieder des ganzen Planetensystems ergänzt wird; und daher kommt es denn, daß die näheren Planeten so schwer, die ferneren so leicht sind, daher kommt es, wenn bei den entfernten die Atmosphäre eine so entschiedene feste Stellung gewonnen hat, daß sie fast an der Stätigkeit des Planetenkörpers Theil nimmt, und wenn dagegen diese Atmosphäre bei den sonnennahen Planeten so fein, so luftig ist, daß sie fast wie nicht seiend betrachtet werden kann. Unter diesem Gestirn-Cyklus nimmt nun unsre Erde eine ganz merkwürdige Mitte ein. Sie ist gleichsam aus allen den Ingredienzien legirt, welche die einseitigen Substanzen der übrigen Planeten ausmachen. Wenn Merkur und Venus wenig, vielleicht gar kein Wasser besitzen, so ist unsre Erde, wie auch ihre Gewichtverhältnisse eine merkwürdige Mitte einnehmen, das merkwürdigste Gemisch von Festem und Flüssigem, und der Reichthum ihrer uns so unbekannten Stoffe würde uns leicht zu durchdringen sein, wenn wir Exemplare von denen unserer Mitplaneten besäßen. Mit einem Wort: die Erde ist, mathematisch ausgedrückt, die mittlere Proportionallinie des gesammten planetarischen Organismus. Diese Stellung klärt uns aber nun auch vollkommen über die Wissenschaften auf, welche sich an der Erde als Erde verwirklichen. Die Stellung nämlich der Erde, als der alle Gegensätze vereinigenden Mitte erzeugt als Resultat ihrer Beziehung nach Außen die Wissenschaften der Meteorologie, der Physik und Chemie. Die Beziehung der Erde zu sich selbst als einer

mikrokosmischen Konzentration des ganzen Planetensystems ruft die Zustände ihrer geologischen und oryktognostischen Verhältnisse hervor. Da nämlich, wie wir fanden, das ganze Planetensystem in einem tiefen Austausch seines Wechsellebens sich bewegt, so muß diese gegenseitige Reaktion in der lebhaftesten Beziehung vor Allem auf das Mittelglied der Erde wirken. Wenn sich daher Merkur und Venus als die ewige Heiterkeit des Himmels, Jupiter, Saturn ꝛc. als ewige Trübung der Atmosphäre charakterisiren, so ist es natürlich, daß der Zustand ewiger Veränderlichkeit das Wesen unserer Witterung bezeichnet. Jeder Zufall, jede Aeußerlichkeit kann demnach, mit Göthe zu sprechen, eine Wasser-Bejahung oder eine Wasser-Verneinung, eine Aus- oder Einathmen der Erde hervorrufen. Denn diese ist ja vermöge ihrer Stellung so sensibel, wie die Korkkügelchen, welche als Elektricitäts-Messer gebraucht werden. An dasselbe Grund-Verhältniß aber nun, wie die Meteorologie, ist auch die Physik und Chemie gebunden. Denn wenn die erstere die tieferen Bezüge und Erschließungen kosmischer Zustände, wie die des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, des Galvanismus ꝛc. zu ihrem Gegenstande hat, die letztere dagegen die mannigfachen Wechselwirkungen der gleichsam zu verschiedenen Stoffen niedergeschlagenen Kräfte, so ist es offenbar, daß auch sie, diese beiden Wissenschaften, ihre Form einzig und allein durch die Stellung der Erde unter den übrigen Planeten gewinnen. Die Meteorologie ist demnach nichts, als die universelle Einwirkung der gesammten planetarischen Region auf ihren Mittel-Kern: die Physik nichts, als die That der allgemeinen Lebensprincipien des planetarischen Organismus, bedingt durch die eröffnende Mittelstellung der Erde: die Chemie nichts, als die gegenseitige Reaktion der durch die Stellung der Erde auf dieser hervorgerufenen mannigfachen Stoffverhältnisse. — Daß nun aber die Erde jener geschilderte Mittelpunkt ist, welcher die Spuren aller einzelnen Gegensätze an sich verwirklicht, dies ist eine Thatsache, die durch ein in unserer letzten Vorlesung bereits entwickeltes Faktum zur entschiedenen Evidenz erhoben wird. Denn wie die Selbstständigkeit des Fixsternhimmels und die in dessen Mitte gelegene vollendete Nothwendigkeit des Planetensystems die menschliche Gestalt an sich verwirklicht, so thut dieses ja auch der

Mittel-Kern der Erde. Indem er sich nämlich einmal von Süd nach Nord aus den Meeren emporhebt, produzirt er das Vertikale, wie das Horizontale. Dadurch aber, daß durch die nothwendige Concentration des Erdhauptes die Nordküsten Asiens von Nord-Ost nach Süd-West hinabstürzen, dagegen aber die Küsten Afrikas und Länder wie Italien und Griechenland von Süd-Ost nach Nord-West emporstreben *), entsteht das Diagonale. Das Vorkommen dieser drei Richtungen in den mannigfachsten Verhältnissen bedingt das Wesen der Erde im großen Allgemeinen und erzeugt die Wissenschaft der Geologie. Denn alle großen Massenverhältnisse sind an diese drei Relationen gebunden. Ebenso aber auch bedingt diese Dreiheit die kleineren Erscheinungen und erzeugt dadurch die Oryktognosie. Denn das Auftreten dieser Dreiheit ist der Grund, warum z. B. in der mächtigen Verschlungenheit des Granits der Quarz sich als die vertikale, der Glimmer als die horizontale, und der Feldspath als die diagonale Tendenz ausspricht. Und um nur Eines noch zu erwähnen: der Grund, warum Zinn und Quecksilber hauptsächlich in Ostindien, Idria, Zweibrücken und England, das Platina aber und die dasselbe begleitenden Metalle vorzüglich am Ural, im Harz und in Süd-Amerika, das Eisen gegen Norden, Gold und Silber aber fast überall auf der Erde (besonders unter gleichen Breiten, also in paralleler Horizontalität) gefunden werden, dieser Grund liegt auch in unserer Dreiheit verborgen. Geologie ist demnach in Beziehung auf die großen Massen, Oryktognosie in Beziehung auf die kleineren überschaulicheren Gestaltungen und auf die Mannigfaltigkeit irdischer Produkte die Wissenschaft, welche die Modifikationen aufzählt, die durch die Menschenähnlichkeit der Erde auf die Zustände ihrer Mittelstellung ausgeübt werden **). Geologie

*) Selbst die Stellung eines Landes, wie der böhmische Gebirgskessel ist, bestätigt die aufgezeigten Verhältnisse, wie die merkwürdig entgegengesetzten unter anderen nur z. B. das eigenthümliche Streichen des Inuthales und Jurakalks.

**) Was hier in specie die krystallographische Seite des mineralogischen und oryktognostischen Gebietes betrifft, so muß von ihr ausgesagt werden, daß sie eine universelle Rückbewegung der vegetativen Tendenz des

und Oryktognoſie ſind daher die Wiſſenſchaften, welche die ſtarre Nothwendigkeit des Planetenſyſtems in Beziehung auf ein Glied deſſelben ſpecialiſiren wie individualiſiren, und zwar auf jenes Glied, welches als mikrokosmiſche Sammlung aller übrigen Planeten betrachtet werden muß. Meteorologie, Phyſik und Chemie drücken dagegen die verſchiedenen Seiten jener Wiſſenſchaft aus, welche als lebendige Wechſelwirkung der ſtarren Planetenkörper über dieſe Starrheit ſelbſt hinausragen und ſie flüſſig zu machen beginnen. Geologie und Oryktognoſie ſind demnach die ſich in Einzelheit verlaufende und dadurch faſt bereits ſich ſelbſt wieder aufhebende Starrheit der Nothwendigkeit. Meteorologie, Phyſik und Chemie aber ſind die Fortſetzer deſſen, was Geologie und Oryktognoſie bereits begonnen haben: ſie ſind die zu einer ſolchen Lebendigkeit zuſammenwirkenden Einzelglieder der Nothwendigkeit, daß dieſe dadurch gebrochen und zu neuen Freiheitsäußerungen geweckt wird. Vermittelſt der Meteorologie, Phyſik und Chemie wird demnach die Schranke der Nothwendigkeit in der Natur gebrochen und das Auftreten der anhebenden Freiheit eingeleitet. Die Mittelglieder zwiſchen der Starrheit der Nothwendigkeit und dieſer ihrer Ueberwindung bieten jene Zuſtände, welche eben die Verhältniſſe der Geologie und Oryktognoſie hervorrufen. Es iſt ganz ohne Zweifel, daß auch die übrigen Planeten neben der Erde ihre Geologie, Meteorologie ꝛc. (gerade ſo gut wie auch ihre Lebendigen) beſitzen. Indeß werden alle dieſe Zuſtände und Produkte dort gerade ſo einſeitig und daher abnorm ſein, wie dieſe Zuſtände auf dem Mittelkern der Erde abſolut und regelvoll ſind. Man wird daher nicht unrecht thun, die Erde als die wahre Mutter der Lebendigen und der werdenden Freiheit in der Natur zu bezeichnen. Sie kann als die wahre Verweſungsſtätte, als Golgatha und Grab von Geſetz und Nothwendigkeit angeſehen werden, daher

---

Erdbaues in die Matheſis des Planetariſchen darſtellt und folglich nach einem anderen Grundgeſetz der Entwicklung beurtheilt und gegliedert werden muß. Es iſt daher natürlich, daß ſich auf dieſem Punkt ein geringerer Einfluß der beiden großen Welt-Diagonalen bemerkbar macht. Mehr als eine Aeußerung unſeres großen Kepler zielt hier nach einer gleichen Anſchauungsweiſe hin.

aber auch als der große Auferstehungsacker für Leben und Freiheit. — Es ist jetzt unsre Aufgabe, die Morgenröthe dieser Freiheit, wie sie in Botanik und Zoologie anhebt, um sich zuletzt in dem lichten Tag der Geschichte zu verklären, das erste stille Weben solcher herrlichen Selbstständigkeit in Blume und Thier noch in kurzen, bestimmten Zügen zu charakterisiren, damit wir sodann mit einigen allgemeinen Bemerkungen das Gebiet spezieller Natur-Erkenntniß als abgeschlossen betrachten können.

Indem wir uns jetzt dem Organischen und mit ihm der anhebenden Freiheit in der Natur zuwenden, kann es nicht unsre Absicht sein, in die eigentliche Tiefe des Gegensatzes von Botanik und Zoologie einzugehen, und in jedem dieser Glieder seine Bezüglichkeit und sein Anringen zur Menschengestalt genetisch zu verfolgen. Denn theilweise fällt diese Aufgabe in eine empirische, theilweise in eine spekulative Lehre vom Organischen. Es kann uns daher nur darauf ankommen, einmal den höheren Anstoß zur Freiheit selbst etwas näher zu bezeichnen, sodann die Trennung zwischen Botanik und Zoologie in etwas zu begreifen, und auf das Princip in der Genesis einzelner Arten und Geschlechter mit einigen charakteristischen Winken hinzudeuten. Wir werden mit dem zweiten Punkte beginnen, zum dritten fortschreiten und mit dem ersten unseren Schluß machen.

Wenn die Erde, wie wir fanden, als der Centralkern der ganzen planetarischen Kette betrachtet werden muß, und hieraus erkannt wird, daß die Nothwendigkeit in ihr wie an ihrer Spitze angekommen und schon dadurch gleichsam geneigt ist, in ihr Gegentheil umzuschlagen, so wird, wenn nach unseren Annahmen der Inhalt der Meteorologie, Physik und Chemie eröffnende Kräfte besitzt, als eine natürliche Folge von alledem ausgesprochen werden müssen, daß diese vereinigten Kräfte einer Steigerung den Abgrund des erstarrten Substanzprincipes in der Erde aus dem Todesschlaf seiner materiellen Befangenheit aufregen und herausführen werden. Da nun aber dieses Princip der Nacht in der Erde zur rohen Substanzialität vermaterialisirt ist, so ist sein erster Uebergang zur höheren Belebung nur ein halbes Gesetz der Freiheit und daher nach der einen Seite hin eine fortdauernde Gebundenheit. Es kann daher der erste Schritt zur Freiheit nur eine theilweise

Selbstständigkeit zur Folge haben, die ihr lebendiges Centrum nicht in sich besitzt, sondern einer Wechselbewegung hingegeben ist, die nur durch zwei Centra erklärt werden kann, welche, außerhalb der werdenden Freiheit liegend, diese letztere allein mehr nur zur träumenden Regung, als zum wachen Selbstbesitze gelangen lassen. Erst nachdem mit sichtbarem Zusammenhang aus der Nothwendigkeit der Faden der Freiheit herausgesponnen worden ist, kann die Freiheit in den Zustand eines völlig selbstgelassenen Principes hinübertreten, und jetzt, weil sie selbst eine in sich ruhende Ganzheit vorstellt, abgeschlossene Mikrokosmen bilden, die endlich in der Erscheinung des Menschen alle einseitig vorschlagenden Gegensätze hinter sich zurücklassen und den erstrebten Thron der Idealform behaupten. Der Gegensatz zwischen der Starrheit des Massenhaften und der Freiheit des Mikrokosmischen ist zu bedeutend, als daß für beide ohne das Mittelglied der Pflanzenwelt, dieses Restes der Thierheit, die Möglichkeit der Coexistenz bestände.

Wenn nun aber die Erde die tragende Vorbedingung dieser Freiheitsentwicklungen ist, so muß, je nach dem Zustande der Erdform an jedem Punkte ihrer Existenz, die überall hervorbrechende Vegetation, das überall sich geltend machende Thierreich jedes Mal eine andere Entfaltung annehmen. Nicht Clima daher oder tellurische Verhältnisse, oder irgend etwas Derartiges produziren die spezielle Artung der Thierwelt, sondern jeder Punkt der Erde muß als Besitzer seiner eigenen Pflanze, seines eigenen Thieres betrachtet werden. Nun aber ist die Erde kein planloses Produkt. Denn einmal entwickelt sie sich ja selbst baumartig von Süd nach Nord, und dann hat sie ja sogar die Verwirklichung der Menschengestalt an sich stehen. Es wird demnach ein tiefer, verborgener Plan einer speziellen Pflanzen- und Thierentfaltung, entlang die großen Glieder der tellurischen Menschen-Ebenbildlichkeit, angenommen werden müssen: wobei überdies eine sich stets erneuernde Zerfällung von Nothwendigkeit und Freiheit die Möglichkeit der verschiedenen Gliederungen in's Unendliche zerdehnen wird. Es kann uns hier nicht zugemuthet werden, in Pflanze und Thier den großen Menschheitsformalismus über die ganze Erde hin des Weiteren zu verfolgen. Indeß können wir uns einige speziellere

Betrachtungen nicht versagen, welche wenigstens geeignet sein werden, die Art und Weise anzudeuten, nach welcher in diesen Disciplinen gearbeitet werden muß, wenn es zu irgend entschiedenen Resultaten kommen soll.

Wenn wir von den Acotyledonen absehen, welche allein als die erste Staubzerfällung der starren Substanz zur Möglichkeit höherer Freiheit betrachtet werden müssen, so zerfällt die übrige Pflanzenwelt in Monokotyledonen und in Dikotyledonen. Von diesen beiden Gattungen kann man nun aussagen, daß die erste ihre mächtigste Entfaltung in den heißen Zonen besitze und in dem Grade abnehme, als das Reich der Monokotyledonen sich den mittleren Zonen und dem Norden nähert. Dagegen wächst die zweite Classe gegen die mittleren und höheren Zonen herauf immer mehr an, und feiert in den mächtigen Entwicklungen der Linde, Eiche und des Apfelbaumes die höchste selbstständige Entfaltung. Wenn man von der Palme sagen muß, sie drücke die tiefste Versenkung der anhebenden Freiheit noch in die Regionen der Nothwendigkeit aus, so läßt sich dagegen von dem Apfel behaupten, daß er bereits als ein zwar noch starrer Mikrokosmus die Potenzirung auf eine höhere Stufe der Verleiblichung vollendet und thatsächlich an sich trage. Der Süd ist das eben beginnende Aufathmen der Erdselbstständigkeit aus den Tiefen der Wasser. Der Nord dagegen ist die gewonnene Selbstständigkeit des Erdleibes. Es ist daher natürlich, daß ein solcher Fortschritt in der Entwicklung sich nördlich nothwendiger Weise geltend machen müsse. Es entwickelt sich aber die Erde nicht nur von Nord nach Süd: im mittelländischen Meer und seinen Umgebungen steigt sie ja sogar zur Concentration eines tellurischen Hauptes empor. Sollten hier nicht vor Allem Pflanzenformen auftreten, welche an höhere Verleiblichungen gemahnten? Und allerdings ist dem so. Denn wenn die gewöhnliche Pflanzen-Erscheinung eine größere oder geringere Hinneigung zur krystallinischen Symmetrie nicht verkennen läßt, so deuten die sich namentlich um das Mittelmeer her entwickelnden Labiaten und die in den Ländern oberhalb dieses Meeres bis an die Küsten der Nord- und Ostsee hin mächtig hervorbrechenden Cruciferen auf ein bereits durch die Didynamie und Tetradynamie sich besonders geltend machendes Gesetz höherer Harmonie

hin: einer Harmonie, welche in der Ungleichheit ihres Oben und Unten an die tiefgesetzliche Dissonanz zwischen dem Oben und Unten der menschlichen Gestalt lebhaft erinnert. Uebrigens steht dies hier bezeichnete Verhältniß der Labiaten und Cruciferen keineswegs wie eine verlassene und abrupte Erscheinung am koncentrirten Haupte der Erde, sondern besitzt nach allen Seiten hin einen mannigfachen Zusammenhang, der hier nur nach einer Relation hin mit Folgendem erwähnt sein soll. Da nämlich die Länder um das Mittelmeer die zusammengezogene Steigerung aller übrigen irdischen Länderverhältnisse darstellen, so ist es natürlich, daß von Asien her, nach Europa zu alle Formen des Landes stufenweise nach Nord-West aufsteigen. Es wäre daher nicht allzu auffallend, wenn von den Labiaten weg süd-östlich abwärts die Stufen entlang homogene Pflanzengruppen gefunden werden könnten. Auch verhält sich dies in der That ähnlich. Es sind nämlich die Labiaten mit besonderem Aroma begabte Gewächse. Nun aber drückt schon das Aroma in einem gewissen Sinne höhere Ungleichheit und unsymmetrische Harmonie aus. Denn wenn jeder Geruch einer Pflanze eine rasche Entwicklung des jeweiligen Pflanzengeistes bezeichnet, die mit Schnelle aus dem Unten sich nach dem Oben hin zu entwickeln strebt, so ist jene Raschheit, mit der das Spirituos-Oelige, welches im Aroma liegt, unmittelbar nach dem Geruch in die feinsten Nervenzertheilungen der Riechorgane dringt, gleichsam eine ganze Wolke verklärter Tiefe, welche wie ein selbstständiges Höhere (als Haupt) über dem geöffneten Kelche schwebt. Ist nun aber das Aroma der Labiaten ein so entschiedener Exponent ihrer Dignitätsstellung, so kann es jetzt weiter nicht mehr auffallend sein, wenn im Süden Arabiens die quellenartig fließenden Balsambäume ihren Ursprung nehmen, wenn Vorder- und Hinter-Indien die zum Theil so sehr gewürzhaften Scitamineen besitzt, und der südliche Theil Neuhollands gerade die harzigen Eucalypten*) hervorbringt. Es ist demnach auch

*) Daß der Ort der übelriechenden Stapelien namentlich die Region des südlichsten Afrika (um das Vorgebirg der guten Hoffnung) ist, verdient selbst in so kurzer Uebersicht hervorgehoben zu werden, wenn auch ein tieferes Eingehen an dieser Stelle unmöglich ist.

hier wieder die Erscheinung des Erdhauptes an die tiefe Massenentwicklung seines Rumpfes angeschlossen*). Daß freilich im Lauf der Jahrhunderte der Same aller Gewächse nach allen Richtungen hin verschleudert worden ist, kann zwar hie und da die richtige Erkenntniß erschweren und trüben; indeß vermag auch aus solcher Verschleuderung kein Beweis hervorgenommen zu werden gegen die großen Central-Vorkommnisse einer jeden Pflanzengattung an ihrem eigenthümlichen Orte**).

Das Gleiche nun, was von der Vegetation gesagt werden mußte, gilt auch von der Thierwelt. Denn auch hier ist das Anringen zur Menschengestalt der große Grundbegriff, von dem Alles abhängt; auch hier ist sodann der successive Stufenbau der Erde das Zweite, dessen Einfluß auf das erste Element die speziellere Modifikation hinzubringt. Daß dem in der That so sei, könnte durch eine Kette von Beweisen bethätigt werden, welche die Thiergeschlechter als ein überall autochthonisches Netz über die Erde hin verbreitet sehen lassen würde. Hier mag es genügen, eine einzige Thatsache, welche von der Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere hergenommen wird, als Bestätigung des Gesagten herbeizuziehen. Betrachten wir nämlich die menschliche Gestalt, so stellt sich an ihr das Faktum heraus, daß die tieferen Regionen des Leibes das Schlechtere und Zurücktretende sind, während alle höhere Entfaltung nach Oben hinaufdrängt. Wie merkwürdig ist es da, daß in Neuholland das Schnabelthier ganz in die tiefste Unentwicklung einer wagerechten Stellung versetzt ist; daß das Känguruh die massenhafteste Entwicklung der hinteren Region hat, und sein Vordertheil fast nur wie ein Zusatz zur hinteren Masse

---

*) Daß auch das südliche Amerika an gewürzhaften Gewächsen keineswegs arm ist, hat seinen Hauptgrund gleichfalls mit darin, daß Südamerika den äußersten und tiefsten Punkt der so merkwürdigen Südost-Nordwest-Linie darstellt: — wobei denn der Einfluß der südlichen Sonne freilich auch überall in Betracht gezogen werden muß.

**) Welch bedeutsame Resultate von solchem Standpunkt der Betrachtung aus errungen werden können, hoffe ich über kurz oder lang durch eine nach der Erden-Region des Vorkommens individualisirende Classifikation des Pflanzenreiches darthun zu können. Vgl. auch über das Studium der Medicin.

tritt, daß ſodann die Pachydermen und Einhufer in Indien folgen, Thiere, welche faſt eine um den ganzen Körper gleichvertheilte Laſt der Schwere beſitzen; daß ſich hieran nördlich namentlich die Wiederkäuer, Katzen-Geſchlechter und Hunde-Arten anſchließen, bei welchen allen die Kraft der Entwicklung weiter und weiter nach Vornen, dem Haupte zurückt, und daß endlich der Norden mit den Bären, Wallfiſchen, Wallroſſen, Seebären, Seewölfen und Seelöwen abſchließt: eine Kette von Geſchöpfen, die dadurch faſt menſchenähnlich werden, daß zum Theil das Hintertheil ganz einſchrumpft, während der Vordertheil ſich bruſt- und kolbenartig entfaltet, daß ferner, namentlich bei dem Bären, die Sohle ganz menſchenähnlich wird, und alle dieſe Thiere, theilweiſe mit brütender Stumpfheit begabt, dennoch einen gewiſſen höheren Inſtinkt des Gefühls und ſelbſt eines poſſierlichen Verſtandes entwickeln. Namentlich zeichnet ſich in letzterer Weiſe der Seelöwe aus, der durch ſeine Thränen, ſeinen merkwürdigen Ton, ſeine Luſt an der Einſamkeit und vor Allem durch ſeinen paniſchen Schreck vor dem Menſchen*) ſeine einſeitige Aehnlichkeit mit demſelben auf das Auffallendſte bethätigt. Auch hier ſcheint es demnach, als wenn die Menſchen-Aehnlichkeit mit kontinuirlicher Aufſteigerung aus dem Abgrund des Südens empor gegen Norden mehr und mehr anwachſe, um ſich ſodann plötzlich in einen ſonderbaren, an dieſer Stelle nicht weiter zu erörternden Rückfall zu verlaufen. Hier iſt es nun merkwürdig, wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt ganz ähnlichen Verhältniſſen unterliegt. Denn während nach dem Süden zu das tiefſte Schwarz, Braun und Kupferroth über die ganze Oberfläche hin herrſcht, iſt ſelbſt der ſüdliche Japhetide noch ſchwarz und braun in Haar, Auge und ſelbſt noch zum Theil in der Leibfarbe. Erſt der nördlichere wird weiß, roth und blau; und dadurch, daß bei ihm alle dieſe Zuſtände in gleichſam flammige Helle hinüber ſpielen, gewinnt namentlich der Skandinavier jene ihm eigenthümliche Rieſen- und Helden-Erſcheinung wie eines Engels, welche auf den Südländer oft eine ſo erſtaunliche Wir-

*) Ebenſo merkwürdig iſt, daß auch umgekehrt der Seelöwe (wenigſtens nach einigen Berichten) für eine ziemliche Anzahl von Thieren einen entſchiedenen Gegenſtand eigenthümlichen Schreckens vorſtellt.

kung auszuüben vermag. Aber auch hier bleibt im höchsten Nord der kümmerliche Verfall nicht aus, wie Lappländer und Eskimos zur Genüge bezeugen. Daß übrigens Japhetiden, Bären, Wölfe und einige Gattungen von Wiederkäuern die Ureinwohner des germanischen Europas sind, auch dies spricht wieder für die merkwürdige Haupt-Koncentration der Erde. Denn die nordwestliche Empordrängung und südwestliche Niederpressung der Länder um das Mittelmeer konnte nur die höchsten Gattungen auf ihrem Boden gedeihen lassen. Endlich ist hier noch zum Schlusse eine Bemerkung zu machen, welche gleicher Weise von Vegetation wie Thierwelt gilt, und die ihrer Wichtigkeit wegen nicht übergangen werden durfte. Wie nämlich die Idee des Erdbaues die Entwicklung aller Organismen bedingt, so ist auch der Abrundungs-Begriff*) einer jeden größeren oder kleineren Erdstrecke von dem bedingendsten Einflusse auf die ihr eigenthümlichen Pflanzen und Thiere. Weil Afrika so ambosartig nach Norden drängt und plötzlich, so zu sagen, nicht mehr weiter kann, deßhalb nimmt auch seine ganze Vegetation einen so ballen- und kolbenartigen Charakter an, deßhalb ist seine Thierwelt von einem so ganz absonderlichen, auswuchsartigen Zuschnitte, deßhalb gehört ihm vor allem auch die eigenthümliche Natur des Negers zu. Weil Amerika schlank, schmal, dünn und schmächtig ist, deßhalb hat seine Vegetation auch einen so zerfiederten und zerschlitzten Charakter und Thier- wie Menschenwelt fallen einer unverhältnißmäßigen Kleinheit und Schwäche anheim. Asien allein entfaltet sich ohne Schranke und Einengung, gleich einem gewaltigen Baume, dessen Wipfel erst mit dem Baue der Erde selbst in ausgewachsener Breite abschließt. Es ist daher natürlich, daß ihm der höchste Reichthum wie die regelrechteste und gemessenste Form aller Gestaltungen zukommt. Was wir vollendet Schönes und Ebenmäßiges in Europa besitzen, das ist uns fast allein aus dem Centrum des mit dem unseren so innig verwachsenen Welttheiles zugekommen. Trotz unserer Armuth und der Rauheit unserer universellen Natur ist

*) Jeder Theil ist überall doch für sich auch wieder ein Ganzes, und sucht demnach ebenfalls, so viel es nur die Idee des allgemeinen Ganzen erlaubt, in sich die Einheit einer geschlossenen Totalität zu gewinnen.

aber doch so manches Uebertragene bei uns besser und feiner geworden *). Woher könnte dies anders abzuleiten sein, als eben daher, daß das germanische Europa das königliche Stirnband des Erdkreises vorstellt?

Die letzte und höchste aller natürlichen Wissenschaften ist, wie sich von selbst versteht, diejenige des erscheinenden Menschen und die in den Bau unseres Leibes herüberspielende gleichsam physiologische Psychologie. Wenn in der Natur vom Nebelflecken bis zum Thier, das durch die Wüste brüllt, Alles auf den Menschen deutet, Alles den Menschen an seiner Stirne trägt, wie reich an Menschenebenbildlichkeit muß erst der Mensch selbst sein! Sein ganzer Leib, jedes Organ desselben muß daher ein sich beständig steigernder Spiegel ewig modifizirter Gleichheit sein. Der Mensch ist, mit dem Dichter des Liedes der Lieder zu sprechen, wie ein Siegel auf dem Herzen, wie ein Siegel auf dem Arm der Erde. Er ist auch im natürlichen Sinne das heiligste Gefäß, welches mit seinem Inhalte ganz identisch geworden ist. Er ist das Wort aller Räthsel; und wer in ihm nicht die Lösung aller Geheimnisse findet, für den muß er selbst das unauflöslichste Räthsel werden. Unserer Absicht zufolge muß es uns genug sein, die Stellung des göttlichen Ebenbildes in ihrem Verhältnisse zu allen übrigen Disciplinen der Sinnlichkeit nachgewiesen zu haben.

Noch müssen wir schließlich mit wenigen Worten auf ein Problem hinweisen, das wir wenigstens nicht unerwähnt lassen dürfen. Warum nämlich, kann gefragt werden, warum ist das Anorganische so unermeßlich und unbeschränkt, und warum offenbart sich an ihm der Anfang des Organischen und also Höheren in verhältnißmäßig so kleiner Masse? Wir wissen für diese Stelle und in der Kürze keine bessere Antwort, als folgende. Es ist ja das Princip der Substantialität von uns als ein unendlicher Abgrund der Möglichkeit, aber dabei der Verschlossenheit erkannt worden. Die Einseitigkeit eines solchen Principes hätte bei seinem

*) Nicht blos unserer Cultur verdanken wir das Edele aller unserer Produkte. Auch das Gemäßigte unserer gesammten Zonenverhältnisse, wie wir dies im eminentesten und universellsten Sinne ansprechen müssen, trägt hiezu wesentlich das Seinige bei.

Reichthum daher gleich am Anfang der Entwicklung zum Geist gemacht werden müssen, wenn der Geist die auch der Masse nach vorherrschende Existenz hätte werden sollen. Nun scheint es aber die Absicht der die Welt produzirenden Intention gewesen zu sein, daß die Materie das der Erscheinung nach Primitivere sein sollte. Da jedoch die Schöpfung der Materie nur vermittelst des Prinzipes der Substanz geschehen konnte, dies Prinzip aber, wenn es sich einmal verwirklichen muß, diese Verwirklichung in dem ungemessensten Grade vollzieht, so war es höchst natürlich, daß bei der gewollten Priorität des Materiellen und bei der mächtigen Leidenschaft des Substanzprincipes die Setzung der Materie eine wahrhaft unendliche Profusion des Anorganischen erzeugen mußte. Wie aber eine verbrecherische That in einem Augenblick die furchtbarsten Consequenzen zur Realität macht, die Rücküberwindung dieser Folgen aber zum langsamen Proceß von Jahrhunderten wird, — so konnte auch am Anorganischen das Organische gleichsam nur wie ein Punkt beginnen, und allmählig eine nur kleine Sphäre seiner Ausdehnung gewinnen. Der menschliche Geist darf zufrieden sein, daß der Schöpfer noch die Möglichkeit von seiner, des Menschen, Entstehung der Unermeßlichkeit der Substanz abrang. Denn diese letztere hätte sich auch mit solchem Egoismus setzen können, daß alsdann an eine Verwirklichung des Menschen nicht mehr zu denken gewesen wäre. Lalande's Wort, daß er in seiner Schöpfung keinen Raum für einen Gott wisse, wäre wenigstens in so fern zur Wahrheit geworden, daß für das Ebenbild des Gottes, für den Menschen, kein Raum mehr vorhanden gewesen wäre, da diesem selbst die Substantialität zu seiner Verwirklichung gefehlt hätte. Unser Verbrechen hätte nur noch um ein Weniges größer sein dürfen, so wäre Vernichtung durch gesteigerte Platzgreifung des Materiellen seine natürliche Strafe gewesen. — Dies ist denn das Letzte, was in dieser Vorlesung noch etwa zu berühren gewesen wäre.

Meine Herrn! Ich habe Ihnen jetzt eine Uebersicht über das gesammte Gebiet der einzelnen naturhistorischen Disciplinen vorgeführt. Sollte Ihnen auch Manches hievon unverständlich geblieben sein, dies Eine wenigstens wird sich Ihnen doch klar eingeprägt haben, daß diese Disciplinen einen successiven unab-

änderlichen Fortschritt vom Nothwendigen zum Freien vorstellen. An diese Grundwahrheit wird sich sodann doch noch die eine oder die andere Thatsache angeschlossen haben, welche dem Grundgedanken wenigstens einige Fülle zu verleihen vermochte. Der von Ihnen, welcher sich einer dieser behandelten Wissenschaften etwa zu widmen gedenkt, wird, als wir dieselbe behandelten, ihr noch eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und dadurch für sich vielleicht einige fundamentale Anschauungen gewonnen haben, von denen ich ihm versichern kann, daß sie ihn selbst in dem Studium des Einzelsten niemals rathlos lassen werden. Denn ich glaube die allgemeinen Ansichten allein aus dem Detail geschöpft und mich nicht Zaunkönigartig unter die Flügel verschiedener Adler verborgen zu haben. Ich würde erfreut sein, wenn wenigstens Einige von Ihnen in dem Gegebenen eine Essenz der Wirklichkeit zu erkennen vermöchten.

Vierzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Mathematik.

Meine Herrn! Wenn wir die Wissenschaft der Mathematik als den Vorläufer, gleichsam als das Proscenium der Naturwissenschaften bezeichnen *), so könnte der Eine oder der Andere meinen, daß wir dieses nur aus propädeutischer Rücksicht thun. Indem nämlich die Naturforschung eines feinen und scharfen Sinnes bedarf, und sich in körperlicher Räumlichkeit manifestirt, so vermöchte allerdings die Betrachtung der reinen Massenverhältnisse als zur Wissenschaft der verschiedenen Sinnlichkeiten vorzüglich befähigend angesehen zu werden. So sehr ich aber auch diesen Nutzen der mathematischen Wissenschaften anzuerkennen geneigt bin, so ist doch der Grund, warum ich der Mathematik diese einleitende Stellung gegeben habe, ein objektiverer. Doch ist es aber hinwiederum nicht jene Objektivität, auf die hier Mancher zuerst verfallen möchte. Denn obgleich allerdings in den verschiedensten Gebieten des naturhistorischen Wissens die Mathematik von so bedeutendem Einflusse ist, daß ohne sie auch kein Schritt vorwärts gethan werden könnte, so war mir doch diese ihre Nothwendigkeit für die einzelnen Glieder der Natur-Erkenntniß nicht das Bestimmende in der Anordnung der Stellung, die ich der Mathematik einräumen zu müssen glaubte. Vielmehr erkannte ich den bedingenden Grund für die Zusammengliederung von Mathematik und Naturwissenschaften nicht in der sinnlichen Beobachtung, daß sie beide so innig verschwistert mit einander gehen, sondern vielmehr

*) Vgl. die Vorlesung von der Classifikation der Wissenschaften.

in dem, zufolge dessen diese Verschwisterung überhaupt besteht. Es ist aber der Grund derselben kein anderer, als der: daß die Naturwissenschaften auf's innigste gebunden sind an die Einseitigkeit des substanziellen Princips, und daß ebenso die Einseitigkeit, oder, was dasselbe ist, die Vermaterialisirung dieses substanziellen Princips auch das zeugende Moment der mathematischen Wissenschaften ist.

Wenn wir nämlich uns nach jenen Anschauungen umsehen, ohne welche Mathematik nicht Mathematik wäre, so können wir diese in nichts Anderem finden, als in den Begriffen des Raumes und der Größe. Nun aber sind das Reich der Formen wie die Region des Substanz-Principes in ihrer ursprünglichen Verschlossenheit reine Ideal-Dinge, welche mit sinnlicher Ausdehnung gar nichts zu thun haben, ebenso wie in Beziehung auf sie Größe nur ein dynamischer und intellektualer Begriff sein kann. Wenn es daher zu den Begriffen von Raumausdehnung, Masse und Größe kommen soll, so ist es nur dann möglich, wenn kraft des einseitigen Anfanges von Seiten des substanziellen Principes die rohe materielle Ausdehnung zur Wirklichkeit zu gelangen vermag. Denn sobald sie ist, diese massige Extension, dann wird alsobald die Abstraktion von ihrer Massenhaftigkeit, also der Raum, so wie die Vergleichung ihrer Theile, also die Zahl möglich. Raum und Zahl sind demnach die Begriffe, unter deren durch Abstraktion gewonnener Vorbedingung allein Masse und Massen-Unterschied gedacht werden kann. Beide Begriffe sind folglich Begriffe a posteriori. Denn Raum und Zahl lassen sich, so wie sie sind, nicht denken, wenn nicht die Vermaterialisirung des substanziellen Principes so vor sich gegangen ist, wie sie stattgefunden hat. Nun aber ist Raum- und Zahl- oder Größen-Verhältniß die allgemein anerkannte Grundlage aller Mathematik. Folglich kann den mathematischen Disciplinen keine andere Stellung angewiesen werden, als die ihnen von uns gegebene. Es wird jetzt darauf ankommen, nach dem Grundverhältnisse zu fragen, in welchem Raum zur Zahl und Zahl zum Raume steht.

So leer der Raum auch aussehen mag, und es deßhalb scheinen könnte, als ob man beliebig in und mit ihm handthieren dürfte, so ist er doch an eine Grundbedingung gebunden. Diese seine Grundbe-

dingung ist die Erscheinung der drei Dimensionen, die hier nicht erklärt, sondern nur als Faktum angenommen werden kann. Da nun die Stellung dieser Dimensionen zu einander im Raume nicht umgangen werden darf, so ist es klar, daß der Raum keine schrankenlose Gestaltungsmöglichkeit gestattet, sondern allein eine Sphäre durch bestimmte Gesetze bedingter Formen zuläßt, indem er Alles zurückweist, was der Ausschließlichkeit der drei Dimensionen widersprechen könnte. Der durch den Begriff der drei Dimensionen demnach eingeschränkte Raum wird allein einer bestimmten Kette von Gestaltungen Existenz zugestehen können. Da aber der abstrakte Begriff des Raumes diesem letzteren nothwendiger Weise Unendlichkeit zusprechen muß, so wird die quantitative Vielheit der bestimmten Gestaltungen ebenso schrankenlos sein, wie die Kette der Gestaltungen selbst begrenzt. Zwischen dieser Vielheit der Gestaltung wird aber eine völlig schrankenlose Relation der Situationen stattfinden können. Die Sprache dieser Situationen ist jedoch die Zahl. Heißt daher die Wissenschaft der beschränkten Gestaltungen *Geometrie*, die Wissenschaft der Zahl aber *Analysis*, so wird man jetzt aus allem Vorhergehenden folgendes Gesetz eduziren können: *die Geometrie ist ebenso bedingt, wie die Analysis unbedingt ist, und die Analysis ebenso unbedingt, wie die Geometrie bedingt ist.* Bedingtheit aber ist Nothwendigkeit, Unbedingtheit dagegen Freiheit. In der gesammtheitlichen Wissenschaft der Mathematik ist daher die *Geometrie* die *Wissenschaft der Nothwendigkeit*, die *Analysis* die *Wissenschaft der Freiheit*. Geometrie und Analysis verhalten sich daher wie Natur und Geschichte, wie Anorganisches und Organisches, wie Pflanze und Thier, wie Knabe und Jüngling. Es ist jetzt zunächst nöthig, jeder dieser Wissenschaften die ihr gebührenden speziellen Betrachtungen zu widmen, durch welche beide zwar nicht umschrieben und ergründet, aber doch in ihrem Wesen erkannt und begründet werden sollen. Wir werden bei diesem Beginnen möglichst genetisch zu verfahren und namentlich die Punkte hervorzuheben suchen, an welchen die mathematische Nothwendigkeit in die mathematische Freiheit und diese in jene gleichsam hinüberzufließen scheint.

Die Geometrie ist die durch die drei Dimensionen bedingte Wissenschaft von der Möglichkeit reiner Gestalt-Construktionen im

leeren Raume, deſſen Abſtraktion hinwiederum durch die erſte Verwirklichung des ſubſtanziellen Prinzipes bedingt iſt. Denn, wie wir gefunden haben, iſt ja der Grad erſter Vermaterialiſirung für unſeren Verſtand die Urſache der nothwendigen Vorſtellung, die wir uns von dem Raume zu machen haben, da es eine ſehr natürliche Annahme iſt, daß unſre Denkgeſetze nur auf dem Wege ihre Combinationen ſpielen laſſen können, auf welchem ſie ſelbſt geworden ſind, mithin eine andere Verwirklichung des ſubſtanziellen Prinzipes als die gewordene durchaus eine andere Abſtraktion und folglich eine andere Vorſtellung des Raumes *) erforderte. Die Ausſchließlichkeit der drei Dimenſionen erzeugt nun auf ſehr einfache Weiſe die drei Wiſſenſchaften der Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie. Von ihnen iſt immer die einfachere die begründende der nachfolgenden. Ohne das Dreieck und ſeine Conſequenzen iſt der Beweis des pythagoreiſchen Lehrſatzes eine Unmöglichkeit, ohne den pythagoreiſchen Lehrſatz der des Archimedes. Die Planimetrie iſt nichts, als eine in Beziehungſetzung der geraden Linie zu einem außerhalb ihrer liegenden Punkte. Die Stereometrie iſt hinwiederum nichts, als dieſelbe Bezüglichkeit zu einem außerhalb einer Ebene liegenden Punkte. Alle Steigerung bis zum komplicirteſten ſtereometriſchen Satze iſt daher nichts, als die Bezüglichkeit einer Linie oder ſelbſt nur eines Punktes zur geſammten Dreidimenſionalität. Je mannigfaltiger die Complikationen ſind, in welche ich das Faktum der drei Dimenſionen einzuführen vermag, ein um ſo reicheres Feld bedeutſamer Sätze werde ich zu eröffnen wiſſen. Der Löſeſchlüſſel aller dreidimenſionellen Aufgaben liegt im Dreieck verborgen, da ohne daſſelbe in der geſammten Geometrie und Stereometrie kein Schritt vorwärts zu thun iſt. Die höchſte und immer erneute Aufmerkſamkeit iſt unter allen Dreiecken dem rechtwinklichen zu

*) In dieſem Sinne hat Kant freilich Recht, wenn er den Raum eine Anſchauungsform nennt, ſo ſehr ich auch von anderer Seite gegen dieſen Ausſpruch proteſtiren muß. Ueberhaupt iſt der ſchon durch die Methode des kantiſchen Syſtems poſtulirte Satz deſſelben: daß die Erfaſſung des Gegebenen an den Dingen die Hauptbedingung der Erkenntniß ſei — das beſte Antidoton gegen die Verallgemeinerungsſeuche der Gegenwart.

ſchenken, da auf ihm die Angel aller Einſicht in die Dimenſionen, der pythagoreiſche Lehrſatz, ſich dreht. Bisher ſcheint die Geometrie darin gefehlt zu haben, daß ſie das Dreieck immer als in einer beſtimmten Ebene liegend annahm. Nur wenn man ſich es im Raume frei ſchwebend denken wird, ſo alſo, daß es gleichſam in alle Richtungen hin zu fallen vermag, wird man erſt zur tieferen Erkenntniß gelangen, warum es namentlich zum mindeſten immer dreier Linien bedarf, wenn eine eingeſchloſſene Ebene werden ſoll. Denn vielleicht müſſen die drei Eckpunkte des Dreiecks ſtets als die drei Dimenſionen repräſentirend und doch zugleich in eine Ebene fallend betrachtet werden, wenn es zu einer wahrhaft rationellen Conſtruktion des Dreiecks kommen ſoll. Will man den ſpeziellen Fall des rechtwinklichen Dreiecks mit ſeiner Beziehung zum pythagoreiſchen Lehrſatz verſtehen lernen, ſo wird dies nur dann geſchehen können, wenn man daſſelbe als einen auf dem Durchmeſſer ſtehenden Peripherie-Winkel betrachtet. Die höchſte Höhe der Geometrie und ſomit insbeſondre vollendeter Stereometrie ſtellt die erſt in neuerer Zeit zur Wiſſenſchaft erhobene deſcriptive Geometrie mit ihrer graphiſchen Beſchreibung der Körper vor. Denn es iſt allerdings faſt das Höchſte der Conſtruktion, aus der Projektion eines ſehr komplicirten Körpers neue und bedeutſame Geſetze zu entfalten. Es iſt dies gleichſam eine transſcendente Geometrie, die mehr leiſtet, als von dem menſchlichen Perceptionsvermögen zu erwarten war. Es läßt ſich wohl denken, daß der deſcriptiven Geometrie ſelbſt noch eine mächtige Erweiterung bevorſtehen kann: kaum aber, daß ein neues Princip räumlicher Deduktion gefunden zu werden vermag, das nicht ſchon in dem Gedanken der deſcriptiven Geometrie involviert läge. Wenn nun aber auch dieſe Wiſſenſchaft das Aeußerſte iſt, was der ſinnlich deducirende Geiſt über den Widerſtand der Extenſion vermag, ſo iſt damit die menſchliche Fähigkeit doch noch nicht am Ende ihrer Mittel angekommen, die Ausſchließlichkeit der Geſtaltungen zu brechen und ſich zugänglich zu machen. Indem es ihr nämlich gelingt, ſich gleichbleibende Verhältniſſe an gewiſſen Geſtalten, z. B. am rechtwinkligen Dreiecke ausfindig zu machen, löſt ſie dieſe in ihre Elemente auf und bringt dieſe in das Verhältniß der Vergleichung. Da aber hiedurch dieſe Elemente zu ſelbſtſtändigen

Größen werden, so ist die nothwendig gewordene Vergleichung nur durch die Zahl möglich. Es ist demnach die Trigonometrie die in die freie Wissenschaft der Zahl ausmündende Nothwendigkeit des Raumes. Ist daher die descriptive Geometrie wie ein Kunststück (so zu sagen die Fistel) des über den Raumverhältnissen sinnenden Verstandes zu nennen, so ist vielmehr die Trigonometrie die naturgemäße Auflösung der geschlossenen Gestalt in Größen-Verhältnisse. Wir werden daher nicht ganz unrecht thun, wenn wir die Trigonometrie als den anhebenden Verwandlungsproceß der konstruktiven Geometrie in die analytische bezeichnen werden: in die analytische, welche nichts Anderes ist, als die vollständige Auflösung aller und jeder Gestaltung in Größen-Verhältnisse und Zahlen-Probleme. Es kann daher nach der Analogie der Classifikation, welche wir vom Gebiete der Wissenschaften gegeben haben, die analytische Geometrie als die Philosophie der Mathematik bezeichnet werden, weil in ihr, wenn auch nicht auf ganz absolute Weise, Gestalt und Zahl in eine Einheit zusammengeflossen sind. Aber es hat der Geist nicht gewartet, bis im Lauf der Zeiten durch die Entdeckung der Trigonometrie der natürliche Weg von der Gestalt zur Zahl gefunden worden war. Vielmehr hat er frühe schon sich an die Zahlensprache der Größen-Verhältnisse hingewagt, wenn gleich Euklides die tiefe Abhängigkeit der Zahl von der Gestalt ächt gründlich noch dadurch anerkennt, daß er im fünften Buche seiner Elemente die gesammte Arithmetik an Linear-, also Gestalt-Verhältnissen entwickelt. Indeß war auch der Sinn, welcher die Zahl von der Gestalt, also Freiheit von der Nothwendigkeit völlig trennte, nicht ohne tiefere Berechtigung. Denn wenn bei dem natürlichen Uebergang der Gestalt in Zahl, in der Trigonometrie, die Beziehung der Zahl zur Gestalt keineswegs als erloschen angesehen werden darf, so kann doch nichts destoweniger in einem anderen, absoluteren Sinne die Zahl als ganz von der Gestalt losgelöst betrachtet werden. Denn selbst abgesehen davon, daß bei Vergleichung der Größe als Größe das Princip der Gestalt, selbst wenn es noch vorhanden ist, entweder ganz verschwindet oder doch nur schweigend angenommen wird, so fällt, sobald wir den Begriff der Größe nur etwas höher fassen, zuletzt von der Größe selbst noch ihr Begriff hinweg, so daß also

bei zwei oder mehr zu vergleichenden oder auch nur irgend wie zusammenzustellenden Größen nur noch das Verhältniß in Betracht kommt. Die Entstehung der Algebra hat eben darin ihren Grund, daß man erkannte, wie es bei der Zahl nicht auf die Größe, sondern nur auf das Verhältniß ankömmt. Es ist demnach die Gleichung der eigentliche Begriff der Analysis, und jedes Problem der Zahl, höher aufgefaßt, muß daher, wenn nicht etwa ein Irrationales mit im Spiele ist, zu seinem Resultate Nichts oder Null haben. Denn nicht eine handgreifliche Größe ist es ja worauf es überall in der Analyse ankömmt, sondern vielmehr die Ausgleichung eines Verhältnisses. Ein Verhältniß ist aber nur dann ausgeglichen, wenn ein Identisches daraus geworden ist. Identität ist aber nur da, wo ein a so zum b geworden ist, daß beider Unterschied gleich Null ist. Das wahrhaft Erhabene der Analysis besteht folglich darin, daß es sich bei ihr, so zu sagen, um Nichts handelt, und sie sich daher auf den Gebieten des Raumes und der Zahl als die ganz inhaltlose, aber dadurch eben sehr viel vermögende reine Form darstellt. Da aber dem so ist, so leuchtet jetzt von selbst ein, daß Umwandlung der Erscheinungsmöglichkeit, d. h. Umformung des Verhältnisses, ohne daß dies dadurch selbst verändert wird, die Hauptaufgabe aller Analysis, der höheren wie der niederen, sein muß. Es war daher natürlich, daß das Bestreben der Mathematiker, jedes Verhältniß in so vielen Formen wie möglich ausdrücken zu können, ganz nothwendig zuerst auf die Entdeckung der Logarithmen und endlich auf die der Infinitesimal-Rechnung führen mußte, welche die Engländer so treffend Flurionen-Rechnung und die Franzosen ebenso bezeichnend théorie des fonctions analytiques zu nennen pflegen. Läßt sich die Behandlung mit Logarithmen als eine Manipulation mit dem Verhältniß des Verhältnisses ansehen, so könnte vielleicht das der Infinitesimal-Rechnung zu Grunde liegende nicht ganz uneben als das Verhältniß des Verhältnisses vom Verhältniß charakterisirt werden. Wenn der Franzose die leichte Möglichkeit mit der bei recht tief gesättigten Farben jede in die andere hinübergeführt werden kann, virer nennt, so ließe sich die Flurionen-Rechnung als eine (sit venia verbo!) viration des fonctions bezeichnen. Denn es ist eine ganz leichte Hinüber- und

Herüberführung, wodurch auf der höchsten Stufe der Mathematik die bedeutendsten Resultate durch ganz kleine Wendungen errungen werden. Wenn man alles Schlimme aus dem Begriffe entfernt, so ließe sich die eben erwähnte viration des fonctions vielleicht als das schwebende Schielen der Verhältniß-Umgestaltungen übersetzen. So sehr es übrigens unmöglich scheinen mag, die bereits errungene Einfachheit schwieriger Umformungen noch mehr zu steigern, so wird doch einstens der Tag kommen, wo alle, selbst die verwickeltsten Verhältnisse auf eine Leichtigkeit der Manipulation zurückgeführt sein werden, die wahrhaft als Unschuld bezeichnet zu werden vermag. Die freilich, welchen allein die Schwierigkeit der Complikation erst eine Sache theuer macht, werden dabei ihre Rechnung allerdings nicht finden. Wenn die Mathematik überhaupt nur als die Wissenschaft der Abstraktion vom substanziellen Prinzip bezeichnet werden muß, so läßt sich leichtlich erkennen, daß für die höhere Einsicht wenigstens ihre absolute Nothwendigkeit dann etwas zu wanken beginnen wird, wann eine tiefere und richtigere Erkenntniß auf die Bahn gebracht sein wird. Der praktische Nutzen der Mathesis wird freilich auch dann in völliger Unangefochtenheit stehen bleiben. So viel ist indeß gewiß, daß, nachdem wir auf der höchsten Stufe in der Hinüber- und Herüberführung der Verhältnisse angekommen sind, auch die höchste Freiheit und damit also das Ende der Zahl erreicht sein muß. Denn wo vermöchte die Freiheit größer zu sein, als da, wo die Möglichkeit der Hinüber- und Herüberführung fast bis zur Gleichgültigkeit (dies Wort übrigens im besten Sinne genommen) gesteigert worden ist. Wir haben daher unseren genetischen Weg bis zu jenem Ziele verfolgt, wo die vollendete Freiheit der Wissenschaft nothwendiger Weise als die Verkündigerin ihrer eigenen Schranke auftreten muß. Indeß sind wir damit noch keineswegs bis zum Ende dessen gekommen, was wir in dieser Vorlesung über das Studium der Mathematik zu sagen haben. Vielmehr hat uns die richtige Erkenntniß von der Stellung und Bedeutung der Mathematik erst recht befähigt, noch von Gegenständen zu handeln, welche theils den richtig eingeschlagenen Weg noch weiter aufzuhellen, theils von Labyrinthen abzuhalten vermögen, deren Betretung von dem schlimmsten Einflusse auf

eine gesunde Betrachtung der Dinge sein könnte. Wir werden daher über eine ganze Reihe hergehöriger Punkte mehrere wichtige Bemerkungen vorzubringen gerade jetzt am Ende der genetischen Construktion vorzüglich befähigt sein.

Wenn zufolge unsrer Entwicklungen der Raum, so wie er sich unserem Begriffsvermögen darstellt, nicht als eine aprioristische (synthetische) Denknothwendigkeit unseres Geistes aufgefaßt werden kann, sondern unauflöslich an die Weise geknüpft ist, mit welcher sich in unsrer Welt das substanzielle Prinzip als Materie verwirklicht hat, so muß zufolge dieser höchst wahrscheinlichen Annahme die auf die Dreidimensionalität gestellte Gestaltungskonstruktion im Raume nicht als eine absolute Nothwendigkeit der Verhältnisse angesehen werden, sondern nur als eine relative Nothwendigkeit, die nur unter dem einmal vorhandenen Exponenten substanzieller Verwirklichung weder anders sein, noch anders gedacht werden kann. Es sind demnach mathematische Verhältnisse nicht absolute Nothwendigkeit, sie sind keine ewigen Wahrheiten an sich, die durchaus nicht anders gedacht werden dürfen noch können, und daher der Satz z. B., daß die drei Winkel eines Dreiecks immer gleich zwei rechten sind, nur unter der Bedingung unsrer so modifizirten Materie eine zwingende Nothwendigkeit. So sehr sich demnach gegen diesen Ausspruch die Mehrzahl der Menschen erheben möchte, — sie beweisen damit nur, daß sie allein eine sinnliche, keineswegs eine transscendente Kritik besitzen. Denn weil sie als durchweg sinnliche Wesen sich durch die Gestaltkonstruktion unseres Raumes imponiren lassen und dadurch das Höhere des Geistes in die niederere Fessel der Sinnlichkeit mit höchster Bereitwilligkeit legen lassen, nur deßhalb geben sie ihre Freiheit dahin unter die Nothwendigkeit sinnlicher Construktion. Denn den Grund, welchen sie etwa anführen möchten: wir denken so, weil wir nicht anders können, diesen Grund vermag ich aufs Leichteste zu einem Gegengrunde umzuschmieden, indem ich sage: Ihr müßt so denken, weil ihr nicht anders wollt, weil ihr euch völlig dahin begebt unter das Joch der Wahrnehmung, und euch nicht zu dem Satze zu erheben vermöget, daß eine mit qualitativen Kräften vorgestellte Substanz auch die Bedeutung eines

innerlichen Raumes*) gewinnen kann, der in kleiner Extenſion den Inhalt einer nicht geglaubten Vielheit verwirklicht. Um dies zu begreifen, dürfen wir nur nicht unſre Augen für die großartigen Entwicklungen des Organiſchen verſchließen. So wiederholt ſich in der Vegetation je mehr die Pflanze ſich der Blüthe und der Samenerzeugung nähert, daſſelbe Verhältniß, zu welchem es vorher eines größeren Raumes bedurfte, in immer kleinerer Expanſion, bis dieſe zuletzt in einem Null des Räumlichen verſchwindet, ohne deßhalb die Kraft ihres Inhaltes zu verlieren. Das, was aber dieſe Verkleinerung bedingt, — wie iſt es anders zu benennen, als eine ihrer Potenzialität, ſo wie ihres Inhaltes ſich keineswegs begebende Aufhebung des Raumes? Der Raum iſt hier, und iſt doch wieder nicht: er bedingt die Erſcheinung und wird doch wieder umgekehrt von ihr bedingt: kurz, er iſt in eine Eſſentifikation ſeiner ſelbſt eingegangen, daß man ihn als eine Reduplikation ſeiner ſelbſt zu bezeichnen faſt nicht umhin kann. So ferner, wenn man die Muskelſtellungen z. B. der Arme betrachtet, mit einem ſo kleinen Hebelbau, als es hier der Fall iſt, könnten niemals ſolche Laſten bewegt werden, wie es der Arm wirklich thut, wenn nicht auch hier die erwähnte Eſſentifikation und Reduplikation ihre bedeutſame Rolle ſpielten. Warum müſſen wir unſre Sinne, die Schnelligkeit, womit ſich ein Gefühl vom Aeußerſten unſeres Leibes in das Centrum des Hauptes verſetzt, die ungeheuere Elaſticität unſeres Denkvermögens und ſo vieles Andere eine ſich geradezu im Nu vollziehende actio in distans nennen, wenn nicht eine Anhäufung der koncentrirteſten Vielheit in uns auf eine Weiſe vorhanden iſt, daß die Menge trotz des engen ihr gelaſſenen Raumes ſich dennoch wechſelſeitig nicht zu ſtören vermag? Mehr wahrlich, als jene Stierhaut vermochte, welche eine mächtige Ausdehnung umzingelte, und ſo den ganzen Raum zur Gründung einer gewaltigen Stadt bedeckte, unendlich mehr noch vermag jene dem ſubſtanziellen Prinzipe eingeborene Eſſentifikationsfähigkeit der leeren Hülſe einer unermeßlichen Raum-Expanſion gegenüber. Mich wenigſtens ſollte es nicht in Erſtaunen ſetzen, wenn ein weiter ſchauendes Auge als

*) Vgl. mein Syſtem der poſitiven Logik. S. 101 ff.

das meine, in einem essentificirten Raume vier und sieben und noch mehr Dimensionen zu entdecken vermöchte, während der durch niedere Substanz-Stellung und Abstraktion entleerte Raum für unseren sinnlichen Blick nur drei Dimensionen, nicht mehr noch weniger, aufweisen kann. Wenigstens wird allein Uebelwille oder Mangel an Einsicht unserem Satze: daß der Mathesis keine absolute und ewige Nothwendigkeit einwohne — die Wahrheit einer innerlichen Consequenz und Denkmöglichkeit absprechen können. Ist dem aber so, so wird sich hieraus alsobald die Nothwendigkeit mehrerer Folgerungen und Anschauungs-Modifikationen ergeben müssen. Denn die hiedurch hervorgerufene Umänderung in unserem Denksystem ist so durchgreifend, daß es vielmehr zu verwundern wäre, wenn keine Umgestaltungen auf dem Gebiete der Geometrie wie der Analysis eintreten würden. Aus dem Reichthum der durch diese Erweiterung des Gesichtskreises sich ergebenden Modifikationen wollen wir uns indeß jetzt begnügen, allein drei der bedeutenderen hervorzuheben.

Wenn nämlich die Mathematik nach unseren Resultaten nicht absolute, sondern nur relative Nothwendigkeit, diese aber auch in der ganzen Ausdehnung und Strenge des Begriffes ist, so muß erstens vor Allem jene Meinung als irrthümlich und zu beseitigend bezeichnet werden, zufolge welcher die Mathematik als das Hauptgesetz, wenn nicht als das einzige der Naturwissenschaften bezeichnet zu werden pflegt. Zwar ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sie ein für einen großen Theil der Naturwissenschaften höchst nothwendiges Prinzip der Gesetzlichkeit bietet. Indeß ist ja zum Theil der wirkliche Raum, zum Theil nur der abstrakte allein Vorbedingung der Substanz und der Natur. Folglich erhebt sich die Natur aus und über den Raum. So sehr dieser daher auch die Natur bis hinauf in ihre höchsten Höhen mit seiner Doppelgängerschaft verfolgen mag, sie selbst ist und bleibt dennoch immer über das Prinzip der Leere und seiner Gesetze erhaben. Im Gegentheile, je mehr die Natur Natur wird, um so mehr wird sie den Raum als ihre Wurzel vernichten und seine Symmetrie mit dem Fleische ihrer schönen Harmonie zu überkleiden, seine Leere aber mit der Fülle ihrer lebensschwangeren Kräfte zu verstofflichen suchen. So gewaltig daher auch selbst das höchste Skelet den Rhythmus der Zahl an sich offenbaren

mag, immer wird es sich zuletzt in eine Blüthe oder in ein Haupt verklären, das die starre Gesetzlichkeit nur noch als Folie seines schönen Scheines gebrauchen wird. Wenn demnach jede Wissenschaft der Natur mit der Starrheit der Zahl beginnen muß, so wird sie doch allein durch einen Ueberschuß, welcher mehr als Zahl ist, vollendet werden können. Die dürfen folglich sich keine Hoffnung auf Erkenntniß der Natur machen, welche sie ausmessen, durchzählen und abwägen zu können glauben. Denn

„Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben".

Indem wir aber auf diese Weise die zu große Einmischung der Mathematik in der Ergründung der Naturgesetze zurückgewiesen haben, hat sich uns alsbald etwas geltend gemacht, dessen Beachtung uns nothwendig eine neue Seite der Einsicht zu eröffnen geeignet ist. Es ist nämlich der Raum nicht nur abstrakte Vorbedingung von der Erscheinung der Substanz, sondern mehr oder weniger hat er sich selbst in die Wirklichkeit derselben hereingedrängt, und einen ihm nun nicht mehr streitig zu machenden Platz gewonnen. Denn wenn auch das Leere im Weltsystem mit noch so zarten, von uns kaum mehr wahrnehmbaren Substanzialitäten ausgefüllt sein mag, so bleibt es der starren Materialität gegenüber doch noch immer um nichts weniger leer. Nun ist es uns aber gelungen, in der Vorlesung über die Naturwissenschaften im Allgemeinen einen nicht unerheblichen Beweis für die räumliche Endlichkeit und der Substanz aufbringen zu können. Ist dem aber so, so kann nicht geläugnet werden, daß die gesammte Natur mehr oder weniger ein gemeinschaftliches und abgegränztes Ganze bildet, dem der Name eines Lebendigen (ζῶον) nicht entzogen werden kann. Nun ist dieses Lebendige, wie es sich uns so eben ergeben hat, durch seine ganze Tiefe hin vom leeren Raume durchzogen, ja es besteht eben nur durch den Wechselverkehr mit diesem Raume selbst, indem dessen Nichtsein eben die Sphäre für seine, des Lebendigen, Verwirklichung abgibt. Nehmen wir dies aber als Thatsache an, und denken wir hiezu noch, daß dieser gesammten Endlichkeit mehr oder weniger die Form der Menschenebenbildlich-

keit aufgeprägt iſt, ſo wird ſich uns folgendes Doppelte als entſchiedene Wahrnehmung herausſtellen. Einmal nämlich entwickelt ſich das werdende Lebendige am und im Raume. Folglich werden ſich gewiſſe nothwendige Geſtaltkonſtruktionen an ſeiner Maſſenentfaltung wahrnehmen laſſen. Es ſind demnach die ſpeziellen Geſtaltungen, welche hier vorkommen und die Geneſis der Welt begleiten, die eigentlichen Urgeſtalten, gegen welche alle übrigen Formen nur mit den Urgeſtalten ſchon gegebene oder aus ihnen leicht zu entwickelnde ſind. Dieſe genetiſchen Urformen ſind aber Würfel, Kugel, Cylinder und Kegel*), — Körper, deren Formen auch das Spielzeug des Weltknaben Dionyſos hat. Sodann aber — und dies iſt das Dritte, worauf wir aufmerkſam machen wollen — ſind die in dem wirklichen Raum der Welt auftretenden Erſcheinungen in jedem Falle Größen. Die Sprache der Größe iſt jedoch die Zahl. Nun aber bildet die geſammte Welt ein Ganzes. Folglich läßt ſich annehmen, daß namentlich einige Zahlen-Worte als großes Charakteriſtikum gleichſam durch die ganze Welt hintönen werden, und allerdings gibt es einige Zahlenverhältniſſe, welche die ganze Exiſtenz in den merkwürdigſten Durchgliederungen bedingen. Dieſe Zahlenverhältniſſe werden aber mit einigen Zuſätzen namentlich von den Primzahlen der erſten Dekade bedingt: alſo durch 1, 2, 3, 5 und 7. Die Gegenſtellung aber, wodurch das Verhältniß erſt vollſtändig bedingt iſt, gliedert ſich ſo, daß in Verbindung mit 8 auf die eine Seite immer 2, 5 und 8 tritt, während die andere durch 1, 3 und 7 gebildet wird. Den Mittler beider Ketten bildet mit all ihren Complikationen die Dreiheit. Oft auch durchſchlingen ſich die beiden Reihen wie tanzende Paare mit bunter Mannigfaltigkeit und ſcheinen ſich bis in's Unermeßliche verlängern zu wollen. Alle übrigen Verhältniſſe, die ſonſt noch auftreten, ſtehen zu jener königlichen Reihe in entſchiedener Unterordnung, etwa ſo wie den reinen Intervallen gegenüber eingeſchobene Halbe-, Viertel- und Achtel-Töne**).

---

*) Wie innig auch von mathematiſcher Seite her Kegel, Kugel und Cylinder unter einander verbunden ſeien, lehrt ſchon der Lehrſatz des Archimedes.

**) Vgl. meine Theodicee. Bd. I. Anhang.

Dies wäre es denn nun, was wir noch als Hauptfolgerungen unseren Grundanschauungen als durchaus nothwendig anzufügen gehabt hätten; und so mannigfache Consequenzen und Erweiterungen dem Allen noch beizugeben wären, so würde sich doch nichts ausfindig machen lassen, was in dem Gegebenen nicht schon involvirt läge. Auch will ich Ihnen, meine Herrn, das viele Auffallende dieses Abschnittes nicht durch zu bedeutende Ausführung noch überdies zu schwer umspannbar machen. Das Ueberraschende selbst, welches namentlich in der Behauptung von der nur relativen Nothwendigkeit der Mathesis liegen mag, bitte ich, sich dadurch mildern zu lassen, daß durch die Beschränkung der mathematischen Sphäre an sich die in ihr doch noch immer, wenn auch nur relativ enthaltene Nothwendigkeit einen nur um so bestimmteren und sich gleichsam selbstbewußten Ausdruck gewonnen hat. Denn die Nothwendigkeit ist ja überhaupt ein so relativer Begriff, daß sie nicht als ein Absolutes angesehen werden kann. Entweder gibt es neben der Gesetzlichkeit der Mathematik noch eine Freiheit oder keine. Gibt es keine, dann ist die Nothwendigkeit überhaupt nur noch gleich dem Begriff der Existenz. Gibt es aber eine, dann ist die Mathesis im Grunde allein schon durch dies Zweite neben ihr in die Sphäre der Relativität zurückgewiesen. Auch hat dies Niemand besser eingesehen als Spinoza, welcher die Existenz zum Fatum der Welt erhoben hat. Nachdem er dies aber einmal gethan hatte, war es für ihn nur eine ganz natürliche Folge, daß er diesen Kronos von Existenz nur nach dem Schematismus des Mathematischen gegliedert sein lassen mußte. Jene Spinne, deren Webe-Geschäft er in seinen Erholungsstunden mit einem orientalischen far niente belauschte, war für ihn nichts, als das essentialische Symbolum der gesammten Existenz. — Jetzt sind uns nur noch einige Bemerkungen übrig, für jenen, welcher sich dem mathematischen Studium zu widmen geneigt ist.

Niemand halte sich zum Dienste der reinen Formen und Verhältnisse geschaffen, wer nicht mit einer gewissen Leichtigkeit gleichsam den Sinn jeder ihm entgegentretenden Form zu erfassen versteht, selbst wenn er vorher auch noch gar nichts von geometrischen Verhältnissen kennen gelernt hat. Empfindet nun aber

ein Individuum neben seiner Lust zum Gegenstande noch die Anwesenheit dieses Sinnes, dann rathen wir ihm, für's Erste die ganze Seite der Analysis wie nichtseiend zu betrachten, und, alle seine Kraft der reinen Geometrie zuwendend, in dieser und ihren reinen Formen-Anschauungen so weit vorzudringen, als es ohne komplicirteren Gebrauch der Zahlen nur irgend möglich ist. Ist aber der werdende Schüler auf diesem Punkte angekommen, und besitzt er in seinem Geiste eine gerundete Gesammtanschauung aller Formen und ihrer Uebergänge, so daß ihm ihr ganzer Reichthum nur wie die Entfaltung eines Samenkornes zur Pflanze erscheint, — dann werfe er sich mit gesammter Kraft auf die reine Analysis, und suche sie nicht nur zu verstehen, sondern, was für den Mann von Fach die Hauptsache ist, sich eine solche Gewandtheit in der Umwandlung selbst der schwierigsten Formen zu gewinnen, daß er, gleichsam wie ein Schlafwandler, im halben Traume nur wie durch mathematischen Instinkt die schwierigsten Entwicklungen zu lösen vermöge. Hat er hier die Meisterschaft aber erreicht, dann strebe er mit so wenig Nachhülfe als möglich sich selbst die Bahn durch die analytische Geometrie zu brechen. Der auch hier zum Ziele durchgedrungene wird auf der rechten Höhe angekommen sein, von der aus das Geschäft des Entdeckers beginnt. Wird ein Solcher auf der in dieser Vorlesung von uns bezeichneten Bahn wandeln, dann wird ihm die Erreichung der höchsten Resultate nicht entgehen können. Will er dies indeß nicht, so hüte er sich doch wenigstens vor jener namentlich den Mathematikern so eigenthümlichen Sonderbarkeit, die eigene Wissenschaft zum Tribunal der Universalität erheben zu wollen. Denn da die Mathematik eine auf das speziellste Feld eingeengte Relativität ist, so kann es nicht fehlen, daß die einseitigsten Resultate zu Tage kommen, wenn sie zum Prinzip der Allheit erhoben wird. Allerdings entbehrt die Mathematik vielleicht nicht aller prophetischen Anlage. Aber eben weil bei ihr diese Gabe der höchsten Abstraktion geeint ist, muß sie auch ganz allein in ihrer Sphäre geübt werden. — Dies ist es denn, was über das mathematische Studium vorzubringen gewesen wäre. Wir glauben kein wesentliches Moment übergangen zu haben.

Fünfzehnte Vorlesung.

Vom Studium der Medizin.

Meine Herrn! Indem wir uns einem so weitverzweigten und schwierigen Gegenstande, wie die Medizin ist, zuwenden, können wir es nicht als unsre Aufgabe ansehen, für jede sich hier aufdrängende Frage, wie z. B. für die nach einem absoluten Begründungs-Prinzipe der materia medica, das entscheidende Lösungswort ausfindig machen zu sollen. Denn es muß in jeder Beziehung von selbst einleuchten, daß dasjenige, was ganze Menschenleben und Bücher zu füllen vermag, nicht in einer kurzen Vorlesung seinem Abschlusse entgegengeführt werden kann: um so mehr, da ein gründliches System der Medizin seiner Natur nach sich der jedesmal vorliegenden Frage gewöhnlich nur auf einem sehr weiten Umwege zu nähern vermag. Unser Bestreben muß daher einzig und allein darauf gerichtet sein, die Medizin als das letzte Resultat einer genauen Naturforschung darzustellen, und jedem der sich hier ergebenden theoretischen und praktischen Probleme ein Wort zu widmen, dessen Bestimmtheit in irgend einer Weise zur Richtschnur zu dienen vermag, damit der angehende Schüler sich der gesammten Einheit des Gegenstandes gegenüber nicht einer beengenden Rathlosigkeit preisgegeben sehe.

Vor Allem könnte es hier nun auffallen, daß wir allein die Medizin als die Kunst der Naturwissenschaften hinstellen. Jede Erkenntniß hat nämlich ihre Kunst, und jede Kunst ihre Erkenntniß. Da nun das gesammte naturwissenschaftliche Gebiet aus verschiedenen Disciplinen besteht, so liegt die Frage nahe, warum es denn nicht auch für jedes dieser besonderen Glieder eine besondere

Praxis gebe. So könnten z. B. die Optik, die Technik, die Mechanik als die praktischen Seiten der Astronomie, Physik, Chemie oder Mathematik angesehen werden. Aber theils sind alle diese praktischen Momente nur etwas entfernter liegende Consequenzen der einzelnen Wissenschaft selbst, und somit nur analytische Erweiterungen und keineswegs synthetische Neuheiten: theils gehen sie in ein so niederes Gebiet äußerlicher Handthierung herab, daß sie eher als ein Handwerk, denn als eine Kunst bezeichnet zu werden verdienen. Bei Allem, was ich Kunst nennen soll, verlange ich, daß ihm noch ganz speziell ein eigenthümliches Prinzip einwohne. Es muß noch ein ganz besonderer Graben zu überschreiten sein; eine Anwendung der Sache muß gefunden werden, welche hinwiederum ein neues Licht auf die Sache selbst zurückzuwerfen geeignet ist; kurz, nur das ist Kunst, was als Steigerung des Wissens erscheint. Ist nun aber Naturwissenschaft nichts als die Erkenntniß von der ebenso realen wie idealen Form des erscheinenden Lebens, so ist es offenbar, daß nur eine Bedingtheit dieses Lebens durch die Einsicht in dasselbe seine wirkliche Steigerung genannt zu werden verdient. Nun aber kann das regelrechte Leben durch den Einfluß unserer Erkenntniß nicht gehoben werden. Es scheint demnach allein die Rekonstruktion des gestörten Lebens als die Kunst der Naturwissenschaft charakterisirt werden zu können. Nun müßte es jedoch ein ebenso unnützes wie frevelhaftes Beginnen genannt werden, wenn wir größere Naturkreise in irgend ein Verhältniß, das wir getrübt glaubten, wieder herstellen wollten. Es kann sich demnach die Kunst der Naturwissenschaften allein auf die Correktion der Organismen beziehen. Wenn nun aber Pflanze und Thier einmal wegen ihrer niederen Stellung dem Menschen gegenüber und dann deßhalb in den Hintergrund treten, weil sich ihre Natur theils selbst wieder herstellt, theils mit weit geringeren Mitteln wieder hergestellt werden kann, und endlich an der Existenz des Individuums weniger gelegen ist, so wird es jetzt als ganz natürlich erscheinen, daß die Rekonstruktion gestörter menschlicher Natur allein als die Kunst der Naturwissenschaften angenommen werden kann. Ueberdies ist der Mensch ein so zärtes und doch hinwiederum an unglücksschwangeren und gewaltsamen Natur-Kräften so überreiches Wesen, daß mit jedem Wachsthum

möglich größerer Gefahr die Kunst ihrer Abwendung eine sich in demselben Maaße steigernde Kunst werden muß. In der That habe ich noch nichts mit dem hohen Geiste des Alterthums so wenig übereinstimmend gefunden, als das, daß von ihm die Kunst der Medizin eine unfreie Kunst benannt wurde.

Ist dem aber so, so wird das Erste, das hier in das Auge gefaßt werden muß, die Frage nach der Erkenntniß dessen sein, was die Veranlassung zur nothwendig gewordenen Rekonstruktion abgibt. Es ist demnach der Mensch seiner Form und seinem Wesen nach auf das Tiefste zu verstehen, wenn anders eine ergründende Diagnose*) gegeben werden soll. Ich werde mich daher zuerst bemühen, mehr oder weniger umfassende und auch mehr oder weniger übersehene Prinzipe einer tüchtigen Diagnose aufzustellen. Es ist aber nicht genug, daß die Krankheit gekannt sei. Worauf es ankommt, ist, daß das erkannte Uebel beseitigt werde. Es werden also auch hier Blicke nothwendig sein, welche zu lehren vermögen, wie bei den uns gegebenen Mitteln einem Uebel beizukommen sei. Der Natur der Sache nach werden unsere Rathschläge mehr in Cautelen als in positiven Angaben bestehen. Natürlich werden wir hier auch nicht umhinkönnen, einige kritische Bemerkungen über die Heilmethoden der Gegenwart miteinfließen zu lassen. Endlich wird es uns wohl anstehen, hier ebenfalls zu fragen, ob unsre Haupteintheilung von Nothwendigkeit und Freiheit auch auf die Kunst der Naturwissenschaften irgend eine Anwendung zu finden vermöge. Den völligen Schluß aber werden wir mit unseren Ansichten über das Talent zum Arzt und über dessen allgemeine, namentlich moralische, Stellung seiner Aufgabe gegenüber machen. Wir wenden uns jetzt zuerst der Frage nach den Erkenntniß-Verhältnissen der Krankheiten zu.

Hier ist es denn nun fürs Erste natürlich, daß ohne eine vollkommene Einsicht in den Bau des menschlichen Leibes nicht an die Möglichkeit irgend einer Diagnose gedacht werden könne. Der Arzt muß ein vollendetes Bild des innern Menschen mit sich

*) Dies Wort nehmen wir hier, wie in der Folge, in dem weitesten Sinne, so daß es Alles umfaßt, was sich auf Erkennung wie tiefere Erklärung der Krankheitsformen bezieht.

herumtragen, so daß ihm dasselbe immer fast instinktartig vor Augen schwebt. Ja selbst dies ist nicht einmal für ihn genug. Auch eine tüchtige Einsicht in den Bau zum mindesten der Quadrupeden kann von ihm gefordert werden, da ohne dieselbe die genetische Bedeutung der verschiedenen Organe in keiner Weise erfaßt zu werden vermag. So sehr es aber indeß klar ist, daß durch eine solche Erkenntniß allein genügende Schlüsse gezogen werden können, so reicht eine solche Einsicht gleichsam in das Thierische der menschlichen Leibes-Oekonomie doch nicht vollkommen aus, um für alle Erscheinungen ein genügendes Erklärungsprinzip abgeben zu können. Vielmehr sind gerade die schwierigsten und unerklärlichsten Thatsachen krankhafter Zustände von der Art, daß bis jetzt die gründlichste Einsicht in den Körperbau noch nicht hingereicht hat, das Räthselhafte und Problematische derselben zu erklären. Denn es ist allein die Einsicht in den idealen Begriff von der Form des menschlichen Leibes, welche hier selbst für die abnormsten Verhältnisse die befriedigende Deutung verspricht. Diese ideale Form ist aber, wie wir bisher fanden, an zwei Grund-Thatsachen unserer Erscheinung geknüpft, ohne welche uns die menschliche Gestalt ein vollkommenes Räthsel bleiben muß. Die eine dieser Thatsachen ist jedoch die: daß das menschliche Haupt ein koncentrirter Rumpf, der Rumpf dagegen ein zerdehntes und expandirtes Haupt vorstelle; die andere ist: daß durch unsre ganze Gestalt hin sich überall der Begriff einer merkwürdigen Umkehr verwirkliche, einer Umkehr, welche, obgleich überall und tausendfach modifizirt in uns vorhanden, sich dennoch namentlich in den Gegenlagerungen des Cerebral- und gangliösen Systemes*) und dann noch darin ausdrückt, daß namentlich Hände und Füße eine schlagende Aehnlichkeit mit dem Haupte besitzen. Es ist nöthig, über diese beiden Punkte noch einige spezielle Betrachtungen beizufügen.

Alle Existenz, also auch die menschliche, ist an den Gegensatz des Substanziellen und Formellen gebunden. Da, wo die Vollendung den höchsten Grad erreicht hat, hängen beide Gegensätze so sehr aneinander, daß jeder den andern so völlig durchdringt

*) Vgl. die Vorlesungen über das Studium der Naturwissenschaften im Allgemeinen wie im Besonderen.

und erkennt, wie er von ihm durchdrungen und erkannt wird. So geistig nun aber der Mensch ist, so ist doch die Expansion des Materiellen an ihm der Weg, auf welchem er aus der Natur heraus wird. Die tiefere Abhängigkeit seiner Leiblichkeit demnach, welche sich am Rumpfe ausdrückt, wird expandirter, zersplitterter und massenhafter sein, als dies bei dem koncentrirten Vertreter der Form der Fall ist. Und hieraus erklärt sich der Wechsel-Parallelismus zwischen Haupt und Rumpf. Aber so gegensätzlich beide auch sind, so sind sie doch für einander bestimmt und berufen, eine Einheit zu bilden. Es drückt sich folglich diese Einheit als ein wechselseitiges Tendiren zu einander aus, und diese doppelte Gegenbewegung ist das Prinzip für das Phänomen der Umkehr. Es ist demnach eine merkwürdige Erscheinung am menschlichen Leibe vorhanden, welche sich so ausdrückt, daß der Mensch zwar dualistisch gebildet ist, aber doch an diesem Dualismus ein Gesetz der Einheit trägt, welches die Extension des Dualismus noch transscendirt. Dies führt indeß augenblicklich auf eine neue Betrachtung. Da nämlich der Rumpf um so ein Bedeutendes größer ist, als das Haupt, sich zugleich aber auch massenhafter darstellt, als dieses, und doch zugleich gegen seine Enden hin (wofür sogar das Verhältniß des Geschlechtes spricht) neue, umgekehrt gestellte Ansätze zu Kopf-Entwicklungen besitzt, so ist klar, daß die massige Haupt-Aehnlichkeit des Rumpfes die quantitative Mitte, zugleich aber auch die schwächste Region des ganzen Leibes bildet *). Man kann daher unseren Rumpf als den niedrigen Indifferenz-Punkt für die polarischen Haupt-Entwicklungen bezeichnen, welche nach Oben und Unten in die Peripherie unseres Leibes gestellt sind. Hieraus geht aber unmittelbar das weitere, praktisch sehr wichtige Resultat hervor, daß unser Rumpf, obgleich eine schwache Mitte und eine massige Indifferenz-Region, dennoch wegen seiner speziellen, in den Vorlesungen über die Naturwissenschaften bereits erwiesenen, Aehnlichkeit mit dem Haupte mit diesem einen ausgeprägten Parallelismus, und folglich auch sein Oben und Unten

*) Dies ist denn auch der fundamentale Grund, warum namentlich das Blutsystem des Unterleibes Ursache so vieler Leiden ist, und deßhalb auch von berühmten Aerzten als „porta malorum“ bezeichnet wurde.

besitzt. Es tritt demnach hier eine Durchkreuzung der mannigfachsten Verhältnisse hervor, die, so verwirrt und verwickelt sie auch erscheinen mag, dennoch das Prinzip einer wohlgegliederten Ordnung und Gesetzmäßigkeit an sich trägt. Wenigstens scheint es mir über allen Zweifel erhaben, daß bei tausend schwierigen Krankheitsformen das entscheidende Moment zu ihrer Erkenntniß oder mindestens zur Erkenntniß ihrer Verhältnisse allein in dieser von uns entwickelten Construktion zu suchen ist. Wir wollen jetzt, so viel es unser Raum und unsre Absicht erlaubt, einige spezielle Fälle erwähnen, und zeigen, von welchem bedeutenden Einflusse unsre Entwicklungen auf sie sind. Wir wählen hiezu den schon früher erwähnten Parallelismus zwischen Rose und Gürtelkrankheit, den namentlich durch oft leichte Quetschungen veranlaßten Kinnbackenzwang, die Milchversetzungen, die Gicht und selbst mehrere Erscheinungen der Fieber*). Indeß vermöchten wir den gewählten Gegenständen noch fast alle Krankheiten beizufügen, da es kaum eine gibt, welche nicht wenigstens in irgend einer Beziehung zu unsrer Idealform stünde.

Wir setzen voraus, daß uns der Parallelismus zwischen der Gürtelkrankheit und der Rose aus unsern früheren Expositionen noch wohl bekannt ist. Beide treten nämlich in der Region des Hauptes und Rumpfes zuerst und hauptsächlich hervor, in welcher sich das Oben vom Unten scheidet, so daß also schon hieraus, nämlich aus dem Parallelismus zwischen Haupt und Rumpf, das erste Licht auf diese beiden und namentlich die eine dieser räthselhaften Krankheiten fällt. Es ist dies aber noch nicht genug. Denn aus dem Gesetze der Umkehr ergibt sich für beide Räthsel ein noch bedeutsameres Licht. Wir fanden nämlich, daß die Umkehr darin basirt ist, daß das Substanziellere und Formellere aus entgegengesetzten Regionen zusammenstrebe. Diese Zusammenstrebung vollendet sich erst mit dem Tode. Man weiß, wie dieser von Unten auf, von den Extremitäten nach Oben, steigt, und

*) Es ist keineswegs unsere Meinung, mit den hier zu gebenden Momenten einer Erklärung die Natur der genannten Krankheiten erschöpft zu haben. Nur das Prinzipielle einer neuen, vielleicht ihrer Haupt-Seite soll hier angedeutet werden.

daß, wenn er endlich zum Herzen und höher hinauftritt, mit einer tiefen Ausathmung das Leben entflieht. Alles Zersplittert-Spirituelle, was der Rumpf als Lebenskraft namentlich in den Ganglien trägt, hat sich nämlich vor Allem wahrscheinlich an dem nervus sympathicus und vagus emporgerungen und vollendet durch seinen Uebertritt in den Geist, den Tod des Rumpfes und die Auswanderung der ganzen pneumatischen Individualität aus dem Haupte*). Nun weiß man aber, daß da, wo die Rose (und in seltenen Fällen auch die Gürtelkrankheit) nicht accidentelle Erscheinung einer speziellen anderen Störung ist, namentlich zarte Frauen und abgearbeitete Männer sie als eine gefährliche und häufig in den Tod umschlagende Krankheit besitzen**). Jene von heftiger Congestion begleitete Efflorescenz, wenn man die Rose anders so nennen kann, ist daher nur eins der vielen Symptome der von Unten nach Oben dringenden Auswanderungslust des

---

*) Vgl. die dreizehnte Vorlesung: über die speziellen Disciplinen der Naturwissenschaften.

**) Gewöhnlich wird die Rose für viel ungefährlicher angesehen, als wir dies hier thun. Auch *scheinen* wir dies im Ganzen nur. Denn wir sagen blos, daß sie, die Rose, Effekt einer von Unten nach Oben dringenden, also substantiellen und sich an eine gewisse Mittelregion des Ueberganges fixirenden Aktion oder Reaktion sei, welche, eben wegen des Speziellen ihrer Tendenz, die Veranlassung zu jener in gleicher Richtung streichenden Bewegung werden kann, die sich stets im Sterben zu vollziehen pflegt. Eine Bewegung, als deren Haupt-Phänomen jenes eigenthümliche Strecken bezeichnet werden muß, das immer im Momente des Todes bemerkt wird. In anderen letalen und gefährlichen Krankheiten, meinen wir, tritt zuerst allgemeine Erregung und Erschütterung der substantiellen Natur ein, und dann erst geht hieraus die von Unten nach Oben streichende Auswanderungslust des Lebens als Folge hervor. Anders ist es dagegen bei der Rose, bei welcher der Parallelismus der That diese selbst hervorzurufen vermag oder auch umgekehrt die That selbst die Erscheinung des Parallelismus erzeugt. Mehr läßt sich hier nicht sagen, da wir nicht von der Spezialität der Krankheiten selbst handeln, sondern nur durch einige Beispiele einen Hauptsatz des Textes erläutern wollen. Was übrigens das anderweitige Vorkommen der Rose (als Rothlauf) betrifft, so spricht auch dies nur für uns, da es nur eine Ablenkung derselben nach Gliedern ist, deren Aehnlichkeit mit dem Haupte wir hinlänglich zur Thatsache erhoben zu haben glauben.

Lebens. Auch ist es merkwürdig, daß die Rose dann und wann von heftigem Schlucken begleitet wird, welches gleichfalls bei tödtlicher Krankheit nur zu häufig eine gefahrdeutende, von Unten nach Oben dringende Bewegung ist. — Man weiß, daß sehr oft ganz unbedeutende Quetschungen, und zwar dies besonders an den fleischleeren Gelenken, nach einiger Zeit nicht zu hebenden Kinnbackenzwang und damit den Tod zur Folge haben. Auch dies merkwürdige Phänomen findet in unseren Anschauungen seine Erklärung. Fuß, Hand, Ellenbogen und Kniegegend haben als Quetschungs-Ort allein oder doch wenigstens hauptsächlich Gelegenheit zu solch gewaltiger Reaktion gegeben. Also auch hier um so mehr Rückwirkung nach Oben, je entfernter die Quetschung vom Haupte weg, und also in seine polarische Aehnlichkeit hineinfiel. Je mehr aber die Nerven in die polarischen Extremitäten treten, um so mehr entwickeln sie sich selbst als Ganglien, oder, wenn man will, als mikrokosmische Gehirne. Eine kleine, versteckte, gleichsam erstickte oder eingeschlafene Krampfbewegung im Polargehirne kann daher leicht, allmählig rückwärtsschreitend, gleichsam in immer größeren Kreisen einen Krampf im Cerebralsysteme erzeugen, dessen Wirkung von der Art ist, daß er die durch das ganze Leben dauernde Gegenbewegung von Unten nach Oben zu einem schnellen Abschluß, gleichsam zu einem Abschnurren ihrer Thätigkeit nöthigt. Auch tritt hiezu noch ein Weiteres, was selbst noch für andere Fälle erklärend zu wirken vermag. Da nämlich alle Peripherie-Punkte des Rumpfes und selbst des Hauptes zum Central-Organ des Kopfes im relativen Verhältniß von Extremitäten stehen, also auch unmittelbar unter der Haut alle Nervenentfaltungen sich am meisten ganglienartig expandiren, so ist es natürlich, daß die Peripherie der Polar-Gehirne doppelt empfindlich wird, und daß selbst unbedeutende Quetschungen, z. B. am Hüftknochen, Kinnbackenzwang und somit den Tod hervorrufen können. Uebrigens gewinnen wir durch diese letzten Entwicklungen noch den wichtigen Satz, daß Innen und Außen an unserem Leibe in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie das Haupt zu seinen Polar-Ebenbildlichkeiten. Wie bedeutend aber diese Bemerkung für die allgemeinen Krankheitsverhältnisse ist, mag sich gleich bei jenem Leiden erklären, zu dem wir jetzt übergehen, bei der Gicht. — Für die

Gicht gibt es mehrere griechische Namen, nämlich die Ausdrücke Arthritis, Podagra und Chiragra. Es ist klar, daß auch diese Worte unmittelbar auf die Extremitäten des Leibes hindeuten, und es wird dies dadurch noch um so klarer, daß sich diese nach Außen gehenden Sekretionen auch auf das Innere der drei Leibeshöhlungen, namentlich also auf Gehirn, Lunge und Magen zu werfen vermögen, und an diesen Orten dem Leben die höchste Gefahr drohen. Alles, was hier problematisch ist, erklärt sich aus unseren Prämissen. Was nämlich die drei Leibeshöhlungen betrifft, so geht ihre Existenz unmittelbar aus dem Parallelismus zwischen Haupt und Rumpf in Vereinigung mit dem Gesetz der Umkehr hervor. Das Haupt hat seine Innerlichkeit als die ihm zukommende Region. Der Rumpf ist an seinem unteren Ende vermittelst der Ganglienverhältnisse bereits halb zur Umkehr geworden, nur sein Obertheil ist überwiegend Mitte. Es ist natürlich, daß von diesen beiden Bestimmungen jede ihre Höhle als Innerlichkeit besitzt. Da nun von uns gefunden wurde, daß Innen und Außen in einem parallelen Verhältniß zu dem Verhältnisse der oberen und unteren Polarität stehe, so ist es klar, daß jede Leibeshöhlung den Gliedern und ihrer Relativität gegenüber als absolutes Haupt oder Oben auftreten kann. Es ist demnach erklärt, warum sich die Gicht nicht allein auf das Gehirn, sondern ebenso häufig auf Lunge oder Magen wirft. Wollte nun Jemand noch die Frage aufwerfen, warum a priori die Ablagerungen der Gicht nach den Extremitäten der Glieder getrieben werden, so ist es erstlich ein Instinkt der Natur, das Fehlerhafte nach dem Massenhaften der Sonderung sowohl, wie auch nach Außen zu treiben. Dann aber ist auch der Kalk des Gichtstoffes, der sich sogar dann und wann vermittelst des Schweißes wie ein feiner Staub auf der äußeren Haut niederschlägt, ein ausgesprochen Substanzielles. Das Prinzip der Substanz sehnt sich aber nach dem der Form. Die Form jedoch liegt namentlich im Prinzip des Hauptes. Nun aber treibt die hohe Feinheit der Form die rohe Substanzialität des Gichtstoffes von sich ab. Es bleibt folglich der Natur nichts Anderes übrig, als diese Substanz nach den polarischen Hauptähnlichkeiten zu führen, die überdies schon an ihren Knochenanschwellungen hinreichende, also das Gleiche attrahirende Kalklager besitzen. Noch

könnte Jemand fragen, warum sich die Kalkausscheidungen so häufig auf die ausführenden Organe werfen. Da aber schon das Wort Ausführung hinreichend die Tendenz auf das Aeußerliche und Peripherische ausdrückt, so scheint sich die Lösung dieser Frage ohne Weiteres von selbst zu ergeben. — Weiter haben wir die Milchversetzungen als Beweise für den Einfluß unserer Idealform auf die Krankheits-Zustände angeführt. Die Thatsachen sind aber hier so sprechend, daß wir sie nur mit einigen Worten zu erläutern brauchen. Die Milch koncentrirt sich nämlich in die Brust. Die Brust aber mit ihrer Wölbung findet ihren oberen Parallelismus auf das entschiedenste in der Region der Stirne und des Gehirnes. Da aber unmittelbar mit dem Unterleibe die Region der Umkehr beginnt, so ist es natürlich, daß bei der höchsten Form-Umkehrung in den Füßen von dem Unterleibe weg in Schenkel und Wade das Prinzip der Umkehr mit successiver Beschleunigung immanent ist. Es ist daher natürlich, daß bei Milchversetzungen die Milch entweder in den Kopf oder in die Schenkel geht. Die Gefährlichkeit beider Excesse ist fast gleich groß, und gibt daher auch wieder einen sprechenden Beweis dafür, wie groß die Bedeutung des formellen Prinzipes in der menschlichen Organisation ist, und wie viel folglich von der reinen Erhaltung der Idealform abhängig sein muß. — Endlich haben wir noch einige Worte von der Bedeutung der von uns gegebenen Erklärung der Menschengestalt für die Fieber anzuführen. Denn wenn hier auch bei der allgemeinen Erregung des ganzen substanziellen Prinzipes mehr ein allgemeiner Aufstand der Natur vorhanden ist, so tritt doch auch hier die Beziehung der Haupt-Aehnlichkeiten entschieden hervor. Einmal nämlich verhält sich Oben und Unten wie Innen und Außen. Auch ist zu bemerken, wie lebendig die Kraft des Hauptes gegen jeden Fieberausbruch reagirt. Es versteht sich demnach von selbst, daß bei den Wechselzuständen des Frostes und der Hitze die Extremitäten häufig frieren, wenn das Haupt glüht, und umgekehrt*), wie denn auch das

*) Wir können an dieser Stelle die Bemerkung nicht unterdrücken, daß selbst in der gewöhnlichen Art, den Puls zu fühlen, eine neue Bestätigung aller hier gegebenen Momente liegt. Denn wie Gall daraus, daß wir bei

eigenthümliche Umspringen von Frost und Hitze selbst den ausgeprägtesten Charakter der Umkehr an sich trägt. Sodann ist es ebenfalls merkwürdig, wie nicht die fliegende, sondern die andauernde und bohrende Hitze des Fiebers sich hauptsächlich auf der Stirne und in dem Innern der Hände und Füße koncentrirt. Kurz, auch hier macht sich ein Wechselprozeß geltend, der, wenn wir namentlich auf die mannigfaltigen Zustände spezieller Fieber eingehen könnten, sich durch zahllose Thatsachen bewähren würde. Wenn das Fieber, wie wir erwähnten, der tiefste und hartnäckigste Aufruhr des substanziellen Prinzipes gegen die bändigende Kraft der Form, sei es nun aus welchen Gründen immer, genannt werden kann, so ist es einleuchtend, daß dies Prinzip der Form von Oben nach Unten und von Unten nach Oben wie mit elektrischem Wechselschlage reagirt und daher sich als die tiefste Erschütterung der Idealform des Menschen kund geben muß. Die Pest*), welche die äußerste Ausartung des Substantiellen genannt werden kann und die daher die **materia peccans** der Entartung als tief hinabgreifende Eiterbeulen hervortreibt, eine Krankheit folglich, welche als das Fieber κατ' ἐξοχήν auf der höchsten Stufe bezeichnet werden muß, — sie läßt diese die Crisis bedingenden wie bedeutenden Brandbeulen zuerst an den Weichen, wie an den Ohrendrüsen und Kinnladen und ebenso dann und wann unter den Achseln hervorkeimen. Erst später, wenn die Crisis entscheidender geworden ist, brechen diese Carbunkeln über den ganzen

---

verschiedenen Affekten mit der Hand an diesen oder jenen Kopftheil greifen, wichtige Folgerungen zu ziehen suchte, ebenso könnte man einen richtigen Instinkt voraussetzen, welcher die Hand des Arztes an die höchste Haupt-Aehnlichkeit der Extremitäten führte, in ihr wie einen Mikrokosmus des ganzen Blutlaufes und somit des gesammten innerlichen Zustandes erkennend. Es ist wenigstens nicht allzuschwer zu beweisen, daß dem Arzt kaum ein anderer Puls (und zwar nicht blos aus äußerlichen und mechanischen Gründen) so viel Aufklärung und Einsicht zu verleihen vermöchte, als wie dies bei dem der Handwurzel der Fall ist.

*) Was von der Pest gilt, wäre mit ganz gleicher Ausdehnung auch von den Blattern, dem Scharlach, den Masern, dem Frieſel ꝛc. zu sagen. Auch hier erzeugt das Haupt- und Rumpf-Verhältniß wie die Umkehr die mannigfaltigsten Analogien.

Leib hervor. Unten des Hauptes und Unten des Rumpfes entsprechen sich aber in dem Parallelismus dieser beiden großen Gegensätze. Ebenso stehen aber auch Achsel- und Ohren-Gegend in einer entschiedenen Relation. Ueberdieß sind auch andere Ausschläge namentlich an diese und ihnen entsprechende Körpergegenden, z. B. das Innere und Zartere der Hände und Füße, gewiesen. Auch diese Thatsachen sprechen demnach dafür, in welche Sympathie die Formbasen der Menschengestalt durch jede Fiebererregung versetzt werden*). — Ich glaube, durch alles Dieses jetzt hinreichend bewiesen zu haben, welche wichtige Rolle die von uns erforschte Idealform des Menschen als diagnostisches Prinzip der Krankheiten zu spielen vermöge. Auch sollte es mir nicht schwer fallen, den Beweis hiezu noch an einer ganzen Kette von Leiden zu liefern. Indeß mag das Gegebene bereits genug sein, Ihnen, meine Herrn, zu zeigen, daß es nicht Neuerungssucht, sondern die Erkenntniß eines realen Prinzipes war, was uns bei dieser Seite der Betrachtung so lange verweilen ließ. Dennoch aber können wir noch nicht zu den die Heilung der erkannten Uebel betreffenden Betrachtungen übergehen. Denn es gibt noch einige

*) Mit Ausnahme einer seltnen Erschlaffung oder noch seltenerer Entartungen von Seiten der formenden und sondernden Kraft liegt der Grund aller Krankheit allein in der Natur des Substantiellen, an welchem sich die menschliche Existenz verwirklicht hat. Denn da dieses Substantielle, wenn auch nur menschliche, aber doch immer Allmöglichkeit ist, so bedingt bei dem einmal vorhandenen Zustand unseres leiblichen wie geistigen Wesens schon dieser Begriff allein nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit der verschiedenartigsten Erhebung von Seiten dieses Prinzipes. Es ist einleuchtend, daß die Art in der egoistischen Verselbstständigung einer solchen versatilen Natur namentlich zwei Wege einhalten wird. Denn entweder sucht sich die aufgerichtete Allmöglichkeit in Approximationen zu Gestaltungen zu verwirklichen, welche schon außerdem sich in der Existenz isolirt vorfinden und in der Alleinheit des Menschen latent beschlossen liegen: oder, einem phantastischen Dichter gleich, gefällt sie sich in oft mehr oder weniger willkührlichen und ganz eigenthümlichen wie originellen Produktionen und Schöpfungen, die den Arzt nicht selten in die höchste Verlegenheit zu setzen vermögen und wahre Abgründe des Möglichen eröffnen. — Dies noch zur Ergänzung mehrerer Punkte, zu deren Ausführung der so beschränkte Textraum keine weitere Gelegenheit bot.

Punkte, auf welche ich Ihre Aufmerksamkeit hinleiten möchte. Sei es, daß von diesen Punkten auch einige unbedeutend erscheinen mögen, der letzte wenigstens wird es gewiß nicht sein, da er uns auf ein bereits erforschtes Prinzip hinweisen wird, das überraschende Klarheit über die Verbreitung aller Krankheiten über den gesammten Erdkreis zu geben im Stande ist.

Von den unbedeutenderen diagnostischen Momenten, welche aber doch dann und wann in einer gewissen Sphäre von Wichtigkeit und sogar entscheidend sein können, heben wir mit Uebergehung aller geringfügigeren lokalen oder anderweitigen accidentellen Bedingungen namentlich drei Punkte hervor, die oft über eine Krankheits-Erscheinung ein gewisses räthselhaftes Wesen zu verbreiten vermögen und sich häufiger geltend machen, als man sonst wohl glauben möchte. Diese drei Punkte bezeichnen wir als Sympathie, rationelle Verpflanzung und accidentelle Uebertragung. — Wenn irgend eine Region oder Sphäre des Leibes in den Zustand eines mechanischen oder dynamischen Leidens versetzt ist, so liegt in der Angegriffenheit dieser Region etwas Ansteckendes. Denn häufig wird die ganze Umgebung dieser wunden Stelle in eine Mitleidenschaft hineingerissen, die so weit gehen kann, daß das Leiden sich von dem ergriffenen Organ völlig auf ein benachbartes transponiren kann. Aus solchem Zustande vermögen die eigenthümlichsten und auffallendsten Erscheinungen hervorzugehen. Es ist dies jenes Verhältniß, welches wir als Sympathie bezeichnet haben. — Der gesammte Organismus steht in einer merkwürdigen innerlichen Relation und Verwandtschaft, welche ihren Grund entweder in speziell konstruktiven Wechselbeziehungen oder in der Idealform unseres Leibes hat. Denn so steht z. B. der Magen zu den Kopfnerven, die Geschlechtsfunktion zu dem kleinen Gehirn in der ausgesprochensten Beziehung. In Folge hievon geschieht es nun häufig, daß bei einer durch ein Uebel lebhaft erregten Verfassung des Leibes ein Umspringen vom Organ zum Wechselorgan eintritt: ein Umspringen, das ebenso erstaunen kann, wie es natürlich ist. Wegen seiner formativen Begründung haben wir dasselbe als rationelle Uebertragung bezeichnet. — Zu diesen zwei Verhältnissen fügt sich nun ein drittes, welches an der Natur der beiden anderen zu partizipiren scheint.

Denn mit der Sympathie hat es das anatomisch Unvermittelte gemein, mit der rationellen Verpflanzung das Raum-Ueberspringende. Wir nannten dies Verhältniß die accidentelle Uebertragung. Es geschieht nämlich dann und wann, daß ein Uebel plötzlich eine planlose Wanderung durch den Leib anzutreten beginnt, bald da bald dorthin springt, und folglich bald da bald dort erscheint. Es ist die größte Kunst des Arztes, einen solchen Proteus zum Stehen zu bringen. — Sollten wir hier gefragt werden, warum wir in unsere universelle Betrachtung ein scheinbar so Accidentelles hereinbringen, so diene Folgendes zur Antwort. Nicht etwa um ihrer selbst willen haben wir diese spezielleren Formen hereingezogen, sondern um an ihnen die tiefe Selbstverschlingung des Lebens in sich selbst zu zeigen, um an ihnen klar zu machen, wie die unter die Idealform des Menschen vereinigte Natur sich in jedem Organ von dessen Isolirtheit zu entbinden vermag und in einem Umkreise zu spielen beginnt, dessen Bedingtheit durch diese Einzelnheit rationell nur entfernt oder auch gar nicht zu rechtfertigen ist. Namentlich mag diese tiefe Universal-Verwandtschaft des Leibes mit sich selbst uns gegen die vertheidigen, welchen es vielleicht unwahr geschienen hat, daß wir selbst in den Rumpf spirituelle Basen herabgerückt haben. Aber freilich mag es nicht nur nach Shakespeare zwischen Himmel und Erde, sondern auch zwischen Scheitel und Sohle manche Dinge geben, von denen sich sowohl unsere transscendenten wie unsere empirischen Philosophen nichts einbilden. Indeß war es noch eine nähere Beziehung, um derentwillen ich auf diese tiefe Einheit und Gleichheit des Verschiedenen in unserem Organismus hingewiesen habe. Denn da das Ideal der Menschengestalt sich auch, wie wir fanden, an unserer Erde verwirklicht hat; so läßt sich jetzt fragen, ob es nicht Krankheitsbedingungen gibt, die nicht nur innerhalb des Individuums, sondern in großen Umrissen sogar innerhalb der Menschen-Aehnlichkeit der Erde eingeschlossen liegen. Zuerst muß auf diese Bemerkung führen, daß oft plötzlich ganze Länderstriche wie von einer Krankheit überzogen scheinen. Noch aufmerksamer macht hier aber, daß, wie die Mehrzahl der Winde von West nach Osten zieht, so umgekehrt die meisten, oft selbst die unbedeutendsten Krankheiten einen Strich von Ost nach Westen ein-

halten. Das Räthselhafte dieser Erscheinungen wird uns aber alsbald vollständig klar, wenn wir unseren Blick auf die großen Menschheits-Krankheiten richten, welche schon wie Dämonen oder Engel des Herrn über unsere Erde gezogen sind. Denn sie alle haben, wenigstens in großer Ueberzahl, ihren Zug von Südost nach Nordwest genommen. Pest, Cholera Morbus, Blattern sind mehr oder weniger tief im südlichen Asien entsprungen und gegen das Mittelmeer heraufgewandert. Wie sich demnach die Erde nach ihrem Haupte zu kontrahirt, ebenso haben sich alle Weltkrankheiten entwickelt. Denn hievon machen selbst die Lustseuche und das gelbe Fieber keine Ausnahme. Im Süden Amerikas entsprungen, haben sie nur den kürzeren Weg eingeschlagen und sind statt über Asien direkter zu uns herangedrungen. Uebrigens bestätigt auch noch auf andere Weise ihre Ausnahme nur die Regel. Denn erstlich haben sie (namentlich das gelbe Fieber) sich niemals recht bei uns einheimisch machen können, wie denn auch die Lustseuche ihren Charakter als Seuche völlig verloren hat und nur noch Strafe der Sünde ist. Dann aber kontrahirt sich ja unsere Erde zu ihrem Haupte nicht nur von Südost nach Nordwest, sondern auch von Nordost nach Südwest. Es ist daher natürlich, daß jene Krankheiten der Lustseuche und des gelben Fiebers den kürzeren Weg von Südwest nach Nordost dem längeren und umständlicheren von Südost nach Nordwest vorgezogen haben. Denn Alles geht in der Natur, im Großen sogut wie im Kleinen, nach gewissen Wahlverwandtschaften, ohne deren Annahme alle unsere Erklärungsversuche an einer entschiedenen, begründungsarmen Leblosigkeit leiden. Bedenken wir aber hier überdies noch, daß wir früher den Grund aller bösartigen, namentlich akuten Krankheiten in eine egoistische Erregung und Erhebung des ganzen substanziellen Prinzipes gesetzt haben, während man dem gegenüber alle chronische Krankheit als eine nur partielle Auflehnung dieses Prinzipes charakterisiren kann, — so ist es jetzt mehr als natürlich, daß wir die Erhebung der meisten und gerade der gefährlichsten Krankheiten als aus dem Rumpfe des Erdleibes stammend erkannt haben: aus dem Rumpfe des Erdleibs *), welcher dem formellen

*) Hiebei ist denn freilich auch wohl zu bedenken, daß das Haupt in sich

Prinzipe des Erdhauptes gegenüber der entschiedene Vertreter des substanziellen Prinzipes genannt werden muß. Stammen doch auch alle unsre Krankheiten der großen Ueberzahl nach aus der Tiefe unsers Rumpfes.

Jetzt ist es unsre Aufgabe, uns der Frage nach der Heilung der erkannten Krankheiten zuzuwenden. Es ist begreiflich, daß wir uns zufolge unserer Aufgabe bei dieser schwierigen Frage noch mehr im Allgemeinen werden zu halten haben, als dies bisher der Fall war, da sich kaum irgendwo alles Allgemeine so sehr zu individualisiren vermag, ja genöthigt ist, als dies bei Körperleiden der Fall zu sein scheint. Es werden hier namentlich drei Punkte den Gegenstand unserer Untersuchung ausmachen müssen: einmal die Frage nach einem Spezifikum, dann die nach einer Classifikation der Arzneimittel, und endlich die Bedeutung des speziellen Falles.

Wenn wir von einem Spezifikum reden, so thun wir es nicht in dem Sinne, daß wir glauben, es könne eine Materie gefunden werden, welche gleichsam als virginea terra ein reales Antidoton für jedes Leiden sei. Denn ob zwar bedeutende Chemiker, selbst ein Davy, weder eine Panacee noch die Möglichkeit, Gold zu machen, geläugnet haben, so ist doch bereits schon alle Wahrscheinlichkeitsrechnung der Verwirklichung einer solchen Entdeckung entgegen. Vielmehr weit entfernt, an ein universelles Spezifikum zu glauben, scheint mir bereits die Möglichkeit eines irgend wie absolut speziellen (gegen eine besondere Krankheit nämlich) fast eine Undenkbarkeit. Denn selbst die überraschende Wirkung des Queckſilbers hat entweder in seiner ätzenden Kraft, oder in jener anderen ihren Sitz, vermittelst deren es völlig umstimmend in die Spannung eines individuellen Zustandes einzugreifen vermag. Wie ich einen rettungslos dem Abgrund Zustürzenden durch einen kräftigen Stoß allein aus seiner verderblichen Bewegung befreien kann, — dies ist im Grunde die Hauptwirksamkeit aller Arzneimittel, wenn sie nicht sehr oft eine noch mechanischere ist. Jede Arznei wirkt auf die Allheit der

---

gleichfalls Potenz und Vertreter des Rumpfes besitzt und also keineswegs an Ursachen substantieller Erhebung Mangel leidet.

menschlichen Leibeseinheit vereinseitigend, und in so ferne ist jede Arznei ein mehr oder minder scharfes Gift, da zwischen einem in eine besondere Richtung hineingerissenen Stoff und einem absolut Giftigen kein spezifischer, sondern nur ein gradueller Unterschied ist. Hat folglich die Natur des Organismus von selbst ihre Allheit verlassen, und sich ohne äußerliche Wirkung vereinseitigt, so ist es leicht möglich, daß eine zweite Einseitigkeit die erste aus ihrer Richtung verdrängt, oder doch wenigstens so erschüttert, daß die Allheit wieder in ihre alten Rechte einzutreten vermag. Auch ist dies nach dem Urtheile der Einsichtigsten die fast universelle Wirkung aller Arzneien, die sich daher zum leidenden Organismus im Allgemeinen nur wie Stärkeres zum Schwächeren, und nicht wie Schraube zur Schraubenmutter verhalten, wenn auch dabei nicht absolut geläugnet werden soll, daß dann und wann das Verhältniß der beiden Einseitigkeiten sich von ihrer konträren Natur entfernt, und sich der kontradiktorischen annähert. Indeß könnte dem eine Behauptung entgegengestellt werden, die alles Gesagte mehr oder minder zu entkräften vermöchte. Man könnte nämlich auf den allgemeinen Parallelismus zwischen Menschengestalt und Erdenbau rekurriren und sagen: daß hier Entsprechendes auf Entsprechendes influenziren müsse, und das parallel oder gegensätzlich Identische der Erde auf die Einseitigkeit des menschlichen Baues reagiren könne. Und allerdings ist dem auch also, jedoch mit einer wesentlichen Beschränkung. Denn so gewaltig auch die Wechselwirkung beider paralleler Organismen ist, so ist jeder derselben doch auch wieder auf den Standpunkt der Selbstständigkeit gestellt. Denn wie wäre überhaupt Aehnlichkeit ohne Verschiedenheit möglich? So sehr daher auch hie und da Leiden und Mittel sich der Congruenz nähern, die vollständige Deckung tritt doch niemals ein: um so mehr, da Paralleles oder Gegensätzliches gerade so oft schon verderblichen wie glücklichen Effekt hervorgerufen hat. Da jedoch einmal dieser Parallelismus zwischen Mensch und Erdbau erwähnt worden ist, so können wir nicht umhin, doch einen Blick auf das zu werfen, was eine den Leiden parallele, genetische Gliederung und Entwickelung der Arzneimittel genannt werden könnte. Indeß ist es auch hier meine feste Ueberzeugung, daß die Freiheit einem solchen Parallelismus

gegenüber stets festgehalten werden müsse, da er nothwendig immer nur in den allgemeinen Umrissen, niemals im Detail wird zutreffen können. Es war daher natürlich, daß sowohl die Eintheilung der Arzneimittel, wie sie die Naturphilosophie nach Sensibilität, Reproduktion und Irritabilität machte, so wie auch die Okenische nach der Entwicklung der Organe ebenso viel Wahres wie Falsches enthalten mußten. Auch wir würden daher nothwendiger Weise auf Nichts als Irrthum stoßen können, wenn wir auf einen kleinlichen Parallelismus des Details eingehen wollten, besonders, da wir finden werden, daß selbst der gelungensten Durchführung unser dritter Punkt noch immer unübersteigliche Hinderniße entgegensetzen würde.

Wenn man die Nahrung, welche im Allgemeinen selbst schon eine Arznei genannt werden kann, indem sie den Organismus aus dem Zustande der Einseitigkeit in den des Gleichgewichtes zurückversetzt, wenn man, sage ich, diese Nahrung nach der Verschiedenheit betrachtet, welche in Beziehung auf sie unter den Menschen stattfindet, so macht sich dem beobachtenden Geiste alsobald ein bedeutsamer Gegensatz geltend, in welchem rücksichtlich des Genusses der Speise der Orientale zu dem Occidentalen steht. Während nämlich im Oriente der Genuß des Basischen, Alkalischen und also des Substantiellen in so entschiedener Weise vorherrschend ist, daß Thee, Kaffee, Oeliges, Ungesäuertes und selbst das Opium zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gehören, so ist umgekehrt bei dem Occidentalen und namentlich bei dem Germanen der Genuß des Gesäuerten und somit das vom formellen Prinzipe geschwängerte Substantielle das ursprünglich in der entschiedensten Weise Prävalirende. Da wir nun aber bereits in Beziehung auf den Rumpf der Erde wie des Menschen die Erfahrung gemacht haben, daß hier der einseitige Egoismus der Substanz den Kern der Existenz bildet, so kann es uns jetzt weiter nicht auffallen, daß das Substantielle dort auch in der gesammten Natur und namentlich in der Animalisation und Vegetation dominirt. Nun aber haben wir schon früher beobachtet, daß auch das Wesen aller Krankheit auf der tiefsten Erregung des Substantiellen beruht. Auch hat sich uns das merkwürdige Resultat ergeben, zufolge dessen alle auf der tiefsten Bösartigkeit beruhenden

Krankheiten und Fieber, ja vielleicht alle bedeutenderen Fiebergattungen von Südost nach Nordwest vorwärts gedrungen sind. Folglich könnte der Gedanke nahe liegen, daß auch alle bedeutenderen Heilmittel aus dem Südost sich nach Westen und Norden emporheben. Und dem ist allerdings auch so. Denn wenn wir von der Natur der säuernden und beruhigenden Mittel absehen, welche entschieden auf die Seite des formellen Prinzipes fallen, und die als allgemein kosmische Gegenwart überall, zum Theil aber auch nur im Striche von Nordost nach Südwest vorkommen, so ist jedes Heilmittel, welches auf den Begriff einer der Krankheitserregung entgegengesetzten oder selbst auch analogen begründet ist, namentlich was die tiefsten und leidenschaftlichsten Erschütterungen betrifft, an den Südost des Orients gebunden. Denn dort hebt sich, schon an dem Sumpfartigen und Moderigen des Geruches erkennbar, in voller Unmittelbarkeit wie versteckt brennender, gleich Naphta quellender, von der heißen Sonne durchkochter, alkalischer Hauch aus den Tiefen der Erde, und hat namentlich an dem thierischen Produkt des Moschus, an den vegetabilischen des Kampher, Opium und ähnlicher öliger Spirituosen die entschiedensten Repräsentanten gefunden, so daß also auch hier das eine Grund-Verhältniß unter der verschiedensten Form sich wiederholt. Wie herrlich sich nun in genetischer Weise bei jedem orientalischen Heilmittel das gleiche Prinzip durchführen ließe, dies wollen wir nur ganz kurz, bevor wir diesen Punkt verlassen, an drei Beispielen andeuten. Es ist bekannt, daß im westlichen Südamerika auf den Anden (vom 12° s. B. bis 4° n. B.) jene merkwürdigen Bäume zu Hause sind, welche schon mit ihrem Namen der Fieberrinden (Cinchona) ihre Eigenschaften kund geben. Es ist nämlich die Rinde dieser Gewächse wirklich als fast mehr denn ein halbes, wenn auch immer doch noch als ein indirektes Spezifikum gegen die Erregung des Fiebers zu bezeichnen. Nun ist aber, schon wenn man nur die Relativität in der Bildung der Küsten verfolgt, Amerika, und namentlich das südliche, mehr noch der äußerste Osten als der nächste Westen des Erdhauptes Europa. Es erscheint folglich Amerika als das tiefste Unten des Erdrumpfes. Nun haben wir jedoch den Rumpf als das ganz in die Natur des Substanziellen Versunkene bei Mensch wie Erde anerkannt,

so daß demnach Amerika in vieler Beziehung die substanziellste aller irdischen Erscheinungen genannt werden kann. Von allen Krankheiten fanden wir aber, daß sie durch eine mehr oder minder große Erschütterung des Substanziellen bedingt sind. Jede Erschütterung des Substanziellen im Menschen drückt sich aber durch Fieber aus. Es ist folglich gewiß als sehr merkwürdig zu betrachten, daß das substanziellste aller Länder der Erde zugleich das Mittel gegen die tiefste Erregung der Substanz, gegen das Fieber erzeugt. Was sich aber schon in dieser Weise als eine hohe Merkwürdigkeit herausstellt, das wird durch ein Zweites fast bis zum Wunderbaren gesteigert. Es findet sich nämlich in Süd-Amerika eine zusammengehörende Gattung von Thieren, die fast einzig und allein in Amerika, und zwar im südöstlichen (hauptsächlich in Paraguay und Brasilien) auftritt. Es sind dieses die verschiedenen Arten der Ameisenbären, der Gürtel- und Faulthiere, von welchen letzteren bis jetzt auch nur in Amerika die kolossalen Reste des eben zu dieser Klasse gehörigen Megatheriums ausgegraben worden sind. Alle diese Geschöpfe zeichnen sich aber durch eine große Kümmerlichkeit ihrer Natur und vor Allem durch eine noch größere Impotenz der Bewegung aus. Forscht man nun nach, was der Grund, namentlich der letzteren, sei, so entdeckt man alsbald, daß die Vertheilung ihres Blutes durch den Körper die Schuld hievon trägt. Nun aber drückt sich die Erregung des Fiebers namentlich durch seine Einwirkungen auf den Blutlauf aus. Dasselbe Land daher, welches die Fieberrinden erzeugt, hat als deren merkwürdigen Gegensatz jene durch Blutfehler verstümmelten Organisationen verwirklicht*). Auch kann diese Opposition keineswegs auffallen. Denn es ist eine oft hervortretende Eigenthümlichkeit der Natur, ein und denselben Zustand durch polarische Entgegensetzung auszudrücken. Es würde sehr interessant sein, Resultate von Versuchen zu vernehmen, welche mit der Fieberrinde an Ameisenbären, Gürtel- und Faulthieren

*) Diesem speziellen Satz wird dadurch noch eine bestätigende, verallgemeinernde Erweiterung, daß wir überall, in allen Welttheilen, eine eigenthümliche Wechsel-Correspondenz zwischen Flora und Fauna wahrzunehmen vermögen.

angestellt worden wären. Sehr merkwürdig aber ist es, daß alle jene Thiere, welche Verwandtschaft mit den eben genannten haben, die Schnabelthiere, Ameisenigel und Schuppenthiere, hauptsächlich nur in Neuholland, dem auf Amerika folgenden Osten, und dann nur noch mit großer Vereinzelung in Indien (besonders in Hinterindien und den daranstoßenden Inselgruppen) und im südlichen Afrika auftreten. — Der zweite Punkt, den wir hier nur ganz kurz hervorheben wollen, ist die einzige Art und Weise, mit der bisher allein der Pest, diesem von Südost nach Nordwest wandernden Uebel beizukommen war. Der englische General-Consul Georg Baldwin machte nämlich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Aegypten zufällig die Beobachtung, daß unter einer Million von an der Pest Verstorbenen sich kein einziger Oelträger befand. Alsbald ließ er namentlich in Smyrna Beobachtungen anstellen, und es ergab sich das interessante Resultat, daß unter allen Mitteln gegen die Pest sich das Oel als das beste Präservativ- wie Heil-Mittel herausstellte, wenn es auch keineswegs als ein nur einigermaßen genügendes Spezifikum angesehen werden kann. Nun aber zeigten wir, wie von den Eukalypten bis zu den Labiaten von Südost nach Nordwest eine spirituos-ölige Kette fortläuft, an die sich noch manches andere damals nicht genannte, wie nur z. B. die Balsam- und Kampher-Rebern*) (**Dipterocarpus** und **Dryobalanops**), anschließt. Wie daher die Pest von Südost nach Nordwest aufsteigt, so hält auch ihr partiales Spezifikum bis zum Oelbaum, der auch durch Italien und Frankreich nordwestlich streicht, dieselbe Richtung ein. Diesem Faktum fügen wir endlich nur ganz kurz als drittes bei, daß auch das heut zu Tage so viel gebrauchte Heilmittel des Quecksilbers einen gleichen Zug von dem Süden Amerikas bis nach England einhält. Uebrigens folgt die Entwicklung der Metalle über die Erde hin überhaupt vier Zügen: einem von Süd nach Nord, einem von Ost nach West, einem von Südost nach Nordwest und endlich einem letzten von Nordost nach Südwest. Es sollte uns nicht schwer werden, diesem Schema der Metallgliederung den ge-

*) Auch die Lippenblumen enthalten merkwürdigerweise etwas Kampher.

sammten medizinischen Gebrauch der immer herrschender werdenden Metallmittel anzupassen.

So bedeutend aber nun auch die genetische Entwicklung der Heilmittel über die Erde hin sein mag, so kommt bei ihrem Gebrauche dennoch ein Punkt noch in Betrachtung, dessen Einfluß alle gegebenen Verhältnisse und Zustände umstoßen kann. Dies spezielle Verhältniß ist nämlich der besondere Fall. Jeder Mensch ist ein eigenthümlich modifizirter Mikrokosmus. Als solcher wird er auch von jeder Krankheit, die ihn ergreift, unter einem besonderen Verhältniß des allgemeinen und individuellen Lebens befallen. Unter solchen Bedingungen ist daher der Gebrauch der Heilmittel das Relativste von allem Relativen. Es kann daher gerade oft das heilbringend sein, was in einem anderen Falle von scheinbar ähnlichster Natur geradezu verderblich wäre. Das Heilmittel ist demnach in der Hand des Arztes ohngefähr dasselbe, was für den Diplomaten die Entdeckung eines wichtigen Geheimnisses, für den Feldherrn eine aufgefangene Depesche ist. Denn nicht allzuselten hat beide ein solch wichtiger Incidenzpunkt, kraft dessen sie Alles in der Hand zu haben glaubten, erst recht in das tiefste Unglück gestürzt. — Wir glauben nun mit dieser letzten Bemerkung alles hiehergehörige Allgemeine erschöpft zu haben, und wenden uns daher jetzt unseren letzten nicht zu übergehenden Punkten zu. Der erste ist die Frage nach den jetzt geltenden Heil-Systemen: der zweite die Frage, ob die Eintheilung von Nothwendigkeit und Freiheit in der Medizin wenigstens nicht auch durchschimmere: der dritte die nach dem Talente des Arztes. Wir wollen so kurz wie möglich sein.

Eklektische Allopathie, Homöopathie und Magnetismus sind die drei Heilungsverfahren, welche gegenwärtig vorzüglich im Gebrauche sind. Das erste verhält sich zum zweiten und dritten, wie Quantität zur Qualität: alle drei stehen aber zu einander in einem Verhältniß, welches in einem gewissen Sinne denjenigen vom Thier zum Menschen vom Menschen zum Geiste gleicht. Das unsicherste dieser Verfahren ist die Homöopathie, das bei weitem sicherere die Allopathie, das in den rechten Händen und am rechten Orte vielleicht sicherste der Magnetismus. Die Allopathie ist die indirekt spezifische substanzielle Heilungsweise. Sie gibt der Ein-

seitigkeit der substanziellen Masse durch eine gleichfalls einseitige substanzielle Masse eine Seitenbewegung und sucht in dieser Weise die selbstständige Reaktion der Natur neu zu beleben. Sie ist das bei Weitem verständigste, wie verständlichste Heilverfahren. Die Homöopathen dagegen suchen aus der in irgend eine Form eingeführten Substanz dies neue Formprinzip zu eduziren und damit auf die formelle Natur der Krankheit, wie des Menschen überhaupt zu reagiren: und da Form ohne Rücksicht auf ihre Größe immer Form bleibt, so suchen sie mit möglichst kleiner Gabe auf die formellste Leiblichkeit des Menschen, auf die Nerven einzuwirken. Der Gedanke dieses Systems ist sehr ingeniös zu nennen; dennoch kann ich nicht anstehen, die homöopathische Methode als die problematischste von allen zu bezeichnen. Namentlich bleibt bei ihr eine Hauptfrage: ob bei der mächtigen Säftemasse, die gleich im Munde die kleine Dosis erfaßt, dieselbe sammt ihrer Wirkung nicht gleichsam völlig weggeschwemmt werde, selbst wenn wir zugestehen wollen, daß sich ihre Kraft aus der unendlichen Verdünnung gerettet habe. Der Magnetismus ist dagegen die reinste Einwirkung auf das Prinzip der Form im Organismus. Da nämlich alle Krankheit substanzielle Erregung ist, so scheint es die natürlichste That zu sein, der Substanz gegenüber das Prinzip der Form und Concentration so viel nur immer möglich zu steigern. Dies geschieht aber dadurch, daß eines der höchstgestellten menschlichen Organe, die Hände, seine Nervenkraft von Oben herunter über dem Kranken gleichsam ausschüttet, hiedurch aber führt es der im Haupte koncentrirten Form des Kranken neue Hülfe zu, und stärkt sie also, im Kampfe gegen die erregte Substanzialität zu beharren, bis diese vollkommen überwunden ist. Daß aber die formelle Lebenskraft namentlich durch die Fingerspitzen entweichen könne, ist ebenso möglich, wie ein unter eine Tischplatte gebrachter Magnet das auf derselben befindliche Eisen zu bewegen vermag. — Noch könnte nach der Bedeutung der sich immer mehr geltend machenden Wasserkur gefragt werden. Wir müssen sie als ein Minimum der Allopathie bezeichnen. Sie ist gleichsam um das Aehnliche zu viel Allopathie, als es die Homöopathie zu wenig ist. Wer wird läugnen wollen, daß frisches Wasser wie das einfachste so auch ein sehr kräftiges Erregungs-

mittel des Lebens sei. Es ist aber das Wasser einer der gleichgültigsten und wenigst einseitigen Stoffe der Natur. Folglich leuchtet ein, daß man die geringe Spezialisirung des Wassers durch Masse ersetzen muß. Es ist daher ebenso wenig zu verwundern, daß das Wasser häufig heilt, wie es natürlich ist, daß seine übermäßige Anwendung einen zarten Organismus in seinen tiefsten Lebensgründen angreifen und erschüttern kann. Haben wir daher schon die Allopathie zur Quantität in Parallelismus gebracht, so kann man jetzt allerdings die Wasserkur sehr leicht zu einer ziemlich derben Mechanik in Verhältnißstellung bringen.

Allerdings läßt sich der von uns so wichtig befundene Parallelismus von Nothwendigkeit und Freiheit auch auf das Wesen der Medizin anwenden. Denn so steht die Chirurgie, über deren, was das Allgemeine betrifft, so große Einfachheit wir nichts Besonderes zu sagen für nöthig erachteten*), zur inneren Heilkunde, so das chronische Leiden zur akuten Krankheit, so auch Allopathie zu Magnetismus in einem ziemlich ähnlichen Verhältniß wie das zwischen Nothwendigkeit und Freiheit ist. Indeß macht sich hier überall dieser Parallelismus zu partiell geltend, als daß er als eintheilendes Prinzip hätte an die Spitze gestellt werden können. Wichtiger würde dieser Gegensatz dann werden, wenn die schlagendere Beweise liefern könnten, welche der psychologischen Einwirkung einen größeren als den gewöhnlich zugestandenen Einfluß sichern wollen. Am bedeutendsten scheint dieser interessante Dualismus auf dem Gebiete der Medizin da noch durchzugreifen, wo, wie es auf diesen Gebieten überall ist, Prinzip der Form und Prinzip der Substanzialität am losgelösteſten einander entgegentreten.

Was das Talent betrifft, das der sich dem Studium der Medizin bestimmende Jüngling besitzen muß, so ist es demjenigen ganz ähnlich, welches wir für jenen nothwendig fanden, der sich einer naturhistorischen Disciplin überhaupt widmet: vor Allem Anwesenheit des tiefsten Gefühles für das Substanzielle und seine

*) Es müßte denn sein, daß ich meinen Glauben ausspräche, man lasse gegenwärtig zu häufig das Messer walten, statt daß man zusehen sollte, ob nicht das gehörig unterstützte Prinzip der Form sich allenfalls noch selbst helfen könne.

Bedingtheit durch die Form. Nur muß hier dieſes Gefühl noch unmittelbarer vorhanden ſein, beſonders da ſeine Steigerung viel weniger möglich und auch problematiſcher als dort iſt. Denn da in der praktiſchen Heilkunde nach Hippokrates der Moment entſcheidend iſt, ſo bedarf es hauptſächlich eines dem Urtheil voraneilenden und ihm doch hinwiederum ganz gleich ſtehenden Inſtinktes, der bei einem großen Arzte der Neuzeit ſo bedeutend geweſen ſein ſoll, daß er hie und da in einem Zuſtande, wo er ſeiner ſelbſt nicht ganz Herr war, beſſer ordinirte, als dann, wenn ſeine völlig wache Vernunft mit ihren Urtheilen die unbefangene Selbſtgelaſſenheit der Unmittelbarkeit ſtörte. Wer dieſe Gabe beſitzt, dem wird es auch leicht werden, immer auf der Lauer der Beobachtung zu liegen, Organismen und Menſchen mögen ſich ihm, wann, wie und wo auch, zur bemerkten oder nicht bemerkten Unterſuchung ausſetzen. So lag in ſeiner Weiſe der große Peſtalozzi mit geſchloſſenen Augen in den Wirthshäuſern auf den Ofenbänken, und that, als ob er ſchliefe. Die durch ſeine Gegenwart daher nicht beengten Beſucher des Volkes geſtatteten ihrer Natur den freien Erguß und gaben dadurch Gelegenheit zu jenen feinen pſychologiſchen Bemerkungen, deren praktiſche Einhaltung einen Geiſtlichen bei ſeinem wohlthätigen Wirken weiter fördern wird, als die großartigſten Intentionen. Wären Sydenham und Boerhave nicht ſo heimliche Beobachter der „großen Mutter“ geweſen, dieſe würde ſich ſchwerlich in ſo freigebiger Weiſe zu ihnen bekannt haben. Welch ein genauer Kenner von Anatomie, Botanik, Chemie und anderen ähnlichen Disciplinen der Arzt aber ſein müſſe, — dies, denke ich, leuchtet aus allen unſeren Entwicklungen ſo ſehr ein, daß ich es wohl nicht mehr beſonders nur zu erwähnen brauche.

Sechzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Geschichte.

Meine Herrn! Indem wir jetzt unseren Uebergang von Natur zu Geschichte, von Nothwendigkeit zu Freiheit zu machen im Begriffe stehen, könnte vielleicht der Eine oder der Andere die Meinung fassen, als wenn dieser Forschritt allein durch eine psychologische Entwickelung gemacht werden könnte. Denn da wir den Menschen bis zu jenem Punkte verfolgt haben, wo er uns als Gipfel zunächst des Thierreiches, dann aber der gesammten natürlichen Form entgegentrat, so könnte es wohl scheinen, als ob von der gefundenen äußerlichen Höhe des Menschen augenblicklich zur Evolution seiner Innerlichkeit übergegangen werden müßte. Sobald wir uns aber hiezu anschicken wollen, so tritt uns unmittelbar die Frage nach der Verbindung des Leibes und der Seele entgegen. Nun aber hat sich uns zunächst das Gebiet der Natur als ein von dem der Freiheit geschiedenes offenbart, dessen mögliche Vereinigung allein von dem dritten Gliede, der Philosophie aus erkannt zu werden vermag. Es ist demnach die Psychologie eine rein philosophische Wissenschaft, und ihre Hereinziehung in die Sphäre der Geschichte könnte nur als ein zufälliges Aggregat empirischer Seelenbeobachtungen bezeichnet werden, dessen Gesammtheit nichts weniger als Anspruch auf Wissenschaft zu machen berechtigt wäre. Ist aber einmal in dieser Art die Psychologie aus dem Gebiete der geschichtlichen Wissenschaften entfernt, so kann nothwendiger Weise allein der gesellschaftliche Mensch als die Substanz der Historie angesehen werden. Wie sich daher der Mensch über die ganze Erde hin verbreitet habe,

und wie aus dieser Basis die Blüthe des Nationellen hervorgegangen sei, und wie diese selbst hinwiederum einen Keim der Zukunft in sich trage, dies kann allein der eigentliche Inhalt der Geschichte, bis zu deren Anfang sich jetzt unsere Entwicklung hinbewegt hat, genannt werden.

Der Mensch wird auf der Erde geboren. Alles, was er hat, erlebt, woran sich die Kraft seiner Seele zuerst entfaltet, weist ihn auf den Boden zurück, welcher ihm das Dasein gegeben hat, und die Meinung, Autochthone zu sein, ist deßhalb eine der natürlichsten und unmittelbarsten Empfindungen, die gedacht werden kann. Auch drücken die entgegengesetztesten Ansichten, welche Menschen hegen, die Anschauungen des gläubigsten Christen wie des atheistischsten Naturalisten dies gemeinsame Grundgefühl auf die bezeichnendste Weise aus. Denn wenn der Naturalist glaubt, daß der Mensch als letzte Blüthe natürlicher Entwicklung wie aus einem mächtigen Ei (Oken und Strauß) hervorgebrochen sei, so läßt der Christ Gott den Thon des Feldes ergreifen und aus diesem das Gehäuse bilden, welchem der lebendige Odem eingehaucht wurde. Wie wir nun auch alle diese Thatsachen anschauen mögen, immer geht aus ihnen das Resultat hervor, daß, wie sehr auch die Freiheit über die Nothwendigkeit, die Geschichte über die Natur erhaben sein mag, dennoch Freiheit und Geschichte aus dem Boden der Nothwendigkeit und Natur zuerst hervorwachsen und erst kraft dieses Zusammenhanges sich zur Selbstständigkeit emancipiren. Es ist daher offenbar, daß auch die Geschichte, so unabhängig sie in sich selbst dasteht, dennoch in den Dualismus einer Nothwendigkeits-Seite und einer zweiten, der Freiheit, zerfällt. Die Sphäre der Nothwendigkeit in der Geschichte ist aber die kosmologische Anthropologie oder die Geschichte der Racen: die Region der Freiheit ist die Geschichte der Nationen und der höheren Cultur. Es ist jetzt unsere Aufgabe, jeder dieser beiden großen Abtheilungen ihre besondre Behandlung zukommen zu lassen, namentlich aber zu zeigen, wie beide Abtheilungen in einander eingreifen, also die erste in die zweite und umgekehrt die zweite in die erste übergeht, und dann wie die höhere Stufe sich in eine lebendige Zukunft verliert, welche die Ruhe und der Frieden der Geschichte genannt werden kann.

Wenn wir die gesammte Entwicklung des Menschengeschlechtes ins Auge fassen, so tritt uns ein großer Gegensatz in demselben entgegen, welcher nicht anders denn als der nothwendige Ausgangspunkt der kosmologischen Anthropologie bezeichnet zu werden verdient. Es ist nämlich die kaukasische Race, welche auf das allerentschiedenste allen übrigen Entwicklungen des Menschengeschlechtes wie die Blüthe der Wurzel entgegengesetzt werden muß. Denn Schönheit, Rhythmus und Bildung ist selbst da noch an diesen Menschenzweig gebunden, wo derselbe auf der niedersten Stufe der Entfaltung steht, während da, wo andere Gegensätze der Menschheit sich entwickeln, selbst die höchste Stufe der Progression auf das entschiedenste noch unter dem tiefsten Culturgliede der Kaukasier steht. Wenden wir uns aber nun gleichsam der Kehrseite der Kaukasier zu, so ist es nicht eine gleiche, im Ganzen wenigstens physische Einheit, die sich dem betrachtenden Auge vorstellt. Denn der gesammte Gegensatz zu den Kaukasiern zerfällt in einen entschiedenen Dualismus, der so groß ist, daß er sich nothwendiger Weise gleich auf den ersten Blick bemerklich macht. Denn gewiß wird sich niemand über den mächtigen Unterschied zwischen dem Neger und dem Mongolen zu täuschen vermögen. Fassen wir aber diesen Gegensatz forschend ins Auge, so tritt uns alsobald eine Bemerkung entgegen, welche ihn selbst augenblicklich wieder zu schwächen vermag. Der Neger nämlich hat eine kräftige tief schwarze Farbe. Der Mongole ein oft fast wie gebleichtes und gespensterartiges Gelb. Der Neger besitzt eine kräftige saftige Fleischentwicklung, die sich bis zur widerlichen Eruberanz zu steigern vermag, der Mongole dagegen gewöhnlich eine lederartige Zähigkeit. Der Neger entfaltet seinen Körper in die Tiefe, und dem weitzurücktretenden Schädel entspricht die Prominenz der Lippen, der Mongole ist dagegen ganz in die Breite verzerrt, und namentlich geben hievon die seitwärts zerdehnten Augen, die fleischlosen Lippen und die mageren Brüste den ausgesprochensten Beweis. Der Neger ist bis zum Krampfhaften der Zeugungslust ergeben, der Mongole dagegen besitzt eine ebenso unnatürliche Kälte, wie die Glut des anderen maaßlos ist. Kurz, wo wir uns auch hinwenden mögen, überall tritt Neger zum Mongolen in den direktesten Antagonismus. Jeder antagonistische

Gegensatz beruht aber auf dem Gesetz der Polarität: das Gesetz aber der Polarität auf dem Begriff einer verborgenen Einheit. So gegensätzlich sich daher auch Mongole und Neger entfalten mögen, sie bilden doch nur einen einigen Grundgegensatz zur Natur des Kaukasiers. Nun aber schließen sich alle anderen Modifikationen des Menschengeschlechts, die noch vorkommen mögen, auf das entschiedenste entweder an den Neger, oder an den Mongolen, oder an den Kaukasier an: ein Anschluß, der uns noch einige bedeutsame Bemerkungen zu liefern im Stande sein wird. Es ist demnach, wie wir bewiesen zu haben glauben, das gesammte Menschengeschlecht allein in zwei große Gegensätze zerfällt: in den des Kaukasiers, und in den aller übrigen Vorkommnisse von Menschengattungen zusammengenommen. Jetzt ist es unsre Aufgabe, einen Blick auf die Vertheilung dieses Dualismus über den gesammten Erdbau hin zu werfen.

Sehen wir uns nach dem Orte um, an welchem sich hauptsächlich die Masse der Mongolen koncentrirt, so finden wir namentlich den ganzen Nordost von dieser Race überschwemmt, indem der Punkt, wo die Mongolei, Sibirien und die Mandschurei zusammenlaufen, als das Centrum der Mongolenverbreitung betrachtet werden kann. Nordöstlich läuft dieser Stamm bis nach Amerika hinüber, südwestlich erstreckt er sich bis an den Bolor Tag (Nebelgebirg) und den Hindu-Kuh, ja bis in das Innere von Turan hinein. Fragen wir dagegen nach dem Hauptwohnorte des Negers, so ist dies der Südwest des alten Continentes, also das centrale Afrika, in welchem namentlich gegen die Region des Meerbusens von Guinea zu und noch westlicher herab die großen Völkerwanderungen der Schwarzen wie Meeresströme zu wogen scheinen. Da wir nun aber Neger und Mongolen als polarische Tendenzen ein und derselben Wurzel erfaßt haben, so wird es jetzt natürlich scheinen, daß wir die Völkerstriche beider Racen kombiniren und uns alsobald fragen, ob sich nicht durch solche Kombination ein allgemeines Verhältniß herausstellen lasse. Und dem ist allerdings so. Denn es lagern diese beiden Racen auf einer mächtigen Weltlinie, welche hoch oben in Amerika und Asien im Nordosten beginnt, dann rasch herabsteigend im Südwesten ihr Ende findet. Auch geht die Fortsetzung dieser Linie aus dem Centro-Afrika in

gerader Richtung nach Süd-Amerika über, welches auch wieder als ganz von etwas modificirten Mongolen bewohnt betrachtet werden muß: — so daß also die hoch im Norden mit Mongolen beginnende Schraubenlinie tief im Süden hinwiederum mit demselben Racenstamme abschließt, in der Mitte einen Gegensatz besitzend, der allein als ein relativer bezeichnet werden darf. Wie entwickelt sich nun dieser Welt-Diagonale gegenüber das Geschlecht der Kaukasier?

Wenden wir uns nach dem Osten zu, so ist die letzte größere kaukasische Massenanhäufung, die uns hier entgegentritt, das mächtige Volk der Inder, das fast (weil es sich auch nach Hinter-Indien hinüber erstreckt) den gesammten Südost von Asien bewohnt. Von Indien hinweg ziehen sich sodann die kaukasischen Stämme durch Ost- und West-Persien und über ganz Arabien hin dem Kaukasus und Ararat, Syrien und Kleinasien zu, und springen von da nach allen Seiten nach dem ganz nordwestlich gelegenen Europa über, um sich zuletzt in Grönland in eine hochnördliche Verkümmerung kaukasischer Bildung, in das Volk der Eskimos, zu verlieren. Denn es ist allgemeines Naturgesetz, daß im äußersten Norden *jede* Race zwar ihre Bildung beibehält, aber ebenso an Qualität wie an Größe verliert und nur in einer übermächtigen Breite einigen Ersatz gewinnt, während dagegen die Bewohner der Südspitzen von Amerika, Neuholland und Afrika mehr oder weniger einer schmalen Streckung anheimfallen, die sich namentlich durch Magerkeit und den Verlust der Waden charakterisirt: — so daß die südlichsten und nördlichsten Menschen in ihrer leiblichen Entwicklung in eine merkwürdige Identität mit der Entfaltung der Ländermassen von Süd nach Nord zusammenzustimmen scheinen. Betrachten wir nun aber die geschilderte Entwicklung des Kaukasiers, und suchen dieselbe in eine gemeinschaftliche Linie zu vereinigen, so scheint sich entschieden der Satz aussprechen zu lassen, daß die gesammte Masse kaukasischer Völker einen Zug einhält, welcher ganz bestimmt von Südost nach Nordwest streift. Nun aber könnte hiegegen die Einwendung erhoben werden, daß diese Linie allerdings vorhanden wäre, jedoch keineswegs als eine durchgängige und absolut durchgreifende aufgefaßt werden könne. Denn wohl habe dieselbe den höchsten Nordwest

inne, keineswegs griffe sie aber hinreichend nach dem Südost hinab, sondern ersterbe gleichsam in Hinterindien und vermöge sich demnach nicht weiterschreitend durchzusetzen. So wenig dieses nun aber auch ein Einwand gegen die doch zum Theil und der größeren Ausdehnung nach vorhandene Strecke sein könnte, so lassen sich doch einige Thatsachen aufbringen, kraft deren man sogar die nur etwas verwischten Spuren von einer weiteren Fortsetzung der bezeichneten Linie aufzuweisen vermöchte. Mit dem äußersten südlichen Ende Asiens nämlich, der Halbinsel Malacca, und dem sich enge an dasselbe anschließenden Sumatra beginnt der merkwürdige und so räthselhafte Stamm der Malaien, welcher sich über Borneo, Java, Celebes, die kleinen Sunda-Inseln, die Philippinen und Molukken bis nach den äußersten Inseln Polynesiens hin erstreckt, und mit Verlängerung der Richtung nach Peru und Chili deutet. In der Region dieses Volksstammes nun hat das merkwürdigste Zusammentreffen der verschiedenen Volksstämme stattgefunden. Mongolen, Kaukasier, und sogar die verschwundenen, aber durch Ueberlieferungen bekannten Neger Indiens und Ceylons scheinen alle zusammengewirkt zu haben, unseren Malaien einen Stempel aufzudrücken, welcher fast noch die den einzelnen einwirkenden Völkern zukommenden Charakteristika auszusondern erlaubt. Fragen wir uns nun, welche unter allen Eigenschaften einer menschlichen Bildung fast als die höchste und bedeutendste erscheint, so wird wohl Niemand etwas dagegen einzuwenden haben, wenn wir Gestalt und Form und somit vor Allem die Schönheit der Haltung und Erscheinung an die Spitze stellen, weil nach allen Beobachtungen namentlich auch die geistige Fähigkeit an die regelrechte Harmonie des Aeußeren (besonders des Skeletes) gebunden ist. Wenn wir nun die Malaien unter diesem Gesichtspunkte ins Auge fassen, so stehen sie von dieser Seite weit über allen Mongolen und Negern. Denn selbst schon in der Nähe von Sumatra finden sich Bildungen, wie z. B. nach englischen Berichten die Poggy-Insulaner, welche an Schönheit fast europäischen Gestaltungen gleichkommen, und sogar statt der tief dunkelbraunen Farbe der gewöhnlichen Malaien ein aschgraues Weiß wahrnehmen lassen. Je weiter aber die Malaien gleichsam nach Polynesien hinauswachsen, um so schönere Formen fangen

da und dort an aufzutauchen, und es ist bekannt, daß z. B. die Einwohner von Otahiti den schönsten europäischen Männern und Frauen kaum etwas nachgeben. Ebenso zeichnen sich denn auch viele dieser Insulaner durch eine außerordentliche Höhe geistiger Begabung aus, und es ist vielleicht nicht zufällig, daß auf mehreren dieser Inselgruppen das Christenthum so raschen Eingang gefunden hat. Ja selbst schon die Wuth und Gluth der Leidenschaften, welche selbst der gemeinere Malaie besitzt, deutet bereits auf eine feinere Bildung der Seelenkräfte, deren Anwesenheit denn immer auch eine höhere Steigerung der geistigen Potenzen voraussetzt. Nun aber tritt hiezu noch etwas, welches allen diesen Beobachtungen die letzte Vollendung zu geben scheint. Unter den wenigen Culturvölkern nämlich, welche Amerika besaß, stunden nächst den ihnen nahe verwandten und auch ziemlich nahegelegenen Mexikanern die Bewohner von Peru oben an.. Denn sowohl was die Entfaltung der Sitten betrifft, als auch in den mit den religiösen Gebräuchen enge zusammenhängenden architektonischen Bauten waren sie bis zu einer nicht ganz zu verwerfenden Entwicklung fortgeschritten. Auch können sie so ziemlich als die schönsten Amerikaner bezeichnet werden. Nun sagten wir aber, daß die Südost-Linie Polynesiens in ihrer Verlängerung auf das südliche Peru und nördliche Chili stoße. Es scheint folglich auch von dieser Seite nicht ganz ungereimt zu sein, eine bedeutsame Fortsetzung der Nordwest-Südost-Linie bis nach Amerika hinunter anzunehmen. Wie sich daher die nordöstlichen Mongolen mit den nordwestlichen Eskimo's im Norden Amerikas berühren, so scheinen fast die letzten kaukasischen Spuren mit den südwestlichen, wenn auch etwas modifizirten Mongolen im Süden Amerika's zusammenzustoßen. Es geht demnach aus allen diesen Sätzen das interessante Resultat hervor: daß sich die große Nordost-Südwest-Diagonale der Anti-Kaukasier mit der Südost-Nordwest-Diagonale der Kaukasier ohngefähr in den Salzwüsten Irans zwischen dem Hindu-Kuh und dem Alborus schneide. Wie wird nun wohl diese mächtige Kreuzung zu erklären sein?

So schwierig nun auch diese Deutung zu sein scheint, so liegt doch die Lösung dieses Problemes näher, als wir glauben möchten,

wenn wir nur einen früher gewonnenen Satz gehörig anzuwenden verstehen. Dieser Satz aber ist der, daß alle Länder um das mittelländische Meer die Concentration von den gesammten Länderverhältnissen der Erde darstellen, wie diese umgekehrt die Expansion von den Regionen des Mittelmeers. Betrachten wir nämlich die gesammte Erde mit freiem Auge unter diesem Gesichtspunkt, so drückt sich uns dieselbe als ein mächtiges Dreieck aus, dessen Basis vom Cap Horn bis zu den nördlichen Georgs-Inseln läuft, dessen Spitze aber das Cap Vincent bildet*). Daß nun alle Verhältnisse der Erde concurriren, die Produktion eines solchen Dreieckes herbeizuführen, dies hat wieder seinen natürlichen Grund in dem Wechselverhältniß von Erdhaupt und Erdrumpf. Denn da von letzterem zu ersterem nur eine Concentration führen kann, so ist es sehr natürlich, daß die so mächtig expandirten Massen namentlich Asiens von Nord nach Südwesten in großen Absätzen herabspringen, wie sie sich von Süd nach Nordwest in ähnlichen Stufen emporheben. Ist dem aber so, so können wir nicht annehmen, daß allein die äußerlichen Grenzen der Länder nach der Zuspitzung des Cap Vincents hinstreben. Vielmehr liegt es in der

*) Man könnte hier einwenden, daß das grüne Vorgebirge viel weiter nach Westen laufe, als das Cap Vincent. Indeß ist eben Europa das Erdhaupt und nicht Afrika: und dann hängt überhaupt dieser Einwurf mit der gesammten Stellung zusammen, welche Afrika unseren Anschauungen gegenüber einnimmt. Aber einmal muß gerade dieses Land so existiren, wie es existirt, um den Parallelismus zwischen Erdenhaupt und Erdrumpf vollständig zu machen, indem es gleichsam die letzte Landausfüllung zwischen dem Atlantischen und Indischen Ocean vorzustellen hat. Dann aber trägt dieses Land nur dazu bei, den Parallelismus zwischen Rumpf und Haupt zu steigern, da seine Massenabschnürung bei Suez und es selbst also zu dem Indischen Ocean in demselben Verhältnisse steht, wie der Peloponnes zum ägeischen Meer. Auch wird es immer bedeutsam bleiben, daß im Euripus und bei Aegina die zahllose Macht der Perser den wenigen Griechen erlag, gerade so, wie im Busen von Suez das schwache Israel über Pharaos Wagen und Reuter triumphirte. Endlich deutet schon das Ungemeine des Landes Afrika und aller seiner Produkte auf eine Ungemeinheit seiner Stellung, die sich namentlich durch die große Gedrängtheit seiner Massen charakterisirt, gleich als wäre der Raum für das, was hier noch werden sollte, zu beschränkt gewesen.

Natur der Sache, daß sich die Massen selbst nach West hin in dieser Weise zu kontrahiren suchen. Folglich müssen wir uns diese in einem fortwährenden Bestreben der Einengung begriffen denken. Dieses nun aber einmal angenommen, so können wir uns die Einengung mächtiger Länder auf engen Raum zu kaum gewaltsam genug denken. Je mehr aber die Masse widerstrebte, um so gebieterischer machte sich denn auch gerade diese Forderung der Einengung geltend. Denn ebenso wie die Luft gewaltsamer widersteht, je kräftiger der Stab sich bewegt, der sie zu durchschneiden sucht, gerade so ist es allgemeines Naturgesetz, daß die Schranke um so zwingender wird, je weniger sich der Inhalt ihr fügen will. Statt daß demnach alle Länderverhältnisse sich so zuspitzen, daß sie nur nach Cap Vincent hin zusammentendiren, wird vielmehr ihre Einengung größer, und die nothwendige Folge hievon ist, daß statt allmähliger Convergirung eine sich oft wiederholende Kreuzung oder wechselseitige Durchgitterung eintritt. Die Knotenpunkte aber dieser Kreuzungen haben überall auf der gesammten Erde (wenigstens durch ihre Mitwirkung) jene Centralgebirge hervorgerufen, von denen alle abhängige Gebirgsentwicklung wie in Strahlen ausging. Nirgends ist jedoch die Knotenhäufung so groß, als da, wo sich auf verhältnißmäßig engem Raume die Gebirgsstöcke des Hindu-Kuh, Alborus und Ararat zusammendrängen*). Dort ist aber auch der große Schneidepunkt der beiden Racen-Diagonalen. Es scheint folglich damit auch der Grund (zu welchem, wenn es hier der Ort wäre, noch viele andere mitfolgende gefügt werden könnten) gefunden zu sein, warum eben die beiden großen Stamm-Gegensätze des Menschengeschlechtes in eine so merkwürdige Kreuzung eingehen mußten. Von nun an ist es unsre Aufgabe, den Unterschied der auf beiden Diagonalen situirten Racen zu untersuchen, und damit den eigentlichen Uebergang von der universellen Anthropologie zur

*) Man könnte diese Namen durch Hinzufügung des Himalaya-Gebirgs, des Bolor-Tag und des Kaukasus noch bedeutend erweitern. Indeß sind jene Gebirgszüge mehr die nothwendigen Consequenzen und Umgebungen jener Bergstöcke, als gleich ihnen eigentliche Knoten- und Schneide-Punkte.

Entwicklung der Nationen und zur höheren Cultur des Menschengeschlechtes zu machen.

Indem wir uns nun aber jetzt dieser Frage nach dem zwischen den beiden großen Weltdiagonalen bestehenden Unterschiede zukehren, bedarf es nur eines Schrittes, um augenblicklich jenseits der Racen in dem lebendigen Zuge historischer Völkerbewegung mitten inne zu stehen. Denn jeder Punkt der Vergleichung zwischen den Kaukasiern auf der einen, und den Mongolen und Negern auf der anderen Seite fällt so zum Nachtheile der letzteren aus, daß das Wie dieses Verhältnisses gar nicht mehr, sondern allein nur noch das Warum desselben auf die Bahn gebracht werden kann. Auch wir können nicht umhin, diesem Warum einige Bemerkungen zu widmen, und wollen dies in folgender Weise thun. Die Erde entwickelt sich nicht nur nach Nordwesten ihrem europäischen Haupte zu, sondern hat auch noch eine zweite selbstständige Entfaltung nach Norden, die sich allerorts bei allen Welttheilen kund gibt. Wie daher das Nordwest sein Höchstes hat, so kann dieses auch dem reinen Norden nicht fehlen. Beginnt daher eine Linie im hohen Nordost und fällt nach dem Südwesten zu, so muß Alles, was ihrer herabsteigenden Tendenz anheimfällt, wenn diese nicht gerade mit dem Nordwest des Erdhauptes zusammentrifft, alles Derartige muß bei solch lebhaftem Sturz nach Südwest zu, wenn auch nicht gerade schlechter, aber doch auch nicht besser werden, als der nordöstliche Ausgangspunkt. Denn da der Nord nach dem Nordwest des Erdhauptes das Höchste ist, wozu es kommen kann, so setzt offenbar jede Tendenz nach dem Süden eher Abnahme als Wachsthum voraus. Auch ist dem in der That selbst in der Wirklichkeit nicht anders. Denn mehrere sibirische Stämme zeichnen sich sehr bedeutend vor dem Mongolen des mittleren Asiens und vor dem Neger aus. Es ist gerade so, als wenn durch solch raschen Abfall von Nordost nach Südwest gleichsam eine Hefe menschlicher Entwicklung hätte beseitigt werden sollen, damit die kaukasische Race mit ungestörter Ausbreitung gleich einer herrlichen Blüthe aus saftlosem und dornichtem Stamm hervorwachsen könnte. Dieser bevorzugte Menschenschlag ist es nun, welcher sich von dem Südost nach dem Nordwesten hervorhebt. Alles vereinigt sich demnach zu seiner vortheilhaftesten

Entwicklung. Denn einmal verläßt er von Stufe zu Stufe den Süden, welcher nach allen ethnographischen Resultaten für den Menschen die unvortheilhafteste Existenz bildet, und dann bewegt er sich nicht nur dem Norden, sondern auch jenem Orte zu, welcher als Haupt der Erde nothwendig die vortheilhaftesten Bedingungen für die menschliche Entwicklung in sich schließen muß. Es ist demnach schon hieraus über allen Zweifel erhaben, daß und warum die geschichtliche Fortbewegung des Menschen und seiner Cultur durchaus von Südost nach Nordwest aufsteigen muß, wenn auch nicht fast alle unsere Vorlesungen über die verschiedenen Fächer der Naturwissenschaften, (wobei ich nur z. B. an die Progression der großen Menschheitskrankheiten erinnere) hiefür Beweise über Beweise lieferten. Unsere Aufgabe kann demnach jetzt keine andere sein, als die: die große Südost-Nordwest-Linie der Geschichte einer etwas genaueren Betrachtung zu unterwerfen. Thun wir aber dieses, so wird sich uns im Fortschritte dieser gewaltigen Linie erstlich ein Exoterisches erkennen lassen, welches sich namentlich an dem Politischen der Zustände entwickelt: dann aber auch ein Esoterisches, welches sich auf Geistiges und Sittliches bezieht, und demnach als das Höhere zuletzt auch noch nothwendiger Weise den Kern des Exoterischen in sich herüberziehen und also seiner höheren Entfaltung zuführen muß. So weit es die uns gebotene Kürze erlaubt, wollen wir noch rasch einige Blicke auf diese beiden Seiten werfen und mit dem Exoterischen beginnen.

Wenn wir auch nicht annehmen wollten (was wir übrigens thun und nur, weil es hier weniger nothwendig ist, unterlassen), daß es nach alter und ehrwürdiger Ueberlieferung eine Zeit gegeben habe, zu welcher das Menschengeschlecht, noch nicht in Racen zersplittert, eine große, gleichsam kosmopolitische Einheit zu bilden bestimmt war, so würde schon das erste ganz entschieden kaukasische Volk, die Inder, uns zum Theile mindestens auf eine ähnliche Annahme hintreiben. Denn nichts ist überraschender, als ein so großes Volk zu sehen, welches nie aus seiner religiösen und volkssittlichen Verkettung herausgerissen wurde, und doch auch niemals eine wahrhaft politische Einheit bildete. Verschiedene Mongolenstürme brachen über diese eigenthümliche nationelle

Theokratie herein; sie wankte nicht: die Europäer bemächtigten sich derselben; sie wankte nicht: an keinem Lande hat sich der Eifer der Missionen so ermüdet, und doch war noch nirgends der Erfolg verhältnißmäßig so gering, wie hier — und in dem nur mit einem sinnlichen Vertreter begabten, aber gleichfalls seiner tiefsten Wurzel nach theokratischen China, welches, urkundlich eine indische Colonie*), alle hereinbrechenden Mongolenstämme mehr sich amalgamirte, als von ihnen unterjocht wurde, so daß also das auch noch wenigstens einige kaukasische Elemente enthaltende China nur eine, allerdings starke, Modifikation Indiens genannt werden kann. Wenden wir uns nun von diesen fixirten Urzuständen des Südost ab und schreiten von Persien an nordwestlich weiter, so setzt sich die unerschütterliche Passivität Indiens alsobald in aktive Völker um, von denen jedes sich zuerst in seiner Selbstständigkeit erhalten, dann aber, und zwar, je bedeutender der Fortschritt nach West wird, um so mehr, über seine Grenzen schreitend, den Versuch macht, sich fremde Völker nicht nur zu amalgamiren, sondern auch zu unterjochen. Das heißt aber nichts Anderes als: Je weiter die Völker nach Nordwest aufsteigen, um so mehr werden sie zu Staaten, und je mehr sie zu Staaten werden, um so häufiger treten auch Weltreiche auf. Je weiter aber die Völker nach Nordwesten vorwärtsschreiten, desto mehr nähern sie sich natürlich dem Erdhaupte. Was ist aber natürlicher, als daß das Haupt den Rumpf beherrschen will? Wie wir es daher begründet gefunden haben, daß die eigentliche Culturentwicklung immer von Südost nach Nordwest aufsteigt, ebenso begründet muß es uns jetzt auch scheinen, daß alle Weltreiche sich mehr von West nach Ost, als von Ost nach Westen entwickelten. Alexander, Rom und Napoleon sind deß hinlänglich Zeugen. Gegen solche gewaltsame Concentrationen des Hauptes ist ein Staatenbund, also ein irgendwie garantirter und wahrhafter Kosmopolitismus die einzige Zuflucht. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn nicht alle Zustände Europas auf einen solchen Zustand hinarbeiteten, so daß demnach auf diesem exoterischen Gebiete die Entwicklung der Süd-

*) Es ist bekannt, daß Fo-hi mit seinen hundert Edlen vom Kukhu-Noor her in die chinesische Provinz Schen-si einwanderte.

oſt-Nordweſt-Linie von einem natürlichen und unbewußten Kosmopolitismus durch Volk, einſeitigen Staat und Weltreich hindurch auf einen bewußten und auf Freiheit begründeten Kosmopolitismus zuſtrebt. Dieſer exoteriſchen Entwicklung geht aber auch eine eſoteriſche zur Seite, die, obgleich ſie zum Theil transſcendent, philoſophiſch und ſelbſt theologiſch iſt, hier dennoch auch mit einigen wenigen Worten bedacht werden muß.

Je mehr nämlich die Welt auf einen bewußten Kosmopolitismus zuſtrebt, um ſo innerlicher, ſcheint es, müſſen auch ihre Motive werden. Denn nur eine gewiſſe Innerlichkeit vermag Motive zu verſtehen, die nicht in der Sinnlichkeit allein, ſondern in geiſtigen Intentionen begründet liegen. Es muß demnach der große Fortſchritt der Südoſt-Nordweſt-Linie auch als ein Prozeß einer ſucceſſiven Verinnerlichung betrachtet werden. Auch kann dem gar nicht anders ſein, da ja zwiſchen Erdrumpf und Erdhaupt jener große verinnerlichende Heros geboren wurde, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben wurde, und deſſen Reich nichts weniger als von dieſer Welt iſt. Dieſer König hat die Macht der Aeußerlichkeit gebrochen. Mit ihm iſt alles Exoteriſche geſtorben, und ſeitdem iſt die ganze Welt, ſie mag nun wollen oder nicht, ideal und intellektual geworden. Denn ſelbſt der äußerliche Gebrauch der Natur hat ſich von dem Stoße der rohen Maſſe der Anwendung dynamiſcher Kräfte mit entſchiedenem Erfolge zugewandt*). Iſt dem aber ſo, ſo wird eine Zeit kommen, zu welcher der auf die höchſte Höhe des Natur-Gebrauches geſtiegene, daher materiell geſättigte und mit völliger Gleichheit der

*) Physica et inquisitio causarum, efficientium et materialium, producit Mechanicam: at Metaphysica et inquisitio formarum producit Magiam. — Loquimur tantum de ea Mechanica, quae cum causis physicis conjuncta est. Veruntamen interveniet quaedam Mechanica, quae nec prorsus operaria est, neque tamen Philosophiam proprie attingit. — Nos vero eam (sc. Magiam) illo in sensu intelligimus, ut sit scientia, quae cognitionem formarum abditarum ad opera admiranda deducat atque, quod dici solet, activa cum passivis conjungendo magnalia naturae manifestet. Franz Baco, de augmentis scientiarum, III, 5.

Rechte begabte kosmopolitische Staat so sehr allem Exoterischen den Abschied gegeben, und so sehr sich auf das Esoterische gerichtet haben wird, daß sich die Welt in ein doppeltes Heerlager auseinanderspalten wird, dessen Kampf nur ein Ideenstreit wird genannt werden können. Wie sich solche Schlachten entscheiden werden, können wir nun freilich nur in allgemeinen Umrissen errathen, und am wenigsten hier aussprechen. So viel scheint indeß gewiß, daß der vorhin erwähnte Herrscher und Mächtige über Himmel und Erde bei diesem Streite nicht unbetheiligt bleiben wird. Allein eine Weltgeschichte, welche auf solchen natürlichen und historischen Basen, wie die hier entwickelten, aufgeführt worden ist und mit solchen Hinausblicken und Ahnungen, wie die gleichfalls so eben gegebenen endet, kann eine Weltgeschichte genannt werden. Bis jetzt ist es zu einem solchen Werke noch nicht gekommen, und leider hat es den Anschein, als wenn wir noch lange auf dasselbe warten dürften, so schätzbare, selbst dahinzielende Einzelnheiten wir auch besitzen. Was uns eine solche Arbeit am meisten vorenthält, ist: daß die Gründlichen nicht immer tief, die Tiefen aber nicht immer gründlich sind. — Uns liegt es jetzt ob, noch einige allgemeine Bemerkungen folgen zu lassen, die, wenn auch nicht zum tiefsten Wesen gehörig, dennoch für Historiographie von der höchsten Bedeutung sind.

Ehe wir uns jedoch dieser letzten Aufgabe zuwenden, ist es noch unsere Pflicht, einer Zweifelfrage einige Besprechung zu schenken, welche man gegen die Gliederungen unserer Grundlage erheben möchte. Es könnte nämlich Einer also sprechen: „Wenn, wie du sagst, die Erde in Rumpf und Haupt zerfällt, wenn ferner an diese Zerfällung die große Südost-Nordwest-Linie gebunden ist, und auf ihr allein der Fortschritt der Geschichte statt haben kann, wenn endlich dein Auge aus den gegebenen Prämissen kraft deiner Prinzipien bereits so ziemlich den Lauf der Zukunft voraussehen kann, — wie kannst du es da wagen, die Geschichte noch ein Reich der Freiheit nennen zu wollen? Denn sage selbst, ob, von nichts Anderem zu reden, nicht allein schon die der Erde aufgeprägte Physiognomie von Haupt und Rumpf der Geschichte eine Gewalt anthun muß, neben der die Erscheinung von Freiheit

eine Unmöglichkeit ist?“ Einem Solchen, meine Herrn, antworte ich zunächst mit der Gegenfrage: Ob wir denn, weil uns Hände gegeben, zum Todtschlage prädestinirt seien? — und lasse solcher Gegenfrage noch dieses folgen. Es ist ohne Zweifel, daß die Entwicklung der Geschichte, wie mein Geist an meinen Körper, an die große Südost-Nordwest-Diagonale gebunden ist. Aber so wenig mein Leib meine geistige Freiheit hindert, eben so wenig ist die innere Entfaltung der Geschichte durch ihren tellurischen Fortschritt nach Europa zu gehemmt. Wir haben gesagt, daß alle Wahrscheinlichkeit dafür spreche, wie ein mächtiger Ideenstreit, vor Allem höchst wahrscheinlich im Haupt der Geschichte, die letzten Entwicklungen der Geschichte bedingen werde. Aber es ist auch keineswegs unmöglich, daß auch schon vorher von Europa eine große Einheit der Ideen sich über den gesammten Erdkreis verbreiten könne, den Rumpf der Weltgeschichte auf das lebendigste zu befruchten, so die Völker und die Einzelnen nur wollen. In der That liegt hierin die Sphäre einer so großen Willensfreiheit, wie der Gegensatz zwischen Gut und Böse nur sein kann. Historiker wie Johannes von Müller und Andere von ähnlicher Tiefe, haben die Bemerkung gemacht, daß oft, ja fast immer ein geheimer Hauch, dessen Sprache Begeisterung ist, durch die Völker ziehe, und den Jeder attrahiren könne, wenn er sich zu seiner Basis zu substanzialisiren einwilligt. Dieser Geisteshauch ist der Beförderer alles Guten, der Aufhalter*) alles Bösen unter den Nationen. Hier, ihr Völker, hier, ihr Männer und Helden, ist die eurer Selbstständigkeit würdige Rennbahn! In eure Macht ist es gegeben, jenen mächtigen Geist euch zu amalgamiren, und mit ihm das Höchste zu wirken, dessen Menschen fähig sind. Seid ihr hiezu bereit, dann wird sich das göttliche Schauspiel zeigen, daß ihr in den unserer Erde eingedrückten Aufzug geschichtlicher Nothwendigkeit den Einschlag eurer Freiheit hineinwebt, und so mit voller Natürlichkeit Dinge vereinigt, deren Gegensatz jeder ungeschichtliche Blick noch als einen unversöhnlichen erklärt hat. — Wir sind jetzt geschickt unseren Schluß mit mehreren Bemerkungen

*) *Τὸ γὰρ μυστήριον ἤδη ἐνεργεῖται τῆς ἀνομίας, μόνον ὁ κατέχων ἄρτι ἕως ἐκ μέσου γένηται.* 2 Thessal. 2, 7.

zu machen, welche sich theils auf einige verschiedene Weisen der Geschichtschreibung beziehen, theils jenem Winke an die Hand zu geben geeignet sind, welcher seine Kräfte der Geschichte zu opfern beschlossen hat.

Wenn auch eine Behandlung der Weltgeschichte und selbst einzelner historischer Abschnitte und National-Erlebnisse aus unseren Prinzipien und Prämissen allein die höchste und in so fern auch einzig richtige genannt werden muß, so bin ich doch weit entfernt, keine andere Weise der Geschichtschreibung zugestehen zu wollen. Denn da unsere freilich zwar nicht durchaus mit einer Philosophie der Geschichte zusammenfällt (eine solche nämlich bedarf noch einer ganzen Menge von Vor- und Zwischen-Untersuchungen), ihr aber doch sehr nahe kömmt, und nur durch die höchste Kunst von ihr getrennt erhalten werden kann, so wäre es allein schon ungerecht, kein anderes Prinzip der Historiographie gelten zu lassen. Vielmehr müssen, wenn man gleich anfangs die Arbeit des gelehrten Stoffsammlers ausgeschieden hat, noch zwei Standpunkte anerkannt werden, die, wenn auch der königlichen Weise der Geschichtsbehandlung nicht gleich gestellt, so doch ihr augenblicklich als die zwei nächsten einzig noch zu duldenden Weisen angereiht werden müssen. Der eine dieser Standpunkte ist der der intentionvollen, der andere der der naiven Geschichtschreibung.

Die intentionvolle Historiographie, welche, jedoch mit manchem von uns nicht gestatteten Nebensinn, gewöhnlich die pragmatische genannt wird, ist jene, deren Thätigkeit durch irgend eine spezielle Zeiterscheinung oder irgend einen subjektiven Gedanken hervorgerufen wird. Hier wird mehr oder weniger Alles, was je auf Erden geschehen ist, zum Zeugniß und Beweis für irgend welchen sittlichen oder politischen Zweck von großer Bedeutsamkeit aufgeboten. Die divergirendsten Dinge werden unter einen Gesichtspunkt gestellt, und beiläufig oft eine halbe Weltgeschichte entwickelt, um dem einen Tone, welchen der Geschichtschreiber angibt, Nachdruck und Feuer zu verleihen. Die größten Historiographen sind auf dieser Bahn gewandelt. Thucydides fällt fast ganz in diese Sphäre. Johannes von Müller hat die gesammte Geschichte seines Vaterlandes zu seinem Vorwurfe gemacht, um den Eidgenossen

eine einzige Lehre zur unumstößlichen, namentlich praktischen Wahrheit zu erheben. Fast noch vollendeter hat er einen solchen einzigen Zweck in seinen Schriften zum deutschen Fürsten- und Völkerbund gleichsam historisch verklärt. Dem Satz zu Liebe: daß in einem Staatenbunde der Zweit-mächtigste stets die Opposition aller übrigen gegen den verhältnißlos Ueberlegensten anzuführen habe, — wird die ganze Weltgeschichte, besonders aber die des deutschen Reiches fast bis in die kleinsten Umstände herab ausgebeutet. Europa, namentlich Deutschland, scheint in den gegenwärtigen kritischen Zeitläuften mehr als jemals, mit Schlegel zu sprechen, eines solchen rückwärts schauenden Propheten zu entbehren. Denn vor allem aus jenen Epochen, in welchen die Vielheit des Vermögens die Einheit der Energie und Begeisterung bis auf den Nullpunkt der Spannung herab stimmte, könnte eine schwere Geißel für unsern Rücken geflochten werden. Ist für solche Historiographie in einem Individuum auch der kolossale Umfang der Kenntnisse, wie die Tüchtigkeit der sittlichen Innerlichkeit vorhanden, so sind der künstlerischen Schwierigkeiten noch unzählige und oft gerade für den übrigens hier vor Andern passenden Mann speziell unübersteigliche. Aber gerade dies, daß in der intentionvollen Geschichtschreibung Gesinnung, Umsicht und Gestaltung in so außerordentlichem Maaße zusammentreffen müssen, gibt eben dieser Form eine so bedeutsame und wahrhaft adelige Stellung. Da in jedem Momente der Geschichte die ganze Vergangenheit liegt, so ist es ein Hohes, den Sehepunkt eines erquicklichen zukünftigen Momentes aus der Conkurrenz alles bereits Geschehenen aufzuweisen. Einen Mann hätten wir, von dem noch Großes zu erwarten wäre, wenn ihm das Geschick verstattete, der Feinheit seiner historischen Filigran-Arbeit und der Trefflichkeit seiner subjektiven Gesinnung Höhe und Tiefe eines wahrhaft objektiven und substanziellen Standpunktes zu einen.

Die naive Geschichtschreibung ist zwar weniger gigantisch gedrängt und dramatisch erhaben als die intentionvolle. Sie entgeht aber deßhalb auch leichter der Gefahr eines unwahren, schielenden und gemachten Standpunktes. Sie erfordert von dem, der sich ihr ergibt, jene Freiheit der Ueberschaulichkeit, welche weit entfernt ist, ansichtslos zu sein. Sie will einen Mann, dessen

Wahrheitssinne die Größe der Existenz so imponirt, daß er jede Deutung der Geschichte flieht, und mit ebenso kritischem wie kindlichem Sinne die Thatsachen allein in ihrer reinen Schlichtheit wiederzugeben sucht. Herodot ist der einzige, der solchem Ideale wahrhaft nahe gekommen ist. Seine einfachen Berichte werden uns immer wahrer werden, in ein je ehrwürdigeres Dunkel der Zeiten er zurücktritt und je ausgebreiteter unsere geographischen und historischen Kenntnisse sich entfalten werden. Nur in einigen wenigen Capiteln, namentlich des ersten Buches seiner Schweizerhistorie, ist es Johannes von Müller gelungen, in etwas an den „Vater der Geschichte" hinzureichen. Noch verdienen hier jene Schilderungen dieses edlen Deutschen speziell erwähnt zu werden, in welchen die Sagen von der Einwanderung der alten Schwyzer in die Urkantone und ihre erste Gebarung in diesen Landen geschildert werden. Die naive Historiographie ist deßhalb so groß, weil sie den künstlerischen Thaten der griechischen Plastik gleich kommt. Sie ist keine Kunst, welche, wie die philosophische Geschichtschreibung, die Eingeweide der Ereignisse bloslegt, sondern, wie sie der Schöpfer hat werden lassen, treten sie ganz, gesund und ohne allen Anspruch auf Effect vor das Auge des ergötzten Betrachters hin. Die naive Historiographie stellt nichts als in Worte verwandelte Thaten auf.

Ein Buch gibt es, welches ebenso intentionvoll wie naiv ist. Dies sind die heiligen Schriften der Juden und Christen. Kein Geschichtschreiber kann sie oft genug lesen. Wenn der Fromme in der Geschichte des Volkes Israel nichts als die seines eigenen Herzens sieht, so erkennt der universellere Geist in ihr mit Staunen den Verlauf der gesammten Menschengeschichte. Es gibt kein Buch irgend einer Art, in welchem tiefere Weisheit in schlichteren Worten angeboten wäre. Ein Beweis, daß in diesem Buche Intention und Naivetät nicht nebeneinander stehen, sondern daß ein Drittes in ihm geistet, dessen Höhe das Eine wie das Andere leistet.

Soll dem angehenden Geschichtskünstler ein Rath gegeben werden, in welcher Weise er seinem Studium obzuliegen hat, so ist das Erste, was ihm gesagt werden muß, daß er mit einem möglichst engen Kreise beginne, und erst von ihm aus auf seinen

Radien in das Weite gehe. Auch hätte es vielleicht sein Gutes, wenn dieser Kreis ein unserer Epoche nicht zu entfernter wäre. Ueberhaupt hat es gewiß seine sehr vortreffliche Seite, die Geschichte, wenn auch nicht rückwärts zu schreiben, so doch wenigstens zum großen Theile rückwärts zu studiren. Wer aus Erfahrung und aus Quellen die vollendetste Geschichte seiner Familie oder seines Dorfes zu schreiben versteht, der ist mindestens von einer Seite her der Geeignetste, eine Universalhistorie zu verfassen. Ferner kann sich der Historiker nicht häufig genug in die großen Dichter aller Nationen versenken. [Wer aus Homer und Shakespeare nicht Geschichtschreibung lernt, wird solche niemals zu erlernen im Stande sein.] Auch die Kenntniß der Natur darf der angehende Geschichtschreiber ebenfalls dann und wann als einen Born seiner Wissenschaft betrachten. Die Runen der Erdoberfläche zeugen in mehr als einem Sinne von den Menschengeschlechtern, die an ihnen vorübergezogen sind. Endlich versäume der, welcher sich der Geschichte widmet, doch ja niemals, die unmittelbaren Volkszustände und namentlich deren Anfänge auf sich einwirken zu lassen. Nirgends sind aber besonders die letzten trefflicher niedergelegt, als in den Mährchen der Völker. Daß dem so sei, haben auch Männer wie die Grimm, der ältere Görres, Novalis, Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano auf das Innigste anerkannt. Wenn es das Ende ist, auf welches Alles ankommt, und wenn dieses Ende nirgends ahnungsreicher vorgebildet liegt, als im Anfang, so scheint nichts natürlicher, als daß der bewußtlos dichtende Volksgeist, der Wirklichkeit voraneilend, in irgend einer Weise prophetisch das anticipirte, was die Ereignisse in langsam und schwer auf einander folgenden Epochen an das Tageslicht hervorarbeiten. Von dieser Seite angesehen, mag es demnach nicht zufällig und unbedeutend erscheinen, daß in den meisten Mährchen irgend eine magisch lastende Gewalt gebrochen, und das, was unter ihr seufzte, in eine lachende und befriedigende Zukunft eingeführt wird. Vielleicht ist unser Leben nur deßhalb ein so schwerer Traum, weil wir in den Ketten einer Bezauberung liegen, die für das Individuum mit dem Tod, für das Geschlecht erst mit dem von so Vielen gehofften, von so Vielen gefürchteten Weltende gelöst und zerschlagen werden.

Siebzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Philologie.

Meine Herrn! Wenn wir die Philologie als das Proscenium oder die Einleitungswissenschaft der Geschichte bezeichnet haben, so könnte dies zunächst aus dem Grunde geschehen sein, weil nirgends die Kenntniß aller und namentlich der klassischen Sprachen eine so unerläßliche Nothwendigkeit ist, wie bei dem Studium der Geschichte. Denn die bei weitem größere Hälfte der Vergangenheit vermögen wir allein durch die Augen der Griechen und Römer anzuschauen. So innig wir indeß von dieser speziellen Nothwendigkeit der Sprachenkunde für die Geschichte überzeugt sind, so müßte diese doch immer nur als eine vorhandene Zufälligkeit der Wirklichkeit betrachtet werden, da alle unsre menschliche Erkenntniß überhaupt an Ueberlieferung gebunden ist. Soll daher die von uns angegebene Verbindung zwischen Philologie und Geschichte eine aus den inneren Verhältnissen der Sache selbst hergenommene sein, so müssen noch tiefer liegende Gründe, welche den Charakter eines Natur-Zusammenhanges an sich tragen, für dieselbe aufgebracht werden. Und allerdings gibt es mehrere solcher wesentlichen Gründe, von welchen aber hauptsächlich zwei innig verbundene hier unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Einmal nämlich ist ja der Mensch, wie wir gefunden haben, nicht ein absolut über die Natur erhabenes Wesen, sondern er ist mit dieser in eine so innige Einheit zusammengearbeitet, daß jede spezielle Stellung auf dem Erdballe eine spezielle Nationalität verlangt. Nichts bezeichnet aber den individuellen Zustand eines Wesens so innig, als der Ton, den es hervorzubringen oder nicht hervorzubringen vermag.

Nun ist der menschliche Ton κατ' ἐξοχήν das Wort und also die Sprache. Es ist aber dieser Ton ein solcher, daß er nicht angegeben werden kann, ohne die tiefste Erregung und Offenbarung des gesammten Individuums zu veranlassen. Folglich ist die Sprache eine Eigenschaft oder ein Attribut des Menschen und somit einer Nation, welches die Stellung des einzelnen Volkes im Zusammenhang mit allen übrigen energischer und klarer darlegt, als es nur irgend ein anderes Attribut vermöchte. Heißt nun Geschichte: jedes Volk in seiner Selbstheit und Wechselseitigkeit erkennen und beschreiben, so werden seine spezifischen Differenzen durch nichts besser sich herausstellen, als durch das Organon seiner Sprache. Es tritt demnach die Sprache als Erkennungsmittel der Nation unmittelbar zu den Mährchen derselben, und es ist nichts weniger als zufällig, daß die Sammler und Herausgeber der deutschen Volksmährchen auch die Beförderer der deutschen Sprache, so wie die Erforscher aller germanischen Urzustände geworden sind. So wichtig nun aber die Ausfindigmachung der spezifischen Differenz zwischen allen Sprachen ist, von gleicher Wichtigkeit erscheint — und dies ist der zweite Grund unserer Verbindung von Geschichte und Philologie, — das Einheitliche in allen Sprachen der Erde und namentlich die Punkte, wo sich Einheitliches und Verschiedenes berühren wie trennen. Denn hiedurch ist es möglich geworden, da, wo die historischen Berichte verstummen, in der Sprache noch ein Mittel aufzufinden, die Urverhältnisse der Völker-Verbreitungen und Situationen mit größerer oder geringerer Sicherheit zu erkunden. Auch ist hier der einzige Punkt gegeben, vermittelst dessen es gelingen wird, für die Erklärung unserer heiligen Urkunde durch philosophische Einsicht eben in der Sprache die Verknüpfung mit der Wirklichkeit der nationellen Erscheinungen nachzuweisen. Liegt eine derartige Durchführung auch außerhalb der uns gesteckten Gränze, so wird es uns doch später freuen, kraft der Beiziehung unserer Entdeckungen über die Erdverhältnisse einige dahin einschlagende Momente mit einem mehr oder minder überraschenden Streiflicht beleuchten zu können. Es kann und darf demnach jetzt weder im gesammten Complex der Wissenschaften der Philologie eine andere Stelle eingeräumt, noch auch

der Geschichte ein anderes Proscenium als die Sprachenkunde gegeben werden.

Gehen wir nun aber nach diesen ersten Fixirungen zu der Sache selbst über, und fragen uns, ob die Wissenschaft der Philologie nicht auch, wie alle unsere bisherigen Disciplinen nach den Grundanschauungen des Nothwendigen und Freien zerspalten werden könne, so scheint sich hier ein Gleiches nicht zu wiederholen. Denn wenn auch in der Sprache jedes Volkes ein ursprünglicher und deßhalb auch unentwickelter Charakter neben einem höheren und selbstständigen, wenn neben dem unmittelbarsten Ausdruck für das absolut Nothwendige auch die geistigere Beflügelung der Rhetorik und Poesie so wie aller feineren Cultur einhergeht, so ist dieser mehr successive als durch differentia specifica geschiedene höhere Zustand dennoch nicht bedeutend genug gegen alle früheren abgegränzt, als daß man hierauf eine Scheidung nach Nothwendigkeit und Freiheit begründen könnte. Ebenso läßt sich in keiner Weise eine höhere Entwicklung im Allgemeinen als nothwendige Folge und als zweiter, freierer Theil der Sprachenkunde bezeichnen. Soll daher ein ähnlicher wahrhaft tief begründeter Scheidungspunkt, wie wir deren früher fanden, ausfindig gemacht werden, so ist ein solcher Gegensatz allein in den großen Entwicklungen der Sprachfamilien über die Erde hin zu suchen, und folglich augenblicklich die Frage zu stellen, ob unsre großen Geschichtslinien und Welt-Diagonalen nicht auch hier das eigentliche Moment des Eintheilungsprinzipes in sich einschließen. Und in der That, sobald wir nur den beschränkteren Begriff der Philologie, der erst später besonders aufgenommen werden soll, fallen lassen, und die Philologie im höheren Sinne als Linguistik erfassen, so kann es uns weiter nicht überraschen, daß mit Rücksicht auf die große Völkerkreuzung alle Sprachen zunächst in Nothwendigkeits- und Freiheits-Sprachen und in noch ein Drittes auseinander gehen, dessen Anwesenheit uns augenblicklich als eine Gestalt entgegentritt, die an das dritte große Glied unserer Wissenschaftskette erinnert. Wir wenden uns jetzt der genaueren Betrachtung dieser drei großen Sprach-Gegensätze zu.

Als wir uns mit der Geschichte beschäftigten, traten uns, wie Sie wissen, zwei mächtige Linien entgegen, von denen die eine

von Nordoſt nach Südweſt, die andere von Südoſt nach Nordweſt ſtrich und deren jede ſich durch eine ganz beſondere Völkerentwicklung charakteriſirte. Faſſen wir hier nun die äußerliche Entfaltung jeder dieſer Gruppen mit Rückſicht auf die jedesmalige Bildung des Hauptes in ein ſpezielles Geſammtheitsbild zuſammen, ſo läßt ſich der Gegenſatz ſolcher Kopfentwicklung ſo ausdrücken, daß in dem Kaukaſier die Bildung des Hauptes jeder der drei Dimenſionen das ihr zukommende Recht widerfahren laſſe, und alſo der Kopf des Kaukaſiers die vollendetſte Rundung oder mit Rückſicht auf die Scheidung des Menſchen nach Vornen und Hinten, Oben und Unten, Rechts und Links, den regelrechteſten Würfel darſtellt, während das Haupt der Anti-Kaukaſier nach irgend einer Richtung hin einer einſeitigen Verkrüppelung unterliegt. Denn ſo iſt bei dem Mongolen wie bei dem Neger die reine und ſchöne Entfaltung des Oben und Unten verkümmert, indem bei dem Mongolen ſich das Rechts und Links, bei dem Neger dagegen ein einſeitiges Vornen und Hinten auf Koſten jenes höheren Gegenſatzes bereichert und vergrößert. Wenn nun aber das ganze Haupt einſeitigen Verzerrungen unterliegt, ſo iſt es natürlich, daß ſolche einſeitige Richtungsverſchiebung ſowohl auf das Centrale, wie auf die peripheriſchen Gliederungen des Hauptes von dem bedeutendſten Einfluſſe ſein müſſe. Nun aber iſt die Mundhöhlung eines der bedeutendſten Organe des Hauptes, ja ein ſo bedeutendes, daß man ſie ſogar mit der Schädel- und Gehirnhöhlung in Parallelismus ſtellen kann, indem in einem gewiſſen Sinne die Wölbung des Gaumens dem großen Gehirne, die Gegenbewegung des Unterkiefers dem kleinen Gehirne und die Bildung der Zunge dem Mittelhirne entſpricht*). Es wird folglich auch alle Bewegungsfähigkeit der Zunge, wenn dieſe freilich auch überall aus gleichen Fleiſchfaſern beſteht und ein Muskel iſt, bedingt ſein durch die mehr oder weniger freie Stellung, welche dieſes Glied im Munde einnimmt. Denn allein ſchon die Größe der Zunge bedarf einer freien und ungehinderten Sphäre, um nach allen Seiten hin den richtigen und rhythmiſchen Pulsſchlag eines ſicheren, beſtimmten Klanges erzeugen zu können. Iſt nun aber zufolge der gleich

*) Vgl. über das natürliche Prinzip der Sprache. S. 234—241.

regelrechten Stellung aller drei Dimenſionen das Haupt des Kaukaſiers allein dazu befähigt, ein wahrhaft ſchönes und geräumiges Mundgewölbe zu beſitzen, in welchem ſich die Zunge einer freien Selbſtſtändigkeit hingeben kann, ſo iſt es natürlich, daß auch allein die Sprachwellen dieſes Kaukaſiers in freiem und richtigem Wechſelabſatze, in einer harmoniſchen Aufeinanderfolge alſo von wohlgeordneten Vokalen und Conſonanten dahinfließen können. In ganz anderer Weiſe wird ſich dagegen der Anti-Kaukaſier verhalten. Ueberall nämlich durch die ſich ſelbſt beſchränkenden Wände eines mehr oder weniger verſchobenen Mundgewölbes und einer dadurch ungeſchickt gewordenen Zunge, durch wenig ſenkrecht geſtellte Zähne und durch entweder zu magere oder zu wulſtige Lippen an jeder feineren Modifikation des Tones gehindert und gehemmt, wird Alles, was er hervorzubringen vermag, immer nach der einen oder der anderen Seite hin aller Abrundung, jeder Vollendung und faſt ſelbſt des geringſten Wohlklanges entbehren. Auch ſtimmt hiemit die Erfahrung in ihrer ganzen Ausdehnung überein. Denn was ſich bei einigen amerikaniſchen Stämmen zur höchſten Höhe geſteigert hat, daß nämlich beinahe jedes Wort, oder beſſer jeder Ton von einem eigenthümlichen Klatſchen der Zunge oder einem unklaren Ziſchen oder ſelbſt von beiden Thatſachen zugleich begleitet iſt, dies kann den verſchiedenen Berichten zufolge mehr oder weniger von jedem Mongolen-, von jedem Neger-Volk behauptet werden. Ja ſelbſt das höchſte Culturvolk dieſer Nordoſt-Südweſt-Linie, die Chineſen, kann ſich dieſem allgemeinen Geſetze ſeiner Region ſo wenig entziehen, daß ſowohl die Schnalzlaute ang, ing, ong, wie die Ziſchtöne ſin, tſchin, tſcha, tſcheu und andere ſich durch das ganze Gebiet ſeiner Sprache ſo ſehr hinziehen, daß ſich hievon ſelbſt der Unkundige durch einen einzigen Blick auf eine Karte Chinas überzeugen kann. Iſt nun aber das Sprachorgan aller Anti-Kaukaſier auf dieſe Weiſe durch die angeborene Verſchiebung des Hauptes einer ſolchen übeltönenden Einſeitigkeit hingegeben, ſo iſt vorauszuſetzen, daß auch auf das Innere, das Gehirn, alſo auf das große Denkorgan des Menſchen die gleiche Verkümmerung eine gleiche Wirkung ausüben müſſe. Wie daher das Wort dieſer Stämme nur im Anfange einen Anſchein von Gliederung an ſich

trägt, sich zuletzt aber immer gleichsam wie mit einem unwillkührlichen Naturschlage endigt, so wird nothwendiger Weise auch dem antikaukasischen Gehirne jede, längere Ausdauer des Zusammenhangs erfordernde, Formation und Periodologie unmöglich sein. Es wird demnach entweder die Sprache dieser Völker den Versuch machen, die unbehülflichste, gleichsam nur ein einziges Wort bildende Periode zu konstruiren, wie dies bei vielen amerikanischen Stämmen der Fall ist, oder sie wird, wie bei den Chinesen, sich mit einer blinden, verstandlosen Juxtaposition der Worte begnügen, und also in keiner Weise die Höhe einer Bildung zu erreichen vermögen, kraft deren die Redenden zu heißen das schönste Epitheton der Menschen wäre. Weit entfernt, als der κατ' ἐξοχήν über allen und jeden Klang des Thierreichs erhabene Ton zu erscheinen, können diese Sprachen auf ihrer gefesselten Nothwendigkeitsstufe allein darauf Anspruch machen, als traurige Mittelwesen zwischen Klang und Wort bezeichnet zu werden. Auch ist die Macht, mit welcher diese Völker dem auf ihnen lastenden Bildungsgesetze unterworfen sind, so groß, daß da, wo sich ihre Linie der Südost-Nordwest-Diagonale nähert und diese schneidet, dieselbe sogar mehrere der angränzenden Stämme in ihren dissoluten Sprachzustand mit hineinzureißen vermag: — ein Faktum, aus welchem merkwürdige Folgerungen für die tiefe Naturnothwendigkeit unserer Anschauungen gezogen werden könnten.

Wenden wir uns nun jetzt mit der hier gestatteten Ausdehnung der kaukasischen Linie etwas näher zu, so tritt uns da vor allen Dingen eine Thatsache entgegen, die uns auf den ersten Anblick fast verwirren könnte. Denn statt daß auch diese Linie einem einzigen großen Sprachgesetz unterliegt, stößt uns hier plötzlich in ihr eine so durchgreifende und bedeutsame Spaltung auf, daß hiedurch beinahe die ganze von uns gegebene Anlage umgestürzt zu werden droht. Auch zeichnet sich diese dualistische Trennung noch dadurch besonders aus, daß nicht allenfalls der südöstliche Theil dem einen, und der nordwestliche dem anderen Sprachgesetz unterläge, sondern mitten in die Kette der indogermanischen Nationen fügt sich auf einmal der ganze ausgedehnte Stamm der Semiten ein. Wodurch unterscheidet sich nun

fürs erste dieser Dualismus in sich wie auch gegen die antikaukasische Linie?

Der semitische Sprachstamm, und in ihm vor Allem der Gipfel desselben, das Hebräische, charakterisirt sich besonders wie durch die Einfachheit, so auch im Ganzen durch die geringe Anzahl seiner Stämme*). Denn selbst die vorhandene Anzahl der letzteren wird durch eine höhere Einsicht und Sprachkunst einst noch um ein Bedeutendes reduzirt werden. Dagegen ist nun diese äußerliche Armuth durch einen großen Ueberfluß an Modifikationsmöglichkeiten kompensirt. Denn erstlich ist der Ton so untergeordnet und in eine große Fülle fein bedingter Konsonanten so verhüllt, daß er in der Schrift gar nicht bezeichnet wurde, folglich unmittelbar für den Kundigen aus der Constellation der Consonanten als nothwendiges Resultat hervorging. Sodann ist der große Reichthum an Hauchlauten in diesen Sprachen besonders hervorzuheben. Da, wo Alles auf Innerlichkeit beruht, kommt es vor Allem auf einen feineren Druck der Modifikation an, der immer allbedingend und entscheidend einzugreifen hat. Endlich fliehen diese edlen Sprachen in ihrer erhabenen Vereinzelung mehr oder weniger allen prosodischen Rhythmus**). Denn dieser ist an das übermüthige, daher gleichgültigere und weniger nothwendige Hervorquellen der Sylben gebunden, wie es sich in anderen Sprachen vorfindet. An diese stille Hoheit der Stammformation schließt sich eine gleiche Vornehmheit der Formenlehre an. Denn der Reichthum in der Flexion des Verbums ist entweder Konsonant- und damit Laut-Umbildung, oder auch, was fast dasselbe ist, wie Erzeugung neuer Wörter, wenn im Wesen der Stamm auch unverändert bleibt. Der **Status constructus** ist aber eine Wechsel-

*) Der große Reichthum des Arabischen ist etwas nur Sekundäres und ist eigentlich nur ein Beweis, zu welcher Mannigfaltigkeit sich die ursprüngliche Immanenz der semitischen Sprachfamilie entfalten kann.

**) Daß die entfaltetste der semitischen Sprachen, das Arabische, dennoch eine Rhythmik besitzt, ist mehr Bestätigung als Verneinung des Geäußerten, da sich hierin einmal die Entfaltung des sonst vorhandenen Esoterischen in dem Semitischen zum Exoterismus offenbart und damit sodann die Existenz als eines zum Indogermanischen überleitenden Gliedes verbunden ist.

Intimität der Formen, für welche mehr die Nachlässigkeit, als die Gestaltungskraft anderer Sprachen Analoga besitzt. Auch kann er als Ueberführung zu jener einfachen Periodologie betrachtet werden, welche, weit entfernt, der rohen Juxtaposition des Anti-Kaukasischen zu gleichen, vielmehr auf eine allheitliche Gefühlseinheit hindeutet, vermittelst deren der redende Semite dem wahrhaft fein hörenden Ohre die verständlichsten Sprachgruppen vorführt. Sei kongenial mit Jesaias, und seine hie und da vorhandene kolossale Abruptheit wird sich dir als die klarste Gliederung offenbaren. Es gleicht die semitische Sprachfamilie einem Samenkorn, in welchem alle Unterschiede ganz bestimmt, aber ebenso zart neben einanderliegen, und sich nur dem ebenso scharfen, wie unschuldigen Sinne erkennbar machen.

Ganz anders verhält es sich mit den indogermanischen Sprachen. Sie sind die zur äußersten Entfaltung auseinander gelegte Immanenz des Semitischen. Hier begegnet uns jene fast unbeschränkte Beugungsfähigkeit des Sanskrit, welche sich selbst bis zur Causalverbindung des Satzes steigert. Hier tritt uns jene Freiheit im Gebrauche des Artikels entgegen, welche bei dem Griechen und Deutschen sich so hoch steigert, daß fast alle Conjunktional-Verbindungen dadurch ersetzt werden können. Ja, die Freiheit aller Verknüpfung geht so weit, daß, namentlich im Deutschen, geradezu Alles zum Gesetze werden kann, was nicht absolut unschöne Möglichkeit ist. Auch drückt sich die Sebstständigkeit einer unumschränkten Periode, welche, wie Demosthenes und Isokrates lehren, trotz aller Größe nie der gegliederten Ueberschaulichkeit zu entbehren braucht, in einer Schönheit gleich der des einzelnen Wortes aus. Denn hier ist ein solches feines Gleichgewicht zwischen dem Vokal und dem Consonanten vorhanden, daß die Sprache zum anmuthigsten Steigen und Fallen, und somit, wie man will, zu einem ebenso zierlichen wie ehrwürdigen Tanze werden kann. Das Indogermanische besitzt weder das kalte oder so hitzige Blut der antikaukasischen Töne, noch den ätherischen Saft des olympischen Götterblutes, welches den semitischen Worten und Perioden eignet: es ist das reinste Menschenblut, das die Tonadern der Indogermanen durchrollt.

Verweilen wir nun aber noch mit unsern Betrachtungen bei

dieſem mächtigen Gegenſatze der Semiten und Indogermanen, wie er ſich auf der Südoſt-Nordweſt-Diagonale geltend macht, ſo finden wir alſobald, daß zwar auf der Nordoſt-Südweſt-Linie der Welt bei den Antikaukaſiern auch eine unermeßliche Mannigfaltigkeit der Idiome ſtattfindet, dieſe Vielheit aber ebenſo innerhalb des Semitiſchen und namentlich des Indogermaniſchen auftritt, von einer durchgehenden Zerfällung aber der antikaukaſiſchen Sprachen in zwei ſo divergent auseinandergehende Stämme, wie eine ſolche auf der Südoſt-Nordweſt-Diagonale hervorbricht, allüberall keine Spur entdeckt werden kann. Wollen wir daher nur mit einiger Gründlichkeit eine entſchiedene Baſis univerſeller Linguiſtik gewinnen, ſo wird es jetzt unſere Aufgabe ſein, einem genetiſchen Grunde in der Gabelung des Semitiſchen und Indogermaniſchen nachzuſpüren.

Ein ſolcher ſcheint ſich nun zunächſt aus einer Thatſache zu ergeben, die wir in unſerer letzten Vorleſung zu berühren die Gelegenheit hatten. Dort ſchien ſich uns nämlich von Oſtindien hinweg in ſüdöſtlicher Richtung die kaukaſiſche Schädel- und Leibes-Bildung mehr und mehr zu verlieren, und mit ihr alle höhere Entwicklung dieſer Geſchlechter. Dennoch gelang es uns, unter Malaien, Polyneſiern und Peruanern das kaukaſiſche Element wieder ausfindig zu machen. Es zerfiel uns demnach die Südoſt-Nordweſt-Diagonale der Völker in ein ſüdöſtliches minder kaukaſiſches, und in ein nordweſtliches kräftiger kaukaſiſches Glied. Es könnte folglich ſcheinen, daß dieſer Dualismus, welcher ſo mächtig iſt, daß in Beziehung auf die Sprache der Polyneſier faſt ſo ziemlich mit dem Anti-Kaukaſier zuſammenfällt, daß alſo dieſer Dualismus ſelbſt höher hinauf nach Nordweſt mit einer Kraft fortwirke, welche eben die Spaltung des Semitiſchen und Indogermaniſchen hervorzurufen geeignet war. Aber ſelbſt wenn dem zum Theil ſo ſein ſollte, ſo tritt uns hier doch ein Umſtand entgegen, welcher die Univerſalität dieſes Erklärungsmomentes vollkommen annihilirt. Denn da das Indogermaniſche, wie ſchon oben erwähnt, viel weiter ſüdöſtlich hinab- und ebenſo in ganz abſoluter Weiſe nordweſtlich hinaufgreift, ſo iſt das Semitiſche gleichſam ganz in das Indogermaniſche eingetaucht, ſowie es denn auch einen verhältnißmäßig kleinen Raum occupirt. Es iſt demnach

das Semitische ein nur dynamisch bedeutsamer Gegensatz des Indogermanischen, und kann folglich in seiner Existenz keineswegs allein an die südöstliche und nordwestliche Scheidung der Südost-Nordwest-Diagonale gebunden sein. Wir müssen daher einem noch specifischeren Trennungsmomente nahe zu kommen suchen. Auch bietet sich uns dieses in einer Bemerkung dar, welche im Laufe der gegenwärtigen Vorlesung sich uns aufgedrungen hat, und die dahin lautete: daß mehrere kaukasische Sprachen in der Nähe des Schneidungsknotens mit den antikaukasischen einem Einflusse dieser letzteren ausgesetzt wären, der selbst als ein wechselseitiger angesprochen werden kann. Wenden wir uns nun dem historischen Schneidungspunkt der Kaukasier und Anti-Kaukasier zu, so fällt dieser ohngefähr in die Gegend des Ararat, oder besser noch ungefähr dahin, wo Mesopotamien liegt und sich im Allgemeinen einstens die Stämme der Babylonier, Assyrer und Meder berührten. Wird aber dieser Punkt genauer ins Auge gefaßt, so kann man ihn wohl beinahe als den Mittelpunkt bezeichnen, um welchen sich so ziemlich im Kreise die Semiten gelagert haben. Es kann demnach jetzt mit einer ziemlichen Sicherheit der Satz ausgesprochen werden, daß da, wo die beiden großen Völker-Diagonalen sich schneiden, die beiden großen Gegenkräfte wie ein Drittes erzeugt haben, welches, gleich einer Sprache auf höherer Potenz, aus den beiden Gegensätzen das Beste herausgezogen und die beiderseitigen Einseitigkeiten veredelt hat. Auch tritt dieser Anschauung mit merkwürdiger Uebereinstimmung die älteste Ueberlieferung des Menschengeschlechtes bei. Denn wenn sie die Zersplitterung in Völker und Sprachen an einen ethischen Akt des Verbrechens knüpft, so läßt sie dieselbe merkwürdiger Weise von dem Schneidungspunkte der beiden großen Weltdiagonalen von Babylon, ausgehen: — so daß also in einer gewissen symbolischen Beziehung das Semitische, und in ihm namentlich das Hebräische, ebenso als übriggebliebener Rest, als edle Erinnerung einer hohen Vergangenheit, wie als hehre Andeutung einer göttlichen Zukunft bezeichnet werden kann*).

*) Noch bedeutsamer wird die hier in Anwendung gebrachte Anführung des babylonischen Thurmbaues, wenn dieses mächtige Ereigniß nicht blos als

Ist nun aber dem Allen so, wie wir entwickelt haben, so ist damit für uns die hier nothwendige Entwicklung des Linguistischen zu Ende gekommen. Wie ein mächtiger Boden erscheinen für uns Amerika, Afrika und das ganze südöstliche Asien. Aus ihm wächst mit dem Semitischen und dem Sanskrit ein mächtiger Sprachbaum nach Nordwesten empor, der mit jedem neuen Knoten der historischen Entwicklung, eine ebenso dynamisch wie quantitativ gesteigerte Entfaltung seiner Krone gewinnt. Drei große Fortschritte sind es namentlich, von denen es sich nachweisen läßt, daß sie sich ebenso als sprachliche, wie als völkergeschichtliche Glieder bewährt haben. Das erste dieser Glieder ist jenes, welches im ausgedehntesten Sinn die eigentliche indische Welt umfaßt und die nah verwandten Sprachstämme des Sanskrit, Zend und Pehlvi in sich einschließt. Das zweite Glied ist der pelasgische Volksstamm, dessen untergegangene Sprache im Griechischen ihren Kulminationspunkt erreicht hat. Jenseits des Pelasgischen erhob sich der germanische Stamm, unter dessen Sprachen sich die deutsche der höchsten Mannigfaltigkeit und Gelenkigkeit rühmen kann. Die sich demnach mit immer neuer Steigerung und stets engerer Raum-Koncentration von Südost nach Nordwest entwickelnden drei Stämme und Sprachen der Inder, Griechen und Deutschen sind daher der vollendete Freiheits-Gegensatz zu der Nothwendigkeitslast in Bildung und Rede, wie sich diese in dem Barbarismus der Nordost-Südwest-Diagonale verwirklicht hat. Auch ist es natürlich, daß, wie der Grieche über dem Indier, der Deutsche über dem Griechen steht: — eine wechselseitige Ueberragung, deren Nothwendigkeit schon unsere Vorlesung über die Geschichte gegeben hat: — daß ebenso auch die griechische Sprache der indischen, die deutsche aber der griechischen an Reichthum, Gefügigkeit und verborgener Dynamik vorangeht. Denn wenn auch, besonders wegen der nahen Berührung mit dem Semitischen, dem Sanskrit eine gewisse vegetative Fülle und eine nicht abzu-

---

eine menschliche Bau-Unternehmung, sondern als ein geogonischer Prozeß aufgefaßt wird, von dem menschliche Mitwirkung keineswegs ausgeschlossen zu werden braucht. Auch hoffe ich über diesen Punkt einstens noch Gläubige wie Naturalisten und Rationalisten befriedigen zu können.

läugnende Frische des historischen Morgens einwohnt, so ist es eben gleichsam die thierische Selbstständigkeit, oder höher ausgedrückt die autonomische Menschlichkeit des Deutschen, welche diesen wie zum Diktator über die Kräfte seiner Sprache macht. Vielleicht wird noch eine Zeit kommen, zu welcher das Deutsche den gallischen Laut verdrängt haben und zu jener Weltsprache erwachsen sein wird, welche zu einer immer höheren Nothwendigkeit zu werden scheint. Einer solchen Sprache wird es auch nicht verwehrt sein, aus allen übrigen Idiomen das ihr Nothwendige in sich herüberzunehmen, so daß, was unsre Puristen an uns tadeln, gerade als das Siegel unseres kosmopolitischen Berufes betrachtet werden muß. Wann die rechte Zeit gekommen ist, wird sich auch alsobald das Buntscheckige in der Kleidung unserer Sprache in ein herrliches nahtloses Gewand verwandelt haben. Was daher Leibnitz auf mathematischem Wege gewinnen wollte, eine allverständliche Weltsprache, dies wird durch die lebhaft organische Fortbildung kosmopolitischer Geisteseinheit allein errungen werden. — Noch könnte sich hier der Eine oder der Andere zur Frage nach den slavischen Sprachen getrieben fühlen, und wir wollen folglich auch diese mit einer kurzen Bemerkung abfertigen.

Der Slavismus ist überhaupt ein Mittelglied zwischen dem kaukasischen und anti-kaukasischen Norden. Als solches unterliegt er dem Quantitativen des Barbarismus und wird nur wie durch eine Ahnung der Qualität nach dem Freiheitspol des Germanismus hingezogen. Hat er daher, dieser Slavismus, auch noch einen besonderen Beruf in der Geschichte, so kann es allein der sein, als blinde Kraft zu wirken. Sosehr uns daher auch noch der Slavismus überfluthen mag, wie er selbst durch unsere Cultur, so wird auch seine Sprache durch germanische Elemente überwunden werden. An sich betrachtet kennt seine Sprache nichts von jener höheren Freiheit, wie sie sich im Sanskrit, im Griechischen und im Deutschen zu erkennen gibt. Namentlich ist dem Slavischen unser schöner Wechselrhythmus von Vokal und Konsonant völlig unbekannt, und der Laute sind in ihm sehr viele, welche, wenn auch nicht an das Schnalzende und Klatschende, so doch an das Zischende der antikaukasischen Barbarei erinnern. So beklagenswerth daher auch das Geschick der Polen sein mag, so

lag es doch in der Natur der Sache, daß bei dem Beginne des großen Kampfes zwischen Germanismus und Slavismus das Volk als Opfer fallen mußte, welches dem Slaven zu viel Germanisches, dem Germanen zu viel Slavisches enthielt*).

Dies wäre es denn nun, was im Allgemeinen über die Linguistik oder die universelle Sprachenkunde des Erdballes gesagt werden kann und muß. Wer auf diesem Gebiete zu einem höheren Resultat gelangen will, das nicht blos in sich selbst eine abgeschlossene Einheit darbietet, sondern mit Natur und Menschheit in ein organisches Ganzes zusammentritt, der wird sich keiner anderen Grundlagen der Sprachenentwicklung bedienen können, als die von uns nachgewiesenen sind. Entschließt er sich aber auch einmal, auf die Anwendung unseres ethnographischen Netzes einzugehen, dann wird sich für ihn aus der geringsten grammatikalischen Modifikation, die er z. B. vom Südosten Indiens bis zu dem Nordwesten Deutschlands verfolgt, oft die mächtigste Kette der tiefsten und erstaunenswürdigsten Intelligenz ergeben. Denn das ist eben der Segen wahrhaft aus dem Großen gearbeiteter Grundlagen, daß gerade das Kleinste und Zufälligste, das sonst unbeachtenswerth oder unerklärbar erscheint, aus der tiefsten Auffassung des angenommenen Prinzipes die schlagendste und überraschendste Enthüllung erfährt.

Indem wir aber jetzt dem Sprachstudium nach seiner tiefsten Bedeutung das ihm gebührende Recht haben widerfahren lassen, sind wir doch mit seiner Behandlung noch keineswegs zum Ende gekommen. Denn seit Jahrhunderten, bereits ehe es noch die universelle Wissenschaft der Linguistik gab, besteht eine in sich

*) Demjenigen, welcher die Zustände der polnischen Nation aus anderen, nämlich aus rein politischen Gründen abzuleiten sucht, ist hier leicht zu begegnen. Denn alle Wechselbeziehungen der Völker beruhen keineswegs auf äußerlichen Konstellationen, sondern auf einem tiefen Naturzusammenhange, der ebenso mächtig eingreifend wirkt, wie der Zug der Geschlechter oder die Antipathieen, die sich zwischen verschiedenen Thierarten vorfinden. Auch mag es allerdings für uns erniedrigend sein, bleibt aber dennoch mehr als wahr, daß der Grund unseres Begehrens fast gewöhnlich ein anderer ist, als der von uns sogar für uns selbst vorgeschobene.

abgeschlossene Disciplin der Philologie, deren Inhalt sich allein auf die beiden Sprachen des klassischen Alterthums, auf das Griechische und Lateinische beschränkt, und welche die in sich selbst abgerundete Vollendung dem Volke der Deutschen verdankt. In welchem Verhältnisse haben wir uns nun die spezielle Philologie zur universellen Linguistik zu denken? — Dies ist die Frage, deren Beantwortung hier vor allen Dingen zuerst gegeben werden muß.

Das Germanische, und insonderheit das Deutsche, ist, wie wir gefunden haben, der Gipfel aller freien Sprachen, welche im Gegensatz zu den antikaukasischen Verhältnissen sich mit Indien aus dem Südost nach dem Nordwest erhoben haben. Unmittelbar unter der höchsten Blüthe des Wortes, wie sie sich uns im Deutschen dargestellt hat, steht nun der pelasgische Sprachenkreis, als dessen vollendete Schönheit sich die griechische Sprache geltend macht. Ist jedoch das Wachsthum der Sprachen aus dem Südosten nach dem Nordwest, wie sich uns gleichfalls ergeben, eine Aufsteigerung der Vollendung zu, so wird jede höher liegende Sprache alles Niedrere in sich implicite gesetzt enthalten. Haben daher an sich schon alle kaukasische Sprachen mit Nothwendigkeit jeden edleren Keim des Antikaukasischen in sich aufgenommen, ja in sich überhaupt von Anfang an inhärent, so wird ebenso das Griechische als ein höherer und koncentrirterer Extrakt aller indischen Sprachzweige und das Deutsche als die geläuterte Potenziirung des Griechischen zu betrachten sein. Alle edleren Stoffe folglich, welche dem Deutschen einwohnen, geben sich als eine zur organischen Einheit abgeschlossene Anthologie aller Sprachgesetze der Welt zu erkennen. Das Gleiche wird, aber nur in einem etwas geringeren Grade, von dem Griechischen auszusagen sein. Auch dies befaßt alles Niedrere der übrigen Erdsprachen in sich mit Ausnahme des Deutschen, welches eben auch alle niedreren Erdsprachen, nur noch mit Einschluß des Griechischen, in sich aufgenommen hat*). Es verhält sich folglich das Griechische

*) Es versteht sich wohl hier von selbst, daß das in diesen Sätzen Mitgetheilte nicht in einem rohen mechanischen Sinn genommen werden darf, sondern in jenem höheren organischen, zufolge dessen die Aufnahme des Niedreren in das Höhere nicht eine einfache Uebernahme, sondern eine lebendige Durchkochung (πέψις) und Ummodelung ist.

zum Deutschen, wie sich etwa die medulla oblongata zum gesammten Gehirn, oder auch das kleine Gehirn zum großen verhält. Betrachten wir nun aber dieses Wechselverhältniß zwischen dem Griechischen und Deutschen noch etwas genauer, und suchen ihm einen anderen Wortlaut zu geben, so können wir sagen: das Griechische ist für das Deutsche wie ein Mikrokosmus aller übrigen Sprachen zusammengenommen. Was daher alle Sprachen der höchsten, der deutschen nämlich, sind und sein können, das ist in koncentrirter Zusammenfassung für die deutsche bereits das Griechische. Die Philologie ist demnach eine, wenn auch nach einigen Seiten hin beschränkte, aber immer doch koncentrirte und somit alles Nothwendige in sich befassende Linguistik. Auch bedarf hier das Lateinische oder Römische keiner weiteren Erwähnung. Denn an sich schon um ein Unendliches weniger klassisch*), als das Griechische, gehört es ja auch der pelasgischen Wurzel an, deren höchste Frucht eben das Griechische ist; — so daß sich also auch das Griechische zur pelasgischen Basis ungefähr ebenso verhält, wie es dies zu allen niedreren Sprachformen der Welt thut. Es ist demnach für eine Zeit von minderer Extension ihrer Entfaltung die Philologie dasselbe gewesen, was von nun an für unsere an unermeßlichem Wissen so reiche Epoche nur noch allein die universellste Linguistik sein kann.

Wenn aus alledem aber irgend Jemand die Folgerung entnehmen wollte, daß von nun an die Philologie als spezielle Wissenschaft ersterben oder sich vielmehr ganz in die allgemeine Linguistik auflösen müsse, so mag er damit allerdings bis zu einem

---

*) Diese Aussage der geringeren Classicität des Lateinischen dem Griechischen gegenüber gilt nicht allein von der Sprache, sondern unserer innersten Ueberzeugung nach auch von den Autoren, welche in dieser Sprache geschrieben haben. Denn nur sechs derselben scheinen uns an die hohe Blüthe der griechischen Naivetät (wenn auch mit größerem oder geringerem Bewußtsein) hinzureichen. Und diese sind: Plinius, Horaz, Ovid, Catullus, Tibullus und Propertius. Cicero, Livius und Virgil verhalten sich zu den Griechen ungefähr so, wie die größeren unserer Philologen zu den Römern. Tacitus ist trotz aller seiner Größe fast geradezu modern zu nennen. Uebrigens ist er unter den Historikern ungefähr und in seiner Weise dasselbe, was Dante unter den Poeten.

gewissen Punkte Recht haben, aber eben auch nur bis zu einem gewissen Punkte. Denn abgesehen davon, daß alle Jugendbildung wie alle höhere gelehrte Entfaltung im Griechischen und Lateinischen wurzelt, so gibt es auch noch triftigere Gründe, die Philologie als gesonderte Wissenschaft festzuhalten. Jede Sprache nämlich lebt im tiefsten und innigsten Verkehr mit dem ganzen und gesammten Zustande des sie sprechenden Volkes. Im Grunde ist daher keine einzige Sprache in Wahrheit kennen zu lernen wie zu erforschen, ohne ein vollendetes Eingehen in Geist und Entwicklung ihrer Nation. Würde dies aber überall und bei allen Völkern versucht und gethan werden, so würden die an sich schon so gewaltigen Massen der Sprache und der Geschichte in eine unermeßliche kaum zu umspannende Einheit zerfließen. Ist aber demnach Geschichte und Sprache sonst überall auf das Bestimmteste auseinanderzuhalten, so wird es dennoch auf der anderen Seite von Bedeutung sein, daß bei der Wissenschaft irgend eines Sprachstammes die Einheit des Wortes und der Geschichte entschieden hervorgehoben und festgehalten werde. Nun aber geht aus allem bisher Gesagten die nothwendige Folgerung hervor, daß, je höher sich die Sprachen nach Nordwest aufsteigern, Geschichte und Wort auch um so lebendiger zu einer sich mannigfach durchflechtenden Einheit heranwachsen. Diese Einheit bei dem sich fort und fort immer höher entfaltenden germanischen Stamme durchzuführen, ist theils eine mehr der Geschichte, als der Sprachforschung zukommende Aufgabe, theils bei der fortgesetzten Steigerung dieser Nationalität jedenfalls eine vollkommene Sache für sich. Vortrefflich aber ist eine solche Ineinsbildung von Wort und Geschichte, und ihre Aufstellung als besondere Wissenschaft bei einem Volksstamme wie der pelasgische möglich, welcher ebenso hoch auf der Geschichts- und Sprachleiter der nordwestlichen Völker steht, wie er seinen völkerhistorischen Beruf bereits durchlaufen hat. Es ist daher die spezielle Philologie einmal eine mikrokosmische Linguistik, dann aber auch die vollendete der Sprachkenntniß verbundene Einsicht in den ganzheitlichen Culturzustand der höchsten pelasgischen Stämme, und damit eine Wissenschaft, welche, je höher unsere Cultur steigen wird, für uns immer um so

größere Nothwendigkeit bleiben muß. Wenn die beiden sich bestreitenden Schulen zu Leipzig und Berlin ihre Wissenschaft unter diesem Gesichtspunkte betrachten wollten, so würde die Anzahl ihrer Gegensätze von Tag zu Tag mehr schwinden müssen. Gewiß ist es wenigstens, daß die größten Philologen wie z. B. Julius Cäsar Scaliger, Gerhard Johann Vossius und Friedrich August Wolf, ihre Wissenschaft unter einem ähnlichen Gesichtspunkte angesehen haben.

Wenn nun aber der pelasgische Sprachstamm und also namentlich die griechische Sprache nach allem Bisherigen am geeignetsten ist, zum Inhalt der eigentlichen Philologie zu werden, so muß es billig verwundern, wenn wir finden, daß gerade bei diesem zu solchem Zwecke erwählten Volke die Einheit zwischen Höhe der Sprache und Höhe des Culturzustandes so groß und innig gewesen ist, wie bei keinem sonst auf Erden. Mag sich dies zum Theile auch daher ableiten lassen, daß der pelasgische Sprach- und Volksknoten der unmittelbar nächste unter dem höchsten, dem germanischen, ist, so scheint dennoch die Natur des griechischen Volkes und seine lebendige Ineinsbildung von Sprache und Geschichte hieraus nicht völlig erklärt werden zu können, und wir schenken dieser Frage um so lieber noch eine kurze Berücksichtigung, da die Auflösung derselben die Philologie noch um so inniger mit der Linguistik in Eins zusammenzuschlingen geeignet ist.

Wir wissen, daß der Knotenpunkt der beiden großen Welt-Diagonalen ungefähr in die Gegend von Mesopotamien fällt. Ebenso haben wir erkannt, daß diese Gegend auf jener tiefsten Erdlinie liegt, welche vom rothen Meere bis zum obischen Meerbusen streicht, und daß diese Linie das Erdhaupt vom Erdrumpfe, d. h. die Länderverhältnisse um das mittelländische Meer, und also namentlich Europens von allen übrigen tellurischen Massenentwicklungen abschneidet. Nun hat sich uns aber ferner herausgestellt, daß, gerade so wie die Länder um das mittelländische Meer das Haupt zum Erdenrumpfe abgeben und also durch ihre Concentrirung entschieden über die sonstigen Massen des Erdballs erhaben sind, ebenso auch die Völker um das mittelländische Meer als die eigentlichen intelligenten Haupt-Nationen angesehen werden müssen. Unter diesen Völkern nun ist das griechische auf der

Südoſt-Nordweſt-Linie das unterſte oder erſte. Denn Paläſtina, wie Phönizien, fällt ganz in die große Trennungslinie hinein, und Kleinaſien bildet nur wie einen ſeitlichen, durch andere Verhältniſſe bedingten Auswuchs derſelben. Auch deutet die an ſeinem Ende unter der Inſelwelt des ägeiſchen Meeres hervorbrechende vulkaniſche Tendenz darauf hin, unter welchen gewaltigen Symptomen bei dem beginnenden Griechenland ſich die Trennung von Erdhaupt und Erdrumpf vollzogen hat*). Nun aber iſt es Geſetz aller ſowohl hiſtoriſcher wie phyſiſcher Natur, daß, wenn in einem Ganzen eine Trennung eintritt, bei welcher der zweite Theil über den erſten erhaben iſt, gerade am Anfang dieſes zweiten Theiles die divergente Natur deſſelben ſich beſonders ſtark und namentlich mehr ins Aeußere heraustretend ſetzt. Folglich iſt es klar, warum unter allen Nationen des Erdhauptes die Griechen ſich als die höchſte und geiſtigſte in der Weiſe entwickelt haben, daß bei ihnen die Innerlichkeit, als deren Enthüller ſich die Sprache kund gibt, am lebendigſten und regſten den ganzen Körper der Volkserſcheinung durchgeiſtete und belebte. Warum alſo die Philoſophie zuerſt und faſt ihre ſüßeſten Töne unter den Hellenen angab, warum dort der Rhythmus der Sprache ſich zum künſtlichen Versbau der Dithyramben, Hymnen und Chöre entfaltete, warum endlich unter den Händen der Griechen die Plaſtik ihre einzige und höchſte Höhe gewann, — dies Alles und noch Mehreres findet ſeine alleinige Erklärung in der Stellung, welche das Volk der Hellenen auf der großen Südoſt-Nordweſt-Diagonale gleichſam auf dem Boden des Erdhauptes einzunehmen berufen war: — wobei es gewiß ein nicht unintereſſanter Parallelismus iſt, daß namentlich dem kleinen Gehirn und dem ihm ſo ſehr verwandten Mittelhirn im Organismus des Menſchen hauptſächlich das als Beruf zugetheilt ſcheint, die plaſtiſche Entfaltung der Menſchengeſtalt zu erzeugen, wie in ihrem einmal erlangten Beſtande zu erhalten. Nach alledem aber kann es hier zum Schluſſe weiter nicht auffallend ſein, wenn wir die Folgerung ziehen, daß

*) Vielleicht iſt auch der Salzſee, in welchen ſich der Jordan ergießt, nicht ohne alle Beziehung zu den vulkaniſchen Zerſplitterungen der griechiſchen Inſeln.

die großen Entwicklungen des Erdrumpfes und Erdhauptes wie die an sie gebundenen weiteren der Geschichte und Sprache auch die nothwendige Ursache sind, zufolge deren es neben dem Makrokosmus der Linguistik auch den Mikrokosmus der speziellen Philologie gibt. Wollten wir diese letztere endlich noch in denselben Dualismus der Nothwendigkeit und Freiheit zerfällen, welchen wir auch als Haupteintheilung der Linguistik gefunden haben, so ließe sich wohl die alleinige Beschäftigung mit der griechischen und lateinischen Sprache, wie dies die Hermannische Schule thut, als die Nothwendigkeit, diejenige dagegen mit dem sachlichen Griechen- und Römerthum, wie es die Weise der Böckhischen Schule ist, als die Freiheit der speziellen Philologie bezeichnen. Es ist dies aber mehr eine allenfalls mögliche Analogie, als ein durchgreifender Parallelismus, der auch nicht vollkommen vorhanden wäre, wenn wir die spezielle Philologie die Freiheit der Linguistik, die Linguistik aber die Nothwendigkeit der speziellen Philologie nennen wollten. Denn namentlich drückt sich das Schwankende dieser letzten Vergleichung dadurch aus, daß unter einem anderen Gesichtspunkt das ganze Verhältniß umgekehrt, und also die spezielle Philologie mit Recht als die Nothwendigkeit der Linguistik, diese letztere aber als die Freiheit der Philologie betrachtet werden könnte.

Es ist jetzt nur noch übrig, einige Bemerkungen über das Talent zur Sprachenkunde, so wie über die Methode des linguistischen und philologischen Studiums beizufügen. Wir werden uns kurz fassen können, da im Grunde das Wesentliche, was hier gesagt zu werden vermag, schon in den gegebenen Evolutionen der Sache selbst beschlossen liegt. Wie es sich von selbst versteht, fallen hier Linguistik und Philologie so eng in Eins zusammen, daß es durchaus nicht nöthig ist, beide in Beziehung auf die angegebenen Punkte zu trennen.

Was da nun zuvörderst das Talent zur Sprachenkunde anlangt, so ist das Erste, dessen der angehende Philologe bedarf, jene passive Receptivität für das Wort und die damit verbundene Lust an demselben, die wir, nur auf niedererer Stufe, häufig an Kindern wahrzunehmen die Gelegenheit haben. Ist nämlich das Wort Ausfluß und unmittelbare Enthüllung der Innerlichkeit, so

kann man sich bei dem Triebe aller Menschen, ihren geistigen Gehalt zu offenbaren, recht wohl einen Zustand besonderer Begabung denken, in welchem sich der Stachel nach der Offenbarung des Inneren zur Lust für Beobachtung und Gebrauch des geoffenbarten Lautes selbst umsetzt, ähnlich wie die Freude an der Gestalt im Künstler zur Darstellung des Gestalteten wird. Dies ist denn auch der Grund, warum der Philologe namentlich zum Pädagogen geeignet ist. Er ist Künstler in jenem Gestaltungstrieb des Wortes, in welchem das nach dem Laut oder Ausdruck ringende Kind noch Schüler ist. So sehr aber diese erste Begabung Nothwendigkeit für den Sprachkundigen ist, so wenig ist sie mehr, als erste Basis dessen, was für ihn Bedingung eines höheren Fortschrittes ist. Die Wortlust nämlich, welche für sich allein höchstens den gewandten Sprecher oder selbst nur Schwätzer erzeugt, muß zur höheren Lust an der Periode werden: eine Lust, welche im Philologen sich dadurch ausdrückt, daß ihm, die Periodologie der einen Sprache in die der anderen umzubilden, zum höchsten Bedürfniß und zur wahren Geistesbefriedigung wird. Er gleicht hierin dem Mathematiker. Denn wie dieser nicht ermüdet, Gleichung in neue Gleichung umzumodeln, so kann auch der Trieb des Philologen, die Periodologie der verschiedenen Sprachen einander kongruent zu machen, niemals gesättigt werden. Es ist demnach von dieser Seite derjenige der höchste Philologe, dessen Modifikationskraft jede auch die kleinste irrationale Größe zwischen zwei Sprachen aufzuheben vermag. Dennoch, so hoch auch diese Gabe angeschlagen werden muß, ist hier jener Pedantismus verborgen, welcher dem Philologen so nahe liegt, da der freie Ummodler nur zu leicht zum mechanischen und sklavischen Nachbildner hoher Muster wird. Es ist demnach jenes zweite nothwendige Talent des Philologen nur dann in seiner richtigen Stellung, wenn es in ein drittes übergeht, welches allein als die Gabe und der Enthusiasmus kongenialer Sprachschöpfung bezeichnet werden kann. Denn allein in diesem Falle wird der Philologe jenem Gesetzgeber und Könige ähnlich, welcher nach dem Cratylus des Plato die Sprache erfunden hat. Auf dieser Höhe haben sich alle Sprachkundigen erster Größe bewegt, da sie, selbst wenn sie sich den nur sachlichen Gegenständen der Philologie zugewandt hatten,

doch nur vermittelst ihrer Congenialität mit der Sprache des vorliegenden Volkes so tief in seine Institutionen und anderweitigen Zustände einzudringen vermochten. Es ist demnach die Philologie eine der geringsten Wissenschaften, wenn ihr Pfleger auf der ersten Stufe der zu ihr nothwendigen Begabung stehen bleibt: nahezu aber der höchsten eine, wenn derselbe die dritte Stufe des sprachlichen Talentes in sich trägt. Denn er ist in diesem Falle ein Nach-Erfinder eines wirklichen Volksgenius oder selbst dessen, was die tiefen und genialen Eigenthümlichkeiten der nationellen Individuen erzeugte: ein Zustand des Geistes, welchen man die Gabe analytischer Poesie nennen könnte.

In Beziehung auf die Methode des philologischen Studiums ist das Hauptgesetz: daß der Schüler, mag er nun Linguist oder spezieller Philologe werden, sich namentlich in die Tiefe einer einzigen Sprache versenken muß und hier auch die kleinste Kleinigkeit nicht verschmähen darf. Dem Linguisten ist hiezu namentlich das Detail-Studium des Sanskrit, dem Philologen das des Griechischen anzurathen: — letzteres, weil es die Blüthe des Pelasgischen ist; ersteres, weil es, wie in der Mitte aller Sprachen der Welt gelegen, deßhalb fast nach allen Hauptmodifikationen sprachlicher Entwicklung hindeutet. Hat nun aber der Schüler diesem von uns geforderten Detail-Studium so weit Genüge gethan, daß er zum Künstler im Gebrauche seiner Hauptsprache geworden ist, dann gehe er, so weit es seine Kräfte erlauben, in die Vielheit der Sprachen und Zustände ein, und mache sich vor Allem zum genauen und freisinnigen Kenner in den genialen Werken aller jener Sprachen, welche er sich als seinen Stoff untergebreitet hat. Thut er das mit jener hohen Kraft der Selbstständigkeit, welche über dem Chaos der Laute wie der Geist über den Wassern der Schöpfung schwebt, so wird sich ihm ein feines Gesetz der Sprachkunst über das andere offenbaren, und er selbst zum höchsten Kritiker und somit zum negativen Philosophen werden, der, mit Shakespeare zu reden, der verkehrten Seite schön gewirkter Teppiche gleicht, welche zwar nicht die Reinheit der Zeichnung, aber um so mehr Anstrengung und Geschicklichkeit des Werkmeisters erkennen läßt.

Achtzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Jurisprudenz.

Meine Herrn! Wenn wir das Studium der Heilkunde als die praktische Disciplin der Naturwissenschaften bezeichnet haben, so leuchtet das Naturgemäße dieser Eintheilung dem beobachtenden Geiste allerdings auf den ersten Anblick ein. Denn da der Mensch nicht nur die Schlußkette aller natürlichen Dinge ist, sondern auch Alles, womit auf seinen Organismus eingewirkt wird, gleichfalls der Sphäre der Natur entnommen ist, so könnte sich kaum der Dreisteste oder Kurzsichtigste einfallen lassen, ohne die Vorbedingung der vollendetsten Einsicht in die Gegenstände, mit welchen gehandelt wird, irgendwie in die Ausübung der ärztlichen Kunst einzugreifen. In ganz anderer Weise scheint sich nun das Verhältniß zwischen Geschichte und Jurisprudenz herauszustellen, indem hier die Kluft zwischen beiden, zwischen der einen als theoretischer und der andern als praktischer Scienz, zum mindesten als eine viel größere auftritt. Da nämlich der Mensch als ein durch die Freiheit seines Willens sich selbst gelassenes Wesen dasteht, und so vermittelst seiner Fähigkeit, sich da- oder dorthin zu bestimmen, die Welt in jedem Augenblick gleichsam von Neuem anfangen zu können scheint, so ist für ihn die Versuchung allerdings sehr groß, die Autonomie seines Willens zum Gesetz seines Verhaltens zu erheben und sich civilistisch in einer Weise zu gruppiren, welche ihm gerade die beste oder selbst eben nur genehm dünkt. Daß dem auch in der Wirklichkeit so sei, hat die Geschichte und namentlich die der neueren Zeit auf das Mannigfaltigste bewiesen. Denn um von den in vieler Hinsicht geschichtlich so ganz zusammenhangslosen

Mißgriffen der französischen Revolution völlig zu schweigen, so sind fast alle neueren Gesetzbücher und namentlich die Constitutionen auf einem mehr oder weniger willkürlichen Boden erwachsen, und hieraus der Uebelstand hervorgegangen, daß die öffentliche Ueberzeugung Geschichte und Gliederung der menschlichen Gemeinschaft als ein Einheitliches zu betrachten gänzlich aufgehört hat. Was ist nun der Grund dieser schädlichen Trennung, was der Grund, daß man das öffentliche Leben immer mehr als ein Wachsthum der Vergangenheit anzusehen vergißt und den konstruktiven Elementen desselben rationalistisches Gutdünken unterzuschieben sucht?

Mag nun auch der Grund zur Mißkennung einer so innigen und nothwendigen Verflechtung wie zwischen Geschichte und Recht in vieler Beziehung ein moralischer sein, so wirken denn doch auch mehrfach intellektuale Irrthümer mit, die namentlich in dem einen kulminiren, daß man gemeinhin den Rechtsbegriff zu eng und zu vereinzelt zu fassen pflegt. Da nämlich civilrechtliche Störungen das erste sind, was zu allen Zeiten zur Produzirung des Gesetzes getrieben hat und noch treibt, so hat man immer, wenn es sich so auszudrücken erlaubt ist, diesen Kleinhandel des öffentlichen Zustandes als das Zeugende aller Rechtsverhältnisse angesehen und ist von da erst in weitere und allgemeinere Kreise hinausgegangen. Nun ist allerdings das Civilrecht ein wichtiger integrirender Theil des gesammten rechtlichen Gebietes (welcher? wird sich uns später ausweisen), aber dennoch ist es nur ein Theil, und nach manchen Seiten hin sogar ein sehr kleiner Theil der gesammten menschlichen Jurtaposition. Denn es gibt noch viel mannigfachere und schwierigere Collisionen, die im Leben eines Volkes auftreten, als die sind, welche das Civilrecht umspannt. Will man daher das gesammte Recht erstlich nach seinem ganzen Umfange und damit sodann in seiner historischen Wurzel erfassen, so wird man alsbald nicht von dem Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigen, sondern bei dem Großen beginnen und nach dem Kleinen zu herabgehen müssen. Der Begriff der Volksgemeinschaft und somit im Allgemeinen der des Staates*) ist es demnach,

*) Ich kann mir es hier nicht versagen, einige Bemerkungen über die Etymologie des Wortes Staat anzuführen: Bemerkungen, die keineswegs

womit das geſammte Studium des Rechtes begonnen werden muß. Alles daher, was wir auch über die Jurisprudenz zu ſagen haben werden, wird von uns aus ſolcher geſchichtlich genetiſchen Wurzel abgeleitet werden müſſen.

Wenn nun aber der Staat und beſſer noch die Volksgemeinſchaft (denn der eigentliche Staat iſt von dieſer noch verſchieden) als ſolche das höchſte und letzte Produkt, die Blüthe der Geſchichte iſt, und auf ihm der geſammte Begriff des Rechtes aufgeführt werden muß, ſo iſt hier das Erſte, deſſen die gründliche Betrachtung bedarf, nicht die Geſchichte der Staaten, ſondern die Geſchichte des Staates, wie er ſich über die Erde hin entwickelt hat und, da in Beziehung auf dieſe Entwicklung die Südoſt-Nordweſt-Diagonale die eigentliche Grundbedingung iſt, von der Alles abhängt, die Geſchichte des Staates entlang der Südoſt-Nordweſt-Linie

---

als maaßgebend betrachtet werden ſollen, ſondern allein auf etwas hindeuten möchten, was doch allenfalls Wahrheit ſein könnte. Gewöhnlich nämlich leitet man das Wort Staat von status ab, und findet alſo in demſelben nichts, was auf eine deutſche Wurzel hinweiſt.

Nun aber gibt es eine Bedeutung dieſes Wortes, welche, wenigſtens in einigen Gegenden Deutſchlands, tief in die Sprachweiſe des gemeinen Mannes eingedrungen iſt. Es iſt nämlich die, nach welcher Staat gleichbedeutend mit Putz und Schmuck iſt. Bedenken wir nun, wie es ein alter Gedanke iſt, daß der Staat durch Freiheit ein ſo gegliederter Organismus ſein ſoll, wie der Bau der Welt einen ſolchen durch Nothwendigkeit vorſtellt, und erinnern uns, daß die Welt den Griechen κόσμος, dem Lateiner aber mundus hieß: Worte, die auch auf Schmuck und reinliche Zierde hindeuten, — ſo ergäbe ſich hier ein merkwürdiger Parallelismus, ja eine Identität, die man dem tiefſinnig wirkenden Geiſt der Sprache allerdings zutrauen darf. Würde man nun aber nach der Ableitung des Wortes Staat fragen, ſo würde ich keinen Augenblick zögern, wie Naht von nähen, ſo Staat von ſtehen abzuleiten. Denn nur das, was zum ruhigen und ſicheren Beſtand geworden iſt, kann zu einer reizenden Welt der Schönheit, alſo zum Staate auseinandergehen. „So er ſpricht, ſo geſchieht's; ſo er gebeut, ſo ſteht's da", — heißt es in einer Pſalmſtelle. Und bei Hiob einmal: „Der Himmel wird ſich wandeln wie Leinen, und ſie ſtehen wie ein Kleid". Wie in dieſen Stellen, ſo drückt ſich auch im Worte Staat die große Einfalt im Uranfange der Sprache aus. Damals hat es ſich nie um ſchöne Redensarten gehandelt, ſondern immer nur um die ſchlagendſte und unmittelbarſte Fixirung der Sache.

des Erdballs. Hier wird uns denn die Wiederholung mehrerer schon in der Vorlesung über Geschichte gegebener Punkte die eigentlichen erklärenden Momente liefern. Es wird dies aber noch nicht genug sein. Denn der Staat ist eine Ganzheit, ein Mikrokosmus in sich selbst. Nun haben wir aber gefunden, daß alles Mikrokosmische an die Gestalt des Menschen gebunden erscheint. Ist aber da nun ein solches Mikrokosmisches kein äußerlich Gestaltetes, sondern nur ein innerlicher Organismus, wie dies denn beim Staate offenbar so der Fall ist, so wird sich die Menschenähnlichkeit eines solchen Mikrokosmus nur durch das innerliche Verhalten eines Herrschenden und Beherrschten, einer Form und einer Substanz ausdrücken. Das Beherrschte ist aber immer ein Gezwungenes, also die Seite der Nothwendigkeit: das Herrschende dagegen stets ein sich selbst Gelassenes, also die Seite der Freiheit. Gehen wir daher nach der geschichtlichen Betrachtung des Staates in seine innerliche Construktion ein, so wird er sich uns offenbar in einen Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit auflösen müssen. Da aber der Begriff des Staates die Einheit ist, welche die Doppelheit der Freiheit und Nothwendigkeit in sich zusammen befaßt, so können auch diese beiden nur relative Gegensätze sein; und es wird uns demnach nichts hindern können, auch hier die Freiheit als die Steigerung der Nothwendigkeit zu betrachten. Jede Steigerung aber ist eine Concentration des Niedreren. Es wird uns daher ganz natürlich vorkommen müssen, wenn wir zuletzt den Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit durch eine in der Sache vorhandene Wendung noch als die Wechselbeziehung von Haupt und Rumpf, von Oben und Unten im Staate auffassen werden. Auch wird es endlich nichts anderes als eine einfache Zurückbeziehung auf das schon Behandelte sein, wenn wir die Seite der Nothwendigkeit und Freiheit im Staate, sowie das Verhältniß dieser beiden zu einander als Haupt und Rumpf noch einmal mit der gegebenen Geschichte des Staates über die Erde hin in Vergleich setzen und daraus einige Bemerkungen über zukünftige Entwicklungen ziehen werden. Geschichte des Staates, Nothwendigkeit und Freiheit desselben, Haupt und Rumpf in der Gliederung seiner Erscheinung, endlich noch einige Schlußbetrachtungen: — das sind folglich die vier Punkte, nach

deren Behandlung allein das Studium der Rechte als einigermaaßen umschrieben betrachtet werden kann. Wir wenden uns jetzt dem ersten dieser Punkte zu.

Wenn wir die Erde nach ihrer natürlichen wie geschichtlichen Konstruktion ins Auge fassen, so theilt sie sich, wie wir nun schon so oft gefunden haben, in zwei mächtige Kreuzlinien, von denen die eine im Nordosten Asiens und dem Norden Amerikas beginnt und tief unten im Südwest bei dem Cap Horn endigt, die andere aber im Süden Amerikas anhebt und sich über England und Island nordwestlich empor nach dem höchsten Norden Amerikas zu steigert. Da, wo diese Linien sich kreuzen, in der Gegend von Mesopotamien, legt sich die tiefste Erdoberfläche, wie ein mächtiges Thal von Süd nach Norden durch den Schneidungsknoten hindurch, so daß in dieser Weise ungefähr ein sechseckiger Stern entsteht, von welchem im ganzen drei Theile westlich oder mehr nordwestlich, die drei anderen dagegen östlich oder auch mehr südöstlich fallen. Betrachten wir nun alle Völkerzustände, welche östlich von dem vom rothen Meere und dem Busen von Akaba bis zum Obischen Meerbusen streichenden Weltthale *) liegen und vergleichen sie mit den westlich von diesem Weltthale gelegenen Nationen, so stellt sich wenigstens, was die Südost-Nordwest-Diagonale betrifft (und auf diese kommt ja hier Alles an), ein so mächtiger Unterschied heraus, welcher geradezu wie Rück- und Hauptseite eines Bildes oder irgend einer Sache angesehen werden

*) Dies Weltthal wird überhaupt in natürlicher wie historischer Beziehung noch von großer Bedeutung in der wahren objektiven Wissenschaft wie in der Wirklichkeit werden. Denn erstlich, um nur Einiges anzuführen, ist dieses Weltthal nach Norden zu die eigentliche historische Grenze zwischen Europa und Asien, so daß also des ersteren Ausdehnung noch über den Ural hinüber bis an den Ob gerückt werden muß. Dann aber auch müßte, wenn hier historisch verfahren werden sollte, allenfalls der Längenkreis, welcher durch die Mündung des Jordans in den Salzsee oder durch das bei Jerusalem gelegene Thal Josaphat streicht, als der Meridian betrachtet werden, von dem aus westlich die positiven, östlich aber die negativen Längenkreise weggezählt würden. Und hieran ließe sich noch Vieles anknüpfen, wenn diese Anmerkung der Ort wäre, an welchem wir z. B. von der Vertheilung der Gebirgsketten über die Erde hin handeln könnten.

kann. Suchen wir hier nun aber den Unterschied zwischen dieser positiven und negativen Seite der Nationen in einen Ausdruck zusammenzufassen, so können wir nur sagen, daß die negativen Völker des Ostens mit völliger Verlierung irgend einer Tendenz willenlos der Zukunft entgegengehen und an einigen Erinnerungen ihres historischen Anfangs wie angekettet liegen, während die Westseite oder der positive Pol der Nationen seine Vergangenheit gleich Null anschlägt*) und mit höchster Bestimmtheit, ja mit einer gewissen verzehrenden Ungeduld des Willens nach einem Ziele der Zukunft, das mit jedem Jahre der Entwicklung klarer wird, rücksichtslos zustrebt. Was, so können wir uns jetzt fragen, vermögen wir aus diesem doppelten Verhältniß für Resultate zum Besten unserer Frage nach den historischen Entwicklungsmomenten des Staates zu ziehen?

Der Folgerungen, welche aus diesem Zustande des Verhältnisses gezogen werden könnten, wären mannigfache, wenigstens gerade so viele, als es Unterschiede zwischen Ost und West der Geschichte gibt. Uns, die wir diese ganze Entwicklung nur um der Entstehungsgeschichte des Staates willen eingeleitet haben, muß es genügen, den dahin einschlagenden Punkt allein hervorzuheben. Wenn nämlich der Ost ohne Ziel dahinlebt, der West aber ganz in Zweck aufgeht, so ist es sehr natürlich, daß im Osten jenes Band, welches das nationelle genannt werden kann und muß, ein höchst lockeres und gleichgültiges ist, während der Begriff der Nation, der speziellen Volksgemeinschaft im Westen von jeher mit gewaltiger Energie hervorgehoben worden ist. Dies ist denn nun auch nicht blos eine Annahme, sondern eine entschiedene Thatsache der Geschichte. Denn fassen wir nur einmal den Gegensatz der höchsten Cultur und der höchsten Barbarei, wie sie sich beide im Osten vorfinden, auf der einen Seite also den eingeborenen Amerikaner und den asiatischen Mongolen, auf der andern aber den kaukasischen Ostindier in das Auge, so finden

*) Dies ist denn auch einer und der bedeutendste von den Gründen, warum Europa gegen Ueberlieferungen und Weisheit der Vergangenheit immer ungerechter wird, und in Folge hievon also auch das eigentliche Heil seiner Geschichte, das Christenthum, in einen so bedenklichen Zweifel zieht.

wir bei beiden auch gar nichts, was den Charakter einer gegliederten bürgerlichen Gemeinschaft erkennen läßt. Wohl sind hier auch Ahnungen, gleichsam Träume vom Zustande des Westens hervorgetreten. Dschingischan und Timur haben Ansätze wie zu mächtigen Weltreichen hervorgerufen. Selbst im Sitze der ostindischen Cultur, zu Delhi, hatte es einmal den Anschein, als ob sich ein asiatisches Weltreich konstituiren wollte. Aber so rasch, wie diese Zustände aufgetaucht sind, ebenso schnell sind sie wieder in ein entschiedenes Nichts zerronnen. Auch denke hier niemand, uns China entgegenstellen zu können. Ein aus den Begriffen ostindischer Theokratie und mongolischer Tyrannei auf die mechanischste und kindischste Weise komponirtes Reich kann keine Ansprüche auf den Begriff einer Volksgemeinschaft machen. Kurz, der tiefste und eigentliche Orient ist ganz in den nihilistischen Abgrund einer schmerzlichen Volklosigkeit versunken, die eingebildeten theokratischen Vortrefflichkeits-Träume, womit der Inder und Chinese die Lücke dieses trübseligen Mangels auszufüllen sucht, sind nichts als schwache Erinnerungen (ἀναμνήσεις, Plato), womit jene ganz in Traditionen eingetauchten Menschenmassen, freilich in sehr irrthümlicher Weise, im Geist wie in der Wirklichkeit einen Zustand festzuhalten suchen, welcher, wären nicht traurige Ereignisse eingetreten, allerdings in der gesammten Menschheit eine kosmopolitische Familien-Einheit hätte erkennen lassen, und für den der Ausdruck der noachidischen Theokratie allerdings das bezeichnende Wort gewesen wäre. Es ist demnach die traurige Verlassenheit und Vereinzelung, welche die Menschheits-Zustände des tiefen Ostens charakterisiren, als der einzig stehen gebliebene Rest der Beziehung des gesammten Menschengeschlechtes zu einem Höchsten zu betrachten, dem gegenüber die Vielheit der Individuen mehr eine Gemeinde als eine Gemeinschaft auszumachen berufen war, und es kann daher nicht verwundern, daß in dem Augenblick, wo diese Beziehung wich, aus den um das Eine Geschaarten ein Volk ohne Hirt und demnach eine sich verlaufende Heerde werden mußte.

Von Indien weg nordwestlich aufwärts gegen den Alborus, Ararat und Caukasus zu, in jenen Ländern, welche unter den Namen von Iran und Turan befaßt werden, wird dagegen plötzlich

Alles anders. Denn wenn die dort Wohnenden auch noch auf der Oſtſeite des großen Weltthales wohnen, ſo bilden ſie doch die äußerſte weſtliche Grenze des Orients κατ' ἐξοχήν Es kann daher nur als ganz ſich von ſelbſt verſtehend angeſehen werden, daß Iran und Turan von jeher bis auf den heutigen Tag immer der Tummelplatz ſich erhebender Volksindividualitäten waren, von denen jede, mit mehr oder weniger Glück geworden und eine Zeitlang erhalten, bald hinwiederum von einer anderen überwältigt und in Schatten geſtellt wurde, ohne daß dieſe hinwiederum ſelbſt ſich eines glücklicheren Gedeihens hätte erfreuen können. Die Räume der Erde demnach, welche die im Alterthum ſo berühmten Namen von Hyrkania, Parthia, Aria, Karmania, Gedroſia, Paropamiſus, Baktriana und Sogdiana umſpannen, müſſen als die eigenthümlichen telluriſchen Erzeugungsörter des werdenden Volksbegriffes betrachtet werden: — und es iſt daher vielleicht wohl etwas mehr als Zufall, daß die Engländer mit ihren Unternehmungen gegen Afghaniſtan und die Ruſſen mit den ihrigen gegen Khiwa, ja ſelbſt mit denen gegen die Tſcherkeſſen bis jetzt weder zum Ziele kommen konnten noch können, gleich als wenn der Zeugungsſtätte der ſich in ſich ſelbſt faſſenden Volks-Individualitäten eine Kraft der Selbſtſtändigkeit einwohnte, welche jeden anderweitigen Eingriff augenblicklich mit mächtiger Intenſität in ſich ſelbſt zurückwirft.

Von dieſen Ländern hinweg treten wir nordweſtwärts in das Weltthal und den Schneidungspunkt unſerer beiden großen Diagonalen ein. Der Fortſchritt nationaler Selbſtheit, dem wir hier begegnen, iſt in ſeiner Weiſe nicht geringer, als der von Indien nach Iran war. Denn die Art und Weiſe, wie wir hier an der Wurzel des Welt-Weſten die in ſich gefaßten Volks-Individualitäten der Aſſyrer, Babylonier, Meder und Perſer aufeinander treffen ſehen, läßt uns alſobald erkennen, daß wir an jener Grenze angekommen ſind, an welcher die ſchöne innerliche Freiheit der unſchuldigen Volksthümlichkeit in das Weſen des ſowohl nach Innen wie nach Außen ſelbſt- und herrſchſüchtigen Staates umzuſchlagen anfängt. Denn der Begriff des Staates beſteht darin, daß er in ſeinem Anfang allerdings nur die geſteigerte und geſchmückte Schönheit der Volksgemeinſchaft iſt, bald aber in ſich

in den mehr oder weniger drückenden Gegensatz des Herrschenden und Beherrschten auseinandergeht, der nach Innen gewöhnlich mit größerer oder geringerer Tyrannei endete, nach Außen aber den Versuch erzeugte, den individuellen Staat zum entschiedenen Weltstaat zu erheben. Dies ist denn das dritte Moment, welches auf der Südost-Nordwest-Diagonale in der Entwicklung der Volkseigenthümlichkeit eintrat. Zuerst eine trübselige Zerflossenheit der Vereinzelung, eine schwache Erinnerung des noachidischen Cosmopolitismus: dann das entschiedene Hervorbrechen des Volksbegriffes: endlich die Verwandlung des Volkes in den Staat und Welt-Staat. Was ist nun aus diesem hervorgegangen? Das ist die Frage, deren Beantwortung uns jetzt obliegt.

Zuerst sehen wir hier die Entwicklung des Volkes zum Staate überall bis in den Nordwesten Englands hinauf sich mit durchgreifender Gleichförmigkeit fortsetzen. Auch ist überall diese Staatenerzeugung von den entschiedensten Versuchen herrschsüchtiger Weltstaaten begleitet. Auf den persischen Weltstaat folgte der Alexanders des Großen, dann der des römischen Reiches, weiter der fränkische und deutsche, dann der doppelte französische unter Ludwig XIV. und Napoleon, jetzt seufzen wir mehr oder weniger unter dem der Tyrannei eines Weltstaats in vielen Punkten so sehr ähnlichen Drucke Englands. Es hat sich demnach von Mesopotamien bis zu den schottischen Bergen und den Sümpfen Irlands die Staaten zeugende Natur mit entschiedener Gleichmäßigkeit ausgebreitet. Aber hat sich nicht vielleicht innerhalb dieser Verhältnisse Manches umgestaltet? Allerdings. Die mittelalterlichen Kämpfe Frankreichs und Oesterreichs haben den Begriff des Europäischen Gleichgewichts erzeugt. Auf seine Anwesenheit hat Heinrich IV. seine Idee der Europäischen Republik begründet. Selbst Napoleon wollte nichts als eine solche, freilich unter Frankreichs Hegemonie. Aus dieser Lehre vom Gleichgewichte ist sodann erst das wahre Staats- und Völkerrecht hervorgegangen. Mag die Gegenwart auch aus guten Gründen bei den Collisionen der einzelnen Staaten in sich das Prinzip der Nicht-Intervention aufgestellt haben, die allgemeine moralische Intervention, welche selbst bis in die veraltetsten Fugen der Diplomatie eindringt, ist in dem Europäischen Staatenbunde zur allgemeinen Grundlage der staatsrechtlichen Prinzipien geworden.

Der Deutsche Bund ist vielleicht der noch schwache Keim, aus welchem sich der starke Baum eines Europäischen Staaten-Cosmopolitismus entwickeln und seinen Schatten über die ganze Welt hin verbreiten wird. Auch ist diese großartige Entwicklung der Staaten-Politik nicht ohne den tiefsten Einfluß auf die Gliederung der einzelnen Staaten in sich geblieben. Nur ein so sehr sich außerhalb des Europäischen Staatsrechts erhaltendes Reich wie Rußland kann alle Elemente korporativer Entwicklung von sich ferne halten. Da, wo der Egoismus und die Wechselausschließlichkeit der Staaten bereits dahin gekommen ist, das Band der Rechte und Gesetze anzuerkennen, da kann auch nach Innen die Möglichkeit der Willkühr und Eigenmächtigkeit immer weniger aufkommen. Ein west-europäischer Staat vermag fast nur noch ein konstitutioneller zu sein, in welchem Despotismus wie Ochlokratie fast gleich unmögliche Größen sind. England ist vielleicht nur deßhalb noch ein so drückender Weltstaat, weil es nach Innen ein noch unendlich schwerer lastender Feudalismus ist. Wie sich daher über der traurigen Volklosigkeit des fernen Orients gegen den Schneidepunkt der Welt-Diagonalen zu in Iran die kraftvollen Volksregungen erheben, so auch über den Staaten und Weltstaaten deren Vollendung, als in einem großen Staatenbunde lebender korporativ gegliederter Reiche. Volklosigkeit, Volk, Staat und kosmopolitisch organisirtes Staatensystem: — das sind die successiven Entwicklungen, welche der Begriff des Staates die Südost-Nordwest-Diagonale entlang erfahren hat. Wenn wir jetzt nach diesen allgemeinen Gliederungen näher auf die Gliederung des Staates in sich eingegangen sein werden, so wird sich uns alsbald zeigen, welche interessanten Resultate aus der Kombination der Staats-Entwicklung im Innern mit der Staatsentwicklung auf der Südost-Nordwest-Linie hervorzugehen vermögen. Wir wenden uns daher jetzt den innerlichen Gliederungen zu, welche jeder Staat besitzen muß, wenn er anders auf den Begriff eines Organismus Anspruch machen will. Eines Organismus aber wird stets die Juxtaposition vieler selbstständiger Willen bedürfen, da ohne einen solchen die äußerste Verwirrung jedesmal die nothwendige Folge sein muß.

Gehen wir daher nun nach diesen ersten so zu sagen geogo-

niſch-hiſtoriſchen Unterſuchungen über die univerſelle Geneſis des Staates die Südoſt-Nordweſt-Diagonale entlang zur Erforſchung des Staatsbegriffes an ſich über, und fragen, wie ſchon oben angedeutet, hier vor Allem nach der Nothwendigkeit- und Freiheit-Seite in ihm, die ja ſchon deßhalb vorhanden ſein muß, weil der Staat zu ſeinem Subſtrat den Menſchen hat, und in dieſem jene beiden Richtungen vorhanden ſind, — ſo wird kaum gegen die Behauptung Einſprache erhoben werden können, daß alles Jenes im Staate, ohne welches ſeine Exiſtenz unmöglich iſt, als die Baſis ſeiner Nothwendigkeit angeſehen werden müſſe, jenes dagegen, was nur als an ſeine höhere Entwicklung geknüpfte Blüthe auftritt, als die Sphäre ſeiner höheren Selbſtſtändigkeit und Freiheit anzunehmen ſei. Denn Freiheit iſt ja ſtets ein Ueberſchuß über jenen Theil eines Lebens, welcher dieſem ſein nothdürftigſtes Daſein friſtet. Welches iſt nun die tiefe, letzte Nothwendigkeit, welche als die unerläßliche Bedingung ſtaatlicher Exiſtenz anerkannt werden muß?

Jede Gemeinſchaft beruht auf einer Vertheilung einer gewiſſen Anzahl von Willen über ein beſchränktes Subſtrat von Dingen und Rechten. Da nun aber dies natürlicher Weiſe eine enge Berührung der ſelbſtſtändigen Willen zur Folge hat, ſo iſt die Jurtapoſition aller dieſer wollenden Individualitäten eine völlige Undenkbarkeit, wenn nicht jede einzelne derſelben in ihrem Kreiſe die Rechte einer vollkommenen Unverletzlichkeit genießt. Die begründeten Anſprüche eines Individuums aber können auf zwei Weiſen beeinträchtigt werden: einmal nämlich durch Irrthum, dann aber auch durch das Uebelwollen eines Zweiten. Gegen dieſe doppelten Uebergriffe muß jedes Glied der Gemeinſchaft durch ſpezielle Kategorieen geſchützt ſein, indem ſonſt ſtatt einer gegliederten Einheit ein Krieg Aller gegen Alle die nothwendige Folge eines ſolchen ungarantirten Zuſtandes iſt. Gegen den Irrthum eines Andern in Beziehung auf die mir allein zuſtehenden Rechte ſchützt das Civilrecht: gegen das Uebelwollen eines Zweiten, das ſich nun als Liſt oder Gewaltthat charakteriſiren kann, das Criminalrecht. Civilrecht und Criminalrecht ſind demnach die nothwendigen Grundlagen eines Staates, ohne welche ſeine Exiſtenz unmöglich iſt, alſo ſeine

Nothwendigkeits-Materie. Es ist jetzt nur die Frage, welche von diesen beiden Materien die nothwendigere ist, und welche die freiere?

Hier möchte man sich denn nun vielleicht für den Anfang dahin entscheiden, daß das Criminalrecht nothwendiger sei, als das Civilrecht. Denn die Sicherung gegen List und Gewalt scheint dringender als die gegen Irrthum. Aber sehen wir nur auf die ersten Zustände aller Völker in der Zeit ihrer Jugend, so erscheint im Ganzen überall der gesetzliche Schutz gegen den Irrthum älter, als der gegen meditirtes Uebelwollen. Dies selbst ist überhaupt im jugendlicheren Zustande des Menschen seltener, als der Irrthum, der freilich auch zur Gewaltthat führen kann. Zum mindesten deutet das gesetzliche Zugeständniß der Blutrache darauf hin, daß gegen Uebelwollen der Selbsthülfe länger Raum gelassen war, als gegen Irrthum, civilrechtliche Bestimmungen oder wenigstens Vorkehrungen also in gewissem Betrachte für älter zu halten sind, als kriminalrechtliche. Aber selbst wenn dem nicht oder auch nur zur Hälfte so wäre, so gibt es auch noch Gründe der Sachen selbst, kraft deren das Civilrecht als das Nothwendigere festgestellt werden muß. Jede Handlung nämlich, welche eine kriminalrechtliche Reaktion hervorruft, quillt aus einem tiefer aufgeregten Gefühle menschlicher Selbstständigkeit. Denn ehe wir eine absichtlich böse That thun, halten wir mit uns selbst Rath, und ihre endlich beschlossene Ausführung ist ein Akt freier Selbstbestimmung. Den Irrthum dagegen begehen wir ohne unser eignes Wissen wie im Traume. Die Jugend eines Volkes ist demnach reicher an Irrthum als an Verbrechen. Das Verbrechen setzt immer eine gewisse Reife voraus. Das Kriminalrecht steht demnach als Reaktion gegen das Verbrechen ganz entschieden in der Sphäre potenziirterer, also höherer und freierer Zustände. Auch bedarf es von dem Anordner kriminalrechtlicher Institute einer sittlicheren und somit selbstständigeren Thätigkeit, die Gliederung so bedeutsamer Verhältnisse ins Geschick zu bringen. Bezeichnen folglich Civilrecht und Kriminalrecht die Nothwendigkeit-Seite des Staates, so ist innerhalb desselben das Civilrecht hinwiederum das Nothwendigere, das Kriminalrecht also das Freiere. — Wir können jetzt nicht umhin in etwas auf die inner-

lichen Verhältniſſe dieſer beiden Sphären einzugehen, wenn wir uns auch jedes zu großen Details zu entſchlagen ſuchen werden, da dieſes allein der ſpezielleren Behandlung zugehört.

Was hier nun zuerſt das Civilrecht betrifft, ſo können wir nicht über die Anordnung der Formen handeln, vermittelſt deren die durch den Irrthum getrübte Wahrheit an das Tageslicht hervorgezogen werden kann. Uns ſteht es allein zu, über den Geiſt zu ſprechen, welcher dieſe Formen erfüllen ſoll. Will dieſer nämlich der wahre ſein, ſo dürfen niemals zwei Grund-Anſchauungen verletzt werden, deren vielleicht die juridiſche, niemals aber die politiſche Auffaſſung des Civilrechtes entrathen kann. Die erſte dieſer Anſchauungen und Bedingungen iſt nun folgende, daß der Richter zwar ſich anſtrengen ſoll, die reine Wahrheit ſoviel nur möglich zu Tage zu fördern, daß es ſich aber doch bei jedem civilrechtlichen Spruche mehr darum handeln ſoll, ein Ende des Haders herbeizuführen, als gerade durchaus das abſolut richtige Verhältniß ausfindig zu machen. Hieran knüpft ſich denn alſobald der zweite Punkt. Es können ſich nämlich die Verhältniſſe ſo verſchlungen haben, daß, wie bekanntlich oft der Fall, das höchſte Recht zum höchſten Unrecht wird. Es wird hier demnach vor Allem darauf ankommen, daß die Formen ſo geordnet werden, daß in ihnen zwar der höchſte Grad der Gerechtigkeit athme, aber doch noch ein kleiner Raum gelaſſen werde für eine mögliche Einflechtung der ächten Billigkeit. Es iſt dieſe zweite Forderung gleichſam das unerreichbare Ideal des Civilrechtes, das aber gleichwohl doch nicht aus dem Auge gelaſſen werden darf, wenn auch ſelbſt dann und wann die Gefahr der Willkühr drohen ſollte. Auch des Richters Aufgabe iſt es, die Verhältniſſe nicht künſtlich zu löſen, ſondern ihnen unter die Arme zu greifen, ſie in ihrer Natürlichkeit zu ſtärken und dadurch ſich ſelbſt helfen zu laſſen. Nur wo das Civilrecht ſeinen Formen dieſe zwei Hauptgeſetze unterbreitet, entfaltet ſich der wahrhaft menſchliche Charakter, den alle Inſtitutionen des Staates mehr oder minder athmen ſollen. — In Beziehung auf das Kriminalrecht iſt uns nur ein einziges unerläßliches Grundgeſetz anzuführen nöthig. Dieſes iſt aber ſo reich an unmittelbar aus ihm hervorſpringenden Folgerungen, daß daraus wahrhaft eine unendliche Sphäre für

die Umbildung dieſes wichtigen Rechtsverhältniſſes erwächſt. Es bezieht ſich aber dies wichtige Grundgeſetz auf die Strafgerechtigkeit des Staates und lautet folgendermaßen: nicht Abſchreckung oder irgend etwas Anderes, ſondern allein das Prinzip der Selbſterhaltung begründet das Strafrecht des Staates. Denn da alle höhere Cultur des Menſchengeſchlechts auf der Geſittung der Juxtapoſition beruht, ſo bringt Alles, was die geordnete Gliederung des Staates angreift die höhere Entfaltung der menſchlichen Natur in Gefahr und muß daher als ein Majeſtätsverbrechen an dieſer letzteren angeſehen werden. Es iſt daher über allem Zweifel, daß dem Staate auch das Recht über das Leben ſeiner Bürger zuſteht, wenn dieſe ſich irgend etwas erlauben ſollten, was das Leben des Staates ſelbſt in irgend einer Weiſe angreift. Hieraus ergibt ſich aber alſobald folgendes Grundprinzip für die Anordnung der Strafe: der Staat hat das Recht, jeden Bürger mit dem zu ſtrafen, womit dieſer ihn zu verletzen ſuchte. Denn von wegen der höheren Cultur, welche der Staat vertritt, hat dieſer immer am Verbrecher mit anſchaulicher Bilderſprache zu zeigen, was dem Staate widerfahren wäre, wenn ſein Verletzer ſein Ziel erreicht hätte. Da aber jedes Verbrechen die Ehrlichkeit aller geſunden Nebeneinanderexiſtenz aufhebt, ſo geht hieraus unmittelbar die nothwendige Folgerung hervor, daß jeder einmalige Verbrecher auf immer für infam (entehrlicht) erklärt werden muß, bis er ein entſchiedenes Zeichen ſeiner gründlichen Sinnesänderung gegeben hat. Wie kann man aber zur feſten Ueberzeugung einer ſolchen Sinnesänderung gelangen? Auf eine ſehr einfache Weiſe. Man zieht nämlich jeden Verbrecher ein, gibt ihm ſodann, wenn er nicht ſein Leben verwirkt hat, allmählig eine freiere und zuletzt ſogar ſehr angenehme Lage, welche ihn indeß immer nur als einen bürgerlich Todten exiſtiren läßt, und geſtattet ihm zuletzt erſt dann aus dieſer trüben Situation herauszutreten, wenn er ſich für bereit erklärt, ſeine ſtets bequemer gewordene Exiſtenz mit dem Druck der rauheſten und niederſten Wirklichkeit zu vertauſchen. Unter hundert Verbrechern werden dies kaum Einige wollen. Man hat daher an dem allerdings ſchweren Entſchluſſe dieſer Wenigen die ſicherſte Gewähr,

daß ihre Sinnesänderung eine wahre sei*). Hier könnte aber nun gegen diesen Staat im Staate vor Allem ein Einwurf erhoben werden, nämlich der: daß die Anhäufung der Verbrecher bei dem Spielraum, der ihnen doch gelassen werden müsse, der Masse der Ehrlichen gefährlich werden könne. Indeß läge auch hier das Mittel zur Abhülfe dieser Gefahr nahe genug. Es scheint uns nämlich schon lange aus vielen Gründen eine Schande, daß der Stand des Kriegers nur allzu einseitig ganz in eine Thätigkeit aufgeht; und zwar in eine Thätigkeit, die zu arm ist, das Leben eines jungen Mannes in den Jahren seiner vollsten Kraft ganz zu erfüllen**). Man ziehe daher die Schaaren der Krieger in ebenso einheitliche oder noch gegliedertere Organismen zusammen, als die römische Legion war, lasse sie in den Haiden, deren noch jedes Land besitzt, Soldatenstädte gründen, und hier kleine Mikrokosmen von sich selbst genügenden Staaten bilden, in deren Nähe, durch sie bewacht, die mehr oder weniger streng gegliederte Einheit der Verbrecher zu existiren hätte***). In der That, es müßten

*) Wir müssen hier jeden Leser bitten, sein zu rasches Urtheil über diesen Verbrecherstaat im Staate der Ehrlichen so lange in etwas zu suspendiren, bis wir Gelegenheit zu einer genaueren Exposition gefunden haben.

**) Auch hier müssen wir uns, wie oben, gegen jedes zu vorschnelle Absprechen verwahren.

***) Die hier entwickelten Ansichten über eine neue und modificirte Organisirung unseres Heerwesens schließen sich an mehrere, wenn auch etwas allgemeinere, Aussprüche Napoleons an, der sich in den von Las Cases aufgezeichneten „Denkwürdigkeiten von St. Helena", sowie in seinen Diktaten zu Cäsars Kriegen dahin äußert, daß er nach herbeigeführtem Weltfrieden seine Truppen in einer Weise gegliedert, verselbstständigt und mobilisirt haben würde, welche sie zu einem sich vollkommen selbst genügenden Mikrokosmus gebildet hätte. Der erste, nach ihm selbst freilich nur geringfügige, Schritt hiezu war die Organisirung, welche er seinen Armee-Corps hatte angedeihen lassen. — Was hier noch den von uns entwickelten Verbrecherstaat betrifft, der wie in eine polare Stellung zum Heere kommen soll, so steht auch dieser nicht in so vollkommener Isolirung da, wie es im ersten Augenblicke scheinen möchte. Die spartanischen Heloten, sogar die Sklaverei überhaupt, die Infamie, öffentliche Beaufsichtigung, Straf-Compagnieen, gezwungene Colonisation, selbst Deportation: — Alles das sind aufkeimende Spuren derselben Idee, welche wir in ihrer unmittelbarsten und rücksichtslosesten Entfaltung als leitende Norm

aus ſolchen Einrichtungen dem Staate die herrlichſten hier nicht näher zu erörternden Vortheile zufließen, von welchen dieſer nicht der geringſte wäre, daß durch derartige Gliederungen die ſchmerzliche Zufälligkeit und Atomiſtik unſerer öffentlichen Zuſtände allmählig aufgehoben würde; eine Zufälligkeit und Atomiſtik, welche eben die Schuld trägt, daß unſere Staaten nichts mehr von jener künſtleriſchen Conſtruktion beſitzen, welche Athen und Sparta zum wahren Staate oder κόσμος erhob. — Es iſt jedoch jetzt von uns einzulenken und der Pfad zu verlaſſen, auf welchen uns die unerläßliche Erwähnung jenes einen Hauptgeſetzes gebracht hat, ohne deſſen Grundlage ein wahrhaft wohlthätiges Criminalrecht unmöglich iſt. Die Fortentwicklung unſeres Inhaltes aber führt uns nach dieſen Zwiſchenunterſuchungen der Frage zu, worin denn die Freiheit-Seite des Staates beſtehe, wenn Civilrecht und Criminalrecht deſſen Nothwendigkeit bilden?

Wenn wir nun eine noch höhere Freiheit-Seite, als das Criminalrecht iſt, ausfindig machen wollen, ſo müſſen wir uns, um keinem Sprunge zu verfallen, nach einem Gliede umſehen, das in Beziehung auf die innere Conſtruktion des Staates noch neben dem Civil- und Criminalrecht hergeht. Ein ſolches drittes Glied findet ſich aber nur noch in der Adminiſtration des Staates. Es fragt ſich nur, ob in dieſer ein höheres Verhältniß, als Civil- und Criminalrecht iſt, gefunden werden kann? Auf den erſten Anblick möchte dies nun nicht ſcheinen. Denn die Verwaltung iſt gewöhnlich, wie es denn auch nach vielen Seiten hin nicht anders ſein kann, an einen Mechanismus gebunden, aus dem jede höhere Regung ſelbſtſtändiger Kraft wie verbannt zu ſein ſcheint. Aber ſchon das, daß täglich durch irgend einen Anſtoß des Zufalls oder der Verhältniſſe Zuſtände eintreten können, für welche die bisherige Erfahrung der Adminiſtration auch gar

---

aufgeſtellt haben. Wollten wir uns hier endlich noch auf einige, ſcheinbar oder wirklich unpraktiſche Inſtitute aus Platons Republik berufen (ein Werk, deſſen wohl verſtandene Intention zu allen Zeiten zu dem Höchſten gehören wird, was producirt worden iſt), ſo könnten wir uns doch noch immer mit einem Tadel tröſten, welchem ſelbſt der entſchieden erſte Philoſoph unſeres Geſchlechtes unterliegen mußte.

kein Analogon bietet, und die daher mit vollkommener Unabhängigkeit des Urtheils aus sich selbst gelöst und beigelegt werden müssen, schon dies deutet darauf hin, daß in der Administration eine Seite liegt, welche der unmittelbaren Anschließung an ein sehr Hohes fähig ist. Noch gesteigerter aber steht das Prinzip der Verwaltung da, wenn wir den Standpunkt ihrer mehr oder weniger untergeordneten Kategorieen verlassen, und uns an die Stelle jenes Organes versetzen, in dessen Hände die letzte Entscheidung wie die höchste Ausführung aller Verwaltungsmaaßregeln gelegt ist. Denn was man auch immer über den Inhalt von Macchiavelli's Fürsten und von dem politischen Testamente des Cardinal Richelieu denken mag, so viel ist und bleibt gewiß, daß die dort besprochenen Gegenstände so hoch stehen, daß sie allerdings als höhere Freiheitsstufe über Civil- und Criminalrecht, die sie indeß überdies in sich einschließen, mit vollem Rechte bezeichnet werden können. Es ist demnach die Verwaltung in ihrer höchsten Entwicklung als Regierungskunst ein um eben so viel bedeutenderes wie selbstständigeres, als selbst das Höchste, was in Civil- und Criminalrecht entdeckt werden mag. Auch geht dies schon daraus hervor, daß für die Regierungskunst am wenigsten ein Gesetz gegeben werden kann, da keine andere Veranlassung zur Handlung und regen Thätigkeit so tief durch die Verhältnisse bedingt wird, als dies bei der Regierungskunst der Fall ist. Denn das Auge und die Kraft, welche über Alles zu wachen haben, können und dürfen sich niemals durch ein einziges Motiv bestimmen lassen, da alle untergeordneten Glieder in jedem einzelnen Fall gerechte Ansprüche auf ihre Berücksichtigung haben. Es läßt sich demnach an diesem Orte höchstens ein Hauptgesetz für den Regierenden aufstellen, und dies ist: daß er niemals seine Forderung auf die völlige Höhe des möglichen Anspruches steigere, sondern immer mit dem Durchschnittlichen zufrieden sei, ohne freilich die Idee der höchsten Vollendung aus dem Gesichte zu verlieren. Denn spannt er sein Begehren zu hoch, so kann der Organismus seines Staates, weit entfernt, durch sein Streben nach der reinsten Stimmung zu gewinnen, sehr leicht mit der ausgesprochensten Auflösung der Disharmonie enden. Die erste Pflicht eines Fürsten ist daher eine

gewisse edle Barmherzigkeit höherer Gattung, die sich nicht allenfalls blos in seinen Gnaden-Akten, sondern fast noch mehr in seiner Handhabung der Gerechtigkeit zu erkennen gibt.

Die Handlungen des Staates und seines Fürsten sind aber nicht allein an die Verwaltung des Inneren geknüpft. Auch die Beziehungen zu dem ganzen, ihn umringenden Staaten- wie Menschheit-Complex sind in seine Hände gelegt. Und es ist hier leicht zu erkennen, wie diese Verhältnisse, wenn auch nicht gerade wichtiger, so doch jedenfalls schwieriger zu ordnen und auf der rechten Bahn zu erhalten sind. Denn auf diesem Boden des Staats- und Völkerrechtes genügt es nicht, um richtig handeln zu können, nur den unmittelbaren Moment der Gegenwart und ihrer Verhältnisse zu verstehen. Der wahre Diplomat — denn dieser ist das Organ des Staatsrechtes — muß nicht nur die Exponenten seiner Zeit, sondern auch die Entwicklung derselben zur Zukunft durchschauen können. Dies ist es, was die richtige, namentlich praktische Behandlung des Staats- und Völkerrechts so schwierig macht. Nicht ein Lügner und Täuscher soll deßhalb der Diplomat sein, um immer tiefer greifende, ihm vorher verborgene Exponenten für zukünftige Wirkungen ausfindig zu machen, sondern so soll er die Vergangenheit bis zum Momente der Gegenwart erkennen, daß ihn der nächste und auch spätere Augenblick niemals überraschen kann. Es ist seine Aufgabe, wie ein kleiner untergeordneter Gott dazustehen, um die Ereignisse, wenn auch nicht machen, so doch augenblicklich zum Vortheil der ihm anvertrauten Verhältnisse wenden zu können. Sein einziges Gesetz wird hiebei allein das sein müssen: ebenso wenig einen anderen Staat übervortheilen zu wollen, als diesen mit dem seinigen ein betrügerisches Spiel spielen zu lassen. Wegen der Höhe von Einsicht und Kraft, welche dem praktischen Staatskünstler unerläßlich ist, muß daher das Staats- und Völkerrecht als eine noch höhere Stufe der Freiheit als die Regierungskunst in Anspruch genommen oder doch mindestens als ihre höhere und universellere Unterabtheilung betrachtet werden. Wie sich demnach Criminalrecht zum Civilrecht verhält, so verhält sich auch das Staats- und Völkerrecht zur Regierungskunst. Auch verhalten sich wiederum Civil- und Criminalrecht zur Regierungs-

kunst und dem Staatsrecht, wie Civilrecht zum Criminalrecht und innere Regierungskunst zur äußeren, dem Staatsrecht. Es ist folglich das Civilrecht die tiefste Stufe der Nothwendigkeit im Staatsleben, nach ihm beginnt bereits mit dem Criminalrecht eine höhere selbstständige Sphäre, mit der inneren Regierungskunst treten die staatlichen Momente in das unbeschränkte Gebiet der Freiheit ein und vollenden sich mit dem Staats- und Völkerrecht zu einer noch geistigeren und sublimeren Höhe. Es ist jetzt nur die Frage, ob jenseits dieser letzten Stufe nicht ein noch Bedeutenderes ausfindig gemacht werden kann? Und allerdings fehlt es auch an einem Solchen nicht. Nur beruht dies auf einer anderen Constellation und Anschauung der Grundverhältnisse, ist demnach auch eine Höhe ganz anderer Art und bezieht sich mehr auf eine Zusammenwirkung des Nothwendigkeit- und Freiheit-Poles in eine gemeinschaftliche Einheit, als auf eine Uebersteigerung des Niedreren durch eine höhere Freiheit. Wir haben denn daher auch im Anfang dieser unsrer Vorlesung dieses neue Verhältniß nach Analogie früherer Resultate das Haupt- und Rumpf-Verhältniß, oder, wie wir auch sagen können, als die Wechselseitigkeit der Expansion und Concentration bezeichnet. Es wird jetzt nothwendig sein, auch diese Seite noch etwas näher ins Auge zu fassen, ehe wir zu unsrer letzten Aufgabe übergehen, welche in der Zusammenhaltung unseres Staatsbegriffes mit der zuerst gegebenen Entwicklung des Staates die Südost-Nordwest-Diagonale entlang besteht.

Wenn wir nämlich den Verhältniß-Inhalt von der Nothwendigkeit- und Freiheit-Seite im Staate näher ins Auge fassen und beide untereinander zu vergleichen suchen, so tritt uns plötzlich ein Unterschied entgegen, der nicht von geringer Bedeutung zu sein scheint. Denn in Beziehung auf Civilrecht und Criminalrecht läßt sich sehr leicht die Bemerkung machen, wie alle Glieder des Staates sich ihnen gegenüber auch ganz gleich und ebenmäßig verhalten. Der Niederste kann die gleichen Ansprüche wie der Höchste machen, und der Vornehmste schuldet dieselben Leistungen, wie der Geringste. Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem Pole der Freiheit oder der Regierungskunst und dem Staatsrechte. Denn hier bleiben die Niederen unberücksichtigt zur Seite stehen,

und gelten höchstens nur noch als passives Objekt, während die wenigen Höheren und Höchsten allein die Besitzer der freieren Regionen vorstellen. Wenn nun aber die Nothwendigkeit- und Freiheit-Seite in solchem Verhältnisse stehen, daß in Beziehung auf die erste alle Glieder des Staates gleich, in Beziehung auf die letztere aber nur Wenige frei, die Anderen dagegen auch hier nur einer vielleicht noch viel gewaltsameren Nothwendigkeit unterworfen sind, so theilt sich nun alsobald der Staat noch in anderer Weise in eine Nothwendigkeit- und Freiheit-Seite. Da aber hier nun Nothwendigkeit und Freiheit nicht nach Verhältnissen, sondern nach Individuen geschieden sind, und von diesen die Einen in engere, die Anderen in weitere Schranken eingeschlossen leben, und bei den letzteren alle Macht höherer Entscheidung steht, so folgt hieraus mit Evidenz, daß diese Letzteren den eigentlichen Extrakt, die Essenz, den Verstand der vielen Geringeren bilden und deßhalb die Contraktion der niedreren Bürger vorstellen. Alle Contraktion aber, neben welcher noch die Expansion als ihr organisch verbundene Existenz fortbesteht, befindet sich zu dieser Expansion in einem gleichen Verhältniß, wie das zwischen Haupt und Leib (Rumpf) ist. Wie sich daher zufolge dieser neu aufgefundenen Seite Regierende und Regierte wie Freiheit und Nothwendigkeit verhalten, so stehen sie auch noch ganz besonders in einem Verhältniß, das dem zwischen Haupt und Leib vollkommen analog ist. Nun sind aber Regierende und Regierte zwar dem äußerlichen Zustande nach verschiedene, der innerlichen Natur nach völlig gleiche Wesen. Der Unterschied zwischen Haupt und Leib kann daher nur ein relativer und durch die Zustände gegebener sein, und nicht ein absoluter, wie dies in der Natur zwischen Haupt und Leib nothwendig ist. Es ist daher im Staat ein verschiedenartiges Grundverhältniß zwischen Regierenden und Regierten nicht nur möglich, sondern auch völlig naturgemäß. Alle diese Verschiedenheiten reduziren sich aber zuletzt auf drei, welche die Namen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie tragen. Auch diese Zustände sind von uns näher zu betrachten und mit unserer ganzen Darstellung homogenen Bemerkungen zu begleiten.

Hier kann es denn nun nicht unsere Absicht sein, eine Schilderung dieser drei Formen zu geben, indem deren Erscheinungen

ja ohnedies bekannt genug sind, und selbst der Widerspruch der Demokratie, daß in ihr nämlich das Volk sich selbst regiere, nur ein Schein ist, an dem sich stoßen wollen höchstens dem bornirtesten Absolutisten einfallen könnte. Vielmehr wollen wir uns auf diesem Punkt nur an einige wichtige Vergleichungsmomente halten, die so ziemlich alle in der Frage culminiren, welche von diesen drei Formen die beste sei? Uns dünkt die Beantwortung dieser Frage, so schwer sie auch scheinen mag, dennoch leicht. Denn es liegt am Tage, daß nach Abzug aller subjektiven Nothwendigkeiten, welche hier und dort der einen dieser Verfassungen vor der andern den Vorzug geben mögen, jede dieser Formen völlig gleichgültig sei, da unter jeder derselben das gemeine Wesen auf der höchsten Stufe der Wohlfahrt stehen kann. Auch sind in jedem nur einigermaßen gegliederten Staate die drei Formen zugleich vorhanden, indem in dem einen Falle eine wichtige Entscheidung allein in die Hände eines Einzelnen gelegt ist, in dem anderen dagegen den Händen einer kleinen Zahl anvertraut ist, in dem dritten endlich aus einer Einhelligkeit der Meinungen quellen kann, der gegenüber jeder Widerstand unmöglich ist. Es scheint demnach über diesen drei Formen der Staatsverfassung noch eine vierte zu sein, welche keine andere ist als ein solch hoher Zustand des allgemeinen Bewußtseins, zufolge dessen eingesehen wird, daß die gerade bestehende Form gleichgültig, aber dennoch die beste ist, weil sie eben einmal existirt. Ist dem aber so, so geht daraus augenblicklich eine eigenthümliche Folgerung hervor. Gibt es nämlich einen öffentlichen Zustand, in welchem erkannt wird, daß die Form gleichgültig, das Wesen dagegen aber der Punkt sei, auf den Alles ankommt, so muß es doch nothwendig auch einen anderen geben, wo diese Erkenntniß noch nicht aufgegangen, und folglich noch von den Formen alles Heil erwartet wird. Nun beruht aber der Unterschied dieser zwei Zustände auf der Erkenntniß, deren Wesen darin besteht, zuerst zu mangeln, dann anzuwachsen und endlich vollendet zu sein. Es ist daher jede Erkenntniß auf Succession basirt. Folglich wird die vierte Form der Gleichgültigkeit, wie wir sie der Kürze wegen nennen können, eine spätere sein, als die Zeiten, in welchen die drei ersten Formen als Wesenheiten galten. Hiedurch aber entsteht ganz offenbar für die Frage der besten

Staatsverfassung ein neuer Gesichtspunkt. Denn, wie sich von selbst ergibt, muß diese jetzt so gestellt werden: zu welcher Zeit jede unserer vier Formen immer die beste gewesen sei? Wir sind aber damit unmittelbar auf den historischen Standpunkt der Betrachtungen über den Staat zurückversetzt, von dem wir auch ausgegangen sind. Wir wollen sehen, auf welche Resultate wir hiedurch geführt werden, und ob uns unsre Hoffnung trügt, wenn wir glauben, durch diese Wendung der Untersuchung den letzten Punkt des Abschlusses gefunden zu haben. Bevor wir indeß ganz und gar zur historischen und zwar zur geogonisch-historischen Betrachtung zurückkehren, ist es noch nothwendig, einige spezielle Untersuchungen über Monarchie, Aristokratie und Demokratie anzustellen.

Obgleich wir nämlich durch die Aufstellung der vierten Form, der gleichgültigen Form, Succession in die Gliederung der vier Staatsgestalten gebracht haben, so ist bis jetzt diese Sonderung in Epochen doch nur im Verhältniß der vierten Form zu den drei ersten hervorgetreten. Diese letzteren daher können noch als vollkommen gleichgestellte aufgefaßt werden, wie sie denn auch wirklich mehrfach historisch zu gleicher Zeit bestanden haben. Indeß scheint doch auch in Beziehung auf diese Gestaltungen ein Nacheinander nicht völlig abgewiesen werden zu können, und folgende Betrachtungen mögen uns in diesem Glauben unterstützen. Gehen wir nämlich auf die Analyse des Begriffes der Monarchie ein, so ist eine solche nur da vorhanden, wo sie als entschiedene Autokratie auftritt und der Möglichkeit des Despotismus auch nicht die geringste Schranke entgegensteht. Es ist gewiß merkwürdig, daß, wo wir uns in der ältesten Geschichte hinwenden mögen, überall das autokratische Element in sehr entschiedener Weise hervorbricht. Erst an der kleinasiatischen Küste scheint es uns vollkommen zu verlassen, und an seiner Stelle das demokratische Element allmählig so entschieden durchzubrechen, daß selbst die Tyrannei römischer Kaiser sogar die ochlokratischsten Einflüsse niemals ganz zurückzuweisen vermochte. Zwischen diesen beiden Elementen schwebt, namentlich zur Uebergangszeit des einen in das andere, das aristokratische Bestreben, wie es selbst nach einigen Seiten zu Athen und Sparta mehrere Male hindurchbrach, hinüber und herüber,

und spielt also eine fortgesetzte Uebergangsrolle, die ihm nach seiner Natur ganz von selbst zufällt. Gehen wir aber von Rom zu den germanischen Gruppirungen über, so tritt uns gleich im Anfang ihrer Konstruktion eine so entschiedene Mischung der verschiedenartigen monarchischen, aristokratischen und demokratischen Ansprüche entgegen, die sogleich im vollendeten Germanismus unsre vierte Stufe als die der Gleichgültigkeit gegen alle Form erkennen läßt. Denn ein so mächtiger Herr Karl der Große war, so kund es doch nicht in seinem Belieben, sich bei der geringsten und noch so nothwendigen Reform der berathenden Stimme der kleinsten Dorfgemeinde entschlagen zu können. Da nun aber der Unterschied der Zeiten darin besteht, daß, je weiter die Epochen zurückliegen, immer ein um so östlicheres, oder eigentlich südöstlicheres Volk als die Blüthe der Geschichte culminirte, so kann es jetzt weiter nicht mehr auffallend sein, wenn wir als Resultat unserer letzten Betrachtungen den Satz aufstellen, daß in einer gewissen frühen Zeit im Südost die reinste Form der Monarchie als Autokratie die gewollte Erscheinung des Haupt- und Leibverhältnisses in der Staatsform war, daß sodann nordwestlicher herauf in späterer Zeit die Epoche der mehr oder minder reinen Aristokratie folgte, diese sodann sich um die unmittelbaren Regionen des mittelländischen Meeres herum in die Demokratie umsetzte, und endlich, als die Zeit des Germanismus erfüllt war, im höchsten Nordwest jene Gleichgültigkeit gegen Formen eintrat, deren Natur darin besteht, daß sie nur den Geist des Gesetzes als Haupt des Staates will, dabei den bestehenden Fürsten festhält, weil er die beste Gewähr der ungetrübten Gesetzlichkeit ist, und in jedem Bürger zugleich das Substrat wie den Bildner des Gesetzes, also Haupt und Leib in Einem anerkennt. Es sind demnach Monarchie, Aristokratie, Demokratie und das Höhere als diese drei, nicht blos so zu sagen rationalistische Fixirungen historischer Möglichkeiten, sondern sie erscheinen als eine eben so reale, als auch, wie es scheint, nothwendige aufsteigende Leiter und Potenzirung die große Südost-Nordwest-Diagonale entlang. Hiemit aber ist auch für uns augenblicklich eine neue Perspektive eröffnet. Denn haben wir nicht bereits schon in den Verhältnissen der nationellen Gruppirungen und namentlich in den historischen Fixirungen des

allgemeinen Staatsbegriffs eine gleichfalls viertheilige, gleichfalls von Südost nach Nordwest aufsteigende Skala ausfindig gemacht? Dies ist denn somit der Punkt, bei dem unsre historische Betrachtung von Neuem einzusetzen hat.

Es ist uns nämlich gelungen, sowohl zum Theil noch für die Gegenwart, besonders aber in Beziehung auf die Entwicklungen der Vergangenheit den allgemeinen Gliederungszustand der südöstlichen Menschheit als eine tiefe, glück- und gottverlassene Volklosigkeit zu erkennen. Als den absoluten Gegensatz dieser letzteren trat uns denn im vollendeten Nordwest der europäischen Gegenwart als höchste Existenzform die Gliederung eines kosmopolitischen Staatensystems entgegen. Zwischen beide lagerten sich sodann sowohl zeitlich als lokal und begrifflich die zwei Mittelglieder des Volkes und des Staates, von denen sich das erstere, nämlich das Volk an die Volklosigkeit, das letztere aber, der Staat, an Zustand und Epoche des kosmopolitischen Staatensystemes anschloß. Nun aber wird das Loos der Menschheit immer dem Despotismus verfallen, wenn sie sich nicht über die Volklosigkeit zu erheben vermag. Denn wo das Individuum entweder so kalt oder so egoistisch ist, daß der Nachbar nicht den Nachbar schützt, da ist es natürlich, daß jeder Kühne zum glücklichen Tyrannen wird. Wie daher die grüne Farbe unmittelbar die rothe fordert, oder auf Unrecht Unglück folgt, so bedingt der Zustand der Volklosigkeit den Eintritt des Despotismus. Gehen wir aber nun hievon unmittelbar zu dem anderen Pol des kosmopolitischen Staatensystemes über und fassen dessen Verhältniß ins Auge, so wird sich uns augenblicklich das Resultat herausstellen, daß da, wo die so sehr egoistischen Staaten sich einmal auf den Standpunkt der Billigkeit eingelassen haben, für den einzelnen Staat die Möglichkeit einer Tyrannei nach Innen völlig genommen ist. Denn der Gegensatz wäre zu grell, als daß ein so gespanntes Verhältniß sich auf die Dauer erhalten könnte. Wo aber wahre Gerechtigkeit und milde Billigkeit das Loosungswort des Staates nach Innen geworden ist, da wird die Existenz der äußerlichen Staatsform alsobald zur vollendeten Gleichgültigkeit. Denn hier ist es leicht zu erfahren, wie unendlich der Geist der Gesetzlichkeit die harte Schale jeder Form überragt. Was sich daher nach Außen als kosmopolitisches

Staatensystem darstellt, muß nach Innen nothwendiger Weise zur Gleichgültigkeit gegen die Staatsformen werden. Was aber ein so entschiedenes Zusammentreffen in Beziehung auf die Polaritäten der Verhältnisse ist, das muß sich bei den Mittelgliedern auch selbst rechtfertigen. Denn da das Volk der Zusammenschluß aus der Volklosigkeit ist, der Begriff des Staates aber die höchste Gliederung des Volkes, so ist es natürlich, daß bei der Genesis des ersteren eine Anzahl edler vollendeter Männer die besten Dienste leistet und daher das Recht vorzüglicher Ansprüche besitzt, die abgeschlossene Einheit des Staates aber jedem Elemente sein Recht widerfahren läßt, was denn sehr leicht Gleichheit der Ansprüche und somit die Demokratie hervorruft. Auch versagt sich dem Allen die Geschichte nicht, da einerseits die syrischen und kleinasiatischen Zustände, andererseits aber Griechenland und Rom die schlagendsten Beispiele liefern, wenn sich nur der Blick durch den Reichthum der Mannigfaltigkeit nicht verwirren läßt und den unendlichen Fluktuationen der Geschichte zum Trotz eine Regelmäßigkeit der Ausscheidung und Abgrenzung verlangt, die hier ebenso unmöglich ist, wie bei der geographischen Botanik, da der Wind des Herrn die beflügelten Samenkörner nach allen Seiten hin verstreut. Aus diesen Betrachtungen folgt uns daher als Schlußsatz, daß, weil auf Volklosigkeit stets Despotismus folgt, reiner Volkszustand aber und Aristokratie, so wie der geschlossene Staat und Demokratie einander nicht allzuferne liegen, und endlich das kosmopolitische Staatensystem mit der Gleichgültigkeit jeder Staatsform mehr oder weniger coincidirt, daß, sage ich, die gleichmäßige Vertheilung unserer doppelten Vierheit über die Südost-Nordwest-Diagonale nur dann in Erstaunen setzen könnte, wenn sie *nicht* vorhanden wäre. Denn dies Zusammentreffen selbst beruht ja allein auf dem Satze der Ursache und Wirkung, indem, wenigstens im großen Ganzen und Allgemeinen, das Aeußere stets ein entsprechendes Inneres, so wie das Innere ein entsprechendes Aeußeres bedingt und voraussetzt. Es bleibt uns jetzt nur noch übrig zu untersuchen, ob unsere dritte Vier-Skala, die nämlich von Civilrecht, Criminalrecht, Regierungskunst und Staatsrecht gleichfalls mit ihren Vorgängern harmonirt.

Fassen wir hier zunächst das Civilrecht ins Auge, so ist es

klar, daß der nur einigermaßen verständige Despotismus, in den sich jede Volklosigkeit mehr oder weniger auflöst, vor allen Dingen darauf bedacht sein muß, denen, welchen er alles Höchste genommen hat, eine möglichst gesicherte Existenz in Beziehung auf ihre materielleren Genüsse und Bedürfnisse zu gewähren. Eine solche gesicherte Existenz ist aber durchaus auf die möglichste Unerschütterlichkeit des Vermögenszustandes basirt. Es leuchtet daher jetzt gewiß ein, daß Volklosigkeit, Despotismus (Autokratie) und Civilrecht eine vielfach zusammengehörende Dreiheit bilden. Denn, wenn die Volklosigkeit schon gar nicht, so läßt sich auch der Despotismus um Vieles weniger auf die Regulirung der kriminalrechtlichen Verhältnisse ein. Betrachten wir nämlich, daß diese zuletzt in der Beseitigung der Blutrache culminirt, diese aber, gleichsam seit Kain ein Urgebrauch des menschlichen Geschlechtes ist, so wird sich der despotische Autokrat wohl hüten, an Dinge zu tasten, deren unzarte Berührung das Prekäre seines Zustandes nur noch vergrößern kann. Ganz anders aber gliedern sich die Verhältnisse auf der Stufe des Volkes. Denn da dieses seinen Begriff in der Ausschließlichkeit gegen andere Nationalitäten hat, so werden seine Lenker vor Allem darauf bedacht sein, ein Institut wie die Blutrache bei Seite zu schaffen, da ein solches den Krieg, der nach dem Begriffe des Volkes nur nach Außen bestehen kann und soll, täglich auch im Innern anzufachen geeignet wäre. Es sind demnach namentlich Volk und Justiz eng zusammengehörende Glieder. Denn was die niederen Stufen des Criminalrechtes betrifft, so werden sie, je tiefer sie stehen, um so identischer mit dem Civilrechte und können daher auch in etwas jener Stufe zugestanden werden, auf welcher das Civilrecht das hauptsächlich Vorschlagende ist. Uebrigens bedarf es so hier wie für die Folge weiter gar keiner Erwähnung, daß der Inhalt der niedreren Stufe jedesmal in der höheren involvirt liegt, und daher, wo das Criminalrecht existirt, auch das Civilrecht vorhanden ist, keineswegs aber, wo das Civilrecht, auch das Criminalrecht. Gehen wir jetzt zur dritten Stufe über, so stoßen wir auf ein Verhältniß, dessen Coincidenz noch weniger auffallen kann als alle früheren. Denn da der Staat nichts anderes ist, wenigstens nach einer Seite, als ein mit höchster Consequenz gegliedertes und somit

schematisirtes Volk, so ist es gewiß mehr als natürlich, daß mit der Entwicklung des Staates auch die höheren Organisationen der Verwaltung und somit der Regierungskunst sich geltend machen. Auch darf man nur die Staatsreden eines Demosthenes und Cicero lesen, um sich alsobald durch den Augenschein zu überzeugen, daß ein zum Bewußtsein des Staates erwachtes Volk die Lehren der Regierungskunst nicht allenfalls nur erzeugen kann, sondern vielmehr erzeugen muß. In Beziehung endlich auf die vierte Stufe klingt bereits die Aehnlichkeit der Namen: kosmopolitisches Staatensystem, Staatsrecht und Gleichgültigkeit jeglicher Staatsform viel zu sehr als eine entschiedene Gleichheit an, als daß wir hier noch weitläufigere Beweismittel anzuwenden hätten. Oder wie wollte denn in einem fein organisirten Staatensystem sich selbst ein mächtiger Staat nur eine kurze Zeit aufrecht erhalten, wenn ihm eine gleichfalls hoch ausgebildete Staatskunst fehlte?

Und so hätten wir denn auch von dieser dritten Vier-Skala in sehr überzeugender Weise dargethan, wie sie nicht anders als sich an die beiden vorhergehenden anschließen könne. Damit sind wir denn aber auch zum Abschlusse des gesammten vorliegenden Gegenstandes durchgedrungen. Denn mit Ausnahme des nicht hergehörigen Details wird wohl kein Gegenstand des umfassenderen Rechtsstudiums mehr zu finden sein, der nicht von uns besprochen worden wäre. Auch wird es kaum irgend ein Verhältniß des Rechtszustandes geben, das nicht von unseren ebenso speziellen wie allgemeinen Grundlagen aus einer befriedigenden Lösung fähig wäre, da es mir so scheinen will, daß aus unseren Prämissen selbst auf die gegenwärtig mit so großem Recht alle Geister bewegenden, aber ebenso bedenklichen wie schwierigen Fragen über landständische Verfassungen und öffentliche Gerichtsbarkeit ein nicht ganz zu verachtendes Licht fallen könnte. Theils weil diese Fragen zu sehr dem Spezielleren zugehören, theils weil sie ein Tummelplatz der Parteien und zu reich an Problematischem sind, glauben wir richtig gehandelt zu haben, indem wir ihnen bei unseren Entwicklungen absichtlich ferne zu bleiben suchten. Uebrigens ist hier, wie überall, zwar die gründlichste Detailkenntniß Nothwendigkeit, aber dennoch kein glückliches Resultat zu hoffen, wenn die Begründung

auf wahrhaft allgemeine Verhältnisse hintangestellt werden soll. — Zum Abschlusse des nun abgehandelten Gebietes ist uns jetzt nur noch übrig, einige Blicke auf die Methode des juristischen Studiums wie auf das zu ihm nothwendige Talent zu werfen. Wir wollen mit dem letzteren Punkte beginnen.

Wenn es sich um die Anlage zur Jurisprudenz in dem von uns erweiterten Sinne des letzteren Wortes handelt, so ist zunächst die Frage nach solchem Talente in eine doppelte zu zerfällen, in so fern es sich um die höheren oder um die geringeren Abtheilungen des Rechtsstudiums handelt. Denn die Gaben desjenigen, welcher sich der Regierungs- und höheren Staatskunst widmet, können nicht umfassend und großartig genug sein. Denn abgesehen davon, daß die feinsten Gedanken, eine wahre Spürkraft des Verstandes und vor Allem eine auf jeden Wechselfall des Momentes gerüstete Schnelligkeit der Conception dem wahren Fürsten (denn was ist der Staatskünstler anderes?) durchaus eigen sein müssen, wenn auf irgend einen Fortgang seiner Unternehmungen zu hoffen sein soll, so muß er auch neben diesen intuitiven Gaben ein wahrhaft wundervolles Gemisch von Besonnenheit und Keckheit im Handeln besitzen. Denn ohne That ist ein Fürst doch bei allem Rathe dennoch rathlos. Gehen wir aber nun von hier zu den geringeren Stufen rechtlicher Thätigkeit über, so kann zwar ein Mann, welcher unter beständiger Aufsicht stehen wird, mit ziemlich schwacher Kraft der Einsicht und Kenntniß doch immerhin einen brauchbaren Routinier abgeben, ja ein Solcher kann sogar dem Lenker der Geschäfte oft angenehmer sein, als der selbstständige, in seiner eigenen Erkenntniß ruhende Geist, der zum stummen Werkzeug freilich unbrauchbar ist. Wo aber bei Thaten des öffentlichen Lebens ein Organ nöthig ist, das nur in etwas auf eigenen Füßen steht, da muß dieses, so gering sein jeweiliges Geschäft auch sein mag, doch immer etwas von Rath und That des wahren Fürsten in sich tragen, da sonst stets aus der scheinbar kleinsten ungeschickten Handlung ein Riese von Unglück oder Unordnung hervorgehen kann. Es muß daher selbst die geringere juridische Begabung einen ausgesprochen allseitigen historischen Typus an sich tragen, der in der rechten Weise deßhalb um so schwieriger zu finden ist, da es ihm dabei an einer gewissen

Mikrologie durchaus nicht fehlen darf. Das wahre Talent des Juriſten wird daher immer Etwas von allen Tugenden des Hausvaters, nur dieſelben gleichſam zum unendlichſten Geſichtskreis ausgedehnt, in ſich enthalten müſſen. Wenn Plato den Schöpfer der Welt einen hehren Architekten nennt, ſo wird jeder, der am Abbilde der Welt, am Staate mitzubauen berufen iſt, je nach dem Grade dieſer ſeiner Berufung Etwas von göttlicher Vorſorge oder ſelbſt von einem kleinen Gotte an und in ſich haben müſſen. Auch bedarf es der Elemente ſolcher Begabung bereits zum vorbereitenden Studium, da ohne ſie ſelbſt das gründlichſte Studium alter und neuer Geſetzbücher zwar Bauholz anſammeln, aber noch nicht die geringſte Idee vom Plane des Gebäudes beibringen wird. Ein Juriſt muß daher ein ſehr tüchtiger ſein, wenn er nicht ein ſehr unbrauchbarer ſein will. — Wenden wir uns nun der Frage nach der Methode des juriſtiſchen Studiums zu, ſo ſind es namentlich zwei Dinge, die beſtändig im Auge behalten ſein wollen, die aber des in ihnen verborgenen Gegenſatzes wegen nicht allzuleicht vereinbar ſind. Denn erſtlich muß derjenige, welcher ſich dem Studium des Rechtes ergibt, ſich einmal bis in das tiefſte Detail der römiſchen Geſetzgebung verſenken, wenn er ſich anders auf die Höhe ſeines Berufes ſchwingen will. Denn da das römiſche Recht durch und durch keine todte Anhäufung, ſondern ein genetiſch gewordenes Ganzes iſt, auch das lateiniſche Volk die geſetzgebende Nation κατ' ἐξοχήν genannt werden muß, ſo haucht aus dem Studium des römiſchen Rechtes den Schüler gleichſam ein ſtaatenbauender Geiſt an, deſſen Aufnahme den Mann des Staates zu den wichtigſten Thaten fähig zu machen geeignet iſt. Auch darf hiebei nicht unerwähnt bleiben, daß ja alle unſere modernen Geſetzgebungen dem Boden des römiſchen Rechtes entſproſſen ſind. Neben dieſem oft ſo ſehr mikrologiſchen, aber auch ebenſo nothwendigen Studium muß aber die freieſte Beſchäftigung mit der Geſchichte aller Staaten und Völker hergehen, und das Centrum zu ſolchen Studien die Geſchichte des eigenen Vaterlands und des eigenen Staates bilden. Wo durch das letztere Studium gewonnene, wahrhaft allgemeine und freie Anſichten ſich der durch das erſtere eroberten Sachkenntniß einigen, da wird es eine Miſchung von Mann geben, welcher die rechte Hand eines großen

Königes zu werden würdig ist. Will aber eine solche gereifte Frucht noch den zartesten Staub der Vollendung über sich verbreiten, so ist ihr vor Allem noch die stets wiederholte Lektüre der Memoiren von solchen Staatsmännern, wie Comines, Sully und Richelieu waren, nicht genug anzuempfehlen. Denn will der nach Höherem strebende junge Staatskünstler auch unschuldiger bleiben, als einige Genannte und Ungenannte waren: — ohne ihre Schlangenklugheit wird er dennoch zu keinem nur etwas ersprießlichen Ziele gelangen können.

Neunzehnte Vorlesung.

Ueber das Studium der Philosophie.

Meine Herrn! Indem wir uns jetzt unserer dritten und höchsten Gruppe nähern, und mit ihrer Central-Wissenschaft, der Philosophie, beginnen, so müssen wir uns vor Allem daran erinnern, daß wir nicht ganz frei und unabhängig an die Philosophie und ihre Definition herantreten, sondern sie bereits in einen entschiedenen Zusammenhang mit den beiden andern bereits abgehandelten Hauptabschnitten, der Naturwissenschaft und Geschichte, eingeführt haben. Weil uns nämlich überall die erscheinende Wirklichkeit zwang, in ihr eine Sphäre der Gebundenheit und eine andere der Selbstgelassenheit anzuerkennen, so wurden uns dadurch zwei Gegensätze, deren Wahrnehmung noch nicht ihre Erklärung sein kann. Da nun aber diese beiden doch sich berührende und in vielfacher Beziehung eng verschwisterte Existenzen sind, so mußte dies Verhältniß nothwendiger Weise auf die Annahme eines Grundes führen, auf welchen beide sich widerstrebende Einheiten zurücklaufen. Diesen supponirten Grund aber als genetische Wurzel von Naturforschung und Geschichte, Nothwendigkeit und Freiheit, und somit von allem uns zugänglichen Sein nachzuweisen und zu deduziren, dies wurde von uns als die Aufgabe der Philosophie bezeichnet, die hierin also, wenn auch nicht ihre vollendete, so doch allein ihre beginnende Definition erkennen muß. Es ist jetzt unsre erste Aufgabe, diese Definition sowohl voller zu machen, wie auch zu erweitern, indem es sodann leicht sein wird, von ihr aus ganz unmerklich in die Behandlung des Gegenstandes selbst überzugehen. Denn eine Definition kann, wenn sie überhaupt

eine wahre sein will, nichts Anderes vorstellen, als die zur Ueberschaulichkeit eines Samenkornes reducirte Sache selbst. Nun ist aber nirgends die Definition und daher der zu definirende Gegenstand selbst ein so sehr Problematisches, nirgends treten so sehr verschiedene, ja sich fast direkt widersprechende Erklärungen und Bestimmungen auf, als dies bei der Philosophie der Fall ist. Es wird daher nur zur Klarheit des Gegenstandes beitragen und unserer Definition, sobald sie die richtige ist, einen leichteren Sieg bereiten können, wenn wir, ehe wir die von uns kurz bezeichnete Bahn einschlagen, einen Blick, mehr als auf die verschiedenen von der Philosophie gegebenen Definitionen selbst, auf die Richtungen und Geistesstimmungen werfen, aus welchen jene ihren Ursprung genommen haben.

Sehen wir hier nun von jenem Sinne ab, welchen das Alterthum dem Worte Philosophie gab, und der im Ganzen doch mehr oder weniger nur das bezeichnet, was wir mit dem technischen Ausdruck: Wissenschaft wollen, so ist die erste und allgemeinste Definition, welche von der Philosophie gegeben wird, diejenige, daß sie die Wissenschaft des Alls sei, und demnach nur alles unter einen einzigen Standpunkt subsumirte Wissen des Menschen vorstelle. Sie wäre demnach nichts als eine mehr oder weniger hohe Zusammenstellung und Classifikation dessen, was sich uns eben als Gegenstand der Erkennbarkeit anbietet. Indeß braucht gegen eine solche Deutung nur Eines angeführt zu werden, was aber bereits vollkommen hinreichend ist, die Richtigkeit einer solchen Bestimmung ins klarste Licht zu stellen. Denn nach dieser Erklärung der Philosophie als der Wissenschaft des Alls wäre bereits jeder Mensch, wenn er nur einige Zeit gelebt hätte, von selbst schon ein Philosoph. Denn jedes Individuum hat als Mitgabe der Natur einen gewissen Instinkt der Universalität, welcher es jedes Ding unter der Färbung eines einzigen, ihm eigenthümlichen Gesichtspunktes erkennen läßt. Es würde demnach jede auch noch so große subjektive Verworrenheit als eine philosophische Potenz betrachtet werden müssen. Wenn nun aber die Philosophie eine Wissenschaft ist, so muß eine Sache, eine Realität ihren Inhalt bilden, und ihre Definition kann und muß daher auch einzig und allein auf diesen gerichtet sein, so daß sie aus der Möglichkeit ihrer

allenfallsigen Anwesenheit in irgend einem Geiste herleiten zu wollen, wenigstens den Philosophen mit der Philosophie verwechseln hieße.

Da nun nicht Wenige dies einsehen, so glaubten sie doch das, was allenfalls an jener ersten Definition Wahres sein mochte, durch eine nähere Bestimmung erhalten zu müssen, und definirten daher die Philosophie dahin, daß sie dieselbe die Zusammenfassung alles dessen, was an der Existenz von Vernunft wäre, nannten. Man sieht gleich auf den ersten Blick, daß diese Erklärung gegenüber der früheren bedeutende Vortheile gewährt. Denn es ist klar, daß die Philosophie hiedurch alsobald einen objektiven Inhalt gewonnen hat. Ihr Gegenstand ist ja nun die Masse des Vernünftigen, so viel dessen am Sein vorhanden ist. Nun ist aber die Vernunft eine Realität. Folglich ist hiemit die Philosophie wenigstens zu einer Wissenschaft geworden. Aber obwohl dies schon etwas ist, so ist es doch noch keine Philosophie. Denn hinwiederum besitzen alle Menschen ein Gefühl davon, daß die Philosophie ein Etwas ist, das unserem Gemüth nicht weniger als Alles sein soll. Nun hat es aber die Philosophie allein mit dem Vernünftigen am Sein zu thun. Demnach bleibt dies Letztere, wenn auch nicht ganz, doch wenigstens seinem größten Theile nach von ihr ausgeschlossen. Es ist demnach die Definition enger, als das zu Definirende, sie ist folglich so gut wie keine.

Diesem Uebelstande suchten nun Einige abzuhelfen und erhoben daher das Vernünftige auf Kosten des Seienden. Die Vernunft, hieß es, sei die eigentliche Realität, die Existenz sei ihr gegenüber so gut wie gar nichts. Nun mag dies allenfalls vom Geiste gelten, den Solche deßhalb auch mit der Vernunft fälschlich zu identifiziren suchten. Von der Vernunft ist es nicht wahr. Denn, so sehr man sich auch drehen und wenden mag, die Vernunft bleibt immer nur eine Kraft. Eine Kraft aber ist keine Existenz, obschon sie eine solche hat. Die Existenz aber ist Existenz. Da nun das, was Existenz hat, offenbar weniger Existenz besitzt als das, was Existenz ist, so würde, wenn die Vernunft mehr wäre als die Existenz, der Theil mehr sein als das Ganze, was jedenfalls eine logische Widersinnigkeit ist. Wollen nun aber Solche, um sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, in ihrer

Definition an die Stelle der Vernunft den Geist setzen, so kann ihnen dies wieder nichts nützen, da es ihnen leider nicht gestattet werden kann. Denn erstlich nehmen Solche den Geist selbst ganz identisch mit der Vernunft an, so daß die neue Wendung, deren sie sich zu bedienen suchten, allein auf eine Wortspielerei hinausliefe. Sodann aber, wenn sie dies nicht thun, scheint der Geist selbst einer jener problematischen Gegenstände zu sein, der erst durch Philosophie zu einer Kategorie der Erkenntniß erhoben werden kann. Nun aber ist es einer der ersten Fehler gegen die einfachsten Gesetze der Logik, das zu definirende Wort in die Definition aufzunehmen; was hier in so ferne geschähe, als der Geist selbst nach unserer Erklärung einen Theil der Philosophie bildet. Es ist demnach völlig unstatthaft, in dieser dritten Definition an die Stelle der Vernunft den Geist setzen zu wollen.

Da es nun nach alle dem um die Definition der Philosophie eine ziemlich schwierige Sache zu sein scheint, so begannen Viele, die auch oft noch durch andere Gründe bewogen wurden, die Philosophie ihrer hohen Würde zu berauben, und suchten dadurch ihrer Herr zu werden, daß sie dieselbe allein als die Wissenschaft des inwendigen, also unsichtbaren und geistigen Menschen bezeichneten. Psychologie also und Logik, Ethik, Pädagogik, so eine Art von Metaphysik und noch einiges Andere sollten von nun an den Inhalt der Philosophie bilden. Es ist nicht zu beschreiben, welch einen kläglichen Eindruck von geistiger Beschränktheit und Impotenz solche Bestrebungen erzeugen. Es ist gerade so, als wenn irgend ein Unwissender verlangte, man solle ihm nur geschwind lehren, wie eine Sonnenfinsterniß zu berechnen sei, ihn dabei aber ja nicht mit solchen Dingen wie Algebra und Trigonometrie beläſtigen. Es ist allerdings wahr, daß der Geist und Alles, was zu ihm gehört, eine der bedeutendsten, wenn nicht geradezu die bedeutendste Aufgabe der Philosophie ist. Aber Alles, was uns umgibt, athmet Geist. Er webt in den Tönen der Nachtigall, wie er aus dem Becher der Lilie steigt. Er scheint geradezu die Grundbedingung, wie Anfang und Ende von Allem zu sein. Ist er aber in seinem reinen Ansicht ein so unendlicher Abgrund, so ist es eitel, wenn man ihn so obenhin durch Abstraktion von einigen oberflächlichen Selbstbeobachtungen gewinnen

will. Sein Räthsel wird nur dadurch lösbar, daß Alles, was von uns nur erfaßt werden kann, als Beweismittel aufgeboten wird. Den Geist demnach so obenhin finden wollen, um ihn zum Inhalt der Philosophie zu machen, heißt nichts Anderes, als eine Anforderung stellen, von deren Umfang man gar keinen Begriff hat.

Weil jedoch die Meisten zu viel praktischen Verstand haben, um nicht hier, wie in den ersten Fällen, das Mißliche der Bestimmung einzusehen, und doch dabei eine entfernte Ahnung von der majestätischen Allgemeinheit der Philosophie in ihnen dämmert, so ziehen sie sich auf eine zwar sehr sonderbare, aber jedenfalls genügende Weise dadurch aus dem Problematischen der Frage, daß sie die Wissenschaft der Philosophie für eine Unmöglichkeit erklären, also das für eine Unmöglichkeit erklären, wovon sie im Grunde keine Definition zu geben wissen. Denn die der Philosophie, sei es nun mit Recht oder Unrecht untergelegte, Intention: hinter Alles kommen zu wollen, ist doch nur dann als Vorwurf zu dienen geeignet, wenn man vorher bestimmt hat, was jenes eigenthümliche Etwas sei, das hinter Alles kommen will. Das ist es aber eben, was nicht gewußt wird. Es ist demnach gewiß eine sehr kindliche Anmaßung, Etwas für unmöglich zu halten, von dem man noch nicht hat herausbringen können, was es denn eigentlich nur sein möge.

So sehr nun aber auch diese Definition der Philosophie als einer unmöglichen Wissenschaft alles tieferen Haltes entbehrt (denn eine bei weitem mehr auf das Wesen losgehende, auch von tieferen Köpfen ausgesprochene, Erklärung eines Unmöglichen in der Philosophie werden wir erst später zu berücksichtigen haben), so ist dennoch das an ihr weder zu übergehen noch gering anzuschlagen, daß, gerade zu einer in Beziehung auf Intelligenz immerhin so sehr entwickelten Zeit, wie die unsere ist, die meisten Stimmen sich in dieser Unmöglichkeits-Aussage, oder besser noch in diesem der Philosophie einwohnenden Begriff begegnen. Denn da im Ganzen bisher die Erfahrung immer gelehrt hat, daß da, wo sich Viele in einer Ansicht vereinigen (namentlich, wenn es sich um eine objektive Sache handelt), in dieser Ansicht immer eine Wahrheit verborgen liege, so wäre auch hier vielleicht in dem Begriff

der Unmöglichkeit ein Punkt zu entdecken, welcher gerade die geheimste Schlagader im Wesen der Philosophie träfe, so daß also von hier aus die Vervollständigung und Erweiterung ausgehen müßte, welche wir oben als die Ergänzung unseres vorläufigen Begriffes von Philosophie versprochen haben. Auch ist dem allerdings so, und zwar in folgender Weise.

Betrachten wir nämlich den Begriff des Unmöglichen etwas schärfer, so ist es vor Allem eine große Relativität, die wir an ihm wahrzunehmen vermögen. Denn da sich das Unmögliche stets auf eine Kraft oder eine Intelligenz bezieht, so ist es natürlich, daß die Aussage einer Unmöglichkeit immer die Aussage einer Subjektivität ist. Was der Eine nicht vermag, vermag der Andere, und was sich Tausenden versagt, gelingt vielleicht dennoch dem Tausendunderſten. So sehr aber diese Relativität des Unmöglichen nicht zu läugnen ist, so gewinnt sie doch eine augenblicklich veränderte Physiognomie, wenn ganze Massen über dasselbe einhellig werden. Denn wenn auch hier unserem besprochenen Begriffe die Subjektivität noch immer einwohnen kann, so scheint doch der Begriff des Unmöglichen in diesem Falle in so weit ein objektiver zu werden, als man jetzt ohne große Gefahr behaupten kann, daß das als Unmöglichkeit Angesprochene wenigstens ein Schwer-Mögliches sein müsse. Bezieht sich aber nun die Frage nach dem Möglichen oder Unmöglichen auf die Kategorie des Erkennens, so wird damit alsobald das Schwer-Mögliche zu einem Schwer-Begreiflichen und somit zu einem fast Unbegreiflichen. Es wird also hiedurch die Philosophie zur Wissenschaft des Schwer-Begreiflichen gemacht, und, ziehen wir hievon nun ab, was sich an der Realität als das leicht oder leichter Begreifliche ausweist, so kann uns jetzt nichts mehr unerklärt und unwahrscheinlich bleiben, wenn wir die Philosophie als die Wissenschaft dessen definiren, was eben an den Dingen das Unbegreifliche ist. Es ist jetzt nur ausfindig zu machen, was eben in der sich geltend machenden leiblichen wie geistigen Existenz als die Basis des Unbegreiflichen auftritt.

Fassen wir hier nun die Wissenschaft ins Auge, wie sie sich seit Jahrhunderten entwickelt hat, so tritt uns das als die Sphäre

der wachsenden Erkenntniß-Möglichkeit entgegen, was sich als das Genetische an den Dingen bezeichnen läßt. Denn so ist erst der rechte Blick über das Verhältniß des Vegetativen und des Animalischen aufgegangen, als man im Thierischen die Basis der Pflanze anerkannte und also das Erstere als die Reaktion einer über die Passivität hinausreichenden Aktivität charakterisirte. Ebenso gingen erst die wahren Einsichten in den universellen Organismus der Thiergeschlechter auf, als die Wissenschaft diesen Organismus als eine vollendete Einheit zu erfassen, und bis auf seine tiefsten embryonischen Uranfänge zurückzugehen anfing. Nicht anders stellte sich das Resultat in den höheren geistigeren Wissenschaften heraus. Denn so gehen Giambattista Vico's, Johannes von Müller's, Herder's und Anderer Bestrebungen in der Geschichte zuletzt allein darauf hinaus, das Chaotische und Unklare der Völkerzustände durch die Genesis der Massen und anderer mitfolgender Umstände zugänglich zu machen. Kurz, wohin wir in der Geschichte der Wissenschaften nur unsre Blicke wenden, überall ist es die Genesis oder das successive Werden des Unterschiedes, was den Fortgang der Einsicht bedingt. Was ist es denn aber nun, was uns der Begriff des Genetischen enthüllt und was uns mit der Kategorie des Unterschiedes oder der Differenz gegeben ist? Sehen wir hier nun näher hin, so ist dies allein der Begriff der Form. Denn jede Form ist bedingt durch ihre Lostrennung von einer anderen Form oder der Unform, Lostrennung jedoch ist Scheidung und somit Unterscheidung, Genesis aber ist nichts Anderes, als das Werden und somit die allmählige Entfaltung der Form. Nun aber sind im Allgemeinen zu allen Zeiten die auf das rein Genetische beschränkten Untersuchungen, selbst wenn sie sich mit einer gewissen Bornirtheit aussprachen, die mit dem meisten Beifall aufgenommenen gewesen. Es scheint demnach, daß die Erforschung der Form für den menschlichen Geist das leicht oder doch das leichter Begreifliche sei. Auch ist dies in jeder Beziehung natürlich. Denn da im Ganzen doch hauptsächlich nur unser Verstand erkennt, der Verstand aber seinen wesentlichsten Theilen nach eine sondernde, scheidende Kraft ist, so wird auch von aller Existenz das ihm das Zugänglichste sein, was in dieser auf dem Begriffe der Scheidung beruht. Nun aber ist alle Form

vermittelst einer Scheidung und Unterscheidung geworden. Folglich wird der menschliche Verstand vor Allem zur Erkenntniß der Form geeignet sein. Ist nun aber das Prinzip der Form wenigstens bis zu einem gewissen Grade an aller Existenz das leicht Begreifliche, so wird nicht wohl etwas Anderes als der Gegensatz der Form das Schwer-Begreifliche sein können. Nun ist jedoch der Gegensatz der Form nichts Anderes als das Formlose und Chaotische. Der höhere Begriff des Formlosen ist aber der Begriff der Substanz. Die Substanz (τὸ ὑποκείμενον) wird daher auch das Schwerer-Begreifliche an aller Existenz sein. Definirt man daher die Philosophie als die Wissenschaft des Unmöglichen, so kann dieser Satz keinen andern Sinn haben, als daß die Philosophie die Wissenschaft der Substanz sei. Auch bleibt für sie jetzt in der That selbst kein anderer Raum mehr übrig. Denn da wir von ihr zunächst alle Erkenntniß der Form ausgeschlossen haben, die Wissenschaft der Philosophie aber dem natürlichen Instinkte des Verstandes sich als das geltend macht, was keinen unerklärten Rest mehr zurückläßt, warum aber etwas sei, und (was hiemit fast identisch ist): was eben an einem Seienden das Seiende sei, wie die letzte Frage selbst der äußerlichsten Neugierde, so auch das immer und immer wieder einen neuen Rest in der Erkenntniß Erzeugende ist: so kann offenbar mit Hinzunahme der früher schon ausgeschlossenen Definitionen von Philosophie diese Wissenschaft nur entweder nichts, oder sie muß die Wissenschaft der Substanz sein. Jetzt ist nur noch die Frage übrig, ob dieser Begriff der Philosophie, daß sie eben Wissenschaft der Substanz sei, mit dem früher von uns gegebenen übereinstimme, daß nämlich die Wissenschaft der Philosophie die von jener Einheit sei, aus welcher die einander eng verschwisterten Gegensätze von Natur und Geschichte, von Nothwendigkeit und Freiheit hervorgingen, und ob, wenn dieses der Fall ist, auch der spätere Begriff als Erweiterung und Steigerung des früheren betrachtet werden dürfe? Es wird aber diese Frage leichter und rascher beantwortet werden können, als es im Anfang scheinen möchte.

Fassen wir nämlich das Natürliche und Geschichtliche in ihrer reinen Erscheinung auf, und fragen uns, was denn zwischen beiden als der eigentliche Gegensatz bezeichnet werden müsse, so ist

dies offenbar der Begriff der Maſſenhaftigkeit. Denn daß Geiſt und Geſchichte in Beziehung auf rohere Materialität gleich nicht-exiſtent ſind, tritt uns bei dem erſten tieferen Blick augenblicklich entgegen, da z. B. die Produktion eines Werkes wie die Spartaniſche Geſetzgebung materiell gleich nichtſeiende Dinge vorſtellt. Dennoch machen ſich beide, wie Geiſt und Geſchichte überhaupt, durch eine gewiſſe eingeborene Kraft gleichermaßen geltend. Denn jede geiſtige Exiſtenz treibt einen auf ſie ausgeübten Angriff mit aller möglichen Energie zurück. Trotz dem aber, daß die Natur faſt überall, wo wir ihr entgegentreten, ausgeſprochene Maſſenhaftigkeit iſt, gleicht ſie doch darin dem Geiſte vollkommen, daß ſie, ſo lang es ihr nur möglich iſt, jeden Eingriff in die ihr gebührende Sphäre zurückzuweiſen ſucht. Denn die Kraft, mit der ich eine aufdringliche Zumuthung zurückweiſe, iſt nahezu gerade dieſelbe, mit welcher der Fels dem Meißel widerſteht, und welche einem die Luft durchſchneidenden Stab um ſo größere Hinderniſſe entgegenſetzt, je ſchneller ſich dieſer bewegt. Wenigſtens vermöchte ich zwiſchen dieſen drei Widerſtandskräften keinen weſentlichen Unterſchied ausfindig zu machen. Denn mag nun die eine aus einem Willen, und die anderen ſelbſt nur von der Kraft der Trägheit herrühren, die entſchiedene Ausſchließung und Repulſion des Heterogenen iſt bei allen dreien dieſelbe. Verhält es ſich aber damit wirklich ſo, ſo kann eine ſolche Widerſtandsfähigkeit bei allen dreien keineswegs aus ihrer Form herrühren. Vielmehr iſt es die verborgen wirkende Kraft einer innerlichen Centralität, welche gewaltſam von Innen nach Außen ſtürmt und den Grad der Zurückweiſung bedingt. Der Form ſteht aber abſolut nichts gegenüber als die Subſtanz, ſo daß alſo jede Widerſtandskraft einer Sache allein aus der ungeheueren Selbſtheit des Subſtanziellen quillt. Natur, Geſchichte, Geiſt und Alles, was es noch geben mag, wurzeln daher mit ihrer Selbſtheit und Geſchiedenheit in dem Abgrunde der Subſtanz. Subſtanz daher erkennen und vollkommen durchdringen heißt nichts Anderes, als die Möglichkeit des Gegenſatzes zwiſchen Natur und Geſchichte nachrechnen können. Wir würden daher mit unſeren Anſprüchen, Natur und Geſchichte aus einer vorhandenen Einheit erkennen zu können, völlig ſcheitern müſſen, wäre nicht die Tiefe der Subſtanz der unendliche Aus-

gangspunkt beider. Wenn wir demnach Philoſophie mit vollkommenem Rechte als die Wiſſenſchaft der Subſtanz beſtimmen, ſo vermögen wir hierin nichts Anderes, als die höchſte Erweiterung und Steigerung unſeres erſten von Philoſophie aufgeworfenen Begriffes zu erkennen. Der Fortgang unſerer Unterſuchung kann folglich von nun an allein darin beſtehen, daß wir in irgend einer Weiſe eine Entwicklung und Gliederung des Subſtanzbegriffes zu geben ſuchen, da in ſeiner Erfaſſung allein die Wiſſenſchaft der Philoſophie beruht. Wir werden aber die Idee der Subſtanz in einer doppelten Beziehung ins Auge zu faſſen uns beſtreben. Denn einmal werden wir es ganz nur mit ihr allein und den Geſtaltungen in ihr ſelbſt, alſo, wie man zu ſagen pflegt, mit ihrem reinen An-ſich zu thun haben. Sodann aber wird die Seite an ihr nicht zu übergehen ſein, von der her die Verhältniſſe der Subſtanz in ſich mit dem Prinzip der Form und der Scheidung in Zuſammenhang treten. Die Vermittlung zwiſchen dieſen beiden Punkten wird aber der Moment der Betrachtung abgeben, in welchem eben die bis zur höchſten Höhe der Fülle geſteigerte Subſtanz ſich dadurch von ſelbſt als ebenſo mit Formkraft erfüllt ausweiſen wird. Es werden alſo die drei zu behandelnden Punkte ſich ſo zu einander verhalten, daß in dem erſten die Frage nach dem Abgrunde der Exiſtenz, in dem zweiten die Culmination derſelben zur Höhe Gottes, und im dritten ihre Entfaltung zur Sonderung des vielfältigen Einzelnen, alſo bis zu einem gewiſſen Grade die Geneſis der Welt Gegenſtand der Unterſuchung ſein muß. Wir beginnen jetzt mit der Unterſuchung des Subſtanz-Begriffes an ſich.

Ueberall, wo unſer Blick eine vorhandene Exiſtenz zu durchdringen ſtrebt, tritt uns die Beobachtung entgegen, daß jedes Seiende nicht Exiſtenz und Daſein zu beſitzen vermöchte, wenn es ſich nicht an einem Anderen verwirklichte. Denn allein dadurch iſt jedes Etwas Wirklichkeit, daß es die ſelbſtſtändige Exiſtenz eines Anderen aufhebt, ſich an ihm mit ſeiner Form ausprägt, und eben dadurch, daß es jenes Andere nicht mehr aufkommen läßt, erſt wahrhaft lebt. Würde die Exiſtenz nicht einen ſo ſtreitbaren Gegenhalt in ſich ſelbſt tragen, dann würde ſie immer nur Schatten, niemals Realität ſein können, da allein die Eiferſucht um die

Selbſtheit die Wirklichkeit charakteriſirt. Wenn wir aber nun ſo überall gleichſam einen verborgenen Stachel entdecken, welcher alle Form und Ordnung abzuſchütteln ſucht, ſo bleibt uns zuletzt allein der Gedanke übrig, daß es ein Weſen gebe, deſſen Natur einzig und allein darin beſtände, gar nichts Wirkliches zu ſein, und welches alſobald in die leidenſchaftlichſte Aufregung geräth, wenn ein Anderes es dazu zwingen will, ein Etwas zu werden. Wir haben demnach jetzt eine eigenthümliche Natur entdeckt, welche an ſich blos die Eigenſchaft hat, mit völliger Einſeitigkeit oder Allgemeinheit (wie man will), nur ſie ſelbſt ſein zu wollen, und von dem lebhafteſten Contrifugal- oder Expanſion-Trieb ergriffen zu werden, wenn ein Anderes wagen ſollte, ſich ihr in irgend einer Weiſe aufdrängen zu wollen. Faſſen wir aber dieſen gefundenen Charakter eines ſolchen Weſens noch genauer ins Auge, ſo tritt uns augenblicklich folgende nähere und weiter leitende Modifikation entgegen. Das Weſen nämlich, welches wir jetzt als die unverträgliche Unterlage aller Exiſtenz bezeichnen können, will ja, indem es alle Form zurückweiſt, nicht etwa eine eigene Form feſthalten. Es beſitzt vielmehr deren keine. Sein Trieb iſt, formlos und folglich wenigſtens in gewiſſem Sinne gar nicht zu ſein. Wir können uns demnach ein ſolches Weſen nicht als eine Materie denken. Denn als ſolche wäre es immerhin ſchon Etwas. Wir können es uns demnach allein als den Willen, gar nicht zu ſein denken. Jeder Wille iſt aber eine Kraft; die jeder Exiſtenz unterbreitete Subſtanz iſt daher eine Kraft, die ſich aus allen Kräften, Etwas zu ſein, wehrt. Sie iſt deßhalb reine negative Potenzialität. Ein Weſen aber, das gar nicht ſein will und dabei mit fortwährender Hartnäckigkeit auf dieſem Willen beſteht, kann ich mir nur dadurch als in dieſer Poſition begriffen denken, daß ich in ihm die Möglichkeit annehme, Alles ſein zu können. Denn ein Etwas, das Alles ſein kann, muß nothwendig beſtändig vom Trieb beſeelt ſein, nicht ſein zu wollen, da jeder Schritt in die Wirklichkeit ihm die Möglichkeit raubt, Alles ſein könnend oder, was daſſelbe iſt, Allmöglichkeit zu bleiben. Der Begriff der Subſtanz beſteht demnach zunächſt darin, daß der Abgrund einer unermeßlichen Allmöglichkeit jede Geneſis einer ſpeziellen Wirklichkeit zurückweiſt, und das Bild einer reichen Potenzialität

erkennen läßt, die, Nichts seiend, doch Alles sein kann, die daher weder Raum noch Zeit in sich hat und somit einem Punkte gleicht, in welchem wirklich gar nichts wahrzunehmen ist, und aus dem doch wie eine Windsbraut die höchste Wuth negativer und zurückweisender Kräfte hervorbrechen würde, sobald irgend Jemand an solchen nichtseienden Punkt irgend eine Forderung stellen würde: — eine Wuth zurückweisender Kräfte, die aber keineswegs auf einer nur negativen Tendenz des Allmöglichkeit-Punktes beruht, sondern vielmehr auf einer unendlich positiven Kraft desselben, die eben darin besteht, nur Alles und niemals Etwas sein zu wollen. Dies führt uns aber denn auch augenblicklich auf einen eigenthümlichen Widerspruch, welcher in der Allmöglichkeit nicht nur allenfalls vorhanden zu sein scheint, sondern wirklich und in Wahrheit vorhanden ist. Indem wir nämlich gefunden haben, daß die Allmöglichkeit jede spezielle Existenz ihrem Charakter gemäß mit Nothwendigkeit zurückweisen muß, so kann sie deßhalb dennoch nicht als eigentliche und absolute Feindin des Etwas angesehen werden. Vielmehr tritt sie uns sogar, eben weil sie Allmöglichkeit ist, als seine entschiedene Freundin entgegen. Nur will sie jedes Etwas allein als einen Grad ihrer Möglichkeit in sich, und nicht als eine Ausschließlichkeit außerhalb ihrer selbst neben sich stehen haben. Es ist demnach die Allmöglichkeit als eine Existenz zu erfassen, welche in jedem Augenblicke zur Geburt eines unendlichen Etwas hindrängt, in demselben Augenblick aber, in welchem sie solche Geburt an's Tageslicht fördern will, von ihrer Produktion und Evolution absteht: — aus der eigenthümlichen Furcht, daß hierunter vor allem ihr Charakter als Allmöglichkeit leiden möchte. Es ist dies aber ein sehr wichtiger Charakter der Allmöglichkeit, indem dieselbe durch ihn erst wahrhaft existent wird. Denn würde unsre Allmöglichkeit, wie zuerst von uns geschildert wurde und geschildert werden mußte, allein von dem negativen Triebe besessen sein, alles Etwas zurückzuweisen, so könnte diese abweisende und ausschlagende Kraft allerdings sehr gewaltig und mächtig sein, sie wäre aber dennoch nur eine negative Wuth der Entleerung. Erst dadurch, daß diese jedes Etwas abschlagende Kraft das Etwas, freilich nur als unendliche Universalität, doch wieder zu suchen scheint, und wirklich sucht und suchen muß, erst dadurch

schwingt sich die Allmöglichkeit zur Höhe eines mit unendlicher Perspektivkraft der Existenz schwangeren Nichtseins empor. Es ist ein seltsamer Zustand, in welchem wir die Allmöglichkeit in dieser ihrer unmittelbaren Erscheinung wahrnehmen. Es ist, um im Bilde zu reden, gerade so, als wenn der Allmöglichkeit Nestel geknüpft worden wären. Denn obgleich sie so unendlich reich ist an der ungemessensten Produktionsfähigkeit, so kommt sie doch immer zu nichts: im Gegentheil, je reicher und voller sie wird, um desto impotenter tritt sie uns entgegen, da ihr bei wachsendem Reichthume des Inhalts die Gefahr immer drohender zu werden scheint, irgend einmal und wider ihren Willen zu irgend einer Spezialität anschießen zu müssen. Und in der That wäre selbst für die Möglichkeit einer höheren und gesteigerteren Existenz nichts bedenklicher, als wenn die Allmöglichkeit in Gefahr geriethe, ihren wahrhaft universellen Charakter verlieren zu müssen. Denn geschähe dieses, dann wäre in Wahrheit die Perspektive des Höchsten und Vollendetsten vernichtet, da ein Solches nur dadurch denkbar ist, daß die Unendlichkeit der Steigerung keinen Augenblick in Zweifel gezogen erscheint. Denn Gott selbst, so wenig wir auch an dieser Stelle noch von ihm wissen, denn Gott selbst würde die größten und außerordentlichsten seiner Vorrechte verlieren, wenn es ihm entzogen wäre, nicht nur für die Anderen, sondern auch für sich selbst in jedem nächsten Momente als ein immer Großartigerer und Majestätischerer zu erscheinen. Der ihm durch sich selbst gegebene Name: „Ich bin, der ich sein werde" — ist ein leerer Schall, wenn die absolute Unergründlichkeit der Allmöglichkeit verkümmert wird. Es ist jetzt unsre Aufgabe, diese Allmöglichkeit, welche wir im Zustande ihrer primitiven Unmittelbarkeit genügend geschildert haben, nun gleichsam auf den verschiedenen Lebensstufen ihrer Entwicklung zu verfolgen, und zu zeigen, wie eine genetische Entwicklung ihrer selbst allerdings möglich, weil schon in ihrem Begriffe eingeschlossen ist. Denn würde sie nicht augenblicklich aufhören, die wahre Allmöglichkeit vorzustellen, wenn ihr die eine genommen wäre, einen Entwicklungsgang durchzumachen, und demnach ihre eigene Geschichte zu besitzen*)?

*) In Beziehung auf die Denkoperationen, welche unser Geist durchzu-

Fragen wir uns nun, worauf in der Allmöglichkeit, wenn in ihr eine Fortentwicklung denkbar ist, diese letztere wohl gestellt sein mag? — so könnte es im Anfang scheinen, als wenn dieses der reine, nackte, lautere Begriff der Allmöglichkeit nur selbst sein könne. Denn da die Allmöglichkeit eben alle Möglichkeit umspannt, so könnte man meinen, daß, je länger sie existire, auch um so mehr Potenzen von Möglichkeiten in ihr aufstehen müßten, bis endlich eine myriadische Unermeßlichkeit derselben irgendwie eine Veränderung im Begriff der Allmöglichkeit selbst hervorzurufen vermöchte. Nun aber ist zwar der erste dieser Gedanken allerdings wahr, keineswegs aber so der zweite. Denn allerdings gehen in der Ewigkeit der Allmöglichkeit (eine solche nämlich von der Allmöglichkeit abzuläugnen, ist kein Grund vorhanden) immer neue und neue Potenzen von Möglichkeiten hervor. Da diese alle indeß aber eben nur Schatten, weil allein Möglichkeiten, sind, so ist kein Grund vorhanden, warum eine Unermeßlichkeit von neuen Möglichkeiten die Allmöglichkeit selbst verändern sollte. Denn deren Begriff als Allmöglichkeit ist doch gewiß weit genug, um jede Vielheit von Möglichkeiten in sich aufzunehmen. Soll daher in irgend einer Weise im Lauf der Ewigkeiten eine genetische Entfaltung oder Steigerung der Allmöglichkeit gedacht werden, so muß die Ursache davon in irgend einem anderen Verhältniß der Allmöglichkeit zu suchen sein. Auch entzieht sich uns ein Solches keineswegs. Vielmehr liegt es bereits in einer der Seiten, deren Nothwendigkeit wir so eben nachgewiesen haben. Denn jener eigenthümliche von uns aufgefundene Widerspruch der Allmöglichkeit in sich selbst, zufolge dessen sie ebenso auf Vielheit und mit ihr auf die Spezialität hindrängt, als sie von ihr zurückweicht und im strengsten Nichtsein zu verharren sucht, — dieser Widerspruch des Allmöglichen in sich selbst ist der einzige Grund, vermittelst dessen eine innere Umgestaltung der von Ewigkeit her vorhandenen Allmöglichkeit gedacht werden kann. Wir wollen dies in folgender Weise zu entwickeln suchen.

---

machen hat, um den Begriff der Allmöglichkeit zu erfassen wie nach seinen verschiedenen Seiten zu begründen, verweisen wir auf die folgende Vorlesung über das Studium der Metaphysik.

Wo wir in der uns umgebenden Welt hinblicken mögen, tritt uns überall und bei jeglicher Existenz neben dem Abgrund des Substanziellen auch die Kraft der Sichtung und Scheidung entgegen. Denn da es offenbar ist, daß nur durch sie Form von Form sich trennt, und alle Unterschiede zuletzt doch mehr oder weniger auf einen Unterschied der Gestaltung hinauslaufen, so würde eine chaotische Formlosigkeit das Herrschende sein, wenn eben nicht die Potenz der Sonderung das Substanzielle auf jedem Schritt begleitete. Suchen wir nun das Prinzip der Form dem Substanziellen gegenüber in einer Anschauung auftreten zu lassen, kraft deren Gegensatz und Verschiedenheit zwischen diesen beiden so gering wie nur immer möglich werden, so wird hier keine geeigneter sein, als die, zufolge welcher die Form nur als ein mehr oder weniger systematisch sistirter Drang der von Innen nach Außen strebenden Substanz dargestellt wird. Denn das Prinzip dieser Hemmung ist offenbar kein seiender Inhalt an sich, sondern die reine Negativität, welche eine Bewegung in ihrer Entwicklung aufhält. Wollen wir daher irgendwie eine immanente Entwicklung und Steigerung der Allmöglichkeit gewinnen, so kann dies nur dadurch geschehen, daß wir auch bei ihr, welche der vollendete Abgrund der gesammten Substanz ist, ihre Fortbewegung durch ein so wenig wie möglich von Außen hinzukommendes Moment einzuleiten suchen. Da nun aber das Minimum des äußerlichsten Zutrittes, wie wir fanden, nur die Negativität der Hemmung ist, so ist jetzt die Frage, wie der von uns als Fortgangsmoment bezeichnete Widerspruch innerhalb der Allmöglichkeit zum Faktor einer innerlichen Hemmungsmöglichkeit werden könne? Es wird aber das Produkt einer solchen Hemmung sehr leicht zu erkennen sein, wenn wir uns nur an die Genesis des in der Allmöglichkeit hervorbrechenden Widerspruches erinnern wollen. Dort nämlich hatte sich uns gezeigt, daß die Allmöglichkeit als Allmöglichkeit jede spezielle Existenz zurückweise. Zugleich aber hatten wir auch erkannt, daß nichts die speziellen Existenzen so heftig aufsuche als eben wieder diese Allmöglichkeit. Nur wolle sie dieselben alle auf einmal haben und nicht jede einzelne als besonders werdende. Hieraus geht nun aber hervor, daß die Allmöglichkeit, wenn auch unter einer speziellen Bedingung, die spezielle Existenz eben doch

auch wolle. Es geht alſo aus alledem die ſonderbare Conſtellation hervor, daß die Allmöglichkeit die ſpezielle Exiſtenz will und doch wieder nicht will. Da nun aber auf dieſem Boden, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Punkte, Wollen und Können identiſch iſt (denn ich kann überhaupt nichts wollen, wovon nicht wenigſtens die Potenzialität in mir liegt), ſo kann man jetzt dieſen Gegenſatz von Wollen und nicht Wollen auch recht gut ſo ausdrücken, daß man ſagt: die Allmöglichkeit wolle etwas, was ſie nicht könne, und ſie könne hinwiederum etwas, was ſie nicht wolle, oder auch: ſie wolle etwas, was ſie könne und doch nicht könne, und ſie könne etwas, was ſie wolle und hinwiederum doch nicht wolle. Fragen wir uns nun aber, worauf dieſe eigenthümliche Selbſthinderung bei der Allmöglichkeit beruhe, ſo müſſen wir ſagen: ganz entſchieden auf einem Ueberreichthum von Wollen und Können. Denn daß die Allmöglichkeit Alles auf einmal wolle, dieß ſei eben der Grund, daß ſie Nichts könne. Nun will aber die Allmöglichkeit von Ewigkeit her. Denn da ſie der Grund aller Exiſtenz iſt, ſo iſt ſie vor Allem. Will ſie aber von Ewigkeit her, ſo will ſie nothwendiger Weiſe unendliche Male Unendliches von Ewigkeit her. Ebenſo kann ſie dies aber auch nicht von Ewigkeit her. Nicht-Können iſt aber Hemmung. Dieſe, von Anfang an ſchwach, wächſt aber die Ewigkeit entlang immer mehr und mehr an Realität. Denn da die Hemmung, wenn ſie zur Vollendung käme, das vollendete Prinzip der Form wäre, die Form aber aus den Schatten der Allmöglichkeit Realitäten zu machen hülfe, ſo muß die von Ewigkeit her ſich immer wiederholende Hemmung endlich zum Formprinzip werden. Auch ſage man nicht, daß dies deßhalb unmöglich wäre, weil die neben dem beſtändigen Hemmungsanſatz herlaufende Allmöglichkeit gleichfalls immer reicher werde, und dadurch die ſteigende Hemmungskraft durch beſtändiges Gleichgewicht paralyſire. Dies würde der Fall ſein, wenn die Allmöglichkeit in ihrem nichtſeienden, aber doch faſt Alles vermögenden Abgrund etwas Mehr wäre als potenzieller Schatten oder ſchattenartige Potenzialität. Da ſie aber nur dieſes iſt, neben ihr dagegen der ſich fortwährend ſteigernde Hemmungsanſatz der Anfang der wahrhaftigen Realität, ſo iſt es natürlich, daß endlich im Lauf der Ewigkeiten die Hemmung als Wachsthum

der Existenz über die Allmöglichkeit als bloße Möglichkeit der Existenz absolut triumphire, und dadurch zum formenden König der unermeßlichen Allmöglichkeit werde. Nun aber ist die Ewigkeit von Ewigkeit her vollendete Ewigkeit. Folglich ist auch die Allmöglichkeit von Ewigkeit her vollendete Allmöglichkeit. Deßhalb ist aber auch die Hemmung von Ewigkeit her in der Allmöglichkeit herrschende Königskraft. Wenn es daher eine Allmöglichkeit gibt, welche aller Existenz zu Grunde liegt (und daß es eine solche gibt, haben wir ja zur Genüge erwiesen), so wohnt auch dieser Allmöglichkeit von Ewigkeit her das vollendete Prinzip der Form ein: — oder, was dasselbe ist: Wenn wir die am Anfang der Ewigkeit (der natürlich keiner ist) liegende Allmöglichkeit als nackte und pure, d. h. noch unentwickelte Allmöglichkeit fassen wollen, so müssen wir als ihre nächste Stufe auf der Linie ihrer Entwicklung die immer wachsende Beiwohnung und endlich die vollendete Einwohnung der Hemmung oder des Formprinzipes bezeichnen. Aber dem ist noch nicht genug. Es gibt noch eine dritte Stufe, welche über diese wechselseitige Durchfaltung der Allmöglichkeit und Formkraft noch hinausliegt, und erst als die absolute Vollendung der Allmöglichkeit durchschlägt. Erst wenn wir da angekommen sein werden, können wir uns rühmen, den Culminationspunkt der Existenz und ihres Geheimnisses und damit den zweiten Hauptpunkt in der Wissenschaft der Philosophie erreicht zu haben. Wir schicken uns jetzt an, diese letzte Höhe zu erklimmen. Von ihr wird uns alsdann unser Weg auf eine leichte und rasche Weise abwärts leiten.

Betrachten wir nämlich das Prinzip der Allmöglichkeit gegenüber dem der Form, so muß uns alsobald ein sehr bedeutender Unterschied zwischen diesen zweien entgegentreten. Die Allmöglichkeit, obgleich potenziell, und als potenziell im absoluten Anfange wie nicht seiend, ist doch der Hemmung gegenüber hinwiederum das eigentlich und allein seiende. Denn ohne ihre basische Natur würde es ja niemals zu irgend einer Entfaltung gelangen können. Diesem Reichthum der Allmöglichkeit gegenüber ist dagegen die Hemmung fast ein wirkliches Nichts, da sie nur die Entwirrung der tiefen Verwickelung ist, welche der Allmöglichkeit eignet. Es ist demnach die Hemmung nichts, als eine stets mächtiger

anwachsende Modifikation des Allmöglichen. Wir müssen dieses daher auch als den substanziellen Boden des Formprinzipes annehmen. Nun aber stellte sich uns ja das eben wieder erwähnte Resultat heraus, daß die Bedeutung der Hemmung im Verlauf der Ewigkeit eine immer größere wird. Da aber diese sich stets umgestaltende Bedeutung doch nur an der Substanz der Allmöglichkeit vor sich geht, so wird eben wieder als Produkt des ewigen Lebens die Allmöglichkeit zuletzt eine ganz andere, als sie von Anfang war. Die Allmöglichkeit wird daher, während sie am Anfang ein entschiedenes Eins war, am Ende ein ebenso entschiedenes Zwei: — oder, was dasselbe ist: die maaßlose Allmöglichkeit wird zu einer sich selbst beherrschenden Allmöglichkeit. Nun aber verflechten sich durch den Abgrund der Allmöglichkeit hin Hemmung und Allmöglichkeit zu einer absolut vollendeten Ganzheit, so daß also die in einen entschiedenen Dualismus auseinandergetretene Allmöglichkeit in einer dritten Gestalt als friedliche Gelassenheit sich wieder zu sich selbst zurückfindet. Es ist demnach aus der ursprünglichen Einheit der Allmöglichkeit eine Mannigfaltigkeit in sich selbst hervorgegangen, welche doch im Grunde nichts ist, als dieselbe nur aus ihrer früheren verwirrten Gebundenheit zum absoluten Selbstbesitz hindurchgeführte Allmöglichkeit*): — eine Durchführung, welche auch hier, wie schon frühere Momente als eine von Ewigkeit her vollendete, und als solche ebenfalls leicht zu beweisende ist. Nun ist aber die Allmöglichkeit von uns im Anfang unserer Untersuchung als eine wie an einem mathematischen Punkte vorhandene Existenz angenommen worden, die nur von diesem Ausgangspunkte aus mit unendlicher Potenzialität nach allen Seiten hin zu wirken sucht und in Wahrheit auch

*) Ich muß mich hier ausdrücklich verwahren, daß die angeführte Mannigfaltigkeit in der Einheit der Allmöglichkeit nichts mit dem Begriffe der Dreieinigkeit zu thun hat, da diese auf ganz anderen Prämissen beruht, auch überhaupt ein ganz anderes Verhalten des ewigen Gottes in sich ist. Es wäre sehr leicht möglich, daß es für die Philosophie das Beste sein möchte, sich zunächst mit der christlichen Dreieinigkeit gar nichts zu thun zu machen, und die Betrachtung dieses ebenso ernsten wie schwierigen Gegenstandes allein der Philosophie des Christenthums zu überlassen.

wirkt: — und die nachfolgende Entwicklung hat uns keinen Grund gegeben, dieſe punktuelle Exiſtenz aufzuheben und zu verneinen. War es aber auf den nachfolgenden Stufen des Anfangs nicht nothwendig, die prinzipielle Anweſenheit der Allmöglichkeit an einem Punkte ausdrücklich aufzuheben, ſo iſt nicht einzuſehen, warum die Beiſeiteſchaffung dieſer gerechtfertigten Annahme nun plötzlich hier eintreten ſollte*). Es erſcheint daher als ſehr natürlich, daß auch das Hervorbrechen der Hemmung ganz wohl an dieſen einen Punkt geknüpft ſein kann, ebenſo wie dann gleichfalls die tiefe Verſchlingung von Allmöglichkeit und Formprinzip oder die Einheit der ſich ſelbſt beherrſchenden Allmöglichkeit unbehindert an dem gleichen Ort oder Punkte thronen wird. Nun iſt aber, prinzipiell betrachtet, nichts geſchiedener, getrennter und wechſelſeitig von einander entfernter als die tiefe Selbſtverwachſung der urſprünglichen Allmöglichkeit und die hohe Freiheit gegen ſich ſelbſt, welche der Natur des Formenprinzipes inhärirt. Prinzipielle Trennung (und zwar je größer ſie iſt, um ſo mehr) iſt aber der abſolute Grund für jede lokale Trennung. Es iſt demnach das Prinzip der Form und das der Allmöglichkeit, obgleich ſie an einem Punkte thronen und ſich wechſelsweiſe abſolut durchdringen, dennoch in einer vollkommenen Scheidung begriffen. Oder, da das Prinzip der Form nur die ſich ſelbſt beherrſchende Allmöglichkeit iſt, ſo iſt dieſe ſich ſelbſt beherrſchende Allmöglichkeit von der puren und unmittelbaren Allmöglichkeit ebenſo unendlich weit entfernt, wie ſie mit ihr an einem und demſelben Punkte zuſammenfällt. Ja, was hieraus ganz unwiderſprechlich hervorzugehen ſcheint, je mehr die Allmöglichkeit ſich ſelbſt beherrſcht (und ihre Selbſtbeherrſchung iſt ihr höchſter Ruhm wie ihre tiefſte Intention), um ſo mehr tritt ſie mit der nackten Allmöglichkeit in eine Einheit zuſammen und fällt doch zugleich auf die entſchiedenſte Weiſe

*) Hiemit iſt denn nun nicht geſagt, daß von dieſem Punkte aus keine Hinauswirkung wie ins Unendliche möglich geweſen wäre. Vielmehr iſt eine ſolche entſchieden anzunehmen, und nur der Anfang an einen wie raumloſen Punkt zu knüpfen. Denn wir müſſen den Leſer hier bitten, ſich an den wohl einzuſehenden Geiſt und nicht an den todten Buchſtaben unſerer Unterſuchung zu binden.

von ihr in die unendliche Trennung hinweg. Und dieses höchste und letzte Moment ist denn nun auch der Punkt, auf den wir die Steigerung der Allmöglichkeit heben zu müssen glaubten. Auch ist dieser Gedanke, mit dem wir in der von Ewigkeit her vollendeten Allmöglichkeit den eben so ewigen wie vollendeten Gott gefunden haben, dieser Gedanke, sage ich, ist eben so denkbar, wie der gleichfalls paradox scheinende Leibnitzens, daß der innige Verkehr der Monaden nur ein dynamischer und wechselsweise hinüber- wie herüberwirkender sei. Wer übrigens hier ein sinnliches Bild begehren möchte, den müssen wir, wenn ihm die Analogie unserer Denkoperationen*) nicht genügt, an das Licht verweisen. Seine elastische Springkraft, welche durch Reflexion zu einer in die Lichtquelle zurückwirkenden gemacht werden kann, ist in einem und demselben Momente eine ebenso mächtige Zusammentretung wie Auseinanderbrechung.

Gott ist ein Geist; und wie nur der ihn anbetet, der ihn im Geist und in der Wahrheit anbetet, so erkennt ihn auch nur der, der ihn im Geist d. i. innerhalb seines eigenen Geistes, und nicht dadurch zu erkennen sucht, daß er seine Entwicklungen auf Beweise basirt, welche allein in einer Zusammenhaltung der Denkkraft mit der äußerlichen Sinnlichkeit Grund und Entstehung haben. Willst Du in Wahrheit einsehen, mein Zuhörer, wie an einem kleinen Punkt die höchste Trennung und die höchste Einheit vereinigt sein kann, so beobachte das Innere Deines Hauptes, wenn es im tiefen Nachsinnen über einen schwierigen Punkt geistigen Lebens begriffen ist. Dann wirst Du finden, wie ein Etwas in Dir unausgesetzt an einem kleinen Punkte bohrt, und wie dies Etwas doch wiederum in eine unendliche Weite auseinandergeht, in der Du suchend umherschweifst. Gott ist der Raum; denn in ihm leben, weben und sind wir. Gott ist die Zeit; denn

*) In der That beruht unsere ganze Denkthätigkeit in einer eben so innigen Zusammenhaltung wie Lostrennung unseres Geistes mit und von der gedachten Sache: ein Dualismus, welcher jedem, der hier nur einmal gründlich beobachtet hat, stets als ein gleichzeitiger erschienen sein wird. Ueberhaupt können wir nicht umhin, es nur als Mangel wahrhafter Innerlichkeit zu bezeichnen, wenn wir hier allzu unverständlich sein sollten.

er löst an seinem einen Punkte die Ewigkeit in eine unendliche Succession von Thaten auf. Gott ist Alles; denn er ist die sich selbst besitzende Unendlichkeit des Allmöglichen. Gott ist Nichts; denn seine unendliche Scheidung hat von Ewigkeit her alle Möglichkeiten des Allmöglichen in den königlichen Besitz seiner Herrscherkraft hinübergeführt. „Darum gehe ich stracks vor mich, so ist Er nicht da; gehe ich zurück, so spüre ich Ihn nicht; ist Er zur Linken, so ergreife ich Ihn nicht; verbirget Er sich zur Rechten, so sehe ich Ihn nicht. Er aber kennet meine Wege wohl".

Es ist jetzt nur noch übrig, den dritten Hauptpunkt zur Entwicklung zu bringen, dessen Inhalt darin bestehen wird, zu zeigen, wie der sich selbst und somit den ganzen unermeßlichen Inhalt der Allmöglichkeit beherrschende Gott einen Strom des Allmöglichen zu entsiegeln und zum Bestand einer gesonderten Einheit zu bringen vermag. Werden wir diesen letzten wichtigen Punkt der philosophischen Genesis zum Abschlusse gebracht haben, dann bleiben uns nur Ergänzungen und mehr oder weniger wichtige Aeußerlichkeiten zur Behandlung übrig, da es kaum Aufgabe dieses Ortes sein könnte, sogar jedes einzelne Glied der Welt philosophisch zu erklären.

Wenn wir den an und für sich von Ewigkeit her abgeschlossenen, für uns aber jetzt erst zur Vollendung in sich durchgeführten Gott*) betrachten, so ist nirgends in ihm ein Unterschied zu entdecken. Denn da er sich von Ewigkeit her auf unendliche Weise in sich selbst multiplizirt und reduplizirt hat, so sind eben die Gegensätze von Allmöglichkeit und Hemmung in die gelassene Ruhe eines durchweg einheitlichen Wesens zusammengegangen. Selbst der zuletzt von uns ausfindig gemachte Steigerungspunkt Gottes,

---

*) „Zu Gott hat man längst das persische Khodâ gehalten. Wenn dieses, wie neulich scharfsinnig aufgestellt worden ist, durch eine starke Verkürzung aus dem zendischen Quadâta (a se datus, increatus sanskr. svadâta) hervorging, so wäre unser deutsches Wort ursprünglich Zusammensetzung und von treffendem Sinn: —" sagt Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie. Wie innig dieser Begriff zu unserer Basirung des göttlichen Wesens auf die Idee der Allmöglichkeit stimme, braucht wohl kaum ausführlicher erwähnt zu werden.

daß nämlich in ihm unendliche Nähe gleich unendlicher Ferne und unendliche Ferne gleich unendlicher Nähe und beide doch zugleich ein und dasselbe und in einem und demselben seiend, auch dieser letzte Punkt ist nur die unendliche Virtuosität, mit welcher ein sich selbst ganz zu eigen gegebenes Wesen sich selbst in die mannigfachsten Constellationen einzuführen die Wollust empfindet. Will daher dieser ewig reiche Gott in einer Weise aus sich hervorwirken, daß das Produkt seiner Kraft nicht augenblicklich wieder in sein ewiges Wesen zerfließe, so kann er dahin nur auf dem Wege gelangen, daß er auf seine eigene Basis zurückgeht und sich seiner nackten Allmöglichkeit zu bedienen sucht, um vermittelst ihrer chaotischen Selbstheit ein Etwas zu produziren, das neben dem ewigen Gott Bestand in sich zu haben vermag. Denn da die Herauskehrung der so überreichen Allmöglichkeit deren frühere Zähigkeit sammt dem ihr eigenthümlichen Widerspruch von Neuem zu Tage fördert, so ist eben diese Unvollendung die Möglichkeit eines Haltpunktes neben der unendlichen Abrundung des Gottes in sich. Wenn nun aber so eines zu produzirenden Gegenstandes wegen der Gott die tief in ihm verborgene Allmöglichkeit als unvollendete Selbstständigkeit wiederum reaktivirt, so thut er es nicht, um unmittelbar die gesammte Allmöglichkeit zur Basis einer neuen Existenz zu machen, sondern er hebt vielmehr nur aus der chaotischen Verwirrung des Allmöglichen durch die Kraft seines ewigen Formprinzipes die ihm nothwendige Einmöglichkeit hervor. Denn selbst wenn er dieser Einmöglichkeit die Tiefe der Allmöglichkeit zu geben gesonnen wäre (und wie wir bald sehen werden, ist er dieses), so muß diese neue Centralität doch mit der Fundamentirung des Einmöglichen beginnen, da, selbst abgesehen davon, daß Gott gegenüber jede sekundäre Allmöglichkeit doch nur eine einseitige sein könnte, auch vielleicht die Furcht nicht ganz unbegründet wäre, daß die so unmittelbar gesetzte zweite Allmöglichkeit zu leicht mit der ewigen Gottes in eine einzige Einheit zusammenfallen möchte. Demnach beginnt jede Produktion Gottes mit der Herabsetzung der Allmöglichkeit zu einer Einmöglichkeit und ist deßhalb auch sogleich von einer Produktion des Oben und Unten begleitet. Denn da, wie wir schon fanden, die Entstehung des Raumes überhaupt auf prinzipieller Grundlage erwächst, so

wird dies bei der Gliederung des Raumes in noch viel höherem Grade der Fall sein müssen. Wenn nun aber Gott produzirt, so ist von solch unendlich reichem Wesen nicht zu erwarten, daß es ein Schlechteres zu zeugen beachsichtige, als es selbst ist. Ein Besseres aber ist offenbar unmöglich. Will es daher überhaupt ein Etwas produziren, so kann seine Absicht nur in seinem Ebenbilde ruhen*). Um dieses Ebenbildes willen hat der Ewige also das Unten und die Einmöglichkeit geschaffen. Beides hat er gethan durch den starken Arm seines Formprinzipes. Durch dieses hat er namentlich die Einmöglichkeit aus dem Abgrund der in sich selbst verwachsenen nackten Allmöglichkeit herausgenommen und als feste Basis der zukünftigen Entwicklung hingestellt. So viel er jetzt noch von Möglichkeit in die Einmöglichkeit wird hinüberströmen lassen, der Grundpfeiler der Einmöglichkeit wird nie aufhören, die conditio sine qua non des werdenden Ebenbildes zu bleiben. Nun aber ist eine Einmöglichkeit, welche in Zukunft die Allmöglichkeit in sich aufzunehmen bestimmt ist, im Grunde selbst doch nur wieder eine einseitig tournirte Allmöglichkeit. Die Erscheinungsweise einer solchen zur Einmöglichkeit vereinseitigten Allmöglichkeit ist aber der Begriff des Soliden, der anhebenden Haltbarkeit, kurz die Sinnlichkeit. Die zur zukünftigen Allmöglichkeit bestimmte Einmöglichkeit, oder, was dasselbe ist, das absolute Unten der Einmöglichkeit ist der Anfang der sinnlichen Erscheinung. Wie aber nun Gott, um Etwas zu erzeugen (und wir fanden, daß dies Etwas nur sein Ebenbild sein könne), seine wieder hervorgekehrte nackte Allmöglichkeit zur Einseitigkeit der Allmöglichkeit abschwächt, so steigert er umgekehrt diese Einmöglichkeit zur Allmöglichkeit empor, ihr mit jedem Schritte aufwärts zugleich die

*) Man wende hier nicht ein, daß Gott dadurch irgend welcher Abbruch an seiner Freiheit geschehe. Denn an dieser, wie an ähnlichen Stellen wird von uns das Einfachste und Natürlichste öfter, ja fast immer wie ein nicht gut anders Mögliches bezeichnet, und damit allein gemeint, daß der absolut vorurtheilsfreie Gott ohne alle Eingenommenheit das Nächste, mit der Sache selbst Gegebene ergreife, wenn ihm auch ein Künstlicheres recht wohl möglich wäre.

Kraft seines Formenprinzipes mehr und mehr einerzeugend, da, wenn er dies nicht thäte, diese reicher werdende Allmöglichkeit nur wieder mit der seinigen zusammenfallen würde *). Haben wir nun aber den Weg Gottes zur Einmöglichkeit als ein Herabsteigen nach Unten bezeichnet, so wird umgekehrt der Weg der sich immer mehr sammt der begleitenden Formeinerzeugung ergänzenden Allmöglichkeit ein Weg nach Oben sein, und die Vollendung des Ebenbildes wieder so hoch zu stehen kommen, daß nur Gott allein noch über ihrer Kulmination thronen wird. War übrigens die Descendenz Gottes zur Einmöglichkeit eine Eintauchung seiner Natur in den Begriff des Soliden und Starren der erscheinenden Sinnlichkeit, so ist umgekehrt die rückläufige Ascendenz der Einmöglichkeit zur allmöglichen Gottebenbildlichkeit ein seliges Verschwinden in der volatilen Ruhe innerlicher Sättigung und Herrlichkeit. Was daher Gott auch als Sekundäres werden lassen mag (und er läßt Solches werden, da ja die Welt existirt), das Resultat ist immer bedingt durch die zuletzt bei einer hohen Innerlichkeit angelangte Natur eines Doppelweges oder einer innerlichen Umkehr, die einmal von Oben nach Unten, dann aber auch von Unten nach Oben läuft **): — ja Gott selbst ist mehr

---

*) Daß die Allmöglichkeit eine solche unendliche Theilbarkeit, kraft deren jeder Punkt in ihr wieder zu ihrer Ganzheit erwachsen kann, wirklich besitzen muß, geht erstlich aus dem allgemein qualitativen Charakter Gottes, dann aber auch daraus hervor, daß die Allmöglichkeit eben nicht Allmöglichkeit wäre, wenn sie dies nicht vermöchte.

**) Ich kann mir es hier nicht versagen, eine Stelle Hamanns anzuführen, die wesentlich hierher gehört und in seiner „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft" zu finden ist: — „Entspringen Sinnlichkeit und Verstand als zwei Stämme der menschlichen Erkenntniß aus Einer gemeinschaftlichen Wurzel, so daß durch jene Gegenstände gegeben und durch diesen gedacht werden; zu welchem Behuf nun eine so gewaltthätige, unbefugte, eigensinnige Scheidung desjenigen, was die Natur zusammengefügt hat! Werden nicht alle beide Stämme durch eine Dichotomie und Zweispalt ihrer gemeinschaftlichen Wurzel ausgehen und verdorren? Sollte sich nicht zum Ebenbilde unserer Erkenntniß ein einziger Stamm besser schicken mit zwei Wurzeln, einer obern in der Luft und einer untern in der Erde? — — O um die Handlung eines Demosthenes und seine dreieinige Energie der Beredtsamkeit oder die noch kommen sollende Mimik, ohne die panegyrische klingende

oder weniger an ſolchen Dualismus innerlicher Bewegung hingegeben, da ſeine ewige Vollendung eben doch an der nackten Allmöglichkeit ihre ſubſtanzielle Baſis und in ſo fern wenigſtens ein relatives Unten hat. Iſt dem nun aber ſo, iſt das höchſte Weſen Gottes und der Ebenbildlichkeit in ihrem genetiſchen innerlichen Verhalten ſo geordnet, daß in beiden ein Unten und Oben iſt, die ſich beide von einander angezogen fühlen, und daher umgekehrt ſo ineinander ſtehen, wie wenn man zwei Becher verkehrt in einanderſtürzte, ſo hätten wir an keinem glücklicheren Orte auf dieſe intereſſante Conſtellation geführt werden können, als hier, wo wir am Ende des objektiven Inhaltes der Philoſophie angekommen ſind. Denn nun hindert uns nicht mehr die Nothwendigkeit irgend einer andern Entwicklung, den Satz auszuſprechen, daß in dieſem merkwürdigen Grundverhalten von dem höchſten thronenden Prinzip der Form und ſeiner ſubſtanziellen Allmöglichkeit jenes merkwürdige Urphänomen begründet liegt, welches uns in den Gliederungen aller übrigen Wiſſenſchaften die erklärenden Lichtfunken gewährt hat, und das uns auch in der Wiſſenſchaft der Theologie, wie in der der Kunſt mit überraſchender Natürlichkeit entgegentreten wird: — jenes Urphänomen, welches darin beſteht, daß uns in der Wirklichkeit an allen Einheiten Kopf und Rumpf entgegentritt, daß dieſe beiden ferner umgekehrt in einander hineinragen, und dieſe Umkehr an Erde und Menſch durch eine Kreuzung erkennen laſſen, welche ſich an den einzelnen Knotenpunkten als zwei aufeinanderſtehende Scheitelwinkel charakteriſirt. Auch glaube man nicht, daß jenes, was etwa an der Vollkommenheit des Parallelismus uns noch fehlt, etwa ganz abweſend ſei. Denn da das Prinzip der Formen am Ende doch nichts Anderes iſt, als die durch die ſucceſſiven Hemmungen unendlich geſteigerte und daher ſich vollkommen ſelbſtbeherrſchende

---

Schelle einer Engelzunge! ſo würd' ich dem Leſer die Augen öffnen, daß er vielleicht ſähe — Heere von Anſchauungen in die Veſte des reinen Verſtandes hinauf — und Heere von Begriffen in den tiefen Abgrund der fühlbarſten Sinnlichkeit herabſteigen, auf einer Leiter, die kein Schlafender ſich träumen läßt, — und den Reihentanz dieſer Mahanaim oder zweier Vernunftheere." — (Hamanns Werke, herausgegeben von Friedrich Roth. Bd. VII. S. 10—12.)

Allmöglichkeit selbst, so kann man allerdings den letzten Gipfel des Formprinzipes, oder, was also das Gleiche ist, die vollendete Allmöglichkeit das Haupt der nackten und unmittelbaren Allmöglichkeit nennen. Oder muß man nicht vielmehr dem vollendeten König der Allmöglichkeit diesen Namen geben, da doch jeder andere weniger deckend wäre? Es ist uns demnach jetzt hier am Schlusse der Philosophie gelungen, wie wir diese Wissenschaft im Anfange als die hinter dem Gegensatz von Natur und Geschichte, von Nothwendigkeit und Freiheit verborgene Einheit angenommen haben, dieselbe am Ende durch Thatsachen und Verhältnisse als solche nachzuweisen und zu rechtfertigen. Wie sollte dem auch anders sein? Denn da wir die Definition der Philosophie als der Einheit von Natur und Geschichte durch die höhere als der Wissenschaft der Substanz erweitert und vollendet haben, so ist es natürlich, daß bei dem unendlichen Uebergewichte der Substanz, das überall in der Welt durchbricht, die Gliederungen dieser Welt durchaus an die Ur-Konstellation gebunden sein müssen, in welcher sich die in Gott verborgene Substanz zu diesem befindet.

Die Philosophie ist eine schwere, ja wohl geradezu die schwierigste Wissenschaft unter allen. Wem dies noch nicht klar gewesen ist, der wird es, denke ich, im Verlauf dieser unserer Untersuchung über sie wohl wahrzunehmen gelernt haben. Es ist daher natürlich, daß es ihr auch niemals an Feinden gefehlt hat. Denn das Schwierige hat immer, ich will nicht sagen, wen? zum Gegner. Ehe wir deßhalb uns zur Betrachtung dessen wenden, was bisher gewöhnlich den Schluß der einzelnen Wissenschaften bildete und auch noch ferner bilden soll, wollen wir noch kurz und rasch einige der Einwürfe, die gegen die Philosophie erhoben worden sind, und zwar zwei intellektuelle und einen moralischen, zu widerlegen suchen, aus den vielen, die auf Mißverstand beruhen, die wenigen auswählend, welche wirklich einen Schein der Wahrheit in sich tragen. Wir gehen zuerst an die intellektuellen Einwendungen.

Der erste ist hier der von der Unmöglichkeit einer solchen Wissenschaft wie die Philosophie: — ein Einwurf, den wir auf niederer Stufe fast wie scherzhaft bereits als eine mögliche Definition der vorliegenden Wissenschaft abgehandelt haben. Hier lassen wir uns jetzt denselben von tiefereren Kennern und Köpfen

wiederholen. „Da die Allmöglichkeit, könnten nämlich dieſe ſagen, wie du uns ſelbſt gelehrt haſt, eine ſo ſehr geiſtige und tiefliegende Sache iſt, für die uns alle ſinnliche Wahrnehmungsfähigkeit entzogen iſt, ſo gehen wir alsbald, wenn wir ihre Region betreten, wie die Trunkenen, auf ſchwankendem Boden einher. Es iſt demnach beſſer, die Sphären ſinnlicherer Erkenntniſſe anzubauen, als ihre Grenze zu überſchreiten, die zwar noch erreichbar, jenſeits welcher aber Alles in Dunkel gehüllt iſt". Aber wie, meine Freunde, iſt euer denkendes Weſen auch nur Sinnlichkeit oder iſt es nicht vielmehr ächter Grund und Boden geiſtiger Natur? Demjenigen alſo, welcher in geiſtigen Dingen die Empirie abſpricht, kann es nur am Geiſte der Selbſtbeobachtung mangeln. Wer in ſich ſelbſt einzudringen vermag, der entdeckt in ſich allezeit ein wahres Uebermaaß vorhandener Allmöglichkeit, an deren Anweſenheit er die Proben ſeiner Lehre über eine ewige und abſolute Allmöglichkeit zu machen im Stande iſt. Da ihr freilich ganz aus der Welt der Sinne ſeid, da muß es euch natürlicher Weiſe Mühe koſten, jenſeits ihrer Grenzen ſichere Schritte zu thun. Wer über irgend eine Sache denken will, muß immer über die Leichen der Wirklichkeit hinüber in die Regionen jener Keime dringen, aus welchen die ſchwachen Pflänzchen des Daſeins aufſproſſen. Auch hängt es lediglich von uns ſelbſt ab, ob jene ſchönen Räume, deren Mutterſchooß eben die Allmöglichkeit iſt, uns als ein Paradies ſeliger Geiſter oder als eine finſtere kalte Behauſung ſchreckender Geſpenſter erſcheinen ſollen. Es iſt beſſer, die Qual des Forſchens gar nicht zu beginnen, als nicht zu ihrem Ende durchzudringen.

Aus einem ähnlichen zaghaften Unglauben an den Geiſt iſt unſer zweiter intellektueller Einwurf hervorgegangen. „Da nämlich Philoſophie das Streben ſei, ſagen Andere, hinter Alles zu kommen, die ſinnliche Wahrnehmung der Beobachtung aber eine Unendlichkeit, ſo ergebe ſich ſchon hieraus die Unmöglichkeit der Philoſophie. Denn zufolge irgend einer neuen Erfahrung könne immer das ganze Syſtem umgeriſſen werden müſſen". Das muß ja wahrlich eine große neue Thatſache ſein, durch welche eine ganze Philoſophie kann umgeſtoßen werden. Etwa eine Sache wie das Chriſtenthum, oder ein Aehnliches. Iſt aber die neue

Thatsache nicht ein so unermeßliches Faktum, dann muß es eine klägliche Philosophie sein, die so leicht ihres Lebens zu berauben ist. Wer Philosophie versteht, der weiß es, daß selbst ganze falsche Theile eines Systemes oft eine richtigere Allegorie sind, als die wahren Wahrheiten der Empirie. Der Prozeß der Welt arbeitet auf den Geist hin. Wer diesen hat, der kann die Vergangenheit deuten und die Zukunft vorherverkünden. In der That, Plato kann selbst uns noch mehr Wahrheit enthüllen, als Kant, unser Aller Meister, obgleich der erstere die Erde noch ruhend glaubte, und der letzte Gedanken äußerte, die erst Herschel zu Thatsachen gemacht hat.

Der moralische Einwurf, den sie gegen Philosophie erheben, ist der, daß sie hochmüthig mache. Was aber macht den Lehrling und den halben Meister nicht hochmüthig, ihr Naturforscher und Theologen? Hütet euch aber wohl, den ruhigen Stolz des vollendeten Denkers als Hochmuth zu brandmarken. Der wahre Stolz ist stets trüb und voll von Schmerzlichem in seinem Ausdruck. Was kann er deßhalb mit dem Hochmuth gemein haben? Wer sich für einen Sklaven statt für einen Sohn des Gottes hält, oder wer zu glauben geneigt ist, daß ihn die Welle der Unendlichkeit an die Küste der Zeit geworfen, der mag in seiner Kleinheit verzweifeln. Wer erkennt, daß das Blut des Ebenbilds durch seine Adern rollt, der mag sich freilich höher anschlagen, weil er nicht will, daß das Urbild durch ihn gekränkt oder in ihm verlästert werde. Sucht ihr der Zukunft irgend ein Heil zu erobern, so vergreift euch deßhalb nicht an ihren Propheten, um euch an den Schwätzern der Gegenwart zu rächen. — Wir wollen nun nur noch sehen, worin das Talent zur Philosophie bestehe, und was die förderndste Methode ihres Studiums sei? —

Fragen wir da zuerst nach der Begabung, ohne welche ein gedeihliches Studium der Philosophie eine Unmöglichkeit ist, so ist diese hier als eine besondere fast schwieriger ausfindig zu machen, als bei irgend einem anderen wissenschaftlichen Gebiete. Denn da jede speziellere Disciplin um vieles einseitiger ist, als die Philosophie, so ist auch nothwendigerweise die Einseitigkeit des ihr eigenthümlichen Talentes entschiedener ausgesprochen und somit um so leichter erkennbar. Lassen wir uns aber diese Bemerkungen

zum Fingerzeige dienen, so liegt bereits in ihnen die Grundbedingung, ohne welche ein wahrer Philosoph kaum möglich zu sein scheint. Denn diese ist keine andere, als die universellste Harmonie aller menschlichen Kräfte, und zwar in der Weise, daß jede einzelne derselben, wenn sie gesondert da wäre, bereits hinreichte, zu irgend einer andern Disciplin zu befähigen. Vielleicht war Sokrates, so paradox es auch klingen mag, nur deßhalb ein so stummer und negativer Philosoph, weil der nackte Scharfsinn bei ihm zu entschieden vorschlug. So wichtig aber nun diese erste Grundbedingung für den Philosophen ist, allein ist sie doch noch keineswegs hinreichend. Denn ist in einem Individuum nur diese Harmonie vorhanden, so ist sie eher geeignet, den wahrhaft billigen, urbanen und einsichtsvollen Mann zu erzeugen, als den produzirenden Philosophen. Soll sie dagegen zu einer entschieden philosophischen Ader werden, so bedarf sie zunächst noch zweier mitwirkender Faktoren, welche erst auf die wahre spekulative Höhe hinzuleiten beginnen. Der erste derselben ist die höchste Feinheit in der Entwicklung des Nervensystems und eine damit fast regelmäßig verbundene, nicht blos Schärfe, sondern scharfe Zartheit des kritischen Verstandes. Der andere ist aber die höchste Beweglichkeit der Phantasie, jedoch einer Phantasie, welche namentlich auf die Constellationen der Wirklichkeit gerichtet ist. Was hier nun den ersten Faktor anlangt, so ist die bloße Scharfsichtigkeit des Kopfes für den Philosophen oft eher ein Uebel, als ein Gewinn. Denn wie ein schlechter Anatom zerschneidet sie sonst oft gerade die Fasern, welche sie herauspräpariren will. Sie kommt nur dann zum Ziel, wenn sie eben durch jene Fühligkeit (sit venia verbo!) eines zart und doch kräftig gebauten Organismus temperirt ist, welche auch Göthe als die erste Bedingung jedes bedeutenden Kopfes anzunehmen schien*). Nichts ist bei philosophischen Untersuchungen störender und ablenkender, als jenes plumpe Zufahren, dessen kurzsichtige Derbheit die schwierigsten Probleme als ganz natürliche und sich von selbst verstehende Dinge

*) Einzelne bedeutsame Ausnahmen vermögen natürlich nichts gegen die Regel. Uebrigens sind solche gewöhnlich Schwächlinge oder Krüppel, und von diesen ist immer mehr zu erwarten, als von einer rohsaftigen Vierschrötigkeit.

behandelt. Aber so sehr auch dieser erste Faktor nothwendig ist, auch er begeht ohne den zweiten nichts als Fehlgriffe. Denn die Sinnlichkeit, sowie auch der Verstand sehen fast immer nur auf den einen vorliegenden Punkt und borniren sich mehr oder weniger auf die Wahrheit der eben aufgegangenen einseitigen Erkenntniß. Nun aber ist schon jede einseitige Wissenschaft, geschweige denn die Philosophie, Entwicklung und Zusammenhang. Namentlich fordert also die letztere eine genetische Entwicklung. Alle genetische Construktion verlangt aber eine gewisse Fähigkeit innerlicher Umgestaltungsmöglichkeit. Jede intellektuelle Entfaltung und Veränderung des Innern ist aber, wie auf den ersten Blick einleuchtet, ohne das bildsame Substrat der Phantasie in ihrer höchsten Bedeutung eine Unmöglichkeit. Eine Phantasie demnach, welche sich nicht in poetischer Licenz verliert, sondern vermöge des mikrokosmischen Charakters menschlicher Natur von einer feinen und zarten Verwandtschaft nach den Originalen der Wirklichkeit hingezogen wird, eine solche Phantasie vollendet erst die königliche Allheit aller jener intellektualen Momente, deren geschlossener Sphäre es als der Geburtsstätte wahrhaft philosophischer Gedanken bedarf. Aber noch fehlt uns Eines, das Letzte, Höchste, ohne das zwar ein Aristoteles, niemals aber ein Plato werden kann. Dies ist jene Erhabenheit moralischer Begeisterung, welche sich auf höchster Höhe zum liebenswürdigsten Witz und zur boshaft-harmlosesten Ironie zuspitzt. Es ist das jene tiefe Güte, jene Außerweltlichkeit eines Gemüthes, welchem die erkannte Wahrheit unter den sanft modelnden Fingern wider Willen zur Schönheit wird. Wem sich diese höchste Muse einerzeugt, der ist ein König unter Königen oder, was dasselbe, der Erste unter den Philosophen.

Gehen wir nun zu der Frage nach der Methode des philosophischen Studiums über, so müssen wir uns vor Allem daran erinnern, daß die Philosophie die Wissenschaft der Substanz oder der Allmöglichkeit ist. Will daher einer unter die Philosophen gehen, so wird er es sein Erstes sein lassen müssen, sein Gefühl für Substanz auf das Höchste zu steigern, damit er allmählig zu ihrer Erkenntniß vorzurücken vermag. Nun findet sich aber die Nahrung für solche Steigerung allein in der menschlichen Seele und in dem, was diese hierüber gefühlt und geäußert hat. Der

philoſophiſche Schüler hat demnach vor Allem eine ächte Pſychologie und Anthropologie ſammt allem ihr Verbundenen (als da ſind Logik, Ethik, Pädagogik ꝛc.), ſo wie die Geſchichte der Philoſophie zu den zwei Centralpunkten ſeines Studiums zu machen. Und zwar wende er ſich, was den erſten Punkt betrifft, nachdem er alles Vorhandene kennen gelernt hat, hauptſächlich der Betrachtung des lebenden Menſchen zu, in welcher Situation ſich ihm auch dieſer darbieten mag. Denn in einem je nachläſſigeren und unbewachteren Zuſtande der Philoſoph die menſchliche Seele irgendwo ertappen mag, um ſo beſſer für ihn. In Beziehung aber auf die Geſchichte der Philoſophie kann ein angehender Weltweiſer kaum beſſer thun, als wenn er nach gründlicher allgemeiner Kenntnißnahme ſich namentlich auf den Philoſophen konzentrirt, welchen ihm ſein eigenes Gemüth als den ihm kongenialſten bezeichnet hat. Für die aus dem Tiefſten ſchöpfenden Geiſter werden Plato und Jakob Böhme immer die erwünſchteſten Vorkämpfer auf dem Eroberungszuge nach der Subſtanz ſein und ſein müſſen. Hat ſich aber nun der junge Philoſoph auf dieſen Grundlagen endlich ſo feſtgeſetzt, daß er ſich unter ihren Pfeilern gleichſam wie im eigenen Haushalt befindet*), ſo wird es für ihn das Vortheilhafteſte ſein, was er thun kann, wenn er ſich mit wahrhaft leidenſchaftlichem Hunger auf die Erkenntniß der realen Welt wirft, und von der Naturwiſſenſchaft zur Hiſtorie, von der Hiſtorie zum Leben, und von dieſem wieder zu den erſten zurück mit ſtets erneuter Eroberungsluſt übergeht. Auch wird es ihn nicht unbelohnt laſſen, wenn gerade er ſich in die feinſten Unterſuchungen des Details verliert. Ja ſelbſt das kann ihm nicht entſchieden genug gerathen werden, wie der ſich beſchränkendſte Empiriker, irgend ein eng umſchriebenes Gebiet ſich auszuwählen,

*) Möglicher Mißverſtändniſſe wegen hier nur ein Wort näherer Erklärung. Der junge Philoſoph denke nämlich niemals, in Beziehung auf die Einſicht in Pſychologie und Geſchichte der Philoſophie zu einem endlichen Abſchluß durchgedrungen zu ſein. Vielmehr muß der Philoſoph ſelbſt als Greis noch immer auf dieſe Anfänge ſeines eigenen Weſens rekurriren und wird zu ſeinem Erſtaunen ſelbſt noch in der Geſchichte der Philoſophie, von der Pſychologie gar nicht zu reden, auf immer neue, früher kaum beachtete Seiten der Wahrheits-Enthüllung ſtoßen.

auf dem er ſich vollendeter Kenner zu ſein vornimmt. Namentlich kann er aber auch dem zuletzt Hervorgehobenen gegenüber niemals viel und raſch genug Lektüre machen, und hat ſich hier vorzüglich allein an das Ausgeſuchteſte, aber auch an das Unbekannteſte zu halten. Denn während ihm das Erſte die Anſchauung der höchſten Form gewährt, ſo liefert das Letzte gewöhnlich die ſchätzbarſten Abgründe des Stofflichen, mit dem ſich abzuplagen der leichtfertige Genießer verſchmäht. Vor Allem indeß hebe er hier in der Sphäre ſeiner Lektüre die Seite des Humoriſtiſchen und Satyriſchen heraus, da es die Natur dieſer Gattung mit ſich bringt, alle Dinge von ſtets neuer Seite ins Auge zu faſſen, niemand aber mehr Verpflichtung hat, nach wirklich Neuem wahrhaft habgierig zu ſein, als der Philoſoph. Glücklich aber, dreimal glücklich iſt derjenige, welcher mit Einhaltung aller ſeiner Verpflichtungen für das Mannigfaltige doch niemals die Hauptaufgabe ſeiner philoſophiſchen Miſſion aus dem Auge verliert, und ſich nur deßhalb in das Meer des Unendlichen ſtürzt, um deſto ſicherer auf dem Felſengrund der ſubſtanziellen Einheit vor Anker gehen zu können. Will er zu dieſem letzten Behufe ein Förderungsmittel beſitzen, ſo wende er ſich der Religion und der gründlichen Erforſchung ihrer heiligen Urkunden zu. Denn wer könnte mehr Subſtanz enthüllen als dieſe?

Zwanzigste Vorlesung.

Ueber das Studium der Metaphysik.

Meine Herrn! Wenn wir uns erinnern, daß wir als Proscenium oder Einleitungswissenschaft des naturhistorischen Gebietes die Mathematik, als die der Geschichte die Linguistik und Philologie bezeichnet haben, so könnte es jetzt auffallend erscheinen, daß wir die Metaphysik, und wie wir hier dazu setzen wollen: die ganz reine und abgezogene Metaphysik, als das Proscenium der eigentlichen Philosophie aufführen. Denn so wichtig die Mathematik für die Naturwissenschaften, und für Geschichte Linguistik und Philologie sind, so ist doch, zum mindesten von einigen Seiten her, offenbar, daß hier in beiden Fällen Hauptwissenschaft und Proscenium auf das entschiedenste auseinanderfallen und ganz getrennten Categorieen zugehören. Anders verhält es sich nun mit der Metaphysik. Denn von ihr scheint es fast wie ausgemacht zu sein, daß sie nicht nur innerhalb der Sphäre der Philosophie selbst fällt, sondern sogar nach der Meinung das eigentliche Centrum unserer dritten Hauptwissenschaft, der Philosophie, bilde. Aber selbst abgesehen davon, daß unser erst etwas später zu entwickelnder Begriff von Metaphysik ein von dem gewöhnlichen um einiges verschiedener ist, so gibt es doch auch noch eine universellere Kategorie, welche selbst nach den gewöhnlichen Begriffen der Mathematik, Philologie und Metaphysik, in so fern sie sich auf ihre Hauptwissenschaften beziehen, gemeinschaftlich ist. Diese Kategorie ist die der Analyse oder Analytik. Denn hier fällt es wenigstens von der Philologie gleich auf den ersten Anblick auf, daß sie, sobald man sie nur in einem etwas weiteren Sinne nimmt, eine

propädeutiſche Geſchichtsforſchung genannt werden muß. Alles Propädeutiſche aber iſt in Beziehung auf das, wovon es Propädeutik iſt, immer eine Analytik. Denn wie der Propädeutik, ſo iſt es auch der Analytik eigenthümlich, in den erſten Begriffen einer Sache ſowohl aufzuräumen als auch die Mittel zu ihrer Fortbildung darzubieten, und es iſt dies eine Stellung der Analytik, welche derſelben bereits von Kant eingeräumt wurde. Wie aber der Philologie der Geſchichte gegenüber dieſe analytiſche Lage gegeben werden muß, ſo verhält es ſich zunächſt auch mit der Mathematik den Naturwiſſenſchaften gegenüber. Denn wenn auch die Naturwiſſenſchaft ſehr wohl aus einem nicht-mathematiſchen Standpunkt behandelt werden kann und uns hier Göthe auf vielen Punkten ein ſchlagendes Beiſpiel geliefert hat, ſo brechen doch in der Natur auf gar zu vielen Punkten die Anſprüche von Maaß, Zahl und Gewicht durch, als daß man ſich bei einer univerſelleren Behandlung des natürlichen Gebietes der Berückſichtigung ihres Einfluſſes entſchlagen könnte. Denn ſchon das, daß man mehrere der wichtigſten phyſikaliſchen Geſetze auf das Newton'ſche Grundgeſetz zurückführen kann (wobei denn freilich eine höhere Auffaſſung der Newton'ſchen Anſchauung völlig unbenommen bleibt), ſchon das allein vermöchte der Mathematik ihre propädeutiſche Stellung zur Naturwiſſenſchaft für alle Zeiten zu ſichern. Wie verhält es ſich aber nach dem Obigen mit der Metaphyſik? Kaum, ſollte man glauben, würde ſich in ihr der eigentlichen Philoſophie gegenüber Analytiſches nachweiſen laſſen. Und doch iſt dem ſo, obgleich ihr Ariſtoteles in ſeiner Syſtematik eine völlig andere Stellung angewieſen hat*). Wenn ſich nämlich die Metaphyſik auch mit

*) Im Ganzen verſtehen wir hier immer, wenn wir von der Metaphyſik ſo in Bauſch und Bogen reden, dasjenige, was ſich unter ihrem Namen ſeit Wolf feſtgeſetzt hat. Bei Ariſtoteles iſt die Veranlaſſung zu ihrem Namen zum Theile wenigſtens eine entſchieden zufällige; doch wohnt ihm auch bei dieſem Philoſophen eine innerliche Nothwendigkeit bei, wenn auch in vieler Beziehung nichts weiter in ihr ſteht, als die Vervollſtändigung und Zuſammenfaſſung deſſen, was man in ſeinem Organon und ſeinen phyſiſchen Büchern von Prinzipiellem vorfindet. Die vorariſtoteliſche Entſtehung des Wortes Metaphyſik iſt bekanntlich ſo äußerlich und zufällig, daß ſie hier gar keiner weiteren Erwähnung verdient.

Dingen zu beſchäftigen ſcheint, welche uns wie aus dem innerſten Centrum des philoſophiſchen Gebietes entnommen vorkommen müſſen, ſo will ſie doch bei den hier auftretenden Problemen immer nur wie eine vorläufige Antwort geben, indem ſie, wie man zu ſagen pflegt, angibt, was ſich ſo aus der bloßen Vernunft*) wohl über dieſen oder jenen Punkt ſagen ließe. Als eine ſolche Wiſſenſchaft iſt ſie denn freilich mehr nur ein Aggregat oder ein Conglomerat denn eine Wiſſenſchaft zu nennen. Nichtsdeſtoweniger iſt ſie aber auch, ja faſt vorzüglich in einem ſolchen Zuſtande als eine Analytik der wahren Philoſophie zu bezeichnen. Denn eben weil ſie in dieſer Weiſe nur wie ein kindlicher oder ſelbſt kindiſcher Verſuch angeſehen werden kann, ob es denn mit unſerem Denkvermögen wohl ſo allenfalls möglich wäre, den Kategorieen der Wirklichkeit etwas abzugewinnen, eben deßhalb gehört ſie ganz in die Sphäre des Propädeutiſchen, und zwar des Propädeutiſchen in einem etwas zweideutigen Sinne. Aber nicht nur auf dieſer niederen Stufe gehört die Metaphyſik in das Reich des Analytiſchen. Auch wenn wir dieſe Wiſſenſchaft in jene olympiſche Sphäre der Philoſophie verſetzt haben werden, wo ihre eigentliche Heimath iſt und wohin ſie bereits Ariſtoteles, wenn auch mit ebenſoviel Unglück als Glück, zu verpflanzen ſuchte, auch dann werden wir in ihr einen im Ganzen noch ſehr rein analytiſchen Charakter wahrzunehmen vermögen, da ſelbſt alles Synthetiſche, was wir ſodann an der entſprechenden Stelle vorbringen werden, dennoch immer auf einer ſehr analytiſchen Frage und Vorausſetzung baſirt ſein wird. Ehe wir jedoch darangehen können, den höheren Standpunkt zu entwickeln, welcher die der Metaphyſik allein würdige Sphäre anbietet, iſt es vorher noch nöthig, zwei Wiſſenſchaften als propädeutiſche und einleitende zur Philoſophie auszuſchließen, denen man dieſe Stelle ſonſt gern anzuweiſen pflegt.

---

*) Uebrigens gibt es, nebenbei geſagt und wie ſich bald ausweiſen wird, für einen wahrhaft philoſophiſchen Kopf nichts Ohrenzerreißenderes, als die ſo gewöhnlich kurſirende Definition der Metaphyſik, daß ſie die materielle Wiſſenſchaft der Vernunft ſei: in welchem Falle ihr eine ebenſo unphiloſophiſche der Logik als der formellen Wiſſenſchaft der Vernunft zur Seite ſteht.

Die eine derselben ist die Psychologie, die andere die Logik. Wir nehmen letztere zuerst vor.

Die Logik, wie sie gewöhnlich als Einleitungswissenschaft behandelt wird, hat des objektiven Inhaltes sehr wenig. Einige Bemerkungen über Begriff und Begriffe, die sich schon unmittelbar aus den drei Kategorieen der Gattung, der Art und des Individuums ergeben, sodann die Lehre von den Conversionen, Contrapositionen und noch unbedeutenderen Umstellungen der Urtheile, und endlich der trockene Formalismus der vier Schlußfiguren: — das ist Alles, was man als das Positive einer Disciplin aufzubringen vermag, von der man zu allen Zeiten doch wenigstens immer einige Meinung gehegt hat. So sehr es nun auch wider alle Erfahrung streitet, daß hiedurch dem jugendlichen Geist eine bedeutsame Vorbildung gegeben werde, ehe er die ernsten Hallen der eigentlichen Philosophie betritt, so mag indeß doch für das eine oder das andere Individuum schon mehrfacher Vortheil daraus hervorgegangen sein, wenn ihm jener Schematismus mit gründlichem Ernste und mannigfach modifizirten Beispielen vorgelegt wurde. Für die Wissenschaft der Logik selbst war damit wenig geschehen: noch weniger aber fast für die Ausfindigmachung eines Prosceniums, von dem aus die eigentliche Bühne des philosophischen Dramas beschritten werden konnte. Die Logik als bloße äußerliche formelle Wissenschaft des Denkens ist im Ganzen eine ebenso komische Spiegelfechterei, als sie als eigentliche philosophische Disciplin, in der fast wie eine Physiologie des Denkens gegeben werden soll, einer der schwierigsten Gegenstände ist, der noch jemals menschlicher Untersuchung unterbreitet worden ist. Denn hier handelt es sich ja darum, den Punkt zu erhaschen, an welchem die äußerliche Wahrnehmung und also die Sinnlichkeit an ihrer Grenze angekommen ist, und, von der Innerlichkeit empfangen, zum Inhalt eines Reiches umgewandelt werden soll, dessen Gesetze auf anderen Grundlagen ruhen, als die der Wahrnehmung sind. Es kann demnach die Wissenschaft der Logik so wenig Proscenium der Philosophie sein, daß sie vielmehr der tiefsten Centralität dieser Wissenschaft anzugehören scheint.*).

*) In meinem „System der positiven Logik" (Erlangen bei Palm und Enke 1841.) habe ich versucht, dieser Wissenschaft nicht nur die ihr gebührende

Ganz ähnlich, wie mit der Logik, verhält es sich mit der Psychologie. Auch sie ist schon mehrere Male als das Portal zur eigentlichen Philosophie bezeichnet worden; auch ihr kann und darf diese Stelle nicht eingeräumt werden. Denn entweder ist die Psychologie nichts als ein Aggregat von Beobachtungen, in welches alles auf menschliche Natur Bezügliche aufgenommen wird; oder sie ist eine auf spekulativen Grundsäulen aufgeführte Construktion des gesammten menschlichen Wesens, in welcher denn freilich auch die einzelnen Kräfte so wie noch äußerlichere Dinge ihres Ortes eingefügt werden. Ist nun die Psychologie die erstere der hier charakterisirten Existenzen, so ist es offenbar, daß ein Conglomerat, wie das geschilderte nicht einmal Anspruch auf Wissenschaft machen, geschweige denn der Philosophie einverleibt, und also auch nicht als ihr Proscenium betrachtet werden kann. Ist dagegen die Psychologie eine wahrhaft philosophisch gegliederte Wissenschaft, so ist sie so der Mitte des philosophischen Denkens entnommen, daß nichts eigentlicher philosophisch genannt werden kann, als eben die Seelenkunde. Denn sei es auch, daß für den einen oder den andern Geist die Philosophie namentlich aus psychologischen Elementen zugänglich gemacht werden könnte, so liegt hierin höchstens eine pädagogische, nichts weniger aber als eine objektive, und demnach philosophische Wahrheit. Es ist folglich auch gar keine Möglichkeit vorhanden, daß in höherem Sinne die Psychologie

---

Stellung zu vindiziren, sondern sie auch als die reale Uebergangsregion von der Leiblichkeit zum Geist zu entwickeln. Die Dummheit hat es da freilich sonderbar gefunden, daß ich von sphärischen, elliptischen, parabolischen ꝛc. Begriffen gesprochen habe. Denn ihr ist natürlich die Frage noch niemals eingefallen, ob denn nur überhaupt von Begriffen als von existenten Dingen die Rede sein könnte, wenn ihnen nicht irgend eine Basis und also eine erst wirklichen Bestand gebende Substanz einwohnte. Wo aber eine spezielle Kategorie und Substanz vorhanden ist, da muß nothwendig eine Form sein. Ein Begriff ohne Form wäre demnach ein Unding. Da nun aber in dem engen Raume der Uebergangsregion vom Leib zum Geist wenig Platz sein wird für die Ausbreitung der Begriffsformen, so ist natürlich, daß sich diese mit gewissen Verallgemeinerungen schematisiren. Es scheint demnach doch recht vernünftige Anknüpfungspunkte für manche der Bornirtheit ganz unsinnige Dinge zu geben.

irgendwie als die Einleitungswissenschaft der eigentlichen Philosophie charakterisirt werden könne. Ja es geht dieses selbst schon daraus hervor, daß wir ganz das Gleiche von der Logik bewiesen haben. Denn da, genetisch aufgefaßt, die Logik selbst nur ein Theil der Psychologie ist, indem sie eben die auch der Seelenlehre zugehörige Grenzlinie zwischen Leib und Geist zu konstruiren hat, so müßte es ein sonderbares Verhalten sein, wenn die Psychologie das Proscenium der Philosophie zu bilden vermöchte, während dies doch der Logik unmöglich wäre.

Gehen wir nun nach unseren kurzen Zwischenbetrachtungen über die Unmöglichkeit der Logik und Psychologie, Proscenium der Philosophie sein zu können, zur Metaphysik als jener Wissenschaft zurück, welcher wir bereits diese Stellung beigelegt haben, so haben wir zuerst zu entwickeln, was wir unter Metaphysik zu verstehen gedenken, da wir bereits unsere theilweise Mißbilligung des Begriffes der aristotelischen Metaphysik ausgedrückt, mit dem gewöhnlichen Wolfischen aber gar nicht übereinstimmen zu können erklärt haben. Hiezu wird es aber eines etwas weitläufigeren Ausholens bedürfen.

Wenn wir nämlich die Art und Weise betrachten, mit der sich die Philosophie, und die, mit welcher sich die übrigen Wissenschaften ihrer Aufgabe zu nähern pflegen, so können wir nicht verfehlen, zwischen beiden Verhältnissen einen wesentlichen Unterschied wahrzunehmen. In der Geschichte, in der Zoologie, in der Astronomie reizt unmittelbar der Gegenstand selbst. Wir werden von einem Objekte ergriffen, und die eigentlich spezielle Anlage für irgend eine Disciplin besteht im Grunde darin, daß der beobachtende Geist zuerst ganz im Staunen über seinen Gegenstand untergeht und sich diesem erst successiv zu entwinden vermag. Ganz anders verhält es sich bei der Philosophie. Der vom Geschick zum Philosophen wahrhaft prädeterminirte Geist fühlt sich, so sehr er auch von der einen Seite die Gegenstände bewundert, und noch mehr bewundert als jeder Andere, doch von der anderen unmittelbar wieder von ihnen zurückgestoßen, da ihm sein Inneres auf das entschiedenste sagt, daß die Sache allein, sogar im weitesten Umfange, sich selbst doch nicht zu erklären vermöge. Denn für den Philosophen ist es deutlicher als die Sonne, daß nur die

Intention, aus welcher eine Existenz geflossen, diese Existenz selbst zu erklären vermöge. Alle Intention aber bedarf des Geistes, da ohne ihn ein bewußter Wille nicht gedacht zu werden vermag. Der Philosoph daher, dem die Erscheinung zunächst nichts bieten kann, wendet sich unmittelbar von dieser ab und seinem Inneren zu, allein von diesem die ersten Anknüpfungspunkte einer Lösung erwartend. Denn da ihn die tägliche Erfahrung lehrt, daß im ganzen Kreise der wahrnehmbaren Welt die menschliche Innerlichkeit allein die Gabe bewußter Intention besitzt, so muß es ihm natürlich scheinen, daß allein die menschliche Seele für die Quellpunkte des Intentionellen eine Analogie zu bieten vermag. Wendet sich aber nun der Philosoph in dieser Weise von Außen nach Innen zu, so wird ihm wenigstens zuerst in keiner Weise die gehoffte Aufklärung. Denn ist er ein Individuum, das seiner Natur nach sehr an die Sinnlichkeit gebunden ist (und so wenig man es glauben sollte, gibt es doch solche Philosophen), so wird ihm der Geist in irgend einer Weise sehr problematisch zu werden anfangen und ihn hie und da der Glaube ergreifen, als wenn neben der Existenz der wirklichen Welt der Geist das eigentliche Nichts wäre. Ist dagegen der Philosoph sehr spiritueller und intellektualer Art, so wird sich ihm der Geist als eine immer erhabnere und erhabnere Gestalt darstellen und ihm gegenüber die wirkliche Existenz wie zu einem armseligen Schein zusammensinken. In dem einen Falle wird also die Existenz Alles und der Geist Nichts, in dem anderen der Geist Alles und die wirkliche Existenz gleich dem Nichts sein. Gehen aber nun diese beiden Philosophen der Sache näher auf den Grund, so sind sie damit noch keineswegs bei dem letzten Punkte ihrer Betrachtungen angekommen. Denn sind nicht Geist und Erscheinung selbst wieder problematische Existenzen? Nur Eines kann ihnen daher von allen diesen Betrachtungen als Resultat übergeblieben sein, nämlich das, was überhaupt die Existenz oder das Sein sein könne? wie sich zu ihm der Begriff des Nichts verhalte? ob zwischen ihnen ein Uebergang gedacht werden dürfe? und ob der Existenz die Möglichkeit einer Steigerung, und welcher Steigerung beigelegt werden könne? Man merke wohl, was in diesen Fragen involviert liegt, oder was

vielmehr ihr pſychologiſch nothwendiger Grund genannt werden muß. Hier handelt es ſich von keiner kindiſchen Neugierde, was wohl die Exiſtenz ſein möge und ob vor dem Etwas ein Nichts beſtanden habe. Es handelt ſich hier vielmehr von der eigentlichen Natur des philoſophiſchen Geiſtes, welche von Grund zu Grund aufſteigt, hier zuletzt immer mehr den Boden wüſtenſandartig unter den Füßen ſchwinden fühlt und endlich, ſie mag nun ſpiritueller oder materieller denken, gleichſam verzweifelnd bei der Frage ankömmt: Was iſt eigentlich das Sein und was das Nichts, und was dieſer beiden mögliche Verhältniſſe und Bewegungen? Das Problem der Welt iſt hier noch gar nicht berührt. Denn alle dieſe hier aufgebrachten Fragen ſind nur vorläufige. Alles Vorläufige iſt aber ein Analytiſches. *Das vorläufige Aufgebot daher des in ſich ſelbſt wühlenden Geiſtes: durch den Kampf der in ihm denkbaren Möglichkeiten mit ihren gleichfalls vorhandenen innerlichen Widerſprüchen zu irgend einem Reſultate über die Begriffe des Seins, des Nichts und ihrer Bewegungen zu gelangen, das iſt der eigentliche Inhalt der analytiſchen Metaphyſik:* — einer Wiſſenſchaft alſo, die ihrer Natur nach es weder mit Gott noch der Welt noch der Seele, ja nicht einmal mit dem zu thun hat, was mau ſonſt Ontologie zu nennen pflegt, und der auch Begriffe wie Weſen (das Etwas), Subſtanz, Wurzel der Bewegung und Ziel derſelben völlig unbekannte Größen ſind*). Auch wird eine ſolche Wiſſenſchaft, an die wir jetzt näher heranzutreten haben, in einem viel eigentlicheren Sinne

*) Es iſt in der That nicht blos die ganz bedeutungsloſe Situation, welche Kosmologie, Pſychologie und natürliche Theologie in der gewöhnlichen Metaphyſik einnehmen, was unſern Tadel aufregt, ſondern auch die dort vorkommende Ontologie iſt ſoweit von unſerer Lehre des Seins und Nichts entfernt, daß ihre Eintheilungen in Urſein, Daſein, Erſcheinung, Dependenz, Subſtanzialität, Cauſalität, Wechſelwirkung ꝛc. nichts als ganz ſtoffloſe Categorieen ſind. Mit den Hauptbegriffen der ariſtoteliſchen Methaphyſik: *ἡ οὐσία καὶ τὸ τί ἦν εἶναι, ἡ ὕλη καὶ τὸ ὑποκείμενον, ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, τὸ οὗ ἕνεκα καὶ ταγαθόν* (Metaphys. I, 3 initio) verhält es ſich in dieſer Rückſicht zwar anders. Indeß iſt in ihnen bereits zuviel von der Eſſenz der Wirklichkeit. Sie folgen mehr nach und aus der abgeſchloſſenen

Metaphyſik genannt werden können, als das, was gewöhnlich dieſen Namen trägt. Denn wenn die Philoſophie überhaupt das nach der Natur (Wirklichkeit, Realität) im eigentlichſten Sinne vorſtellt, ſo gebührt eine ſolche Bezeichnung inſonderheit derjenigen ſcientifiſchen Kategorie, welche die Beſtimmung trägt, die Deduktionen des Sinnlichen von den höheren Beweisführungen des Intellektualen abzuſchneiden. Eine ſolche Wiſſenſchaft iſt aber nun unſere analytiſche Metaphyſik. Wir wüßten daher nicht, wem mehr als ihr dieſer Name beigelegt werden ſollte, — als ihr, ohne welche das Penetrale des Geiſtes, wie das der Natur allen näheren Zutritt verweigert, indem beide den unvorbereiteten, zudringlichen Späher mit dem Unglauben an jede höhere Erkenntniß zu ſtrafen wiſſen.

Wollen wir aber nun die Begriffe des Seins und Nichts mit Allem, was daraus ſich als Steigerung ergeben möchte, ſo weit es hier erlaubt iſt, einer näheren Unterſuchung unterwerfen, ſo wird hier kaum etwas zu machen ſein, wenn wir beide, Sein wie Nichts, einer von einander losgetrennten Betrachtung unterwerfen wollten. Denn namentlich würde mit dem Nichts ſehr wenig anzufangen ſein, da es ohne Bezüglichkeit zur Exiſtenz nur eine kalte, nackte Nullität vorſtellt, die folglich bei Erforſchung der Realität ohne allen bedingenden Einfluß ſein müßte. Es wird daher für uns vor allen Dingen gut thun, Sein, deſſen Anweſenheit einmal nicht abzuläugnen iſt, weil die Welt exiſtirt, Sein alſo und Nichts in der Weiſe in einen genetiſchen Zuſammenhang zu verſetzen, daß wir das Nichts da aufhören laſſen, wo das Sein beginnt, und umgekehrt, das Sein da enden laſſen, wo das Nichts anhebt, ſo daß ſich uns jetzt für's erſte die vorliegende Aufgabe ſo geſtaltet, daß die Betrachtung über Nichts und Sein ſich als einen genetiſchen Weg vom Sein zum Nichts oder beſſer noch vom Nichts zum Sein ausweiſt. Nun aber haben wir die analytiſche Metaphyſik nicht blos als die nackte Wiſſenſchaft vom Nichts und Sein bezeichnet, ſondern, wie

---

Philoſophie, als daß ſie ihr vorangehen. Kurz ſie ſtellen mehr eine Philoſophie der Philoſophie, als eine Metaphyſik überhaupt, und beſonders, als eine Metaphyſik in unſerem Sinne vor.

es sich denn wohl von selbst versteht, auch als dieser beiden Bewegung und Steigerung. Es wird daher der bereits angedeutete Weg vom Nichts zum Sein und umgekehrt nicht hinreichen, die gesammte Sphäre der analytischen Metaphysik zu umschreiben. Denn wenn auch vom Nichts zum Sein und vom Sein zum Nichts eine Bewegung und selbst der Weg des Nichts zum Sein eine Steigerung genannt werden kann, so ist doch hinwiederum der Weg vom Sein zum Nichts in keinem Falle als Steigerung, sondern eher als Abschwächung und Vernichtung zu bezeichnen. Aber wenn schon eine Steigerung des Nichts zum Sein als ein genetisch nicht unmöglicher Gedanke aufgefaßt werden kann, so muß die Steigerung des Seins zu einem höheren oder höchsten Sein als ein noch unendlich denkbarerer Gedanke angesprochen werden. Denn so weit auch das höchste Sein vom einfachen und einfachsten entfernt sein mag, immer liegt es diesem noch näher, als das Nichts dem einfachen Sein. Nun kann das höchste Sein in jedem Falle doch Gott genannt werden, selbst wenn sich Jemand von diesem Wesen aller Wesen einen geringeren und äußerlicheren Begriff machen sollte, als wir dies zu thun geneigt sind. Wenn wir daher den ersteren und geringeren Theil der Metaphysik als einen Weg vom Nichts zum Sein charakterisirt haben, so hindert uns jetzt gar nichts, als ihren zweiten Theil nun den Weg vom Sein zu Gott zu bezeichnen. Mit ihrer Ankunft bei diesem höchsten Ziele endet aber auch ihre Aufgabe. Denn ist einmal irgend eine Deduktion in irgend einer Weise bei Gott als bei einer Existenz angelangt, so endet damit auch alles Problematische, und namentlich beginnt damit für den Philosophen die eigentlich objektive Philosophie, die wir bereits behandelt haben, und welche alsobald auch mit einer, den mechanischen Beweismitteln der Metaphysik gegenüber unendlich dynamischeren und spirituelleren Behandlung ihren Anfang nimmt. Wir werden jetzt die beiden Abschnitte so kurz wie möglich einer Betrachtung unterwerfen, und müssen in so fern Nachsicht ansprechen, als das, dessen Wahrheit oft unendlicher Entwicklung bedarf, immer nur ganz nackt wird bezeichnet werden können. Natürlich ist hiebei auch, daß der zu behandelnde Gegenstand dann und wann an einige Punkte der eigentlichen Philosophie hinstreifen muß. Indeß

wird gerade der große Unterſchied der hier nothwendigen Auffaſſung ſehr geeignet ſein, zum Verſtändniß der Sache ſelbſt mehr, als man glauben ſollte, beizutragen.

Zu beweiſen, daß ein Sein ſei, iſt unnöthig. Denn jeder wird von ſeiner Anweſenheit täglich häufig genug überführt, und ſelbſt der gründlichſte Skeptiker wird doch zugeſtehen müſſen, daß es wenigſtens Etwas, wenn auch noch ſo wenig, gebe, was den Schein des Seins erzeuge. Fragen wir uns aber nun weiter, was das Sein ſei, ſo iſt es auch hier noch immer möglich, mit Abſtraktion des Zufälligeren an ihm eine in etwas genügende Antwort zu geben. Denn die Exiſtenz, welche im Ganzen weder ſichtbar noch fühlbar noch überhaupt empfindbar zu ſein braucht, drückt ſich zuletzt ganz einfach als ein Beſtand aus, der ſich allein dadurch bemerklich macht, daß, wo er iſt, kein anderer Beſtand möglich ſein kann. Die Ausſchließlichkeit des eigenen Ortes gegen alles Fremde (Undurchdringlichkeit; — eine Ausſchließlichkeit, die deßhalb keine abſolute zu ſein braucht) iſt daher die letzte, äußerſte und möglichſt inhaltloſe Definition der Exiſtenz*). Wenn es indeß bis jetzt leicht war, mit einigem Nachdenken für die ſich darbietenden Fragen die Antwort ausfindig zu machen, ſo werden wir augenblicklich zu einer Zögerung genöthigt, ſobald der Frage nach dem Was der Exiſtenz die nach dem Woher beigefügt wird. Denn warum etwas ſei (und dieſes Warum iſt mit dem Woher offenbar identiſch), dies iſt allüberall das Schwierigſte. Auf einen Gott dürfen wir nicht zurückgehen. Ebenſowenig auf den Begriff einer abſoluten Exiſtenz überhaupt. Denn in beiden Fällen würde eben apodiktiſch das angenommen, was zu beweiſen iſt. Woher die Welt ſei, iſt eine leichte Frage, ſobald wir wiſſen, was, wie, woher und warum Gott ſei. Wenn wir

*) Wollten wir uns dieſes äußerſte Minimum des Seins in irgend einer Weiſe ſinnlich darſtellen, ſo iſt hiefür das beſte Bild ein durch Waſſer aufſteigender Tropfen des zarteſten Gaſes, von dem wir uns nur die Umgebung des dichteren Waſſers wegzudenken, und ihn allein in der Weiſe in dem Leeren anzunehmen brauchen, daß er durch eine ihm einwohnende Kraft der Beharrung in dieſem nicht verflöge. So künſtlich dieſe Vorſtellung ſein mag, ſo drückt ſie doch vollkommen das aus, was wir meinen.

demnach um das Woher des Seins zu erforschen weder auf Gott noch auf das Etwas an sich zurückgehen dürfen, so bleibt uns nichts übrig, als uns an das Nichts zu wenden. Auch erschrecke man nicht vor diesem Ausspruche. Denn im Ganzen handelt es sich bei solchen wie bei allen Begriffen (selbst bei den realsten, wie blau, kalt, Stein, Blume ꝛc.) nicht darum, was sie überhaupt sind, sondern darum, was sie für uns sind, und was wir damit anzufangen vermögen*). Nun mag man aber an sich von dem Nichts denken, was man will, so viel scheint jedenfalls gewiß, daß, wenn man sich dasselbe in Beziehung auf das Sein gesetzt vergegenwärtigt, und sodann dies letzte völlig sich wegdenkt, daß alsdann ein solches Nichts unserer geistigen Kraft nur unter zwei Gesichtspunkten erscheinen kann; — unter zwei Gesichtspunkten, welchen höchstens noch ein Drittes als beiläufiges Charakteristikum beigefügt werden darf. Denn wenn wir uns jene unendliche Fülle, welche als Schöpfung die Welt bevölkert, völlig eliminirt vorstellen, so bleibt uns nichts übrig als der Begriff einer unermeßlichen Leere; — oder wir müssen die Bedingung solcher Elimination uns beinahe als eine Kraft, als eine negative, vernichtende und daher jede Regung der Existenz zusammenziehende Potenz bezeichnen, die nach Ausschluß aller Seinsmöglichkeit als ein zuletzt sich selbst aufhebendes Wesen verschwindet. Kurz, wenn wir Menschen das Nichts nicht blos als eine streng logische Verneinung, sondern als

*) Hier ist keineswegs zu fürchten, daß durch solche Annahmen unsere menschliche Wissenschaft zu sehr subjektivirt werde. Denn erstlich ist ja Alles, was durch den menschlichen Geist geht, trotz der ruhigsten Beobachtung immer ein Subjektives. Fest und flüssig treten uns z. B. ganz entschieden als relative Grenze entgegen; dennoch läßt sich in ganz objektivem Sinne nicht beweisen, ob beide Begriffe nur überhaupt unter diesem Gesichtspunkt angesehen werden dürfen. So ist auch die Substanz ein Begriff, ohne den wir nicht zu philosophiren vermögen. Wer kann aber beweisen, ob die Wirklichkeit in der That ein ihm Aehnliches besitzt? Sodann ist aber der Mensch in einem viel höheren Sinne, als Protagoras sich es nur hat träumen lassen, das Maaß der Dinge; indem nach Allem, was wir bisher hatten, es kaum mehr zweifelhaft ist, daß die gesammte Existenz unter dem Bilde des Menschen versehen sei. Besitzt aber der Mensch in Wahrheit eine solche genetische Objektivität, so wird offenbar auch seine Wahrnehmung wie Denkkraft objektiver sein, als dies auf den ersten Anblick scheinen möchte.

Gegenſatz zur Fülle des Lebens und der Exiſtenz auffaſſen wollen, ſo kann daſſelbe dem betrachtenden Inneren unſeres Hauptes nur als eine unermeßliche Weite und Leere, oder als mathematiſcher Punkt erſcheinen. Ein Drittes zu denken iſt ganz unmöglich: es müßte denn ſein, daß, wie wir eben ſchon andeuteten, wir jede der beiden einzigen realen Nichts-Möglichkeiten zugleich auch als ein undurchdringliches Dunkel anzuſchauen wagen dürften*). Denn die Exiſtenz kann, je nach Umſtänden, hell und dunkel ſein: das Nichts aber, welches Leere oder Punkt iſt, kann gar nicht anders, denn als Finſterniß bezeichnet werden. Dieſe einzige Zuthat alſo iſt es, die man ſich, ohne bildlich zu werden, unmittelbar, nicht als Eigenſchaft, wohl aber als natürliche Folge, ſowohl mit dem unendlich Leeren, wie mit dem punktualiſirten Nichts vereinigt denken darf.

Gehen wir nun aber zu der Betrachtung zuerſt des erſcheinenden Nichts als unendlicher Leere über, ſo iſt es nach allem Bisherigen zwar ein vollkommenes Nichts, dennoch aber, man mag ſagen, was man will, immerhin ein Etwas. Denn wenn ſich auch alle möglichen Verhältniſſe in ſolchem Nichts, ſowohl wegen ſeiner Leere als wegen ſeiner Unendlichkeit, unmittelbar wieder in ein ausgeſprochenes Nichts auflöſen, ſo verhindert dies doch nicht, ſich dieſe Verhältniſſe in das Nichts hineinzudenken. Sobald ich mir aber einmal in einem Nichts nur Etwas, wie immer es auch ſein mag, zu denken im Stande bin, ohne deßhalb als mir ſelbſt widerſprechend erſcheinen zu müſſen, alſobald hört ein ſolches Nichts auf, ein Nichts zu ſein, wird zum Etwas und geht damit augenblicklich in die Sphäre des Exiſtenten und alſo des Seins über. Aehnliche Verhältniſſe aber ſtellen ſich heraus, wenn ich mir das Nichts als Punkt, oder beſſer noch als Punktualiſation (point, pointe, pointer, pointement) imaginire. Denn da der Punkt des Nichts in dieſem Falle keine Contraktion der Fülle, ſondern eine ſolche der Nichtigkeit und Leere iſt, ſo kann ich gar nicht anders, als daß ich mir neben ſolchem Punkte

*) Nicht unintereſſant iſt jener Ausdruck, deſſen ſich der gemeine Mann da und dort zu bedienen pflegt, um eine recht tiefe Finſterniß zu bezeichnen. Er ſagt dann nämlich gerne: das Dunkel ſei ſo groß geweſen, daß man es hätte ſchneiden können.

ein oder zwei andere und so fort bis in's Unendliche vorstelle. Ist dem aber so, so brauche ich nicht einmal anzunehmen, daß dieser Punkt des Nichtseins, eben als Nichts, alle übrigen neben ihm gelegenen Punkte zu nichts zu machen und in seine eigene Nullität zu verwandeln sucht. Denn ich habe allein nöthig, mir die beschriebene Nebeneinandereristenz mehrerer oder unendlicher Punkte vorzustellen, um damit augenblicklich über das Nichtsein des Nichts hinüber gekommen zu sein und im Nichts selbst die Quelle eines ewigen Uebergangs zum Sein entdeckt zu haben. Kurz, wie ich mir der Fülle der wirklichen Welt, also der seienden Existenz gegenüber das Nichts auch vorzustellen strebe, immer finde ich in ihm einen Quell- und Wurzelpunkt, aus dem seine Leerheit und Nichtigkeit zu dem unendlichsten Baum des Lebens und der Fülle aufzuwachsen begehrt. Denn es ist wohl offenbar, daß, wenn im Nichts ein solches Weben und Beben dem Sein zu vorhanden ist, man endlich diesen Trieb als einen sich erfüllenden und zur Existenz werdenden nicht nur vorstellen kann, sondern auch muß. Wenn nämlich die Existenz ist (wie uns dies der Augenschein lehrt), und hinter ihr die äußerste Abstraktion nur das Nichts als Anfangspunkt erkennen kann, so ist es ganz unwidersprechlich, daß rückwärts, jenseits der Existenz, das Nichts nur in einer unendlich entfernten Unendlichkeit wahrgenommen werden kann. Verhält sich dies aber so, so ist damit auch nothwendiger Weise der Satz gegeben, daß das Nichts von Ewigkeit her in das Sein übergegangen ist, weil die rückwärts liegende Unendlichkeit in keiner Weise ergründet zu werden vermag. Das Sein ist demnach von Ewigkeit her vorhandene Existenz, und seine letzte Wurzel allein als ein ewiges Aufsteigen eines im Nichts verborgenen Willens zu bezeichnen, dessen Kraft aber sich von Ewigkeit her schon erfüllt hat. Denn „ein Geist, sagt Jakob Böhme (und wir sehen nicht ein, warum wir solche Definition nicht auch auf den ersten und innersten Anfang der Existenz anwenden sollen), ein Geist thut nichts, denn daß er aufsteige, walle, sich bewege und sich selbst immer gebäre“ *).

*) Jakob Böhme, Beschreibung der drei Prinzipien göttlichen Wesens. I, 2.

Dies ist denn der Inhalt des ersten Abschnittes der wahren analytischen Metaphysik. Es ist, sowohl intuitiv wie kritisch betrachtet, der einzige Weg, welchen der in sich selbst wühlende Verstand des Menschen, nachdem er sich die schöne Fülle der Welt zum Nichts vernichtet hat, aus solcher todten Leere heraus zur Kraft einer neugeschenkten Wirklichkeit zurückfinden kann. Auch verlangt dieser Weg keine große qualitative Meinung von dem Wesen des Seins. Vielmehr denke man sich dasselbe so mechanisch, als man wolle, dennoch wird man zuletzt zum Ziele gelangen. Denn da auf oder in dem gährenden Willen des Nichts die ganze Säule der Unendlichkeit steht, so ist deren Druck so gewaltig, daß er mit seiner quantitativen Wucht dasselbe zu leisten vermag, was sonst nur qualitative Innerlichkeit zu Stande bringt. Denn so gut die starke Compression einer Luftsäule einen Schwamm zu entzünden vermag, und so gut nach Franklin und Anderen alle die festen und schweren Gegenstände unseres Erdkörpers sowie des ganzen Weltalls nichts anderes als der unermeßlich komprimirte Urdunst des Anfangs sind, eben so gut vermag auch die unendliche Leere oder die krampfhafte Concentration des Nichts (gleichsam wie durch ein Selbstgewicht) eine Existenz zu produziren, in welcher vielleicht gerade die mitwirkende Zartheit der vorhandenen Leere geeignet ist, den Anknüpfungspunkt der werdenden Qualität abzugeben*). — Wir wenden uns jetzt dem zweiten Theile unserer analytischen Metaphysik zu, in welchem wir die Aufgabe haben,

*) Allein auf dem hier entwickelten Wege (vollkommen freilich nur bei besonderer und ausgedehnter Behandlung) vermag die letzte menschliche Erklärung des wahrhaft abgründlichen Begriffes der Existenz gegeben zu werden: und natürlich nur dann, wann der mit der Untersuchung beschäftigte Geist auf der Höhe der errungenen Begriffe zu verweilen im Stande ist, und nicht mit ihnen in die Sinnlichkeit herabzusteigen versucht, die begonnene Construktion in einem ihm geläufigeren Gebiete zu vollenden. Denn dies würde nichts Anderes heißen, als das Leben bei den Todten suchen wollen. Auch verdient hier noch besonders bemerkt zu werden, daß es nicht ausreicht, wenn der nach diesem letzten Räthsel Forschende nur die scharfe Luft der erhabensten Abstraktion zu ertragen vermag. Vielmehr darf er allein dann auf ein günstiges Resultat hoffen, wenn er dem kühnsten Denken die stille Tiefe und Gelassenheit des innigsten Gefühles und der reinsten Poesie zu mischen versteht.

das gefundene Sein bis zu seiner höchsten Steigerung zu verfolgen: — eine Aufgabe, die neben der eben gelösten fast nur gering erscheinen, und daher von uns noch rascher abgethan werden kann.

Wenn, wie wir geschildert haben, das im Nichts hervortretende Sein nun unmittelbar, wie es mit dem Nichts gegeben ist, so sich auch aus diesem herauszuentfalten beginnt, so versteht es sich wohl von selbst, daß nicht sogleich mit der anhebenden Entwicklung das Nichts auch schon überwunden und ganz in das Sein übergegangen ist. Es ist demnach natürlich, daß, während sich das gewordene Sein mehr und mehr zu konsolidiren sucht, das Nichts fortwährend noch in das Sein übergeht und dadurch dessen Inhalt fortgesetzt vergrößert, bis endlich das Nichts selbst exspirirt, und sich völlig in den Abgrund einer lauteren und als Sein vollkommenen Existenz umgesetzt hat. Aber selbst auf diesem Punkte würde man sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß nun die Bedeutung des Nichts für das Sein vollkommen zu Grabe gegangen wäre. Denn selbst abgesehen davon, daß von wegen der nun einmal nicht aufzuhebenden Verwandtschaft des Seins mit dem Nichts in jedem Augenblick aus der gewordenen Existenz selbst der tiefe Schauer des Nichts und somit des Todes hervorzubrechen vermag, so ist sogar auch der Anfang des Seins, der ja aus dem Nichts stammt, ein durch die ganze Dauer der Existenz fortwirkendes Moment, weil es natürlich ist, daß die Art und Weise in der Entwicklung eines Lebens auch die Grundbedingung seiner Erhaltung bleiben muß. So gleichgültig dies nun auch bei dem ersten Blick erscheinen mag, so wenig ist es dieses, wenn wir die sich daraus ergebenden Folgen bestimmter in's Auge fassen. Wird nämlich aus irgend einem Stoffe irgend ein Ding gebildet, so befindet sich dieses letztere in vollkommener Ruhe und Sicherheit, weil es die Kraft seiner Existenz unerschütterlich auf die Kraft jener Substanzialität begründet glaubt, welche seinem Stoffe einwohnt. Ganz anders dagegen wird das Verhältniß sein, wenn ein Etwas, ob zwar nicht weiß, so doch fühlt, daß die Kraft seines Inhalts aus dem Abgrunde des Nichts stamme. Hier nämlich wird eine solche Existenz, weil sie wahrnimmt, daß hinter ihr gleichsam alle Brücken abgebrochen sind, sich, wenn es erlaubt

ist, so zu sprechen, mit Verzweiflung auf sich selbst werfen und mit äußerster Compression ihrer Kräfte das, was sie ist, wie zu erhalten, so auch zu mehren suchen. Also auch unser dem Nichts entstiegenes Sein. Je kräftiger, voller und reicher es sich fühlen wird, um so mehr wird es in seiner selbstgelassenen Verlassenheit (weil das Nichts hinter ihm steht, dem nicht viel zu trauen ist) die Füllen seines Inhalts zu mehren und sich selbst zu übergipfeln suchen. Je koncentrirter sich aber dieses sonderbare Wesen in sich selbst zu befassen strebt, um so mehr wird sich ein Eigenthümliches offenbaren. Es scheint nämlich, selbst mathematisch angeschaut, klar, daß je enger sich das Sein zusammendrängt, um so mehr immer wieder von der aufgehobenen Leere des Nichts hervorzutreten strebt. Suchen wir aber dies Resultat anders auszudrücken, so ergibt sich der interessante Satz, daß, je kräftiger sich das Sein selbst bejaht, nicht nur die Erinnerung, sondern wirklich die Anwesenheit des leeren Nichts um so lebendiger (also auch immer neuen Zuschuß gewährend) in ihm bleibt und bleiben muß. Hieraus aber geht augenblicklich die weitere und sehr natürliche Folgerung hervor, daß, je mehr das Sein Sein wird, es auch um so mehr die Kraft des Leeren, wie des Nichts, als ihm völlig unterthänigen Sebstbesitz in sich hinein bekommen muß *). Denn da das Sein durch jede Contraktion

*) Hier könnte gefragt werden: Wie das Leere, welches doch im einen Fall als unermeßlich bezeichnet wurde, sodann doch vom Sein befaßt zu werden vermöchte? Aber erstlich wurde die absolute Leere des Nichts von uns mehr wie ein Unbegriff als Unendlichkeit aufgestellt, gleichsam das Ersterben aller Gedanken in seiner hohlen Nullität zu bezeichnen. Dann sproßt flaumartig (sit venia verbo!) aus der ganzen unermeßlichen Leere, also an allen ihren Punkten, der Anfang des Seins auf, so daß überall, wo du Leere wahrnimmst, auch potentiales Sein anwesend ist. Drittens aber haben wir gleich anfangs Nichts und Sein in den entschiedensten Wechselbezug gestellt, und am Ende des ersten Theils der analytischen Metaphysik diesen Wechselbezug auch als Thatsache aufgefunden wie nachgewiesen. Ist dem aber so, so ist auch offenbar, daß überall, wo etwas Nichts entweicht, auch alsobald das Sein, ja vielleicht selbst mehr Sein eintritt, als vom Nichts geschwunden ist. Durch all' dieses wird aber die oben aufgeworfene Zweifelfrage zum vollkommensten Verstummen gebracht.

seiner selbst immer reicher, und folglich auch mächtiger wird, so kann das bei jeder solcher Contraktion sich immer von Neuem aufthuende Nichts der gesteigerten Existenz gegenüber doch immer nur schwächer, und dem Sein gegenüber deßhalb immer nur ungefährlicher werden. Weit entfernt daher, daß das Nichts irgendwie zu schaden fortfahren könnte, wird jetzt vielmehr, je mächtiger sich das Sein entwickelt, seine Anwesenheit nur allein dazu dienen, der gewordenen Existenz die unermeßlichsten Schätze möglicher Selbststeigerung in die Hände zu liefern. Sobald daher nur irgendwie ein Sein vorhanden ist, so ist damit nach allem Bisherigen seine unbeschränkte Perfektibilität unmittelbar ausgesprochen. Gib in der ewigen unbeschränkten Leere, können wir demnach jetzt sagen, ein Minimum, nur das unmerklichste Atom von Existenz, und es wird mit Nothwendigkeit ein allmächtiger Gott aus ihm hervorgehen können. Daß dem aber in Wahrheit so sei, dies wollen wir noch dadurch zu erweisen suchen, daß wir zeigen, wie dennoch, selbst wenn man den Begriff des sich dem Nichts entwindenden Seins so roh und mechanisch, wie nur möglich, denkt, und nichts als Sand und Kiesel unter ihm verstehen will, wie dennoch unter den gegebenen Prämissen eine solche Existenz mit dem vollkommensten Selbstbewußtsein und der unbeschränktesten Verfügung über sich selbst enden müsse.

Das Sein, so wissen wir, keimt aus dem Nichts. Dieses Nichts aber, in dem sich Anfangs die Existenz selbst wieder wie ein Nichts verlor, wird allmählig diesem Sein unterthänig und endlich von ihm bezwungen und befaßt, so wie es dieses selbst im Anfang umspannte und beherrschte. Indeß so sehr das Nichts auch zufolge des geschilderten Prozesses gedemüthigt worden ist, seine Anwesenheit bleibt dennoch die Wurzel, aus der das Sein, wie geworden, so sich auch beständig vermehrt. Wie mächtig dieses aber auch quantitativer Weise werden mag, als Ganzheit dem immer verborgen lauernden Nichts gegenüber wird es sich doch immer als universelle Einheit zu behaupten wissen. Ja diese Einheit wird gleichsam wie der höhere Ort zu betrachten sein, in welchem das sich mehrende Sein thront*). In dieser Einheit aber

*) Wenn es auffallend erscheinen möchte, wie der Begriff ihrer Einheit

vermittelst des Nichts einem ewigen Wachsthume hingegeben, wird sich das Sein immer enger und enger zusammenschließen, sich auf unendliche Weise mehr und mehr selbst bedingen, alle Einseitigkeit und hartnäckige Selbstständigkeit seiner selbst mit mächtiger Hand zerbrechen, und dadurch eine solche Wechselwirkung in seinen Tiefen hervorrufen, daß die kleinste Bewegung seines kleinsten Atoms in demselben Momente, in welchem sie sich vollzieht, augenblicklich durch die ganze Tiefe des Seins hin wahrgenommen, empfunden und sammt allen ihren Verhältnissen gleichsam der übrigen Allheit eingezeichnet werden wird, ebenso wie auch umgekehrt jede Bewegung der allheitlichen Einheit unmittelbar, wann sie geschieht, auch den kleinsten Theilchen sich nicht wird verbergen können. Wenn aber in einer universellen Einheit oder überhaupt in jedem Dinge, welches Verschiedenartiges simultan enthält, Alles augenblicklich Alles und Aller Bewegungen wie durch einen elektrischen Schlag bemerkt, so ist eben diese Thatsache allein das, was man Erkennen und Wissen zu nennen pflegt. Denn ich frage, wie man ein solches Verhalten wohl anders bezeichnen möchte? Ganz natürlich ist es hiebei endlich, daß, wo solche augenblickliche Erkennungsfähigkeit des Allen und Einen den höchsten Grad erreicht hat, auch nothwendiger Weise immer der mächtigere Theil über den schwächeren, und zuletzt die universelle Einheit über jeden Punkt ihres Inhalts unbeschränkt und nach Belieben zu verfügen vermag.

Durch diese letzten, zwar sehr koncentrirten, aber dennoch verständlichen Entwicklungen haben wir das Ende des zweiten Theiles und damit dasjenige der analytischen Metaphysik überhaupt herbeigeführt. Vom Nichts nämlich ausgehend stiegen wir durch abstrakte, der individuellen Art und Weise des menschlichen Erkenntnißvermögens entsprechende Bemerkungen zum Besitz des Seins

---

das Gehäuse, die Gränze, den Ort einer Existenz abzugeben vermöge, so ist dabei nur zu bedenken, daß es sich in dem vorliegenden Fall um eine Entwicklung innerhalb einer Existenz handelt. Für einen solch' innerlichen Prozeß ist aber die Einheitsform des individuellen Wesens allerdings eine Schranke: — wie wir dies täglich an unserem eigenen Geist wahrzunehmen vermögen.

auf, und fanden, von diesem weggehend, daß in seinem Inneren eine Kraft der Reduplikation und Vermehrung verborgen läge, welche nothwendiger Weise durch die unendlichste und vermitteltste Wechselbestimmung des Seins in sich am Ziele einer so mächtigen Selbstverfügbarkeit ankommen müsse, daß ein solches gesteigertes Sein allein nur noch im Namen Gottes sein entsprechendes Wort zu finden vermag. Auch versteht es sich hier von selbst, daß, wie früher schon jenseits unendlicher Vergangenheit das Nichts als in das Sein übergegangen vorgestellt wurde, so auch dieses Sein sich von Ewigkeit her in Gott umgewandelt haben müsse, da uns die Anwesenheit der wirklichen Existenz ihren Anfang immer weiter in die Vergangenheit, und folglich in einen unendlichen Anfang zurückzuschieben nöthigt. Mit dem gefundenen Gott endet aber augenblicklich die Sphäre der analytischen Metaphysik so sehr, daß er selbst in ihr gleichsam nur noch ausgesprochen werden darf, mit dem Inhalte seines Wesens selbst aber unmittelbar in die Region der eigentlichen Philosophie hinüberfällt. Denn wir können nicht läugnen, daß wir Gott in der Metaphysik nur in einer sehr nothdürftigen Weise gefunden haben und überhaupt nur finden konnten. Gott ist nach dem Buche der Weisheit der Liebhaber des Lebens. Mit diesem Begriffe Gottes als dem einer unendlichen qualitativen Fülle und Realität stimmen Alle, selbst Atheisten, überein, wenn auch die Letzteren ihn nur als Hypothesis gelten zu lassen geneigt sind. Von einem solchen ewigreichen Gotte hat aber die Metaphysik auch nicht den geringsten Begriff, da sie Gott nur als die höchste Virtuosität eines sich selbst bedingenden Mechanismus gefunden hat. Nun ist zwar ein sich in unendlicher Weise und Möglichkeit selbstbestimmender Mechanismus gar nichts anderes, als der unbeschränkteste, inhaltvollste Geist. Denn Derjenige, welcher Alles thun kann, ist ja nothwendiger Weise Qualität, Innerlichkeit, Freiheit und demnach Geist. Aber alle diese Begriffe sind erst mit der Wirklichkeit gegeben, aus der Wirklichkeit herübergenommen und stammen folglich nicht aus dem vorläufigen Nachsinnen des menschlichen Geistes über Nichts, Sein und die zwischen diesen beiden möglichen Bewegungen wie Steigerungen. Es ist demnach der Satz, daß der unbeschränkte

Mechanismus absolut freier Geist, und deßhalb Gott sei, zwar gerade noch erreichter Gedanke der Metaphysik, aber seiner ganzen Ausdehnung nach doch eigentlich nur die von der analytischen Metaphysik zu den Tiefen der wahren Philosophie hinüberführende Idee. Mit dieser letzteren aber fällt auch alsobald das ganze mühevolle und verwickelte Gebiet der Metaphysik wie in ein Nichts zusammen, wenn gleich der menschliche Geist ihrer gesammten Subkonstruktion niemals entbehren kann. Denn mit der gefundenen Philosophie setzen sich alle jene abstrakten Begriffe vom Nichts, Sein und beider Bewegungen in die wahrhaft lebendigen und wirklichen der Allmöglichkeit, des herrschenden Formenprinzips und dieser beiden lebhafter Durchdringung und Einheit um, wie wir denn alle diese bedeutsamen Erscheinungen in unserer Vorlesung über das Studium der Philosophie hinlänglich entwickelt und bewiesen haben. Es endet demnach die gesammte Wissenschaft der Metaphysik keineswegs mit irgend einer willkürlichen Kategorie, sondern damit, daß alle ihre Begriffe mit dem aus ihnen entfalteten Begriffe Gottes in höhere Formeln sich auflösen und hie durch die Bestätigung der Wirklichkeit gewinnen.

Obgleich wir nun aber das ganze Gebiet der analytischen Metaphysik seinen ganzen Verlauf entlang von der ersten Spur des Nichts bis zur letzten und höchsten Erfüllung des Seins verfolgt und zum Abschluß gebracht haben, so können wir dieses Proscenium der eigentlichen Philosophie doch noch nicht verlassen, indem seiner Natur nach einige Verhältnisse der wissenschaftlichen Sphäre so eng mit ihm verwachsen sind, daß sie in richtiger Weise ihren Platz nirgends anders angewiesen bekommen können. Betrachten wir nämlich alle Diejenigen, welche sich jemals mit den höchsten Aufgaben der Wissenschaft beschäftigt haben, so tritt uns hier eine sehr gemischte Schaar entgegen, welche im Ganzen weniger nach dem, was ihre Glieder gelehrt, als nach den verschiedenen Standpunkten gesondert werden muß, welche die Einzelnen eingenommen haben. Nun ist aber unter allen Vorwürfen des Erkenntnißvermögens derjenige der höchste, welcher sich als die Frage nach dem letzten Princip der Dinge charakterisirt. Sollen daher die verschiedenen Standpunkte philosophischer Geister richtig auseinandergehalten werden, so kann dies nur

dadurch geſchehen, daß man ihre Lehre von Gott zum Haupt-Eintheilungsgrund erhebt. Sehen wir uns nun aber danach um, was den Einen oder den Anderen beſtimmen mag, ſo oder ſo von Gott zu denken, ſo reduzirt ſich die Möglichkeit der veranlaſſenden Gründe zuletzt allein auf jenen einzigen: daß jeder in dem Maaße ſich dieſes höchſte Problem zurecht legt, als er ſich die Intenſität des Seins zu denken vermag. Denn je größere Objektivität in einem menſchlichen Geiſt die Materie gewinnt, in demſelben Grade wird ſich ein Solcher die Concentration derſelben weniger zu denken im Stande ſein. Nun aber beruht der Begriff Gottes allein auf einer ſolchen Selbſtdurchdringung des exiſtenten Stoffes, daß dieſe bis zur höchſten denkbaren Concentration in ſich gelangt. Wie demnach eines Mannes Seins-Begriff geſtaltet iſt, ſo wird auch ſein Gott ſein müſſen. Die Entfaltung des Seins-Begriffs nach Rückwärts und Vorwärts iſt von uns als der alleinige Inhalt der analytiſchen Metaphyſik angegeben worden. Ihr kann und muß es daher allein zukommen, die Grade und Abſtufungen der verſchiedenen Seins-Begriffe zu richten, und jeden Standpunkt, der ſich unterhalb der höchſten Steigerung ihres Seins befindet, als einen halben und unrichtigen zurückzuweiſen. Während daher die eigentliche Schilderung und Beurtheilung ganzer Syſteme lediglich und allein Aufgabe der ganzen Philoſophie ſein kann, ſo ſcheint es dagegen offenbar, daß die Beurtheilung der Standpunkte nur der Metaphyſik zugetheilt werden kann, da in ihr jeder einſeitige Gedanke über die Exiſtenz einerſeits zwar anerkannt, andererſeits aber durch eine höhere Umgeſtaltung augenblicklich aufgehoben wird. Wenn die Stufengliederung des Seins-Begriffes der theoretiſche Theil der analytiſchen Metaphyſik genannt werden kann, ſo iſt es natürlich, die Beurtheilung der verſchiedenen Standpunkte als ihren angewandten oder praktiſchen zu bezeichnen: — eine Stellung des Verhältniſſes, welche auch Ariſtoteles dadurch ſanktionirt hat, daß er nirgends ſo ſehr, wie in ſeiner Metaphyſik auf die Kritik fremder Syſteme eingegangen iſt, nur daß er freilich das, was der Metaphyſik, und das, was der eigentlichen Philoſophie zugehört, niemals gehörig auseinanderzuhalten ſucht.

Sehen wir nun aber auf die Fixirung der Standpunkte ein,

so gibt es, da der Atheismus nur eine Negation ist, und daher nichts weniger als ein Standpunkt genannt werden kann, deren allein sechs, indem jede weitere Zerfällung nur Unterabtheilungen keineswegs aber Hauptglieder zu produziren vermag. Der niederste Standpunkt aber ist derjenige, welcher, durch die Größe der Existenz zurückgeschreckt, gleich von Anfang an jede Lösung bereitwillig aufgibt. Wir können seine Anhänger deßhalb ganz einfach die Nihilisten nennen. Auf sie folgen die höheren Skeptiker. Denn obgleich diese noch nihilistisch genug denken, so ist ihr Nihilismus doch immerhin eine gelehrte Unwissenheit (ignorantia docta), da derselben oft die achtungswerthesten und mächtigsten Anstrengungen vorangingen. Dennoch stehen dem Prinzipe nach die Materialisten höher als Solche. Denn der Abgrund der Existenz hat diesen so sehr imponirt, daß ihn und seine Macht nur gering zu schätzen, geschweige denn mehr oder weniger abzuläugnen, für sie eine Unmöglichkeit ist. Ob sie indeß reine Mechaniker oder Atomisten oder etwas Anderes der Art sind, gilt völlig gleich, weil das Prinzip ihrer Anschauung hiedurch auch nicht die geringste Veränderung erfährt. Wohl aber ist dies bei jenen der Fall, welche des Namens der Pantheisten würdig sind, mögen sie nun diesen Standpunkt in naturalistischer oder spiritualerer Weise ergriffen haben. Hier erst beginnt das höhere und geistigere Leben des wahren Denkens. Denn was bei dem Materialisten noch todt und passiv dalag, das beginnt sich hier in heißer Lebensluft zu regen, und wie ein Geist weht es schon durch den Stoff, der nur noch um ein Geringes zu stark zu sein scheint, als daß der Geist sich triumphirend über ihn zu heben vermöchte. Ihn hofft der Theist (Rationalist) als Ziel seiner Bemühungen gewonnen zu haben. Aber vergebens. Er hat kaum oder höchstens ein Gespenst errungen, über welches die naturtrunkene Inbrunst des Pantheisten weit erhaben ist. Der sechste Standpunkt ist derjenige, auf welchem der Theist Theist geworden ist, ohne deßhalb die Güter des Pantheismus verloren zu haben. Denn der wahre Monotheist weiß, daß in der geheimnißvollen Tiefe seines Gottes eine Lebensfülle wohnt, welche mit Leichtigkeit Unsummen von Welten schafft, ohne dadurch den eigenen Inhalt nur im Geringsten verringert zu fühlen. Es kommt jetzt darauf an, diese

ſechs Standpunkte zu unſeren zwei großen Grundabtheilungen der theoretiſchen Metaphyſik in das entſprechende Verhältniß zu ſetzen, und dies wird leichter geſchehen können, als es Anfangs möglich ſcheinen mag.

Suchen wir nämlich in dieſer aufſteigenden Kette vom Nihiliſten bis zum Monotheiſten diejenigen zwei Glieder auf, welche, obgleich nebeneinander ſtehend, dennoch am ausgeſprochenſten ſich von einander abſcheiden, ſo kann gar kein Zweifel ſein, daß dies die Glieder der Skeptiker und der Materialiſten ſind. Denn während ſich der Skeptiker an gar nichts, ſelbſt nicht einmal an das Intellektualſte, zu glauben entſchließen kann, ſo läßt ſich der Materialiſt umgekehrt durch die roheſte Sinnlichkeit ſo ſehr imponiren, daß er dieſelbe für die eigentlich weſentliche Exiſtenz anerkennt. Gehen wir nun aber von dieſen Beiden ſo hinweg, daß wir vom Skeptiker zum Nihiliſten zurücktreten, und dagegen vom Materialiſten bis zum Monotheiſten aufſteigen, ſo finden wir, daß auf der einen Seite der Nihiliſt in ſeiner ſtumpfen Indifferenz eher noch weniger, als der Skeptiker anzunehmen geneigt iſt, während auf der andern Seite vom Materialiſten aufwärts eine immer höhere Anerkenntniß der zwar verfeinerten, aber dadurch um nichts weniger realen Exiſtenz ausgeſprochen wird, ſo daß damit alſo die von uns geſchilderte Sechsheit auf das ausgeſprochenſte in eine polariſche Zweiheit auseinanderfällt, die ſich dadurch in ſich ſelbſt unterſcheidet, daß der eine Pol ein Minimum von Sein, der andere aber dagegen ein ſtetes Wachsthum von Exiſtenz aufzuweiſen vermag. Halten wir nun hiemit die zwei Theile unſerer Metaphyſik zuſammen, von denen bekanntlich der eine den Weg vom Nichts zum Sein, der andere aber den vom Sein zum Gott ſchildert, ſo wird kein aufmerkſamer Beobachter läugnen können, daß der Dualismus der Standpunkte zu dem der analytiſchen Metaphyſik in einem ganz entſchiedenen und analogen Parallelismus ſteht. Denn der Unglaube an Exiſtenz, wie er ſich bei den Nihiliſten und Skeptikern findet, entſpricht ganz offenbar dem vorſchlagenden Nichts im erſten Theile der analytiſchen Metaphyſik: jener Ueberfluß von Exiſtenz aber, welcher ſich zwiſchen den beiden Grenzpfeilern des Materialismus und des Monotheismus aufthut, iſt der entſchiedene Verwandte von jenem anſchwel-

lenden Strome, mit welchem sich im zweiten Theile der analytischen Metaphysik die Consistenz des Seins unaufhaltsam in den Abgrund der koncentrirten Ueberfülle Gottes ergießt. Vergleichen wir nun aber die beiden Theile der Metaphysik mit der doppelten Stufenfolge im Dualismus der Standpunkte, so ergibt sich alsobald ein merkwürdiger Unterschied, der nichts weniger als der genaueren Betrachtung unwerth zu sein scheint. Während nämlich in der ersten Hälfte der Metaphysik ein ununterbrochener Fortschritt vom Nichts zum Sein erkannt werden kann, so sind dagegen im ersten Pole der sechs Standpunkte die Nihilisten und die Skeptiker auf das unvereinbarste von einander abgeschnitten. Ebenso aber verhält es sich auch auf der zweiten Stufe der Metaphysik und im zweiten Pole der Sechsheit. Denn auch hier ist auf der einen Seite unausgesetzte Continuität, während auf der andern eine stets von Neuem anhebende Unterbrechung stattfindet. Ja selbst in dem Inneren von jeder dieser beiden Doppelseiten hebt sich das Gleiche hervor. Denn wie das Nichts zum Sein und das Sein in die Gottheit ohne den mindesten Aufhalt übergeht, ebenso läßt sich auch zwischen dem Verlauf vom Wege des Nichts zum Sein zum anderen Wege vom Sein zu Gott auch nicht die geringste Zögerung wahrnehmen. Dagegen aber ist zwischen der Skepsis und dem Materialismus die Trennungslinie fast noch unterbrochener und abgeschnittener, als zwischen dem Nihilismus und der Skepsis auf der einen, und den vier weiteren Gliedern auf der andern Seite. Nun aber ist es klar, daß auf der Seite der analytischen Metaphysik der kontinuirliche Fluß vom Nichts zum Sein, vom Sein zu Gott die Aufsteigerung einer fortgesetzten Bereicherung ist, so daß nicht nur der Erguß in das endliche Ziel den Ueberfluß der höchsten Fülle vorstellt, sondern auch der nächste Moment immer fast wie eine quadratische Vermehrung des vorigen erscheint. Wäre daher der Nihilismus eine Wahrheit, so müßte plötzlich der Weg vom Nichts zum Sein in seiner Mitte stehen bleiben: wäre aber die Skepsis Wahrheit, so müßte zwar das Nichts mannigfache Versuche zum Sein machen, dasselbe aber doch niemals erreichen können. Ein völlig Aehnliches dürfte aber auf dem Weg vom Sein zur Tiefe Gottes stattfinden. Das Sein nämlich müßte immer nur Sein und Sein erzeugen können, wenn

der Materialismus Wahrheit wäre; oder wenn dieſes der Pantheismus oder Theismus wäre, ſo müßte das Sein entweder nur beinahe ſeine Concentration erreichen können, oder dieſe nur wie eine ſchwache Eſſentifikation, und nicht als die Kraft der vollendeten All-Einheit erreichen. Da aber Keines von allen Dieſem der Fall iſt, ſondern der Fortſchritt vom Nichts zum Sein, vom Sein zum abſoluten Gott ſich mit Ueberwindung aller und jeder Hinderniſſe fortbewegt, ſo folgt jetzt mit unwiderſtehlicher Nothwendigkeit, daß weder der nihiliſtiſche, noch der ſkeptiſche, noch der materialiſtiſche, noch der pantheiſtiſche, noch der theiſtiſche (rationaliſtiſche), ſondern allein der monotheiſtiſche Standpunkt unwiderlegbare Wahrheit ſein kann. Der hohe und einzig wahre Ruhm der ächten analytiſchen Metaphyſik beſteht demnach allein darin, daß dieſe Wiſſenſchaft als theoretiſche nicht nur alle Hinderniſſe, welche die objektive Welt darbieten kann, ſondern als praktiſche auch alle diejenigen, welche aus falſch fixirten Standpunkten hervorgehen, glorreich überwindet. Denn was ſollte die Metaphyſik, welche als analytiſche die einzig richtige iſt, auch Höheres begehren können, als daß ſie, gleich dem Wüſtenprediger Johannes, dem Heile einer wahrhaft objektiven und unbeſtrittenen Philoſophie des poſitiven Lebens den Weg zu bereiten beſtimmt iſt! —

Mit dieſen letzten Bemerkungen haben wir das vollkommene Ende unſerer Betrachtungen über das Studium der Metaphyſik erreicht. Denn da die analytiſche Metaphyſik ſo eng an die eigentliche Philoſophie hingränzt, ſo wäre es kaum möglich, in Beziehung auf das Talent zur Metaphyſik wie auf die Methode derſelben noch irgend andere Exponenten zu fordern, welche nicht mit den zur poſitiven Philoſophie nothwendigen identiſche wären. Wir brauchen daher nur auf den Schluß der vorigen Vorleſung zu verweiſen, um den der gegenwärtigen vollkommen genügend machen zu können.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Ueber das Studium der Theologie.

A.

Meine Herrn! Wenn ich mit einigem Zögern an die Behandlung eines so schwierigen Gegenstandes, wie die Theologie ist, herantrete, so geschieht dies nicht aus Furcht, von allen Denen mißverstanden zu werden, welche nur mißverstehen wollen, sobald eine ebenso gläubige wie wissenschaftliche Erforschung religiöser Momente in Frage kömmt. Denn wie man Solchen gegenüber die eigenen Gedanken auch mäßigen, umformen und so schlicht wie nur immer möglich anordnen mag, immer werden sie doch noch einen Punkt ausfindig zu machen wissen, welcher ihrer Urtheilskraft nicht rein und gleichsam keusch genug vorkommen mag. Nicht das ist es also, was mich in meinem Innern beim Beginn dieser Vorlesung wie leises Zurückschrecken mahnt, sondern einerseits die Größe der Sache selbst, und sodann die große geistige Zersplitterung der Gegenwart, welche bei ihrer mächtigen Virtuosität im äußerlichen Gebrauch intellektualer Kräfte eine Vertiefung in sich selbst kaum mehr nöthig zu haben glaubt, indem sie die Begabung mit den Kräften des göttlichen Geistes in der Ausbreitung gesitteter Vernünftigkeit und äußerlich exakter Wissenschaft als vollendete Thatsache anschaut. Aber das ist es noch nicht allein, was von der Behandlung der theologischen Wissenschaft abzurathen vermag. Vielmehr wird durch diese Schwierigkeiten jede kräftigere Natur um so unwiderstehlicher angezogen werden. Denn erst ein hinzukommendes Drittes ist es, wodurch allein das Kritische der ersten beiden Momente fast unheilbar zu werden droht.

Dieſes Dritte aber iſt die unverkennbare Sprachverwirrung, welche ſich auf den Gebieten des höchſten geiſtigen Lebens gerade am meiſten feſtgeſetzt zu haben ſcheint. So ſprechen z. B. alle Religionen, faſt bis auf den gröbſten Fetiſchismus herab, von Zerrüttung der menſchlichen Natur, von Sünde, Verſöhnung, Gnade ꝛc., und meinen damit etwas ſo ſehr Beſtimmtes, daß es Jedem, wenn er nur will, ſein eigener moraliſcher Inſtinkt augenblicklich zu erklären vermag. Denn es wird darunter nichts als ein habitueller Zuſtand unſrer menſchlichen Natur verſtanden, welcher ſchon mit der Anweſenheit der vis inertiae geſetzt iſt, und daher jedes eigentliche und längere Verweilen auf wahrhaft geiſtiger Höhe faſt zur Unmöglichkeit macht: — ein Zuſtand, der, wenn nicht überwunden, gegen das wahrhafte und letzte Geiſtige erſt Gleichgültigkeit, dann Unwille, endlich Widerwille und Abſcheu erzeugt, und welchen jede Religion, je höher ſie ſteht, mit um ſo convenienteren Mitteln aufzuheben ſucht. Was will es da nun beſagen, wenn man die Verſöhnung irgend einer Religion, und namentlich die der chriſtlichen, blos in irgend eine erträumte Befreiung des denkenden Selbſtbewußtſeins ſetzt, und mit Fichte Chriſtum z. B. als den bezeichnet, der zuerſt den Gedanken des Ich gedacht habe, oder mit Hegel als den, welcher dem geſammten Menſchengeſchlecht zuerſt die wahrhafte Conkretheit des Begriffes enthüllte. Auch hilft es hinwiederum nichts, dieſen Verſetzungen gegenüber den reinen Buchſtaben der Thatſache feſtzuhalten. Denn auch das verwirrt, wenn ich an dem Verlaufe einer Sache gerade ſo, wie ſie iſt, feſthalte und dadurch in Gefahr komme, die zufällige Erſcheinung an die Stelle des Weſentlichen zu rücken. Wir können allerdings nicht anders verfahren, als deuten. Indeß unſere Deutung an die Stelle des wahren Inhaltes zu ſetzen, ehe wir von derſelben ſo gewiß überzeugt ſind, wie von einem mathematiſchen Satze, dies erzeugt jedesmal mit höchſter Nothwendigkeit die ausgeſprochenſte Sprachverwirrung, mögen wir entweder das Weſen zu wenig oder die Erſcheinung zu viel hervorgehoben haben. Verhält ſich die Sache aber nun ſo, und wollen wir ihr zu Liebe die hier ſo natürliche Schüchternheit überwinden, ſo bleibt uns nichts übrig, als vor Allem im Anfange einige Standpunkte wegzuräumen, von denen aus die Feſtſtellung einer Theologie eine

Unmöglichkeit ist, weil in ihnen von uns weder eine praktische Religion, noch die offene Annahme einer theoretischen entdeckt zu werden vermag. Denn weder ein Standpunkt, welcher die Anthropologie in subjektiver Weise als den Angelpunkt menschlicher Religion erklärt, noch der andere, auf welchem in ächt pantheistischer Weise nur der letzte Naturgrund, weniger wie ein königlicher Vater, sondern mehr nur wie eine allnährende Mutter verehrt werden soll, noch endlich der dritte, dessen rationalistisch-theistische Art noch immer nicht über jenen von Cartesius gezogenen Graben von **res cogitans** und **res extensa** hat hinüberkommen können, — alle diese Standpunkte vermögen nichts Anderes, als einen Schein von Religion und Theologie zu erzeugen, und versündigen sich daher im Grunde an allen Denjenigen, die sie nicht gleich im Anfange mit offenem Geständnisse von der nichtssagenden Natur einer solchen Wissenschaft unterrichten. Es ist jetzt nothwendig auf jeden dieser Standpunkte noch etwas genauer einzugehen.

Wenn die Anthropologie in eine innige Beziehung zur Religion, und somit zur Theologie gesetzt wird, so hat dies eine sehr wahre Seite in sich, deren irrthümliche Erfassung aber gerade deßhalb an den größten Gefahren reich ist. In der ganzen Sphäre nämlich, in der wir existiren, ist nichts, was dem Menschen gleichgestellt werden kann, da dieser eine wahrhaft erstaunenswerthe Kraft geistiger innerlicher Unendlichkeit besitzt und somit allein als Gegenstand wie Subjekt der Religion betrachtet werden kann. Es ist daher natürlich, daß allein vom Menschen der Satz auszusprechen ist: Er sei in Wahrheit auf das Verhältniß zu einer höheren, vollendeten, geistigen Sphäre angelegt, und Nichts könne den Hunger seiner intellektualen Innerlichkeit sättigen, als der Verkehr mit einem Gotte, welcher die Lücke, von der eben der Hunger zeugt, auszufüllen im Stande ist. Denn die Sehnsucht unseres Inneren deutet auf Nichts hin, als auf eine hohe Vollendung unserer idealen Form, der es nur an spiritueller Substanzialität gebricht. Die Welt, in der wir leben, ist, wenn auch nicht die beste, doch eine mehr als trefflich geordnete, in welcher keiner Leere ihre Füllung völlig versagt wird. Wie demnach dem Thiere seine Speisung gewährt wird, so ist anzunehmen, daß dieselbe auch höherer Potenzialität nicht entzogen sei. Der hat noch

nicht die Höhe oder, wenn man will, die Tiefe der Menschheit geschmeckt, welchem die Dringlichkeit unseres seelischen Begehrens noch nicht so unwiderstehlich erschienen ist, daß nicht seine Vernunft unmittelbar die nothwendige Sättigung gefolgert hätte. Denn wenn der stürzende Stein seinem Ruhepunkte am nächsten ist, dann pflegt sich auch die Beschleunigung seines Falles als die gesteigertste zu offenbaren. Ihr habt demnach sehr Unrecht, wenn Ihr die unmittelbare Gottbedürftigkeit des Menschen aus der Anthropologie erkannt habt, aus diesem Verhältnisse die Folgerung zu ziehen, daß dieses hochwichtige Bedürfniß nur die Fiktion eines Mangels sei, für den es keinen Grund der Befriedigung gebe. Auch ist es eine lächerliche Anmaßung, zufolge deren Ihr die Entdeckung gemacht zu haben glaubt, daß bisher noch Niemand hinter diese, ich weiß nicht, ob logische oder moralische Selbsttäuschung gekommen sei. Nur in so fern ein Mann real und wirklich denkt, nur in so fern er also objektive Gesetze und noch unenthüllte Thatsachen ausfindig macht, nur in so fern denkt er stark. Ein rein negirender Kopf ist, wie leicht zu beweisen, noch niemals ein großer Geist gewesen. Dieser letzte bestätigt dadurch, daß er Natur oder Geschichte in irgend einer Weise durchdringt, daß er und somit der Mensch, in der Weise Herr der Natur sei, daß er durch *seine* Natur über ihr stehe, und demnach auf eine Sphäre hindeute, die nicht nach den Gesetzen der Natur, aus der alle Eure Beweise genommen sind, beurtheilt werden kann. Denn das liegt in der Macht keiner Existenz, ein Höheres zu produziren, als sie selbst ist. Es würde also der Mensch wohl schwerlich nur zu denken vermögen, wenn es keinen Gott gäbe. Ihr seid aber nur deßhalb für Viele schwer zu widerlegen, weil Eure kühne Wegläugnung dessen, was erst den Menschen zum Menschen macht, allerdings den Quellpunkt mordet, aus dem Ihr allein zu widerlegen seid.

Höher als diese Klasse von Menschen stehen Jene, welche die Welt als einen mächtigen Knäuel von Wirklichkeit und Potenzialität betrachten, und in diesem wie einen Heerd belebenden Feuers voraussetzen, zu welchem mittelbar oder unmittelbar die Wurzeln aller Existenz hinabreichen. Solcher Sonne, solchem Mutterschooße, meinen sie alsdann, sei wohl die tiefe Wärme stiller Empfindung

oder die enthuſiaſtiſche Glut lebendiger Verehrung als Opfer darzubringen. So hoch aber Leute der Art von der einen Seite ſtehen, ſo tief ſcheint unter dem Einfluß ihrer Natur-Inbrunſt auf der anderen ihre Urtheilskraft herabzuſinken. Denn wenn ſie nur ihr geiſtiges Auge einer ruhigen Beobachtung der Wirklichkeit erſchließen wollten, ſo würden ſie wohl finden, wie ein unendliches Können, das nicht blos Chaos bleibt, ſondern immer Form auf Form ſchafft, niemals als eine blind wirkende Kraft bezeichnet werden kann. Je höher ſich die Natur entwickelt, deſto mehr blüht mit der Vollendung einer ſich aufs Unendlichſte in ſich ſelbſt beſtimmenden Kraft die zarte Feinheit des Bewußtſeins, des Denkens, und ſomit des Geiſtes hervor. Es iſt wahr, ohne jene Intenſität des Lebens, wie ſie der Pantheismus fordert, kann keine Welt, keine Individualität, überhaupt keine Exiſtenz gedacht und begriffen werden. Aber es iſt auch nothwendig, daß in demſelben Maaße, als die Intenſität des Lebens ſteigt, dieſes ſich ſo ſehr in ſich ſelbſt umſpannen und bedingen muß, daß es durchaus um ſich weiß und alſo ſeiner Kraft eine gewollte Beſtimmung wird. Auch vermag ich nichts zu verehren, dem ich nichts ſchuldig bin. Die Art aber, zufolge der ich einem blind Wirkenden mein eigenes Daſein verdanke, iſt geradezu ſo, daß ich ſie kein Verdanken nennen kann. Eine Verehrung eines ſolchen Weſens würde demnach mit Recht der Vorwurf treffen, welchen Kant dem Gebete macht, daß es nämlich das Selbſtgeſpräch eines Wahnwitzigen wäre. Uebrigens trifft dieſe Klaſſe auch der bereits der früheren gemachte Einwand, daß es ein Undenkbares ſei, wie eine unbewußte Allkraft ein überlegendes und denkendes Weſen produziren könne.

Von dieſer Seite her nun iſt die rationaliſtiſch-theiſtiſche Stufe weit über die pantheiſtiſche erhaben. Denn in ihr iſt es bis zu einem intelligenten Welten-Urheber gekommen. Aber der gewonnene Begriff hat ihr noch niemals Freude gebracht. Im Gegentheile gehen ſeine Anhänger unter ſeiner Laſt ſo gedrückt einher, daß für ſie die Welt mehr oder weniger Welt zu ſein aufgehört hat, und jede Freude nur eine verſtohlene geworden iſt, da ihre abſtrakten und inhaltloſen Begriffe in dem vollen Drange der Natur nichts als wilde Waſſer erkennen können und Geſpenſtern

mehr Essentifikation der Existenz und des Vermögens zuschreiben müssen als lebendigen Gestalten. Ich kann mir aber kein Herz zu einem Gotte fassen, dem gegenüber ich nicht triumphirend ausrufen kann: das ist doch Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein. Wenn ich nicht dahin komme, die realen Bande mit meinem Gotte bis heran an die Grundsäulen meines Herzens zu fühlen, so kann ich nur sein Helote und Sklave sein. Er aber hat mich dazu berufen, das Kind seiner Weide zu werden und sein Bruder zu heißen. Es muß daher die ganze Kraft des pantheistischen Systemes herübergenommen werden in die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, wenn das, was ich als meinen Herrn erkannt habe, auch mein Gott sein soll; nur daß ich das, was der Pantheist als blinde Lebenskraft seines Urgrundes in sich wühlen fühlt, als den genetischen Weg empfinde, auf welchem mich Gott durch den Kunstbau seiner Schöpfung aus sich selbst heraus zu meiner Selbstheit hat erwachsen lassen *). Warum ich aber diese tief reale Wechselbeziehung zwischen mir und Gott zu meinem Gottesdienste bedarf, und ohne solche dieser letztere überhaupt nicht gedacht werden kann, dies mag aus Folgendem erhellen. Einen Welturheber anzunehmen und damit zu erkennen, erzeugt in mir ebenso viele Verpflichtungen, als ich einem blinden Urgrunde gegenüber keine habe. In meiner Verlassenheit aber und dürren Erfassung Gottes als selbstständigen bewußten Herrn bin ich ihm gegenüber gleich einem kleinen Wassertropfen, der auf glühendes Metall fällt. Wenn ich nicht seiner Fülle homogen, und also durch ihn voll werde, so ist es immer der Gegensatz zu ihm, der mich verzehrt, und in erschreckender Weise wird er mir zum Unbegreiflichen. Was aber sind alsdann seine Thaten für mich? Was frommt es mir, von ihm geschaffen zu sein? Was, durch ihn erhalten zu werden? Eure Schande, ihr Christen, ist es, daß Euch der Begriff seiner Genugthuung noch immer ein undurchdringliches Räthsel ist. In der That, wem die Versöhnung noch am leichtesten auf juridischem Wege verständlich wird,

*) Hiob, der überhaupt wie Keiner den tiefen fast wie physischen Zusammenhang zwischen Gott und Mensch zu schildern versteht, sagt daher mit Recht: „Du hast mich wie Milch gemolken; wie Käse hast Du mich gerinnen lassen".

der sollte sich wundern, daß ihn der Zweifel noch nicht zum vollkommenen Ungläubigen gemacht hat. Die Theologie aber ist auf solchem Standpunkte, wenn auch nicht, wie Vielen dieser Art, eine nichts sagende, so doch umgekehrt eine so schwere, zu Boden drückende Last, daß Ihr den, der sich ihr unbefangen und unwissend nähert, aufs eifrigste zum Rücktritt bewegen solltet, so lange Ihr die Kategorieen derselben nicht mit etwas Anderem, als nur mit stofflosen Begriffen und einem unbestimmten Verlangen zu erfüllen vermöget.

Wenn nun aber dies Alles wahr ist, und folglich jeder der bezeichneten Standpunkte entweder gar nicht von einer Theologie in Wahrheit zu sprechen im Stande ist, oder eine derartige Wissenschaft nur in der Weise zu produziren vermag, daß sie mehr die Suppositon eines mageren Verhältnisses, das doch immer mit ungewissen Schrecken droht, als eine kräftige Wechselbeziehung zweier wirklicher Geister und Leben ist, so entsteht jetzt die wichtige Frage, welche alleinige Auffassung der Religion die Geburt einer wahren Theologie zu Stande zu bringen vermöchte: — eine Frage, von der es mehr als offenbar ist, daß in ihr der eigentliche Hebel der ganzen jetzigen Vorlesung verborgen liegen muß. Wenn wir hier nun aber, um zu unserem Zwecke zu gelangen, das bereits über Theologie Geäußerte, sowie den Inhalt unserer Vorlesungen über Philosophie und Metaphysik in Betrachtung ziehen, so ist das Erste, was uns als Mittel zur Lösung des obschwebenden Problemes entgegentritt, die Gegenwart eines Gottes, der im unvordenklichen Anfang allein, Alles und überall war. In ihm lag jede Möglichkeit behufs irgend einer Entwicklung zu einer zweiten Existenz: alle diese Möglichkeiten aber waren fürs Erste nichts, als ebenso viele Mithülfen zur einheitlichen Universalität des Gottes und waren in dem Betracht, wie man will, Thron oder Schemel des ewigen Königs. Wenn nun aber ein solcher Gott sich zur Produktion irgend einer zweiten Existenz herbeiläßt, so können wir bei der Frage nach ihrem Orte nicht anders antworten, als daß sie im wörtlichsten Sinne innerhalb des Gottes wohne. Sie liegt daher in ihm wie allenfalls unser Augapfel in unserem Haupte, oder wie wir selbst in der Luft leben: auch ist, ihre örtliche Situation in Gott näher zu bezeichnen,

ebenso unmöglich wie unnöthig, da ja der Gott selbst das persönlichste Ueberall vorstellt. Ist nun aber inmitten des von Gott geschaffenen Zweiten ein Wesen, das allein nach Gott begehrt und deßwegen, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte, von Gottähnlicher Natur sein muß, so wird eine solche Existenz, so koncentrirt sie auch auftreten mag, dennoch von der lebendigsten Kraft der Beweglichkeit und Versatilität durchdrungen sein. Denn da der Gott wie die Fulguration eines Momentes von einem Ende der Unendlichkeit zum andern zuckt*), so wird, wenn auch beschränkt, das Ebenbild des Gottes mit seiner geistigen Existenz sich im Nu mannigfach da und dorthin versetzen können. Auch wird diese letzte Behauptung keineswegs durch die Thatsachen widerlegt. Denn wenn schon die Sinnlichkeit unseres Auges das mächtigste Hinauswirken in die Ferne, und geradezu eine wahre Raumüberspringung genannt werden kann, so muß die Kraft, mit welcher unser Geist an, in und durch die entferntesten Objekte sich im Augenblick hinbewegt, geradezu als eine Potenz der Auswanderung desselben bezeichnet werden. Auch brauchen wir, dies zu beweisen, uns nicht auf die Thatsachen, welche bei Sterbenden und Somnambülen vorkommen, zu berufen, obgleich diese hiezu die schlagendsten Momente enthielten. Vielmehr verweisen wir jeden nur an eine wahrhaft gründliche Beobachtung seines eigenen Geistes, die ihn stets lehren wird, daß, je tiefer sein Denkvermögen sich in sich selbst versetzt, dies ebenso umgekehrt um so rascher und lebendiger aus ihm hinausgetreten ist: — weßhalb denn auch jener Ausdruck der Sprache: Er ist außer sich, der leicht unrichtig erscheinen kann, vielmehr auf einer tiefen Wahrheit der Beobachtung und Wirklichkeit beruht. Fassen wir nun aber alle diese Momente zusammen und nehmen hiezu die früher gefundene Beobachtung vom Hunger des Menschen nach höherer Substanz-

*) Von einem ähnlichen Standpunkt der Betrachtung aus müssen auch, nebenbei gesagt, viele Stellen wie die folgende aufgefaßt werden: „Denn gleich wie der Blitz ausgehet vom Aufgang und scheinet bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes". (Matth. 24, 27.) Es ist nicht zu sagen, welche feine Realität durch solche Deutungen oft in Aussprüche gebracht werden kann, welche anfänglich nur Bilder zu sein scheinen.

Erfüllung, so erscheint uns alsobald das Wesen der Religion wie eine Lust der Seele, auszuwandern, um sich aus der Tiefe eines unerschöpflichen Wesens höchste Sättigung und Erfüllung hernieder zu holen: ein Hunger, der von der unerschütterlichen Hoffnung begleitet ist, daß die begehrte Speisung nicht versagt bleiben, sondern der Gott sich vielmehr herablassen werde, wie die Seele ausgegangen sei, ihn zu suchen, so sich finden zu lassen, und mit der rückkehrenden in ihre Wohnung einzuwandern und dort die Wonne eines Abendmahles zu feiern, das den Zustand vollkommener Befriedigung herbeizuführen geeignet ist. Dies Alles nicht blos figürlich und windig spirituell gedacht, sondern sogar mit örtlicher Wahrheit behauptet und angenommen: — das ist der einzige Standpunkt, von welchem aus eine Theologie geschaffen werden kann, die ihren Schüler nicht unbefriedigt läßt, sondern ihm das gute Zutrauen einflößt, daß er um nichts weniger als ein Naturforscher auf dem Boden wahrer Substanzialität und ächter Beobachtung stehe. — Es kommt jetzt darauf an, den gewonnenen Standpunkt noch genauer zu analysiren, und sodann einige Folgerungen aus ihm zu ziehen, welche erst in den Stand setzen werden, die Untersuchung auf der Linie ihrer Entwicklung fortzuführen.

Allein die gewöhnliche rationalistisch-theistische Ansicht, die gleich rationalistisch ist, ob sie nun einen supranaturalistischen Charakter besitzt oder ob sie die höheren Lehren geoffenbarter Religion zur Seichtigkeit einfacher Vernunft-Wahrheiten entkleidet, allein diese rationalistisch-theistische Ansicht hat unter den oben angegebenen Standpunkten in Wahrheit einen Gott. Aber dieser Gott ist das vagste und unbestimmteste Wesen, das man sich denken kann. Denn er wird in beiden Fällen zu einem allesvermögenden Herrn gemacht, welcher entweder dem Anthropomorphismus einer abstrakten Vernunft dienen muß, oder Gesetze vorgeschrieben haben soll, deren Sinn ein unfaßlicher ist. Unser Standpunkt negirt diese beiden Annahmen gleichermaßen. Denn zwar ist auch er von der absolutesten Freiheit und Selbstständigkeit des ewigen Gottes aufs Innigste durchdrungen, aber er fordert für sich nähere Bestimmungen, ohne die er der höchsten Gefahr ausgesetzt zu sein glaubt, gewissen Angriffen nicht begegnen zu

können. Auch erkennt er, gegen das Eine oder das Andere nicht gleichgültig sein zu dürfen, was zwar nur mittelbar der höchsten Würde des Gottes widerspricht, aber seiner Existenz dadurch nur um so gefährlicher werden kann. Wir glauben demnach, daß, wenn eine Zeit zu einer gewissen Höhe des bewußten Wesens vorgedrungen ist, es sodann für die Religion nicht gleichgültig sein könne, ob der Raum unendlich oder dieses nicht sei. Denn ist der Raum unendlich, so kann zwar über kleinere oder größere Strecken desselben eine selbst bis zur Persönlichkeit gesteigerte Kraft herrschen. Aber es ist unmöglich, daß ein universeller König sei, da ein solcher, wie gründliche Philosophie auf das Evidenteste nachweisen kann, nothwendig durch den unendlichen Raum gleichsam aufgezehrt und verschlungen werden müßte. Wir glauben demnach ferner, daß die einzige Unendlichkeit, die gedacht zu werden vermag, allein in der Persönlichkeit Gottes vorhanden sein könne, eine solche Annahme aber allein dadurch denkbar werde, daß in Gott eine gar nicht zu beschränkende Potenzialität von Substanz vorhanden sei, die, aus Gott entlassen, allerdings im Augenblick sowohl die Unendlichkeit des Raumes wie der Materie erzeugen würde, die aber fortwährend durch die ebenso mächtige Persönlichkeitstendenz Gottes in beständiger Potenzialität erhalten wird. Wir glauben sodann, daß die Substanz als Potenzialität von Ewigkeit her in Gott zunehme, und ebenso in Ewigkeit hinaus sich immer steigere, Gott also in einem ewigen Selbstbejahungsprozesse lebe, der sich unserem Auge nur als Vermehrung und Zunahme vorstellen kann. Auch glauben wir hiebei noch, daß ebenso die Kraft der Persönlichkeit, womit sich Gott an seiner Substanz verwirklicht, sich in demselben, ja in noch höherem Grade steigere, als die Substanz anwachse und sich vermehre. So mächtig aber auch namentlich die substanzielle Innerlichkeit Gottes anwachsen mag, so glauben wir doch auch, daß einmal dadurch die Selbstbeherrschung Gottes weder räumlich noch zeitlich, noch irgendwie in einer Weise abnähme, durch welche die absolute Gegenwart in sich selbst nur im Geringsten beschränkt werden könnte, und daß zweitens Gott eine solche unterscheidende Herrschaft über die ganze unermeßliche Fülle seines Inhaltes besitze, daß er diesen auf das unbeschränkteste in sich spalten und mit jedem Theilchen besonders anfangen könne,

was er wolle. Kurz, wir glauben, daß Gott in seinem ewigen innerlichen Leben eine Entelechie und Kraft besitze, welche, obgleich stets sich als dieselbe offenbarend, dennoch in der Spannung einer innerlichen Wechselbeziehung und Steigerung verharre, zufolge deren Gott sich nicht nur in jedem nächsten Moment selbst immer als ein bewunderungswürdigeres Wesen anstaune, sondern auch seinem Inhalte dadurch eine Elastizität und Erhöhungslust beibringe, welche seiner eigenen Größe fast gleich kommt: daß aber diese innerliche Uebergipfelung ganz einfach auf einem sich von selbst ergebenden Gesetze beruhe, nach welchem alle Zunahme des substanziellen Gehaltes in Gott im Augenblick compensirt werde durch eine noch mächtigere Selbstüberbietung in der Herrscherkraft Gottes, welche dadurch dahin gelange, das beiderseitige Verhältniß stets auf gleicher Höhe zu erhalten. Denn ob ich 1 = 1 oder 100 = 100 setze, das Verhältniß der Gleichung bleibt natürlicher Weise doch stets dasselbe. Was aber durch alles dies gewonnen sei, braucht jetzt wohl kaum näher aus einander gesetzt zu werden. Es wird erkannt worden sein, daß nur durch solches Verhältniß Gott in Wahrheit ein lebendiger Gott genannt werden könne, und daß nur bei solchem innerlichen Leben der Gottheit, allein bei solcher energischen Aufrichtung ihres Wesens in sich selbst seine Annahme als eine nicht eitle bezeichnet werden kann. In der That, so scheint es uns, haben bisher die Atheisten immer gewußt, warum sie sich dem Glauben an Gott, wie er sich als menschlicher Gedanke offenbarte, zu widersetzen Ursache hätten. Wer von den Gesetzen und dem inneren Leben der Natur durch Autopsie unterrichtet ist, vermag sich mit der Vorstellung eines lahmen und schlappen Gottes (dergleichen jedes negative Gespenst von Begriff ist) unmöglich zufrieden zu geben.

Hier ist denn nun der Ort, an dem wir, ehe wir fortfahren, erst die höhere Rechtfertigung geben können, warum wir die Theologie als die praktische Disciplin der Philosophie bezeichnet haben. Denn wenn auch das, was wir in der Vorlesung über die Classifikation der Wissenschaften über diesen Punkt anführten, eine recht wohl probehaltige Wahrheit ist: daß nämlich Philosophie wie Theologie, beide gleichermaßen, auf der Annahme des einheitlichen Grundes von Natur und Geschichte, von Nothwendigkeit

und Freiheit beruhen, und also recht wohl zu einander geordnet werden könnten, — so ist jener Grund, zufolge dessen Theologie nach dem Bisherigen als Praxis der Philosophie bezeichnet werden kann, gewiß noch ein unendlich höherer, da er in nichts Anderem besteht, als in der Erfahrung, daß allein eine gewisse Höhe der Philosophie es sei, von der aus eine Theologie als Wissenschaft construirt werden könne. Auch hilft es nichts, diesen Satz zurückweisen zu wollen, da sein Läugner hiedurch nur beweist, daß er weder Theolog noch Philosoph genug ist, die tiefe Nothwendigkeit einer solchen Wechselstellung einzusehen. Nichts erweitert das Denkvermögen so sehr als Philosophie. Die Lehrsätze der vollendeten Theologie bedürfen aber einer so vielfachen Vermittlung, daß sie ohne die höchste Erweiterung des menschlichen Begriffsvermögens kaum denkbar zu machen sind. Es ist demnach schon für unser Jahrhundert gründliche Philosophie die unerläßliche Vorbedingung jedes nur etwas gründlichen theologischen Beweises. Die Folgezeit wird sich solcher Nothwendigkeit noch weniger entschlagen können. — Wir wenden uns jetzt der Fortsetzung in der Analyse unseres gefundenen Standpunktes zu.

Wir haben schon oben gezeigt, in welcher Weise eine von Gott geschaffene Welt in der Unendlichkeit Gottes als in ihrem Orte liege. Aus der unendlichen Steigerungsfähigkeit Gottes aber in sich, die wir so eben entwickelt haben, geht jetzt die Ergänzung für den Gedanken hervor, zufolge dessen die Welt wie in Gott schwimmt. Denn so groß die Existenz des Geschaffenen auch sein mag, für die Uebergipfelung des Gottes in sich ist sie dasselbe, was für uns ein Sandkorn. Wollen wir uns daher die Sache sinnlich vorstellen, so können wir sagen, daß Gott die Welt nach Gutdünken in seiner eigenen Tiefe verschieben könne, wie er wolle, ja, daß er dies auch mit mehr Welten thun könne, wenn er anders solche geschaffen habe*). Dies führt uns aber auf ein neues

*) Wir zweifeln gar nicht, daß der hier ausgesprochene Satz für Viele einen recht artigen Gegenstand für ihre sfoptischen Unterhaltungen zu bilden geeignet ist. Indeß heißt eben meines Wissens Belachen nicht Widerlegen. Auch ist dies den guten Leuten kaum zu verübeln, da es leider in der letzten Zeit Gewohnheit geworden ist, das, was man seit Langem nicht mehr oder

hieher gehöriges Problem, das sich auf die Genesis der Welten bezieht, die wir bis jetzt nur als schon neben Gott seiende gefaßt haben. Wenn Gott schafft, so ist es offenbar, daß er dies nur vermittelst des Reichthums an Substanz thut, den er in sich beschlossen hält. Da nun dieser aber unendlich ist, Gott auch indeß eine ebenso unendliche Kraft der Sonderung besitzt und sich selbst als Herrn aller Potenz so unermeßlich machen kann, wie er nur will, so geht hieraus mit Nothwendigkeit hervor, daß einem solchen Gotte nichts entgegenstehe, so viel Welten zu produziren als ihm gutdünkt. Doch scheint hiebei eine natürliche Modifikation nicht unbeachtet bleiben zu dürfen, kraft der allein ein solcher mächtiger Welten-Rhythmus vor Verwirrung bewahrt werden kann. Auch geht es schon aus dem einheitlichen Begriff Gottes hervor, daß jede Welt gleichfalls eine Einheit zu bilden habe, jede also durch eine andere ebenso wenig gestört werden dürfe, wie sie hinwiederum von Eingriffen in andere Regionen sich entfernt halten müsse. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß von den vielen Welten, wenn sie nämlich existiren, keine durch Erfahrung um die andern wisse, oder höchstens nur in die eine oder die andere hinüberblicken dürfe. Es ist demnach jede Welt für sich eine besondere organische Einheit, zu der Alles gehört, was nicht durch eine entschiedene Grenzmauer von ihr abgesondert ist. Es ist folglich auch wahrscheinlich, daß Alles, was wir mit unseren Augen fassen können, zur Einheit unserer Welt gehöre: — es müßte denn sein, daß der entfernteste Schimmer, der aus dem hintersten Himmels-Hintergrunde in unser Sehorgan dringt, wenn er nicht zu Gott gehört, die Beobachtung anderer Welten gewährte. Ist aber so unsre Welt eine Einheit, und zwar eine von Gott gewollte organische Einheit, so geht hieraus unmittelbar die Frage hervor, was der ewige

---

noch gar nicht gedacht hat, als undenkbar und unmöglich zu verschreien. Den allzu Aengstlichen sagen wir nur noch, daß der in ihren Grenzen auf natürliche Weise sich bewegenden Vernunft eine wirkliche Unendlichkeit des Raumes ungleich schwerer zu denken ist, als daß Gott seine Welt, wie ein Fürst seinen Reichsapfel, handhabe. Wir dürfen uns nicht einschüchtern lassen, wenn es gilt, durch kühne, aber mögliche Sätze Behauptungen von wahrhaften Undingen zu widerlegen oder zu vernichten.

Gott mit ſolcher Einheit gewollt habe. Wenn es nun aber nicht unmöglich wäre, daß Gott als Spiel *) gleichſam einer freien Stunde eine willkürliche Arabeske von Welt erzeugte, ſo iſt es doch bei weitem wahrſcheinlicher, daß er mit jeder Welteinheit, und alſo auch mit unſerer eine Nachahmung ſeiner ſelbſt oder ſein Ebenbild habe hervorbringen wollen. Iſt dem nun aber ſo (und es läßt ſich ſolche Wahrſcheinlichkeit leicht zur Gewißheit ſteigern), ſo geht hieraus hervor, daß die äußere Einheit, wie ſie ſich z. B. im beweglichen Tanze der Planeten offenbart, nicht die von Gott gewollte, eigentliche Einheit vorſtellen könne. Denn da die Welteinheit ein Bild ſeiner Einheit vorſtellen ſollte, ſo iſt allein da die Einheit der Welt in Wahrheit anzunehmen, wo baſiſche Subſtanz und geiſtige Herrſchkraft über dieſelbe ſo zuſammengearbeitet auftreten, daß ſie ſich vollkommen in ihrer Innerlichkeit die Wagſchale halten, und demnach in ſolcher Vereinigung der ewigen Form Gottes gleich werden, die darin beſteht, daß die Subſtanz vollkommen in die Herrſchkraft und dieſe in jene aufgeht. Es iſt offenbar, daß auf der Erde allein der Menſch eine ſolche Central-Einheit bildet und dadurch mitberufen iſt, die Seele des Univerſums vorzuſtellen. Denn ſo wenig den Begriff der menſchlichen Gott-Ebenbildlichkeit die tauſend Millionen von Menſchen umſtoßen können, welche die Erde bewohnen, ebenſowenig werden dies alle die übrigen Gottebenbildlichen Geiſter vermögen, welche etwa noch da und dort unſre Welteinheit zu bewohnen berufen ſind. Im Gegentheil werden auch ſie den Begriff des Menſchen nur verſtärken können, da nach allem Bisherigen die unzähligen Gottebenbildlichkeiten unſerer Welteinheit ſich zur Idee des Menſchen nur ſo verhalten können, wie ſich alle möglichen wirklichen Dreiecke zu der des Dreiecks verhalten. Auch liefern uns viele der früheren Vorleſungen wie die über Naturwiſſenſchaft, Medizin, Geſchichte, Philologie und Jurisprudenz für die Würde der menſchlichen Gottebenbildlichkeit wahrhaft überführende Beweiſe, indem ja an dieſen verſchiedenen Orten mit Evidenz nachgewieſen wurde, daß allem Natürlichen unſerer Welteinheit der Stempel der menſch-

*) So nennt z. B. Heraklit, wenn gleich mit Beiziehung eines tieferen Sinnes, die Welt ein Spielwerk Gottes.

lichen Geſtalt aufgeprägt ſei. Nun aber haben wir oben bei der erſten Gliederung unſeres einzig ächten theologiſchen Standpunktes bereits gefunden, daß Religion im Menſchen darin beſtehe, daß ſeine Seele auswandere, ſich göttlichen Inhalt in ihre Tiefe herabzuholen. Auch kann dies in keiner Weiſe befremden. Denn da zufolge unſerer jetzigen Entwicklungen der Menſch die ganze göttliche Form beſitzt und nur darin von Gott unterſchieden iſt, daß er Theil von einem Theil der göttlichen Subſtanz vorſtellt, ſo iſt es natürlich, daß er, weil er ja die Form Gottes hat, auch eine Ahnung von der immanenten Seligkeit Gottes mit ſich herumträgt. Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß der Menſch, eben wegen ſeiner Ebenbildlichkeit auch dieſe Seligkeit in Wahrheit haben möchte. Nun aber bietet ihm dieſe Welt dergleichen Nichts. Gezeigt wurde aber ſchon, daß, wie Gott mit unendlicher Freiheit ſich im Nu durch die ganze Ewigkeit ſeines Inhaltes und weiter noch hinbewegt, auch der menſchlichen Seele etwas von dieſer Kraft der momentanen Translokation einwohne: — was ja übrigens bereits aus dem Begriffe der formellen Gottebenbildlichkeit gefolgert werden könnte. Es iſt daher wie eine phyſikaliſche Attraktionsluſt höherer Art zu betrachten, daß die menſchliche Seele aus ſich auszugehen ſucht um den höheren Inhalt der Gottheit oder ergänzende Gottesſubſtanz in ſich hereinzubekommen. Wie wir demnach als erſte unerläßliche Baſis unſeres, wie wir jetzt ſagen können, wahrhaft ſubſtanziellen theologiſchen Standpunktes den Begriff eines Gottes aufſtellten, der nicht ein ſchlaffes Bildwort wäre, ſondern die lebendigſte Lebendigkeit ewiger Spannung und immanenter Ruhe, ſo iſt jetzt als ſeine zweite Grundbedingung ein Zuſtand der menſchlichen Seele nachgewieſen worden, deſſen gleichfalls vorhandene lebhafte Hindrängung zur Religion nicht als ein überflüſſiges Opfer der Verehrung und Dankbarkeit, ſondern als die natürlichſte Naturthat der menſchlichen Seele erſcheint. Jetzt iſt nur noch nöthig, das Verhalten Gottes dem Begehren ſeines Ebenbildes gegenüber kennen zu lernen, um die Höhe des Standpunktes vollkommen begreifen zu können, den wir als den einer wahren Theologie einzig würdigen bezeichnen zu müſſen glauben. Denn es iſt offenbar, daß wir noch das Verhalten Gottes ſeinem

Ebenbilde gegenüber zum Gegenstande der Betrachtung machen müssen, wenn anders die Kette unseres theologischen Standpunktes als eine geschlossene soll anerkannt werden können.

Nach der im Vorigen gegebenen Schilderung kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß Gott gegen alle Nothwendigkeit, Schöpfer werden zu müssen, völlig frei dasteht. Ebenso wird auch nicht ganz zu läugnen sein, daß der Trieb Gottes zur Produktion einer Welt oder von Welten in ihm als eine Freude aufsteigt, die sich seiner unbeschränkten Kraft wie eines Spielwerks zu bedienen Lust trägt. Ja selbst die Anschauung kann nicht einmal ganz zurückgewiesen werden, daß Gott seine geschaffene Welt, sein gewordenes Ebenbild augenblicklich zurücknehmen, also dem Nichts preisgeben könnte, wenn ihn solcher Einfall anwandelte. So wahr aber auch alles dies ist, ebenso wahr ist auch der andere Satz: daß eine ganz ähnliche Attraktionslust, welche den Menschen anstachelt, aus sich selbst auszugehen und Gott zuzuwandeln, sich, sobald der Mensch geworden ist, auch Gottes bemächtigt und diesen bestimmt, dem Menschen einwohnen zu wollen und ihn mit der Substanz seines Inhalts zu speisen. Daß dem aber so sei, wollen wir durch Folgendes zu beweisen suchen. In sich selbst nämlich ist Gott von Ewigkeit her der sich beständig und überall Gleiche. So hoch er sich daher nach dem Früheren auch innerlich steigern mag, diese Steigerung wird immer auf ganz gleiche Weise seine gesammte innerliche Natur durchdringen, so daß also immer ein Hauch ungehinderter, durch Nichts ungleich gemachter Freude den ganzen Inhalt Gottes gleichsam durchgeisten wird. So bleibt es aber keineswegs, sobald Gott Schöpfer wird. Da er nämlich jede Welt als ein Gesondertes von sich wird hinstellen wollen und müssen, auch jede Welt, schon ihrer genetischen Momente wegen, unmöglich die gleiche Intensität und Fülle mit Gott enthalten kann, so geht hieraus die augenscheinliche Folgerung hervor, daß Gott, um (was hier gleichgültig ist) eine oder mehrere Welten zu produziren, nothwendig sich selbst und seinem Wesen eine Negation wird anthun müssen. Denn da, wie wir fanden, der Ort einer Welt nirgends als in Gott selbst sein kann, so muß sich Gott wenigstens in irgend einer Weise aus ihm

hinwegbewegen, um der werdenden Existenz Raum zu geben. Von solcher Negation ist es nun aber klar, daß sie, wenn auch mit Gottes Willen, diesem letzteren doch in so fern Gewalt anthut, daß er an der Stelle, wo die Welt hervorgeht, einer Ungleichheit mit sich selbst Platz machen muß, welche seiner eigenen Vergangenheit nicht anders als ungewohnt erscheinen kann. Sobald daher (durch welche Operation der Genesis, ist hier gleichgültig) in der gewordenen Welt die Ebenbildlichkeit mit Gott sich im Menschen aufthut, und somit dieses Ebenbild Gottes lebhaft zu begehren anfangen wird, so wird sich alsobald hiemit dem Gotte die Möglichkeit offenbaren, nun wieder jenem Orte einwohnen zu können, aus welchem ihn sein eigener Wille: daß eine Welt sein solle, verbannt hatte. Das Auftauchen der Ebenbildlichkeit demnach in der gewordenen Welt läßt es von nun an wieder zu, daß Gott mit vollkommener Gleichheit auch da wieder erscheinen kann, von wo er aus Liebe zur Welt gewichen war. Es ist folglich schon von dieser Seite höchst glaublich, daß Gott dem Zuge des Menschen, vermittelst dessen dieser letztere Gott in sich zu bekommen strebt, Folge leisten werde. Aber selbst wenn dieses nicht der Fall wäre, so würde es doch noch einen weiteren Grund geben, welcher Gott zur Einkehr im Menschen bestimmen könnte. Wir haben nämlich erkannt, daß der Mensch in formeller (wenn auch nicht in materieller) Beziehung ganz Gott gleich wäre. Wie sich daher Mikrokosmus zu Makrokosmus verhält, so verhält sich auch der Mensch als kleiner Gott, oder als Gott der Welt, zu Gott dem großen Gott, oder dem Könige der Ewigkeit. Es ist demnach, was die Constellation der innersten Elemente anbetrifft, zunächst zwischen Gott und Mensch ein nur geringer Unterschied. Wie daher, wo ein wirkliches Dreieck ist, auch der Begriff des Dreiecks an sich als vorhanden angenommen werden muß, so wird ebenso, wo der Mensch ist, auch Gott nicht abwesend sein können: — oder milder ausgedrückt: wo das Allerheiligste erscheint, da kann auch seine Erfüllung nicht ferne sein. Wenn deßhalb der Mensch mit gottgenehmer Gesinnung Gottes begehrt, so wird auch Gott sich diesem Wunsche zwar entziehen können, dieses aber doch niemals in Wirklichkeit thun. Denn da Gott so unermeßlich groß ist, daß die Existenz einer Welt für ihn völlig gleichgültig ist, so

ist es offenbar, daß der Reiz, eine Welt zu erhalten, für ihn größer sein muß, als der, eine solche zu zerstören, da die unendliche Liebe, welche das unendlich Kleine bejaht, jedenfalls ein Erhabeneres ist, als die Macht, welche den Wurm zertritt. Es ist folglich ausgemacht, daß die Sehnsucht der göttlichen Form im Menschen auch göttlichen Inhalt zu besitzen, auch auf's entschiedenste den ewigen Gott veranlaßt, mit seiner ganzen Realität herabzusteigen und im Menschen die ihm konveniente Wohnung zu finden. Die Vereinigung daher, welche die Religion zwischen Gott und Mensch bewirkt, ist nicht ein bloß rationell-spiritualer Einheits-Gedanke, welcher einem Nichtsein solcher Vereinigung fast gleichkommt, sondern sie ist in der Weise eine solche, wie sie eintritt, wenn wir Wein dem Wasser mischen, oder wie in der Luft Stickstoff dem Sauerstoff verbunden ist. Man muß die Aussprüche der Schrift in einer Weise deuten, wie sie nur dem flachsten „Denkgläubigen" möglich ist, wenn man die Realität solcher intimen Einheit auf eine schwächere oder äußerlichere Stufe der Wirklichkeit herabsetzen will.

Dies ist denn nun die gründliche Entwicklung des früher schon angedeuteten Standpunktes, von dem aus allein eine objektive Behandlung und Construktion der Theologie als möglich angenommen werden kann, ohne daß man dadurch die Größe der Sache oder die gerechten Ansprüche des menschlichen Geistes beeinträchtigt. Auch würde Mancher, dem es weniger gründlich Ernst ist, als uns, meine Herrn, das bereits Gesagte für hinlänglich halten für eine encyklopädische Uebersicht der Theologie, welche allein den richtigen Standpunkt aufzustellen berufen sein kann, von dem aus an die Behandlung des Ganzen wie des Einzelnen herangetreten werden muß. Wir halten aber die vorliegende Sache wie die Gefahr der Zeiten für zu groß, als daß wir uns nicht aufgefordert fühlen sollten, die gegebene Grundlage in so weit bis in die Anfänge der Einzelheiten hinein zu entwickeln, daß von diesen weg die weitere Anwendung selbst schwächeren Kräften nicht mehr allzuschwer erscheinen kann. Ehe wir uns aber in der beschriebenen Weise auszubreiten anfangen, werden erst noch mit den bisherigen, und namentlich den letzten Darstellungen einige freiere Folgerungen und Betrachtungen zu verbinden

sein, deren Resultate alsdann weiter zu führen geeignet sein werden.

Wenn sich Gott, wie nun von uns bewiesen ist, zur Produktion einer Welt herbei läßt, in welcher als ihr letzter Gipfelpunkt sein Ebenbild hervortritt, so ist die gewordene Welt damit in vieler Beziehung freilich auf einen mit Gott selbst gleichen Standpunkt versetzt. Indeß würde man sich täuschen, wenn man den großen Unterschied, der nichts desto weniger zwischen beiden zu bestehen fortfährt, einen Augenblick aus dem Auge lassen wollte. Denn weit entfernt, daß durch die Verebenbildlichung der Welt mit Gott im Menschen der Gegensatz zwischen beiden aufgehoben worden wäre, ist er durch diese Thatsache vielmehr erst recht zur Anschaulichkeit gebracht worden, da, obgleich in der Welt ein kleiner Gott entstanden ist, diese beiden dennoch so schwach bleiben, daß ohne eine erneute Inwohnung Gottes im Menschen für beide kein wirklicher Fortschritt zu hoffen ist. Der scheinbar abolirte Unterschied zwischen Gott und Mensch zeigt sich demnach erst jetzt recht in seiner vollendeten Größe. So bedeutend indeß dieser Unterschied auf der einen Seite auch sein mag, so wenig führt er doch auf der anderen zu einer entschiedenen oder gar absoluten Trennung. Vielmehr je hülfsbedürftiger der formelle Mensch auftritt, um so mehr wird sich Gott beeilen, seiner Schwäche und Inhaltlosigkeit beizustehen. Denn je bewegungsloser zur Aufsteigerung dem ewigen Gotte der Mensch entgegentreten wird, um so mehr wird sich jener bestreben, seine formelle Aehnlichkeit nicht allzulange in Leerheit schmachten zu lassen und dadurch mehr sich selbst, als jene, zu bestrafen. So erhaben folglich auch Gott über die sein Ebenbild enthaltende Welt sein mag, so wird doch dies Ebenbild die Ursache sein, warum Gott mit dieser Welt dennoch in einer gewissen Verknüpfung oder Cohärenz aushalten wird, so daß man Gott selbst als das letzte und höchste Glied oder als das Haupt jeder, und demnach auch unserer Welt, wenigstens in einem gewissen Sinne, betrachten könnte. Thun wir aber dies, so ergibt sich für uns hieraus ein merkwürdiges Resultat, das wir in folgender Art klar zu machen gedenken. Wo wir nämlich in irgend einer Weise Höheres und Geringeres mehr oder weniger in eine Einheit vereinigt wahrnehmen, da entdecken wir, daß das

Niederere einer roheren Materialität dahingegeben ist, das Höhere aber, mit Unterscheidung und freierer Gliederung begabt, durch diese sich in der ausgesprochensten Weise gegen alle stoffliche Massenentwicklung zu sichern weiß. Wenden wir uns nun dem Punkte zu, wo das Höhere, das mit dem Niedreren eine organische Einheit bildet, diesem letzteren verknüpft ist, so finden wir, daß dieser Uebergangspunkt sowohl an den Massenzustand des Niedreren, wie an der höheren Freiheit der Gliederung Theil nimmt. Es gibt sich demnach eine successive Aufsteigung der Veredelung vom Niedreren zum Höheren zu erkennen, deren Wesen nicht uneben eine Flucht des Höheren vom Niedreren weg genannt werden könnte. Sehen wir uns nun aber darnach um, wie gewöhnlich eine solche polarische Sonderung zwischen dem Niedreren und Höheren bezeichnet zu werden pflegt, so gibt es hiefür keine anderen Namen, als die des Oben und Unten. Denn wo wir auch in der Natur hinsehen mögen, überall tritt uns das Höhere und Edlere als das Oben, das Niedrere aber und Gemeine als das Unten entgegen. Denn so heißt bei dem Menschen und der Pflanze Haupt und Krone das Oben, Wurzel und Rumpf aber das Unten; und auch die mächtige Länderentwicklung auf der nördlichen Halbkugel unsrer Erde wird jeder Vernünftige als das Oben bezeichnen, dem gegenüber die Wassermasse der südlichen Halbkugel, in welche die Enden von Afrika, Asien und Amerika wie Wurzeln hinabstreben, nur als das Unten erscheinen kann. Kurz jene Scheidung in Oben und Unten ist so durchgängig an die Verhältnisse des Höheren und Niedreren geknüpft, daß Jeder scheinbare Gegensatz auf das leichteste eben nur als ein scheinbarer nachgewiesen werden kann. Ist dem nun aber in Wahrheit so, und wenden wir das hiemit gewonnene Resultat auf unsere vorliegenden Untersuchungen an, so geht daraus hervor, daß das absolute Oben unserer wie jeder Welt durchaus ihr höchster Träger und Erhalter, also der ewige Gott sein müsse. Da aber der ewige Gott das Höchste ist, was es überhaupt gibt, so wandelt sich der gewonnene Satz augenblicklich in den noch bestimmteren um, daß der ewige Gott nothwendiger Weise das absolute Oben sein müsse, oder: Wo kein höheres Oben zu finden ist, da ist Gott. Was

demnach über einer organiſch in ſich abgeſchloſſenen Welteinheit liegt, kann nichts Anderes als ihr Gott ſein. Alle religiöſe Tendenz geht demnach von Unten nach Oben, und es iſt daher nichts natürlicher, als daß die betende Ebenbildlichkeit auf die Kniee fällt, dadurch ihr Unten gleichſam nichtſeiend zu machen ſucht, ihre Arme nach Oben breitet und im ſchwimmenden Blicke die Seele aufwärts zu entfliehen ſucht*). Haben wir nun aber durch ſolche mächtige und unmittelbare Gebundenheit des Gottes an ſeine Welt und durch die abſolute Scheidung eines ebenſo abſoluten Oben und Unten die ganze vorliegende Darſtellung in ein noch entſchiedeneres und ausgeprägteres Bild eingeführt, als wir ein ſolches ſchon vorher beſaßen, ſo ſind wir durch das letzte unſerer Reſultate in eine für uns nun noch deutlicher enthüllte geiſtige Welt eingeführt worden. Denn wenn aus unſeren Entwicklungen ſich mit Nothwendigkeit ergab, daß die betende Seele ſich von Unten nach Oben bewege, ſo iſt es jetzt natürlich, daß der ihr nach dem Früheren freudig und voll Willen entgegenkommende Gott entſchieden den umgekehrten Weg einhalte, und ſich demnach von Oben nach Unten bewege, ſo daß demnach die Welt nur wie die Region oder das Gehäuſe bildet, in welchem ſich Gott zum Ebenbild und Ebenbild zum Gott bewegt. Es liegt nun aber etwas in dieſer Doppelbewegung, was der ſpeziellen Hervorhebung wohl werth iſt, da hiemit eine Seite der Betrachtung eröffnet wird, die nicht ohne Einfluß auf viele hier einſchlagende Verhältniſſe iſt. Indem nämlich Gott von Oben nach Unten und das Ebenbild von Unten nach Oben geht, und beide doch zu einander ſtreben, ſo ſcheint hierin ein Gegenſatz zu liegen, der neben dem Freundlichen faſt auch etwas wie ein Feindliches erkennen läßt, da jede Gegenbe-

---

*) Der leichteſte Einwurf, der hier gemacht werden könnte, der aber freilich durch die vorhergehende Unterſuchung ſchon aufgehoben erſcheint, iſt der, daß bei den Antipoden alle dieſe Verhältniſſe entgegengeſetzte ſind. Abgeſehen aber davon, daß durch die Drehung der Erde in jedem Momente alle Antipoden-Verhältniſſe als relative erſcheinen, ſo iſt für jeden Menſchen das Ueber der Erde ſein Oben, das Unter der Erde aber ſein Unten: — und es iſt demnach etwas mehr als zufällig und gleichgültig, daß namentlich die Myſterienlehre der Alten dieſes Ueber und Unter ſo bedeutſam hervorhob.

wegung ebenso gut eine Abhaltung wie eine Ineinsbildung involvirt. Aber weit entfernt, daß jene Anwesenheit von Widerstand in der doppelten Gegenbewegung eine Entzweiung zwischen Gott und Ebenbild hervorzurufen vermöchte, ist sie selbst nur wieder eine neue Basis, auf welcher die Möglichkeit einer um so innigeren Vereinigung erwächst. Denn alle Liebe beruht mit auf der Entwickelung einer Ausschließlichkeit, da diese die Selbstheit bewahren hilft, ohne welche überhaupt eine wahre Liebe unmöglich ist. Es erscheint demnach die oppositionelle Zusammenbewegung von Gott und Ebenbild nur als etwas um so Herrlicheres, weil hiedurch der Zweck ihrer Zusammenbewegung nur in einem um so höheren Maaße erreicht wird. Aber so herrlich nun auch der hier angegebene Grund für diese Doppelbewegung ist, so gibt es dennoch für uns einen noch höheren, auf dessen Hervorhebung wir es so sehr allein abgesehen haben, daß wir fast nur um seinetwillen hier die Wechselverhältnisse von Oben und Unten der näheren Betrachtung unterworfen haben. Denn nicht zum ersten Male tritt uns hier zwischen Gott und Ebenbild das Gesetz der umgekehrten Ineinanderbewegung entgegen. Vielmehr haben wir desselben bereits in unserer Vorlesung über Philosophie Erwähnung gethan, indem wir dort zeigten, daß Substanz oder Allmöglichkeit und die Kraft der Sonderung und Scheidung in einer so innigen Liebe und Beziehung zu einander stünden, daß sie, sich entgegenkommend, fast wie Feinde ineinanderstürzten und in solchem Wechselverhältnisse auch in der Welt zu Verhältnissen die Veranlassung gäben, wie sie in den Wechselbeziehungen des Hauptes zum Rumpfe und der beiden großen Erd-Diagonalen von Südost nach Nordwest und von Nordost nach Südwest hervorträten. Ist dem aber also, so geht hieraus das sehr bedeutsame Resultat hervor: daß wie sich Allmöglichkeit zu der über ihr thronenden Kraft der Scheidung verhält, ebenso auch der Mensch oder das Ebenbild sich zum Gott verhalte, so daß es uns also auch nicht wird wundern können, wenn in Beziehung auf Religion oder doch wenigstens auf Religionsgeschichte unsere beiden großen Erd-Diagonalen wieder zum Vorschein kommen werden. Es ist übrigens sehr natürlich, daß zwischen Gott und Ebenbild (Mensch) auf der einen Seite und Kraft der

Sonderung und Allmöglichkeit auf der andern ein ausgeprägter Parallelismus hervortritt. Denn wie die Allmöglichkeit nach unseren früheren Untersuchungen gleichsam ein impotenter Ueberfluß ist ohne die scheidende Kraft, so vermag auch die formelle Aehnlichkeit des Menschen mit Gott gar nichts zu des letzteren Entwicklung, wenn nicht der zuströmende Gott sie entbindet und zum aufsteigenden Wachsthum sowohl voll wie gelenk macht. Weniger natürlich, aber um so großartiger mag dagegen die aus den letzten Sätzen sich ergebende nothwendige Folgerung erscheinen, daß das tiefe innerliche Wechselverhältniß, welches zwischen Gott und der Essentifikation seiner Welt, dem Ebenbilde, besteht, schon vorgebildet liege in dem anderen, von Ewigkeit her bestehenden Wechselverhältniß zwischen der sondernden Kraft und der Allmöglichkeit: — oder anders ausgedrückt: die Schöpfung des Ebenbildes und sein Verhältniß zu Gott ist von der einen Seite gar nichts Anderes als die Aufsteigerung eines schon vorher in der Gottheit vorhandenen Verhältnisses zur höchsten Höhe vollendeter Selbstständigkeit. So sehr aber dieser Parallelismus nach der einen Seite hin ein vollendeter sein mag, so sehr ist er nach der anderen hin ein nur theilweiser. Denn Substanz und scheidende Kraft sind jede für sich allein nichts: beide sind Halbheiten, die erst durch Vereinigung zu Ganzheiten erwachsen. Anders verhält es sich bei Gott und Ebenbild. Hier sind beide Ganzheiten, die folglich, wenn sie sich vereinigen, gleichsam eine Ueberfüllung erzeugen. Ist aber schon die Einheit von Substanz und Kraft der Sonderung die Seligkeit der vollendetsten Klarheit, wie groß muß erst die Wonne zwischen dem vereinigten Gott und Ebenbilde, also was dasselbe ist, in der vollendeten That der Religion sein! Die Hoheit dieses wunderbaren Zustandes müssen wir jetzt noch einer kurzen Betrachtung unterwerfen, da aus ihrer Schilderung sich der Punkt ergeben wird, aus welchem die Entwickelung des Fortschrittes hervorzugehen hat.

Wenn sich zwei Kräfte der Natur oder sonst welche, die in irgend einem polarischen oder sich ergänzenden Verhältniß zu einander stehen, mit größerer oder geringerer Heftigkeit vereinen, so

kann es nicht anders sein, als daß die entgegengesetzte Sättigung, welche einer jeden wird, durch beide die höchste Wonne und Seligkeit ausgießt. Ist dies aber schon der Fall, wenn überhaupt zwei irgendwie korrespondirende Existenzen zusammentreten, so wird solche innerliche Wonne sich in demselben Grade aufsteigern, als die beiden Pole einen allheitlicheren Charakter annehmen; und am höchsten wird der immanente Wellenschlag sein, wenn die beiden Glieder zusammen die absolute Kraft jeder Möglichkeit enthalten. Denn in solchem Falle stellt der vereinigte Gegensatz in jedem Theile seiner Wechselburchdringung die Universalität der Allheit vor, und die einfache That der Einigung ist gleichsam die Beschlußnahme einer ganzen Welt von Möglichkeiten unter eine einzige Verwirklichung. Nun aber haben wir gefunden, daß Alles, was existirt, nur vermittelst der substanziellen Allmöglichkeit und der Kraft der Scheidung das Leben hat. Es kann daher schon die Lust, mit welcher scheidende Potenzialität und Allmöglichkeit bei ihrer Vereinigung in einander erzittern, kaum groß genug angenommen werden. Wie gering ist aber solcher Wechselgenuß dieser beiden Polaritäten gegen jene That der Religion, in welcher Gott und Ebenbild in eine gegensätzliche Einheit zusammentreten und sich ihrer gegenseitigen Anwesenheit erfreuen. Jedes dieser Wesen besitzt nämlich vollkommene Allheit in sich; jedes schaut im andern wie in einem Spiegel sein eigenes unergründliches Wesen mit individueller Neuheit reproduzirt. Der Mensch (das Ebenbild), welcher mehr die formelle Wesenheit des Gottes, als seine Fülle empfangen hat, sieht im ewigen Abgrunde Gottes die Ahnungen zu Wirklichkeiten aufgehen, welche in ihm nur als keimende Möglichkeiten vorhanden waren, und empfindet in jedem Tropfen der Einwohnung Gottes gleichsam unendliche Befruchtung zu noch unendlicherem Wachsthum. Der Gott dagegen sieht im Menschen wie einen werdenden Gott, fühlt sich dadurch auf's freudigste in seinen eigenen Grundlagen erregt und bestätigt, und führt somit im Menschen sich selbst einer neuen Vollendung zu. Es ist ein seliges Gefühl, in sich eine abgeschlossene Einheit vorzustellen, welche, ganz mikrokosmischer Natur, dem Weltbaue Plato's ähnlich weder Hände noch Füße noch irgend eines nach außen gehenden Gliedes bedarf, weil im Inneren die ganze Fülle der Möglichkeit

beſchloſſen ruht. Zu welcher Wonne aber der Bewegung in der Tiefe des innerlichen Raumes müſſen zwei Weſen gelangen, von welchen jedes mikrokosmiſche Einheit iſt, alſo jedes in dem anderen wie die Welt einer unendlichen Subſtanz wahrnimmt. Denn ſei es auch, daß der Gott in ſich unendlich reicher und ſomit auch unendlich über ſein Ebenbild erhaben iſt, nichts deſto weniger läßt er das, was er dem Menſchen gibt, alſo ſich ſelbſt von dieſem gebrauchen und genießen, ſo wie umgekehrt das Ebenbild für ihn der Boden iſt, aus welchem er die Blumen der Ewigkeit aufblühen läßt. Nicht als wenn der Gott des Menſchen bedurft hätte, um die höchſte Seligkeit zu koſten, aber die Produktion des Ebenbildes ſcheint ihm die konvenienteſte und natürlichſte Weiſe geweſen zu ſein, das Ziel ſeines eigenen höchſten Genuſſes zu erreichen. Kurz, die That, welche als das Weſen der höchſten und innigſten Religion bezeichnet werden muß, dieſes Wohnen des Gottes beim Menſchen und des Menſchen bei Gott, jenes wechſelſeitige Spielen beider voreinander (Proverb. 8, 31. 32.) iſt nicht etwa ein Bildwort oder ein abſtrakter Begriff der Vereinigung, ſondern eine wirkliche phyſikaliſche Thatſache, deren Anfang allein Sehnſucht und Begehren, deren Ende aber Befriedigung und Erfüllung iſt. Der eigentliche Ascete bleibt am Anfang der religiöſen Handlung ſtehen, der Myſtiker anticipirt ihr Ende, der Epikureer vergreift ſich im Objekte, und nur der wahrhaft Erkennende weiß Allem ſeine rechte Stätte zu geben. Denn allerdings nehmen wir, beſtändigen Einſeitigkeiten verfallend, nichts von jener objektiven Sättigung und Füllung wahr, welche die That der vollendeten Religion mit ſich führte. So Herrliches daher auch das Weſen der Religion verheißt, immer fühlen wir uns ihren Verſprechungen gegenüber in einer Tantalus-Qual befangen, gegen die uns zwar Tropfen, aber kein voller Trunk gewährt wird. Wie läßt ſich dieſes den gegebenen Entwicklungen gegenüber erklären und deuten?

Wir haben in den Vorleſungen über Philoſophie und Metaphyſik ſowie auch bereits ſchon einigemale in der gegenwärtigen den Satz ausfindig zu machen und auch zu beweiſen geſucht, daß die wirklich anweſende Exiſtenz, ſobald ſie eben nur exiſtirt, nothwendig auf die höchſte Vollendung, Erfüllung und die unbeſchränkteſte Beweglichkeit ihres eigenen Inhaltes hinführen muß, ſo daß

also mit dem geringsten Atom eine auch gar nicht beeinträchtigte Möglichkeit zu allen Dingen und allen Situationen gegeben ist. Denn, sagten wir, die kleinste Existenz setze neben sich durch sich selbst eine Nachbarschaft, deren immer weiter greifender Conflikt zuletzt nothwendig zu der dynamischsten Vollendung und damit zu einer von Ewigkeit her bestehenden Abrundung in sich selbst führen muß. Ist dem aber so, so kann innerhalb eines solchen in seiner Vollendung abgeschlossenen Wesens durchaus keine Störung seiner Verhältnisse und seines Willens mehr gedacht werden, da ja das kleine Atom zum Alles-Vermögenden herangewachsen ist. Wenn daher solch allmächtiger Schöpfer in seiner von ihm produzirten Welt ein Wesen hervorgehen lassen will, das zu ihm im Verhältniß der religiösen That zu stehen hat, so ist nicht abzusehen, wie eine Störung eines solchen intentionirten Verhältnisses möglich sei. Denn alles Widerstrebende wird der wollende Gott mit leichter Mühe vor sich niederwerfen können. Nun aber scheint denn doch eine solche Störung eingetreten zu sein. Denn da wir die zur religiösen That bestimmten Wesen sind und doch nicht die Vollendung dieser letzteren erreichen, so muß doch irgendwie ein Hinderniß sich geltend gemacht haben, welches die Absicht des Gottes aufzuheben vermochte. Wir wollen dieses Hinderniß in folgender Weise suchen.

Der Mensch ist das Ebenbild des Gottes, der sich in religiöser Liebe ihm vereinen will. Als solche Aehnlichkeit mit Gott besitzt der Mensch eine mikrokosmische Allmöglichkeit, die ihm ideell in sich selbst die unbeschränkteste Verfügung über alle seine Kräfte gestattet. Der Mensch ist demnach ein durch seine ganze Tiefe hin freier Mikrokosmus, dessen Einstimmung zu allen ihn betreffenden Handlungen nothwendig ist, wenn er nicht blos durch blinde wilde Gewalt zu irgend Etwas fortgerissen werden soll. Mit diesem Wesen nun will sich Gott in der religiösen That vereinigen: — eine That, welche durch ihre ganze Natur hin unmöglich ist, wenn sie nicht auf eitel Güte, Liebe und Sanftheit basirt ist. Das religiöse Verhältniß ist demnach ohne Freiheit und Liebe eine völlige Unmöglichkeit. So mächtig daher der Gott auch sein mag, eine That, die auf Freiheit und Liebe beruht, kann nicht erzwungen werden, und selbst

wenn sie erzwungen werden könnte, so würde der Gott sie in keiner Weise erzwingen wollen. Die Vollziehung der religiösen That wird daher in jedem Augenblicke gehemmt werden können, sobald der Mensch nur der Absicht Gottes zu widerstreben Lust trägt. Ja hierin besteht eben allein nur die Größe einer Schöpfung, daß sie bis auf einen Punkt hin gesteigert wird, an welchem sie gegen ihren eigenen Urheber mit völliger Unabhängigkeit aufzutreten vermag. Ich weiß in der That nicht, ob, was sie behaupten, Wahrheit sei, daß nämlich in dem Gedanken eines solchen Verhältnisses für die Fassungskraft des Geistes so unendliche Schwierigkeiten liegen sollen, da mir derartige nur in meinem Willen zu liegen scheinen. Die Thatsache aber so angenommen, wie wir sie geschildert haben, so bleibt uns jetzt nur noch der Grund zu erforschen übrig, durch welchen sich das Ebenbild veranlaßt fühlen konnte, der religiösen Vereinigung in Freiheit und Liebe zu widerstreben. Wir suchen uns hier in folgender Weise zu erklären.

Der Gott ist selbst Alles so wie der Allesvermögende. Scheidende Kraft und Allmöglichkeit sind in ihm daher bis auf einen solchen Punkt geeint und gesteigert, daß der kleinste Punkt in dem ewigen Gotte mikrokosmische Allheit und Einheit ist. Gott stellt demnach an jedem Punkte seines Wesens sich selbst mit gleicher Größe dar, wie er dies mit seiner Gesammtheit thut. Nun will er sich in seiner Schöpfung als Ebenbild wieder selbst so erreichen, wie er in seiner Ewigkeit er selbst ist. Der Mensch wird demnach einem Punkte von Gottes ewigem Wesen völlig gleich. Da nun aber, wie wir fanden, der kleinste Punkt Gottes gleich dem ganzen Gotte ist, so ist der Irrthum, auch als Ebenbild gleich dem ganzen Gotte sein zu wollen, für den Menschen ein sehr nahe liegender. Ja sieht der Mensch in seiner Verblendung nun noch überdies, daß sich der Gott um die Vereinigung mit ihm bemüht, so vermag sich sein Irrthum bis dahin zu steigern, daß er glaubt, Gott bedürfe seiner mehr, als er Gottes; und mit diesem Punkte ist denn eine Störung gegeben, deren Wirklichkeit ebenso wenig nothwendig ist, als sie sich als eine sehr wohl mögliche darstellt. Nun ist aber die Störung in der religiösen Vereinigungsthat zwischen Gott und Mensch entschiedene Thatsache: ja unser ganzes

Innere tritt uns um so mehr als ein unauflösliches Räthsel entgegen, je mehr wir uns der Anerkennung solcher Thatsache zu entziehen suchen. Es scheint demnach mehr als wahrscheinlich, daß der Mensch die einzige Ursache für den Eintritt solcher Störung sein konnte, wenn wir sie nicht dem Gotte etwa gar zur Last legen wollen. Von den Ueberlieferungen des Anfangs wird diese That, durch welche der Mensch die Einkehr des Gottes von sich ferne halten wollte, als die erste Sünde bezeichnet. Was wird uns als unmittelbare Folge dieser Verhältnisse entgegentreten?

Der Mensch ist zwar vollendete Ebenbildlichkeit. Zufolge seiner ganzen Schöpfung war er aber auf den Verkehr mit der ewigen Fülle angewiesen. Sobald daher die Ausschließung Gottes aus den Tiefen des Menschen diesem letzteren nicht jene Herrschaft brachte, welche er sich imaginirt haben mochte, ja sobald er bemerkt haben mußte, daß jener sein Widerstand ihn sogar um viele Kräfte seiner Allmöglichkeit gebracht hatte, welche ihm zunächst nur als innerliche Unendlichkeit, nicht aber zum beliebigen Gebrauche nach Außen gegeben worden war, — so war es natürlich, daß der Enttäuschte wieder da anzuknüpfen suchte, wo er von dem ihm angewiesenen Wege abgewichen war. Aber als ebenso natürlich muß es erscheinen, daß sich ihm alsobald die Brücke dieses Weges wie abgebrochen offenbarte. Wollte daher das durch seinen eigenen Egoismus entleerte Ebenbild die alten Zustände soviel nur möglich restituiren, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als wenigstens den Anfang jener früheren Wege zu betreten. Dieser Anfang aber ist Sehnsucht und Begehren nach Erfüllung. Der Wunsch, solchen Anfang zum Ende durchführen zu können, im Verein mit den dagegen anstrebenden Hindernissen, mußte von menschlicher Seite ganz nothwendig den Versuch der Versöhnung erzeugen. Dies ist der Anfang aller Religionen, so groß deren Mannigfaltigkeit auch über die ganze Erde hin sein mag und wie immer dieselben sich auch entwickelt haben. Obgleich sie alle auf die Religion des Anfangs hindeuten, von der Anwesenheit dieser selbst ist in ihnen wenig oder nichts zu bemerken. Wohl aber das, daß die eine ihrem Ideal näher gerückt ist als die andere, ja daß sich sogar eine Kette der Entwicklung in ihnen erkennen läßt, deren Lösung auch hier wieder aus dem

Verhältniſſe unſerer beiden großen Welt-Diagonalen hervorgeht. Auch iſt dieß ganz natürlich. Haben wir doch früher gezeigt, wie die Kreuzung dieſer Diagonalen an die eigentliche Umkehr geknüpft iſt, mit der die Allmöglichkeit von Unten nach Oben in die ſcheidende Kraft, und dieſe von Oben nach Unten in die Allmöglichkeit hinein ſteht. Ein gleiches Verhältniß haben wir aber auch zwiſchen Gott und Ebenbild nachgewieſen. Es iſt daher ſehr natürlich, daß auch die Entwicklung der Religionen ſich mehr oder weniger an die zwei großen Diagonalen des Erdkreiſes anſchließt, die uns bereits an ſo vielen Punkten die löſenden Mittel der ſchwierigſten Probleme an die Hand gegeben haben. So andeutend wir hier auch nur verfahren können, ſo wollen wir doch, ehe wir dieſe erſte Vorleſung über Theologie beſchließen, noch einen genetiſchen Blick auf die hier bezeichneten Verhältniſſe zu werfen ſuchen, da gerade die wichtigſten Punkte der folgenden Unterſuchung ſich ganz enge an die hier noch zu bezeichnenden Momente anſchließen werden. Es leuchtet ein, daß Gedanken, welche Bücher füllen könnten, hier mehr durch ihre überraſchende Bedeutſamkeit, als durch die Kraft ihrer Beweiſe ſich geltend machen werden.

Wenn nach der eingetretenen Störung des Urverhältniſſes zwiſchen Gott und Ebenbild die über die Erde hin verbreiteten Maſſen der Menſchen ſich anſchicken, wenigſtens in irgend einer Weiſe in den Anfang der zerrütteten Wechſelbezüglichkeit zurückzukehren, ſo iſt ein doppelter Weg denkbar, auf welchem die hungernden Ebenbildlichkeiten ihr Ziel zu erreichen ſich Hoffnung machen könuen. Die Einen werden nämlich glauben, daß ſie mit Uebergehung aller dazwiſchen liegenden Momente und Wechſelfälle nur unmittelbar da wieder anzuknüpfen brauchen, von wo ſie ſich durch ihre eigene Schuld hinweg bewegt hatten. Nun war aber in der ganzen Sphäre des Seins Gott und ſein Ebenbild das Höchſte. Alles, was neben ihnen war, erſchien demnach nur wie die Bühne, auf oder innerhalb welcher jene beiden den Akt ihrer Vereinigung ſchloſſen. Es war deßhalb, wenigſtens in einem gewiſſen Sinne, die Natur nur das Allerheiligſte für jene tiefe Ineinsbildung zwiſchen Gott und Menſch, und konnte daher auch vom Letzteren ganz gut als die Stätte betrachtet werden, welche

nur dazu bestimmt wäre, die beiden (sit venia verbo!) vereinigten Götter in sich aufzunehmen*). Wollten daher die Einen der Menschen mit Uebergehung der mächtigen dazwischen liegenden Veränderung unmittelbar an den ersten Moment der Vereinigung wieder anknüpfen, so blieb ihnen nichts übrig, als sich mit höchstem Eifer auf die Produktion eines Penetrale zu werfen, dessen kolossale Entwicklung ihnen wie ein völlig bereiter Weltbau erscheinen mußte, ihnen zu Liebe von Neuem die Anwesenheit des Gottes in sich aufzunehmen. Die Anderen dagegen, welche der durch sie selbst veranlaßte Umsturz zu sehr bedrängte, als daß sie ihn zu übersehen im Stande gewesen wären, entschlossen sich nicht so plötzlich oder selbst gar nicht in die erste Stufe des Urverhältnisses ohne alle Vermittelung wieder eintreten zu wollen. Vielmehr trat ihrem geistigen Auge mehr oder weniger deutlich nur eine Möglichkeit solcher Rekonstruktion entgegen: sich nämlich vor Allem ihrer eigenen Natur zu entschlagen und vor Allem, wenn auch nicht neue, doch wenigstens veränderte Menschen zu werden, ehe an eine Wiederaufnahme des früheren Zustands gedacht werden könnte. Brachten daher diese beiden Klassen Gott ihre Opfer dar, so geschah es bei den Ersten, ihm gleichsam die Bereitwilligkeit zur Aufnahme des früheren Bündnisses entgegenkommend anzubieten; während die Letzteren mit den Flammen ihres Opfers und Rauchwerks nur die Rache des erzürnten Königes abzuwenden sich bemühten. Ueber die Dignität dieser beiden großen Menschengattungen aber kann auch keinen Augenblick nur irgend ein Zweifel obwalten. Sind nämlich die Bestrebungen der ersten Menschenklasse auch für den ersten Anblick scheinbar kühnere und in so fern großartigere, so sind sie zugleich auch weniger intelligente und dem Momente des Verhältnisses entsprechende. Sie gehen demnach bei ihrer Unternehmung aus einer entschiedenen Unkenntniß sowohl ihrer selbst wie des Gottes hervor. Die zweite Klasse ist demnach die wahrhaft menschlich kluge, ja weise, so gut wie die bessere, weil die Versuche ihrer Wiederanknüpfung mit Gott auf einer gründlichen Kenntniß der Verhältnisse wie des Bedürfnisses beru-

*) Vgl. des Verfassers „System der positiven Logik". §. 227. Zusatz. S. 333 — 334.

hen, welches sich in ihrem Innern zu regen beginnt. Da wir nun aber bereits gesagt haben, wie wir mehr als einen Grund hätten, die Vertheilung und Entwicklung der Religionen über die Erde hin an unsere beiden großen Welt-Diagonalen zu weisen, so kann jetzt kein Zweifel mehr obwalten, welcher dieser beiden Diagonalen wir unsere erste religiöse Menschenklasse, und welcher wir die zweite zu übergeben uns bewogen fühlen müssen. Weil sich uns nämlich schon zur Genüge herausgestellt hat, daß Alles, was der Nordost-Südwest-Diagonale anheim fällt, das bei weitem Geringere und Untergeordnetere ist, während die Südost-Nordwest-Diagonale stets den Charakter der Aufsteigerung an sich offenbart, so werden höchst wahrscheinlich jene, welche unmittelbar in die erste Stufe des Urzustandes zurückkehren wollen und deßhalb Weltbauten aufthürmen, von Nordost nach Südwest streichen; die Andern aber, welche, das Bedürfniß des Momentes erkennend, zuerst das Falsche aus sich selbst zu entfernen streben, um wieder des Gottes werden zu können, sie werden sich fast mit Nothwendigkeit von Südost nach Nordwest stufenweise emporheben und zuletzt in einem Punkte kulminiren, der unmöglich von dem Gewollten sehr entfernt liegen kann. Wir wollen jetzt mit raschen Zügen in die Wirklichkeit der bezeichneten Völker-Richtungen eingehen, um zu sehen, ob wir uns in unseren Voraussetzungen nicht getäuscht haben, und mit jener Linie den Anfang machen, welche vom höchsten Norden Amerikas über die Mandschurei, Mongolei, Tibet und Indien nach dem oberen Nil und dem Inneren Afrikas herabfällt. Es wird hiebei natürlich sein, daß die von uns anzuführenden Charakteristika der beiden Klassen nicht in der Weise an ihre entsprechenden Regionen eingeschränkt verlangt werden können, daß außerdem gar nichts Aehnliches über die Erde hin verbreitet erscheinen dürfte. Denn da einestheils die Oberfläche unseres Planeten von Menschenzügen wie gepflügt wurde, und anderntheils in allen Menschen die Analogie ihres Namens herrschend ist, so ist es offenbar, wie es allein dem Pedantismus möglich sein kann, mit den großen Zügen der Verhältnisse nicht zufrieden zu sein, sondern sich vorzüglich und mit Lust an die einzelnen Ausnahmen zu halten.

Jene religiöse Richtung, welcher wir die Nordost-Südwest-

Linie beilegen, ist also die, welche die Umänderung ihres verschlechterten Zustandes so gering anschlägt, daß sie unmittelbar in die erste Stufe des Urzustandes zurückzukehren sich anschickt. In diesem Urzustande nun war, wie wir fanden, die Welt wie die Bühne und das Gehäuse, in welchem sich die Vereinigung zwischen Gott und Mensch vollzog. Was wird daher näher liegen, als daß die an solchen Punkt sich anschließenden Völker darauf denken, ihre Umgebung in eine so tempelartige Gliederung, wie nur immer möglich zu versetzen. Hiebei wird es ihnen aber nicht genügen, Gotteshäuser zu bauen, wie dies wohl überall der Brauch gewesen ist, seitdem der Mensch vom Gotte selbst verlassen worden war. Vielmehr werden sie die ganze Natur, in der sie leben, in ihre Bestrebungen mit hineinzureißen suchen oder, wo dies nicht geht, sich so viel wie möglich gegen die natürliche Umgebung unabhängig machen. Soll daher die Nordost-Südwest-Linie diejenige vorstellen, der wir an diesem Orte bedürfen, so wird sie uns Bauunternehmungen vorführen müssen, welche durchweg an das Colossale grenzen und nirgends ihres Gleichen finden. Auch bewahrheitet sich die angesprochene Linie augenblicklich als das, was wir suchen. Durchforschen wir nämlich den Norden Amerikas, so treten uns hier wie von einer Art cyklopischer Mauer umgebene Räume entgegen, deren Inhalt oft mehrere Meilen groß ist. Es ist nicht abzusehen, was solche kolossale Hürden bedeutet haben sollten, wenn sie nicht die Verwirklichung einer Idee ausdrücken. Gehen wir sodann mit Auslassung unbedeutenderer Dinge an die Grenze Chinas heran, so können wir nicht umhin, auch der mächtigen chinesischen Mauer einen an das Religiöse hinstreifenden Sinn beizulegen. Wenige Meilen hinter derselben stoßen wir auf Pecking, Chinas Hauptstadt. Es ist bekannt, daß diese Stadt so lang als breit ist; bekannt, daß sie in ganz regelmäßige Quadrate zerfällt, welche wie ungeheure Würfel zu bilden scheinen, sowie auch, daß alle ihre Straßen durch mächtige eherne Thore geschlossen werden können. Es ist diese Stadt wie ein Bienenkorb oder wie die vielen Wohnungen des ewigen Königs, dessen Stellvertreter der Geist des himmlischen Reiches und vor Allem seiner Hauptstadt darstellt. Lassen wir nun die vielen hiehergehörigen Erscheinungen Tibets bei Seite und wenden uns augenblicklich

Indien zu, so begegnen uns hier die Grottenstädte von Salsette, Elora und Elephanta, durch welche ganze Gebirge wie in organische Gotteswohnungen umgebildet scheinen. Verlassen wir aber nun Indien, und treten nach Afrika hinüber, so brauchen wir nicht einmal des hundertthorigen Thebens zu erwähnen, da ja die kolossale Größe dieser Königsstadt für Lebende und Todte fast sprichwörtlich geworden ist. Auch hier hat also die Annahme in Beziehung auf die Gliederung der Verhältnisse die Richtung von Nordost-Südwest entlang unsere Erwartung nicht betrogen. Wir wollen jetzt sehen, ob uns auch die Südost-Nordwest-Diagonale das halten wird, was sie zu versprechen scheint.

Auf dieser Linie sollen jene edleren Völker sich entwickelt haben, deren religiöse Stimmung sich von keinem voreiligen Begehren bewältigen ließ, sondern die es wohl inne waren, daß erst ein durch die Störung der Sünde in ihnen hervorgetretenes Etwas entfernt werden müßte, ehe sie nur in den Anfang einer näheren Bezüglichkeit zu Gott zurückzukehren vermöchten. Wenn sie nun aber das Gefühl einer nothwendigen Erneuerung lebhaft durchdrang, was war natürlicher, als daß dieser Trieb sich zuerst und lange weniger als die Position einer lebendigen Umwandlung, sondern als die Haft einer Negation zu erkennen gab, welche mit Ungestüm gegen den eigenen Leib und das eigene Leben wüthete. Blut und Leben, Kraft und Verstand suchten diese Völker hinzuopfern, um nur den Anfang eines neuen Verhältnisses ausfindig zu machen. Denn wenden wir uns den südlichen Amerikanern zu, so finden wir bei ihnen das Bestreben, durch hölzerne Einengungen die natürlichen Dimensionen des Kopfes zu verkümmern: — ein Bestreben, das bei den Umwohnern des Sees Titicaca in Peru und Bolivia die höchste Höhe erreicht. Auf den Inseln des stillen Oceans sodann bricht namentlich die Lüst des Tättowirens hervor, deren innerster Grund auch auf eine Umzeugung des ganzen Wesens hinausläuft. Im südlichen Neuholland existiren ferner Stämme, in welchen es nicht wenige gibt, welche, von einer Art religiösen Taumels ergriffen, sich Finger und Zehen abschnüren. In China sodann stoßen wir auf die sonderbare Sitte der Verkleinerung der Füße, und jener Brauch, das Haupt fast völlig zu scheeren, deutet auf den Versuch eines Scheines hin, den wir bei

den Amerikanern als Realität fanden. Indien selbst, das wegen seiner Nähe an der Nordost-Südwest-Linie auch deren Zuge folgte, kann sich jetzt dieser zweiten Tendenz gleichfalls nicht entziehen. Nur drücken sich in ihm alle diese Verhältnisse in einer eigenthümlich modifizirten Weise aus. Indem es nämlich allein seinen religiösen Ideen eine geschlechtliche Färbung gibt und in seinen Grotten-Sanktuarien Lingam und Joni erscheinen läßt, so weist es damit auf eine Richtung hin, welcher nun nordwestlich von ihm alle Zerfleischungen folgen. Denn bis zu den Priestern der großen Mutter der Götter (magna mater Deûm) auf Phrygiens waldigen Gipfeln werden jetzt Entmannungen gleichsam zur Tagesordnung der Völker: — Entmannungen, deren mildere Form nur die Beschneidung war. Aber man verstümmelte das nur, was am Alten zwar nichts nütze war, wovon aber doch das Neue kommen sollte, dem nach Oben wieder anzuknüpfen vergönnt wäre. In den Mysterien Griechenlands nämlich blühte endlich die verhüllte Hoffnung auf, daß ein Jüngling als König eines neuen Geschlechtes die verschütteten Bahnen wieder ebenen und zu neuem Verkehre wieder eröffnen werde. Hiemit war das Höchste erreicht, was nur irgend menschlicher Selbsthülfe möglich war. Nordwestlich von Griechenland weg liegt die Welt der neuen Geschichte, wo, was jene gehofft, den festen Sitz seiner Wirklichkeit aufgeschlagen hat. Zu den Zeiten mythischer Dämmerung war hier der Ort, wo die kolossalen Schatten den Realitäten amerikanischen Nordens verwandter Kosmogonieen sich mit Sagen von Riesen und Zwergen gatteten, welche von Ferne an die leidenden und streitenden Helden Griechenlands erinnerten.

Was aber that der Gott während oder am Ende der Zeit, welche als das Suchen der Völker nach einem Anknüpfungspunkte mit ihm bezeichnet werden kann? Seine Größe besteht darin, seine Hülfe und sich selbst Niemandem und niemals zu versagen. Sein Auge war daher unverrückt nach jenem Punkte gewandt, wo im großen Weltthale die beiden Welt-Diagonalen sich schneiden. Auch wir werden fast während der ganzen nächsten Vorlesung unsern Blick nach diesem Orte hin gerichtet halten müssen.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Ueber das Studium der Theologie.

B.

Meine Herrn! Nachdem wir in unserer vorigen Vorlesung die Natur jenes Grundtypus entwickelt hatten, welcher das Wesen alles Verhältnisses zwischen Gott und Ebenbild charakterisirt, und sodann mit den hier eben möglichen Beweis-Modifikationen zur Urthat der Sünde übergegangen waren, hatten wir zuletzt, was ja in unserer Aufgabe lag, jene zwei Hauptverzweigungen zum Gegenstande der Untersuchung gemacht, auf deren Wegen das Menschengeschlecht den Versuch zur Wiederanknüpfung des abgebrochenen Zusammenhanges allein wieder machen konnte, und in Folge hievon eine historische Construktion gegeben, deren wesentliche Punkte wiederum auf die Entwicklung der zwei großen Welt-Diagonalen hinführten. Fragen wir uns hier nun aber weiter, in wie fern ein solcher Doppelversuch des menschlichen Geschlechtes von Erfolg gekrönt sein konnte, so erheben sich uns billig bedeutende Zweifel. Denn wenn auch im Anfange des Verhältnisses zwischen Gott und Ebenbild dieses letztere nicht ohne alle Berechtigung war, die Einkehr Gottes in die menschliche Natur anzusprechen, so mußten augenblicklich alle Ansprüche hierauf zu nichte werden, sobald der Mensch sich weigerte, den hiezu von Gott gegeben Weg einzuhalten. Gott ist Herr und Schöpfer des Alls. Die Grundbedingungen also von dessen basischen Constellationen können nur von seiner Hand ausgehen. Wer daher die von ihm gewollten Verhältnisse irgendwie aus eigener Macht umzugestalten sucht, der verliert alles Anrecht darauf, das von Gott zuerst

Angebotene weiter fordern zu können. Der Wunsch des Ebenbildes folglich, die Folgen seiner eigenen Thaten entfernt zu sehen, wird, so aufrichtig er auch gemeint sein mag, durch sich selbst nicht zu irgend einem befriedigenden Ziele gelangen können. Denn selbst angenommen, daß das gefallene Ebenbild die richtigen Mittel ergreife, seine eigene That ungeschehen zu machen, so ist es doch offenbar, daß ein solcher Beweis von richtigem Urtheile und nach Umständen selbst von Weisheit von Gott keineswegs verlangen kann, daß dieser auf einen derartigen verstandvollen Plan eingehe. So richtig daher auch der Instinkt namentlich der edleren von Südost nach Nordwest streichenden Welt-Diagonale sein mag, so geht hieraus auch noch keine einzige Folgerung hervor, zufolge der geschlossen werden könnte, daß Gott das Anerbieten des Ebenbildes anzunehmen gezwungen sei. Die Richtung des menschlichen Geschlechtes auf einen rettenden Götterjüngling kann deßhalb zwar eine ebenso glückliche Ahnung wie eine selige Hoffnung sein: nichts destoweniger könnte aber der Drang nach einer solchen Entwicklung nur eine große Täuschung der Geschichte sein, so daß demnach die ganze Kette der Religionen von der niedersten bis zur höchsten nur einen fortgesetzten Enttäuschungsprozeß vorstellen könnte, dessen Ende nothwendiger Weise höchste Verzweiflung oder vollendete Apathie sein müßte. Es ist jetzt die Frage, ob von Gott zu hoffen ist, daß er den selbstständigen Bestrebungen des Ebenbildes nicht allen Beifall versagen, sondern ihnen sogar mit thätiger Hülfe entgegenkommen werde?

Wenn wir hier nun davon absehen, wie es Thatsache ist, daß der Gott willig die dargebotene Hand annahm, so spricht für eine derartige Vermuthung bereits der Begriff, den wir von Gott gegeben haben. Dieser besitzt nämlich die uneingeschränkte Fähigkeit, seine eigene Substanz, welche der absolute Makrokosmus der Allmöglichkeit ist, zu bestimmen und zu gestalten, wie es ihm gerade gutdünkt. Er hat demnach die vollkommenste Verfügung, hier einer Möglichkeit den vollen Lauf zur Wirklichkeit zu lassen, und dort wieder hundert andere im Zustande der Latenz zurückzuhalten. Vermag er aber dies Letztere, so ist es klar, daß er auch an jeder zur Wirklichkeit gewordenen Möglichkeit zu handeln vermag, wie es ihm gerade nothwendig scheint. Denn einen ganzen

Abgrund von Möglichkeiten von ihrer Verwirklichung zurückzuhalten ist unläugbar ein Schwierigeres, als eine mehr oder weniger passiv gewordene Wirklichkeit so oder so umzumodeln. Hat sich demnach eine solche Wirklichkeit durch die Kraft ihres Vermögens in irgend eine von Gott nicht gewollte Lage versetzt, so kann Gott nicht nur an ihr richten, wie er will, sondern für den freien Spielraum seiner Kräfte scheint fast ein Reiz darin zu liegen, an solchem Orte eine neue, nicht gewaltsame, sondern genetische Umbildung einzuleiten. Jede Möglichkeit nämlich, die sich auf göttliche Autorisation zur Wirklichkeit macht, thut dies, wenigstens bis zu einem bestimmten Grade, auf einem ihr von Gott gleichsam eingegebenen Wege. In dem Grade daher, als sie sich von ihm entfernt, gibt sie Gott ein unerwartetes Problem auf. Solchem Versuche nun ein positives Ende zu bereiten, ist Gott als dem Allesvermögenden sehr leicht. Da es aber jedenfalls für ihn eine höhere Bethätigung seiner universell scheidenden Kraft ist, durch eine relativ ihm selbst neue Wendung die künstlerisch-friedliche Auflösung des Nicht-Gewollten herbeizuführen, so scheint alle Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, daß sich die unaussprechlich hohe Selbstgelassenheit Gottes nach dieser Seite hin entscheiden werde. Aber Wahrscheinlichkeit ist doch eben nur Wahrscheinlichkeit, und es kommt darauf an, sie zur unwidersprechbaren Wahrheit zu verklären. Auch ist dies nicht so schwer, wenn wir nur die bereits gewonnenen Resultate richtig zu gebrauchen verstehen. Zufolge dieser haben wir nämlich erkannt, daß der Zustand des Ebenbildes, ehe Gott sich ihm vereint, ein sehr eigenthümlicher und ihm zugleich sehr schwieriger, weil ein unverständlicher, ist. Das Ebenbild ist ganz und durch alle seine Tiefe hin Ebenbild. Die Constellationen seiner Faktoren gleichen demnach völlig denen des göttlichen Wesens. Nun aber haben wir gefunden, daß die gleiche Unerschöpflichkeit der Allmöglichkeit, wie sie Gott besitzt, dem Ebenbilde dennoch fehlt. Zugleich aber kann auch nicht geläugnet werden, daß die ganz gleiche Dynamik der Constellationen in den Kräften des Ebenbildes mit denen Gottes diesem Ebenbild einen eigenthümlichen Schwung, eine besondere Erhabenheit seines Wesens einflößen muß. Es ist ein hoher Reichthum bei tiefer Armuth, eine Ueberfülle bei ebenso großer Leere. Nun besteht der

hohe Reiz, welchen die Gottheit bei der Einwohnung in der menſchlichen Seele empfindet, eben darin, daß ſie mit allen ihren Schätzen der Allmöglichkeit in das ihr Gleiche tritt, und dieſem die Anſchauung der unendlichſten Perſpektiven mittheilt. Die Leerheit des Ebenbildes an ſubſtanziellem Reichthum von Seiten des Menſchen gehört demnach, wie zu den Grundbedingungen ſeiner Schöpfung, ſo auch zu der hauptſächlichſten Triebfeder des Zuges, von dem ſich der Gott nach dem gewordenen Ebenbilde hinbewegt fühlt. Fragen wir jetzt aber, was als die erſte Folge von jener Ausſchließung bezeichnet werden muß, mit welcher der Menſch die Einkehr Gottes von ſich abgehalten hat, ſo können wir leicht wahrnehmen, daß dieſe allein und hauptſächlich eine Steigerung der urſprünglich ſchon vorhandenen Leere des Menſchen ſein mußte. Denn da ſchon jede Anſtrengung Subſtanz aufbraucht, ſo mußte eine Kraftäußerung, deren Aufgabe in der Zurückdrängung des Gottes beſtand, den höchſten Verluſt an Subſtanz oder Allmöglichkeit nach ſich ziehen. Nun iſt aber Leere nichts als Mangel an Subſtanz. Folglich kann eine That, wie die der Sünde war, die anfängliche erſt auszufüllende Leere des Ebenbildes nur vergrößert haben. Nun wollen wir uns aber erinnern, daß eben jene anfängliche Leere von Allmöglichkeit der Hauptgrund war, warum Gott ſelbſt ſo ſehr der Einkehr im Menſchen begehrte. Es iſt demnach klar, daß jene mächtige Steigerung an innerlicher Leere, wie ſie die Sünde dem Menſchen brachte, auch für Gott in gleichem Maaße den Reiz ſteigerte, den ſich ſeine Liebe von der Einwohnung im Menſchen ohnehin ſchon verſprach. Dem erſten Grunde daher, welcher Gott beſtimmen konnte, dem Menſchen die hülfbereite Hand zu reichen, und der darin beſtand, daß die Sünde dem Gotte eine unerwartete Sphäre neuer Thätigkeit und Bethätigung ſeiner Alles ſcheidenden Kraft darbot, dieſem erſten Grunde reihte ſich ſomit der entwickelte zweite an, zufolge deſſen Gott durch die Sünde nur ein geſteigertes Mittel findet, ſich der Liebe zum Menſchen nach einem für ihn nur kurzen Hinderniſſe in unendlich reichem Maaße zu erfreuen. Wem nun alle dieſe Veranlaſſungen, welche Gott reizen können, dem Menſchen beizuſpringen, noch nicht als hinreichende zu ſolcher Gottesthat erſcheinen, für Solchen fügen wir endlich noch ein Letztes bei, das

an sich zwar nicht genügend ist, aber doch in Zusammenwirkung mit den bereits gegebenen Motiven den Gott schließlich bewegen konnte, sich zu der dem Menschen zu gewährenden Hülfeleistung zu entscheiden. Fassen wir nämlich jenen schon bezeichneten Zustand ins Auge, zufolge dessen der gewordene Mensch in Einem ebenso überschwenglich reich wie unergründlich leer war, so müssen wir, wenn wir anders billig sind, zugestehen, daß solch ein innerliches Verhältniß das eben noch nicht seiende, nun aber existirende Ebenbild in die sonderbarste Stimmung, in die eigenthümlichste Schwankung versetzen mußte. Nahte sich ihm nun bei solch unklarer und fast zweideutiger Situation seiner Seele eine solche lockende Uebermacht, wie der herannahende Gott ihm erscheinen mußte, so war damit ein inkonvenientes Verhalten seiner innerlichen Natur zwar nichts weniger als nothwendig, aber doch eine Möglichkeit, ja vielleicht sogar eine Wahrscheinlichkeit, deren traurige thatsächliche Verwirklichung den Gott zur Milde zu stimmen in Wahrheit geeignet genug war. So kann die edelste, großartigste und zugleich unschuldigste Seele durch irgend welche Constellation zu einem Verbrechen, ja selbst zu einer Schändlichkeit hingerissen werden, deren leicht zu erklärende Entschuldbarkeit die Größe der Abscheulichkeit dennoch nicht aufzuheben im Stande ist. Es scheint somit erwiesen zu sein, daß Gott mit der That der Sünde auch unmittelbar zur Abwendung ihrer Folgen sich aufgemacht habe. Nur kommt es jetzt darauf an, die Art und Weise der nothwendig gewordenen Abhülfe dergestalt ausfindig zu machen, daß mit ihrer Schilderung auch ihre Rechtfertigung gegeben ist. Die Fragen aber, welche sich auf diesem Punkte ziemlich zahlreich darbieten, mögen sich am besten wohl in folgender Weise entwirren lassen.

Wenn nämlich der Gott trotz der Zurückweisung, die er von seinem Ebenbilde erfahren hat, dennoch seine Einwohnung im Menschen zu effektuiren fortgesetzt Lust trägt, so wird er jetzt vor Allem darauf bedacht sein müssen, die Möglichkeit zu einer solchen Einkehr wieder herzustellen. Denn wie der Mensch nach der einmal eingetretenen Sünde nicht nach seinem eigenen Wohlgefallen die Restitution des alten Verhältnisses wieder herbeiführen kann, ebenso wenig vermag der Gott augenblicklich wieder in und bei dem Menschen zu wohnen, wenn ihn das Begehren hiezu anwandelt.

Nicht als wenn er nicht könnte, so er wollte. Aber wie Gott in jeder Beziehung ein gerechter Gott ist, so ist er dies auch gegen die unbefleckte Reinheit seiner Natur oder, was dasselbe ist, seiner substanziellen Allmöglichkeit. Von dieser vermag er es aber nicht zu verlangen (selbst wenn wir von seinem eigenen bewußten Wesen absehen), daß sie mit einer Substanz zusammenwohne, welche durch die Weigerung, den Gott in sich aufzunehmen, nicht allenfalls nur in eine durchaus falsche Stellung gerathen, sondern geradezu eine entschieden verkehrte geworden ist. Denn würde er einem solchen Wesen gegenüber ohne ganz speziellen Eingriff, den er verschmäht, seiner eigenen Substanz Gewalt anthun und sie gleichsam in das ihr antagonistische Ebenbild hineintreiben, so würde auch diese seine eigene hehre Allmöglichkeit im Menschen auch nur in verkehrter Weise handeln können und so wie physikalisch und naturphilosophisch einen Beweis für den Satz liefern, daß Gott bei den Frommen fromm, bei den Verkehrten aber in ebenso entschiedener Weise verkehrt sei. Der Mensch hat durch seine sündliche That aufgehört, ein Tempel Gottes zu sein. Es ist daher mehr als natürlich, daß es einem Wesen, welches in irgend einer Weise zum Inhalt Gottes gehört, in dem befleckten Hause der Ebenbildlichkeit fürs Erste unmöglich wohl werden könne. Aber es ist nicht dies allein, warum Gott die Möglichkeit, in dem Menschen zu wohnen, nach der That des Falles nicht augenblicklich an sich reißen kann. Denn obgleich wir gefunden haben, wie das Heidenthum mannigfache Bestrebungen mache, den abgebrochenen Verkehr mit dem Gotte wieder anzuknüpfen, so können doch diese Bestrebungen in keiner Weise als völlig lautere und reine bezeichnet werden. Es sind vielmehr egoistische und unklare Anstrengungen, den Besitz eines verlorenen Gutes wieder zu erzwingen, die sich theils als eine einsichtslose Hartnäckigkeit des Willens, theils als ein blindes und verzweifeltes Wüthen gegen die eigene Natur offenbaren. Wenn sich ein Kind mit seinen Aeltern, gegen die es sich versündigt hat, wiederum in ein gutes Vernehmen zu setzen sucht, so braucht ein solches Bestreben keineswegs ein Anzeichen der Reue zu sein, da es in den meisten Fällen mehr einen klugen Versuch vorstellen wird, selbstverschuldete Folgen von sich abzuwenden. Das einmalige Widerstreben des

Menschen gegen Gott ist eine That von so beschwerender Bedeutsamkeit, daß ihre gewichtigen Folgen nur durch einen fortgesetzten Prozeß, keineswegs aber durch einen einfachen Willen abzuwenden und aufzuheben sind. So eifrig und brennend daher die Liebe Gottes sein mag, die Restitution des ursprünglichen Menschen sobald wie möglich herbeizuführen und in der Seele des Menschen als in einem heiligen Gehäuse des Bundes thronen zu können, — seine Gerechtigkeit und die ihm natürliche Anerkennung, daß überall eine konsequente Motivirung und Vermittlung nöthig sei, sind zu groß, zu allumfassend, als daß er sich von seiner individuellen Hinneigung zum Ebenbild verleiten ließe, von Neuem die volle Unmittelbarkeit eines Verhältnisses zu begründen, welches nur dann wieder von gerechtfertigter Dauer sein kann, wenn alle unwahren und entstellenden Hindernisse aus dem Wege geräumt sind. Es ist folglich für den Gott mit einem mehrfachen Widerstand verknüpft, nach der eingetretenen That der Sünde wiederum in den Menschen zu kommen. Es ist jetzt zu untersuchen, wodurch ein solcher Widerstand allein überwunden werden kann, und es werden sich hier namentlich zwei Punkte erkennen lassen, deren Auflösung durchaus nothwendig ist, wenn es zu einem günstigen Resultate kommen soll. Denn es ist offenbar, daß zuerst der Gott eine objektive Leistung hervorbringen muß, wodurch ebenso objektive Hindernisse allein beseitigt werden können: — sodann aber muß auch der Mensch einen subjektiven Entschluß fassen, dessen Anwesenheit allein den entgegenkommenden Willen Gottes ergänzen kann.

Der innerliche Widerstand, welchen Gott nach der That der Sünde findet und der ihn abhält, unmittelbar wieder in den Menschen einzukehren, besteht einmal darin, daß sich die ewige und allvermögende Kraft Gottes von dem zurückgewiesen sieht, dem sie als ihrem Geschöpfe noch die Gabe der Ebenbildlichkeit verliehen hatte, und welcher daher für den Gott die höchste Wonne seiner produktiven Kraft werden sollte: — weiter aber auch darin, daß eine solche That, wie die Sünde, nicht blos ein ideelles, sondern ein reales Verhältniß aufhob, und somit nothwendig alle Faktoren der gewordenen Existenz durcheinander warf und in eine neue nicht mehr kongruente Stellung brachte. Will demnach Gott den

Bau der gesammten Welt nicht völlig zerfallen lassen oder durch neuen Entschluß selbstthätig aufheben, sondern bei den nun einmal veränderten Faktoren anknüpfen und trotz ihres Widerstandes für sich eine vermittelte Einkehr in sein Ebenbild gewinnen, so ist dies in keiner andern Weise, als in dieser denkbar, daß Gott kraft seiner universellen Einsicht in alle Verhältnisse des Substanziellen ein Mittel ersinnt, welches ihm die durch so viele Riegel der Verkehrtheit verschlossene Tiefe des Menschen öffnet. Nun bestund aber vor der That der Sünde die Möglichkeit der göttlichen Einkehr im Menschen als eine ganz allgemeine und unbeschränkte. Denn da die Existenz des Ebenbildes überhaupt dazu geschaffen war, Gott aufzunehmen, so würde Gott durch alle einzelnen Glieder desselben mit vollkommener Erfüllung und Hingabe geströmt sein. Sobald daher durch den Eintritt der Sünde diese Universalität aufgehoben und damit die Fülle des Gottes zurückgedrängt wird, so scheint diesem letztern nichts Anderes übrig zu bleiben, als den Menschen und seine Region zu beobachten, und augenblicklich einen Punkt zu erfassen, welcher den Anschein nimmt, als ob seine Verhältnisse den Gott mehr zu leiden und zu ertragen vermöchten, als die Verkehrtheit der übrigen. Nun aber ist der Mensch die Ursache für die unwahre Verstellung aller in der Welt existirenden Faktoren. Sollten daher auch diese letzteren dann und wann in eine vorübergehende Gruppirung treten, welche zur Aufnahme des Gottes nicht ganz ungeeignet erschiene, so ist es doch klar, daß eine solche Situation keinen übergroßen Vortheil darbietet, wenn sich Gott in sie hineinversetzen wollte. Denn es ist ja dem Gotte nicht um seine Anwesenheit in der Welt, sondern um die im Menschen zu thun. Er wird daher unter der Masse seiner Ebenbilder auf die Existenz eines solchen zu warten gedacht haben, dessen Gesinnung wenigstens potenziell eine Gott genehme Constellation einnahm. Auch darf diese Anschauung keineswegs in Erstaunen setzen und den Einwurf erzeugen, als ob nach der That der Sünde eine derartige Gesinnung unmöglich gewesen wäre, da schon Henoch hiegegen einen vollgültigen Beweis zu geben im Stande ist. Auch scheint das Wort der Eva nach der Geburt ihres ersten Sohnes: Ich habe den Mann, den Herrn, entschieden auf etwas Derartiges hinzudeuten. Nur muß freilich, um dies

denken zu können, der Geist sich bereits befreit und die hier in Frage kommenden Verhältnisse unter einem verallgemeinerten Gesichtspunkt betrachtet haben, dessen Erfassung auf folgendem Wege zu liegen scheint. Es ist nämlich allerdings mit der That der Sünde in dem Menschen ein Widerstand aufgetreten, welcher sowohl die ebenbildlichen Verhältnisse verkehrte, als auch die Annäherung des Göttlichen unmöglich machte. Indeß war der Widerstand der menschlichen Natur nur ein momentaner und allein gegen eine Forderung Gottes gerichteter gewesen. Es wäre daher leicht möglich gewesen, daß, wenn sich der Mensch unmittelbar nach der ersten Uebertretung in sich selbst gefaßt und dem Willen Gottes unterworfen hätte, das gestörte Verhältniß nach einigen kurzen Zwischenprozessen sich rasch wieder hergestellt haben würde. Ja die unbestimmte Weise, wie den ersten Menschen ihr Befreier geweissagt wird, scheint schon darauf hinzudeuten, daß die Art seines Hervortretens allein von dem Betragen des Menschen abhängig gemacht worden sei. Würde daher der Mensch unmittelbar nach dem Falle die Kraft seines Widerstandes wenigstens potenziell gebrochen haben, so würde höchst wahrscheinlich in kurzer Frist eines seiner Glieder soweit vorgeschritten sein, daß Gott wenigstens im Punkte von dessen Seele seine Wohnung hätte aufschlagen können. Die universelle Einströmung folglich, welche ohne Sünde von Gott her in den Menschen statt gefunden hätte, wäre ohne ein Beharren in der widergöttlichen Gesinnung nur auf einen Punkt beschränkt worden, von dem aus sie sich sodann successiv hätte ausbreiten können. Denn wie in dem Begriffe eines Dreiecks alle wirklichen Dreiecke enthalten sind, so würde die Anwesenheit Gottes in einem Menschen, also die innige Vereinigung der ganzen göttlichen Substanzialität in diesem einen Ebenbilde der absolute Schematismus gewesen sein, dessen Anwesenheit über kurz oder lang alle anderen Ebenbilder attrahirt und ihnen die Einströmung Gottes mitgetheilt hätte. Der reinste und heiligste Mensch würde demnach der Mittler geworden sein, dessen sich Gott bedient hätte, die gestörte Ineinsbildung von Gott und Mensch wieder zu rekonstruiren*). Diese

*) Fassen wir die ersten auf einen Erlöser bezüglichen Andeutungen der heiligen Schrift ins Auge, so ist hier auch anfänglich gar keine Spur wahr-

ſchnelle und glückliche Wiederherſtellung des früheren und durchaus nothwendigen Verhältniſſes iſt aber, obgleich ſie Gott gewollt hat, nicht eingetreten. Die Urſache hiezu konnte nur im Menſchen liegen und wird ſich leicht in folgender Weiſe entwickeln laſſen.

Prüfen wir nämlich nur mit einiger Wahrheit uns ſelbſt, ſo können wir nicht umhin, mit Kants Ausſpruch in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft vollkommen übereinzuſtimmen, daß „die Bösartigkeit der menſchlichen Natur eine radikale Verkehrtheit im menſchlichen Herzen ſei, und daher wohl eine angeborene Schuld genannt zu werden verdiene". Denn nicht nur nach dieſer oder jener Seite hin kann das menſchliche Herz als ein vorzüglich ſündliches und inficirtes betrachtet werden, ſondern es iſt vielmehr in demſelben eine verborgene Neigung wahrzunehmen, die es überall nach falſchen Conſtellationen hinzuzerren ſucht, und ihren natürlichen Träger (wie auch glücklicher Weiſe oft ihren beſten Bekämpfer) in der eigenthümlichen vis inertiae der menſchlichen Natur beſitzt. Was daher im Anfange der Geſchichte nur eine halb vom Hochmuthe, halb aber auch von der Verblendung der menſchlichen Natur erzeugte, einſeitige Negation gegen einen ſpeziellen Willen Gottes geweſen war, dies hat ſich, wie es ſcheint, in der Folgezeit zu einer entſchiedeneren, direkteren und univerſelleren Oppoſition gegen Gott ausgebildet. Weit entfernt demnach, daß der Menſch ſeinen einmaligen Widerſtand ſo raſch wie möglich wieder gut zu machen verſucht hätte, muß er vielmehr ſich von Stufe zu Stufe in ſeinem Widerſtande verſtärkt haben, bis endlich wenig freier Raum mehr in ſeinem Herzen überblieb, und ſein ganzes Gemüth in die Herrſchaft einer von ihm ſelbſt erzeugten Nothwendigkeit des Schlechteren gerieth. Auch haben wir für dieſe von der Exiſtenz des ſeienden Menſchen abge-

---

zunehmen, daß dieſer in dem Sinn Gottes Sohn ſein müſſe, wie es Chriſtus geweſen iſt. Denn Worte wie die, daß der Same des Weibes der Schlange den Kopf zertreten ſoll, und dieſe hinwiederum jenen in die Ferſe ſtechen werde; oder, daß durch den Samen Abrahams alle Völker auf Erden geſegnet werden ſollen, ja ſelbſt die meiſten Andeutungen der Propheten weiſen mehr noch auf einen kühnen Helden, als auf eine eigentliche Inkarnation Gottes hin.

zogene Beobachtung mehr als einen Beweis in jenem Buche, deſſen Wahrheit uns ſchon die Schonungsloſigkeit bezeugen ſollte, mit der es gegen den auf ſich ſelbſt ſo ſehr ſtolzen Menſchen verfährt. Denn weit entfernt, daß mit der That der erſten Sünde die Empörung des Menſchen ihr Ende erreicht hätte, ſteigert ſie ſich bald nachher bis dahin, daß die Schönheit der Menſchentöchter die Kinder Gottes*) verführt und hiedurch eine Kriſis veranlaßt, welche Gott zu Thaten kräftig einſchreitender Gewalt nöthigt. So ſehr aber Gott die Welt als eine umgeſtaltete aus der nöthig gewordenen Veränderung hervorgehen läßt, indem es offenbar iſt, daß in Folge dieſer letzteren alle Exiſtenz materialiſcher und der Verderbniß unterworfener geworden ſei, ſo wenig iſt hieraus dem wilden Streben des Ebenbildes eine Lehre erwachſen. Denn nach kurzer Zeit laſſen ſich deſſen Schaaren auf ein Unternehmen ein, das von Neuem das Eingreifen Gottes nothwendig macht, und dieſen zwingt, nun auch die Einheit des Menſchengeſchlechtes aufzuheben, deren Univerſalität in irgend einer Weiſe noch zu erretten ſein beſtändiges Denken war. Nach ſolcher Nothwendigkeit aber fangen jetzt die Pläne Gottes an, ſich bis aufs Aeußerſte zu iſoliren und zu modifiziren, da ſelbſt das Volk, welches zum mitwirkenden Erretter ſeiner Brüder beſtimmt war, ſich in einer Weiſe geſchichtlich entfaltete, welche Gott faſt auch bis zu ſeiner Vertilgung brachte. Wenn dies nicht geſchah, ſo war nur Liebe und Erbarmen Gottes die Urſache davon. Denn Gottes Pläne zur Reſtitution waren mit der unabwendbaren Verwerfung Iſraels ganz individuell und punktualiſirt geworden: — ſo zwar, daß aus Iſrael allerdings der errettende Held noch kommen ſollte, dieſer aber zunächſt dem Volke Iſrael nur noch individuelle Gnade anzubieten, keineswegs aber mit dieſem und durch dieſes den allgemeinen

*) Daß hier unter den Kindern Gottes keineswegs die Sethiten gemeint ſein können, geht aus vielen zum Theil ſehr weit ausgreifenden und umfaſſenden Gründen hervor. Uns genügt hier die eine Bemerkung, daß, wenn die Sethiten dieſe Kinder Gottes wären, ſie nothwendiger Weiſe als Söhne Jehovahs und nicht als Söhne der Elohim bezeichnet werden müßten. Die Geneſis iſt bei der Unterſcheidung dieſer zwei Begriffe genauer, als unſere Sprachforſchung und Theologie bis jetzt erkannt haben mag.

Zweck seiner Sendung zu erfüllen hatte. Wie — denn das ist jetzt die uns zunächst vorliegende Frage, — wie sucht der ganz auf sich selbst angewiesene Gott sein früheres Verhältniß zum Ebenbilde zu restituiren?

Wenn wir diese Frage beantworten wollen, so müssen wir uns vor Allem erinnern, was eigentlich Gott von Anfang an mit der Existenz des Menschen beabsichtigte. Sehen wir nun hiebei davon ab, daß Gott den ewigen Trieb der Liebe und der Offenbarungslust in sich besitzt, so ist nach der einmal eingetretenen Schöpfung des Ebenbildes die Intention des ewigen Königs keine andere gewesen, als die: in dem Menschen zu wohnen, dadurch in einem Anderen sich selbst zu finden, folglich in sich und doch nicht in sich zu sein, und somit eine Hütte des Wunderbaren zu begründen *). In diesem Unternehmen, das allerdings sein Lieblingsunternehmen war, durch den Menschen selbst stets von Neuem gestört, sucht Gott gleichfalls stets von Neuem eine neue Wendung und Modifikation zu erzeugen, und endlich einen Punkt zu finden, von wo aus es ihm einmal möglich würde, ungehindert in den Menschen eintreten und die ursprüngliche Absicht, wenn auch nach vielen Hindernissen, nur um so herrlicher verwirklichen zu können. War da nun nach der ersten Störung die Absicht Gottes, sich eines besonders reinen und edlen Individuums als des Mittlers zu bedienen, um seine göttliche Einstrahlung nach und nach hinwiederum über das ganze Menschengeschlecht ausbreiten zu können, so wird er diesen Plan nach der Sündfluth, dem Thurmbaue von Babel und der ersten Unzufriedenheit Israels in einer höchst erfinderischen Weise modifizirt haben, die uns zwar hier zu weit führen würde, aber nichts destoweniger auf exegetischem und spekulativem Wege ausfindig gemacht werden kann. Uns gebührt es hier nur, den Weg, den Gott wirklich eingeschlagen hat, ins Auge zu fassen und in seinem Zusammenhange mit unserer genetischen Entwicklung nachzuweisen. Es ist aber dieser Weg ganz einfach folgender, und er scheint uns in dieser Fassung über manche ihm sonst einwohnende Schwierigkeiten hinwegzuheben.

Alles kommt, das wissen wir, auf die Einkehr des Gottes

*) L'homme — c'est le miracle, sagt St. Martin.

im Menschen an. Denn diese ist ein vor Grundlegung der Welt bereits von Gott gefaßter Wille. Mag daher das Ebenbild, wie es immer will und kann, sich dieser Anforderung zu entziehen suchen, Gott wird sein Ziel dennoch erreichen, selbst wenn er zuletzt den Eingang mit Mitteln der Gewalt erzwingen müßte. Bis dahin brauchte es aber nicht zu kommen. Vielmehr wußte Gott eine Art und Weise ausfindig zu machen, vermittelst deren ihm ein glückliches und zugleich friedliches Resultat nicht entgehen konnte. Denn wenn es ihm unmöglich gemacht war, in einen seienden, ganzen und einheitlichen Menschen einzukehren, — was kann ihn verhindern, einen werdenden Menschen sich in der Weise zuzurüsten, daß dieser nicht umhin kann, die Wohnung Gottes bei den Menschen vorzustellen? Der Mensch nämlich ist bestimmt, sich und sein Geschlecht fast bis ins Unendliche zu vervielfältigen. Es ist demnach in jeden Menschen der Keim einer gewaltigen Zukunft gelegt, und namentlich ist das Weib dazu bestimmt, die substanzielle Basis der Fortpflanzung darzureichen. An dieser stellt aber der Mann die scheidende, sondernde, ebenso positiv bildende, wie regierende Kraft vor, zufolge deren die substanzielle Natur des werdenden Individuums erregt, gesteigert, gegliedert und verselbstständigt wird. Bleibt nun dem Gotte kein anderes Mittel übrig, als sich eines werdenden Menschen zu bedienen, wenn er in sein Ebenbild kommen will, so ist bei der von uns geschilderten und universellen Kraft Gottes nicht einzusehen, warum das, was das sondernde Prinzip in ihr vorstellt (und mit ihm in gewissem Sinne der ganze Gott) nicht aus der ewigen Tiefe heraus- und an die Substanz eines neuen und zukünftigen Menschen herantreten sollte, um auf diese Weise die zukünftige Hütte des Gottes zu bilden. Die hierin noch allenfalls verborgene Schwierigkeit wird für den, welchem der Inhalt unserer Vorlesungen über Philosophie, Metaphysik und der ersten über Theologie gegenwärtig ist, auch durch Folgendes noch ganz besonders erleichtert. Es könnte sich nämlich der Einwurf erheben, ob ein derartig gebildeter Mensch auch ein wirklicher und ganzer Mensch wäre. Denn da der Gott den Menschen mit herauswirken hilft, so scheint dieser werdende Mensch fast wie eine Art von Halbgott die Welt beschreiten zu müssen. Aber selbst abgesehen davon, daß wir in Gott leben, weben und

ſind, daß dieſer jede Bewegung, Umbildung und Erhaltung unſeres Weſens alſo bedingt, und demnach die Kraft, womit ſich nur mein Arm hebt, in gewiſſem Sinne Kraft Gottes genannt werden kann, — ſo erinnern wir nur daran, wie ſich uns der Satz ergeben hat, daß die Allmöglichkeit (und eine ſolche liegt doch unſtreitig, wenigſtens potenziell, in der Subſtanz des werdenden Menſchen) durch fortgeſetzte Steigerung ihres eigenen Inhalts zuletzt durch eigene Kraft dahin zu gelangen vermöchte, negirende, und damit ſondernde und formende Kraft aus ſich ſelbſt zu erzeugen. Iſt nun aber, wie nicht zu läugnen, in dem Subſtanziellen des werdenden Menſchen eine Potenz von Allmöglichkeit vorhanden, ſo iſt es klar, daß dieſe nur ihrer Schranken enthoben zu werden brauchte, um durch ſich ſelbſt zum Menſchen und Ebenbilde heranzureifen. Wenn aber in dieſer Weiſe die ſubſtanzielle Allmöglichkeit im Weibe durch ſich allein nicht zu dem in ihr verborgenen Menſchen emporblühen könnte, ſo ruht das eigentlich Menſchliche offenbar in dem Subſtanziellen ſeiner Allmöglichkeit eingeſchloſſen. Die Aſſiſtenz Gottes zur Produktion ſeiner Menſchenhütte iſt daher keineswegs ſo übermächtig und alleiu wirkend, daß das durch ſie hervorgerufene Ebenbild durch ſie allein ſchon ſeines menſchlichen Charakters entkleidet und wie zu einem Halbgotte hätte erhoben werden können. Vielmehr iſt der durch göttliche Mitwirkung gewordene Menſch Jeſus ſo ganz Menſch, daß erſt und hauptſächlich bei ſeiner Taufe der Himmel ſich über ihm öffnet, der Geiſt auf ihn herniederfährt und jene die Einkehr Gottes im Menſchen beſtätigende Stimme ertönt: „Dies iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe“. Wäre daher kein anderer Einwurf gegen die von uns gegebeuen Conſtellationen der Verhältniſſe zu erheben, als der jetzt durch gründlichere Erfaſſung des ganzen Verhältniſſes gelöſte, ſo würde uns jetzt nichts hindern, die genetiſche Hauptfrage als erklärt zu bezeichnen und in ihre weitere Entfaltung einzugehen. Es iſt aber noch ein Einwurf vorhanden, welcher erſt zum Abſchluſſe gebracht werden muß, ehe wir die errungenen Reſultate als geſicherte betrachten können. Da nämlich Mann und Weib von Stufe zu Stufe immer mehr in unrechten Widerſtand gegen Gott verſunken waren, und namentlich, wie leicht zu erweiſen wäre, auch das Geſchlecht von dieſer Oppoſition gegen

Gott angesteckt wurde, so war ja auch jene Substanz, aus welcher die Assistenz Gottes das erwartete Heil bereiten wollte, mit Sünde geschwängert, womit denn augenblicklich die Möglichkeit aufgehoben ist, daß Gott sich derselben nähern konnte. Es ist daher vor allen Dingen das Verhältniß der Inkarnation noch etwas genauer zu betrachten, ehe zu weiteren Folgerungen fortgeschritten werden kann.

Als nämlich die Schöpfung vollendet und sodann die Sünde eingetreten war, so war es natürlich, daß der unzufriedene Gott dem Ebenbilde seine Existenz und den Kreis seiner Bewegungsfähigkeit lassen mußte, wenn er nicht wollte, daß der Mensch völligem Untergange anheimfallen sollte. Da nun aber das, was an dem Gefallenen Existenz war, ohne fortgesetzte Erhaltung Gottes nothwendig hätte zu Grunde gehen müssen, so mußte offenbar der erhaltende Gott wider seinen Willen in seinem Ebenbilde forterisiiren. Er vergißt daher, um dies zu können, gleichsam alle seine früheren Ansprüche und verhält sich daher von jetzt an in einer völlig andern Weise zum Menschen. Um dies aber zu können, betrachtet er den Menschen stets als einen zukünftigen, und es ist ihm namentlich der zweit- und drittgeborene Sohn lieber als der Erstgeborne, weil er ein in viel höherem Sinne auf die Zukunft deutender ist, als der Erstgeborne, und es heißt daher ganz konsequent im Gesetze Mosis: „Allem, was erstgeboren und männlich ist, sollst du den Hals brechen", — gleich als wenn eine Zukunft eintreten könnte, in welcher durch den Wechsel der Generationen das Substanzielle der Sünde, zugleich unter sehr Viele vertheilt, geschwächt und abgeschliffen worden wäre. Indeß würde auch dieses wenig gefruchtet haben, wäre nicht Gott durch eine Einrichtung zwischeneingekommen, welche das Entsetzliche der Sünde gebrochen hätte. Diese Dazwischenkunft ist die Schöpfung des Weibes, die bereits mit Rücksicht auf die Sünde eingeleitet wurde. Das Wort: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" — bedeutet demnach soviel wie: Es ist nicht gut, daß der Mensch bei der Sünde und im Sündigen allein sei. Ich will ihm eine Gehülfin zur, bei, mit und in der Sünde geben, wodurch ihm also die drückende Last nicht nur in ihren Folgen, sondern selbst durch getheilte Verantwortlichkeit leichter werde. Die auf

Zwei ausgeschlagene Ursächlichkeit der Sünde gibt demnach die Möglichkeit, daß der Mann als Ursache von der Sünde des Weibes wie umgekehrt das Weib als Ursache von der Sünde des Mannes erscheint. So viel Licht jedoch dieser Satz zu verbreiten anfängt, so erschöpft er die Sache doch noch nicht vollkommen. Denn Mann und Weib stehen doch nicht so völlig auf gleicher Linie in Beziehung auf die Ursächlichkeit der Sünde, wie wir dies Verhältniß so eben dargestellt haben. Wie die Sachlage im Grunde sei, lehrt erst folgende Betrachtung des Thatbestandes. Das Weib ist nämlich nicht so, wie der erste Mensch, mit Aussicht auf die Schuldlosigkeit, mit der Erwartung der Reinheit geschaffen worden. Als es wurde, war die Sünde bereits koncipirt. Sie, das Weib, war daher von Ewigkeit her versehen unter dem Begriffe ideeller, geistiger wie geistlicher Uebertretung. Darum war sie ja geschaffen worden, um unter der imaginirten, von Seiten des Mannes imaginirten, für sie nicht sündlichen Sünde zu leben. Für sie war, in reelle Sünde zu fallen, nichts Strafwürdigeres, ja ein Unschuldigeres, als die Sünden-Imagination des Mannes. Die evolvirte Sünde des Weibes ist nichts Schlimmeres, als die involvirte des Mannes. Wäre der Mann ohne das Weib in thatsächliche Sünde gefallen, — er wäre wie auf ewig verloren gewesen. Denken wir uns nun jetzt nach allem diesem einen vom Weibe Geborenen, so kann es weiter nicht sehr auffallend sein, wie es durch diese Geburt möglich wäre, daß der in der Materie des Weibes Gebildete durch sein Kommen aus der Naturbasis des Weibes die evolvirte Sünde nur noch als die Last potenzieller Uebertretung angerechnet empfange, besonders wenn er zu den Nachgeborenen gehört. Dennoch sind wir hiemit noch nicht beim Ende angekommen. Denn durch den Mann wird dem Weibe noch immer das Potenzielle, Intentionelle der Sünde als ein Unverantwortliches eingesäet. Indeß ist diese Einsäung doch nichts Anderes, als nur Formung und Steigerung der im Weib an sich schon vorhandenen potenziellen Setzung des Menschen. Diese Setzung ist folglich im Weibe als Weibe vorhanden. Da dieses aber von uns unsündlicher als der Mann erklärt wurde, so folgt hieraus die Möglichkeit, daß durch den langen Prozeß aufeinanderfolgender Geschlechter und Generationen, wenigstens nach einer

Richtung hin, eine steigende Entsündigung des potenziellen Menschen eintreten mußte. Es ist daher wohl denkbar, daß endlich in der reinen Jungfrau ein Keim (höchst wahrscheinlich ihr letzter als postumus) aufsteigt, der so rein ist, daß er auch kein Minimum evolvirte, sondern nur noch potenzielle Sünde in sich trägt: — potenzielle Sünde, die ja dem Weibe gestattet ist. Es enthält folglich dieser Keim Sünde, die keine Sünde ist, und es tritt damit ein Punkt vollkommener Schuldlosigkeit in die Welt ein. Dies erregt aber unmittelbar die entschiedenste Einwirkung Gottes, da dieser schon längst eines solchen Punktes begehrte, und der Mensch Jesus wird geboren, welcher die höchste Fähigkeit besitzt, vollkommener Tempel der Gottheit zu werden. Mit ihm ist die Fülle der Zeiten erschienen, die so lange hinausgeschoben bleiben mußte, bis eben ein Punkt der völligen Schuldlosigkeit, wie eine Anadyomene, aus dem Meer der Ungerechtigkeit aufgestiegen war*). Es muß jetzt nur noch dem Gegebenen eine mitfolgende Ursache beigefügt werden, theils um es noch mehr zu festigen, theils um es mit einem Verhältnisse in Zusammenhang zu bringen, welches als Grundgedanke auch alle unsere Untersuchungen durchdrang.

Abraham, aus dessen Stamm die reine Jungfrau sammt ihrem Sohne entspringen sollte, wohnte gegen Osten im Lande Mesopotamien. Als er dort seine Heerden weidete, erging der Ruf Gottes an ihn, Vaterland und Freundschaft zu verlassen und in das Land Kanaan einzuwandern. Um diesen verheißenen Boden nun drehten sich Jahrhunderte lang die Züge des auserwählten Geschlechtes, bis dasselbe endlich an dem ihm bestimmten Orte seine festen Wohnsitze fassen konnte. Es scheint demnach irgend eine geheime Nothwendigkeit geherrscht zu haben, welche es verlangte, daß der vermittelnde Mensch und Gott in Palästina geboren werde. Uns kann die Frage nach dieser Nothwendigkeit nicht allzuschwer fallen.

---

*) Es ist natürlich, daß wir alle hiehergehörigen Verhältnisse nur wie im Fluge berühren konnten, da eine encyklopädische Uebersicht nichts weiteres erlaubt. Vielleicht ist über kurz oder lang ein näheres Eingehen gestattet. Bis dahin müssen wir aber die Kritik bitten, mit dem Knäblein Absalom möglichst säuberlich zu verfahren.

Denn bildet nicht das todte Meer so ziemlich den tiefsten Punkt in dem großen Welt-Thale, welches vom rothen Meere bis zum Obischen Busen streicht? In diesem Thale aber liegt auch der westlichste bedeutendste und eigentlich alleinige Schneidepunkt unserer beiden Welt-Diagonalen, von denen die eine von Nordost nach Südwest, die andere aber von Südost nach Nordwest streicht; ja, wenn man den in der Wirklichkeit durch die Massenhaftigkeit derselben so sehr getrübten Schneidungsknoten in einem übersichtlichen und reinen Schema darzustellen sucht, so ist ohngefähr gerade die Gegend des todten Meeres und Jerusalems der eigentliche Hauptpunkt, an welchem sich im Welt-Thale die Welt-Diagonalen schneiden. Nun aber haben wir gefunden, daß, wie auch die Nordost-Südwest-Diagonale, so besonders die geschichtliche Entfaltung der Südost-Nordwest-Linie auf die Produzirung eines neuen Menschen hinstrebt, in welchem die Gottheit wohnen konnte: — ein Drang, der besonders in der Gegend von Syrien und Palästina so mächtig wird, daß die Wuth der Entmannung wie eine Ansteckung um sich greift, wie denn hier ebenfalls, in der gleichen Region, unschuldige Kinder dem glühenden Moloch in die Arme gelegt wurden. Es scheint demnach auch dieser Schneidepunkt vorzüglich befähigt gewesen zu sei, in der reinen Jungfrau den reinen Punkt der Schuldlosigkeit entstehen zu lassen. Wie dies möglich sei, kann allerdings, nur hier nicht nachgewiesen werden. Wie aber, nur anders und allgemeiner bedingt, dieselbe Gattung des Thier- oder Pflanzenreichs im Süden als eine völlig verschiedene auftritt, wie im Norden, ebenso scheint die Geschichte sich nach Norden hin mit ganz besonderer Bedeutsamkeit und Modifikationsfähigkeit zu entfalten, und es ist kein Grund vorhanden, warum es nicht im einheitlichen und organischen Bau der Erde ganz bevorzugte und wesentliche Punkte geben sollte. Denn so sehr es überhaupt nach der einen Seite hin ein gerechtfertigtes Bestreben sein mag, ganz universelle und allgemein geltende Gesetze des Lebens auffinden zu wollen, ebenso sehr hat auch das Individuelle sein Recht, welches im Weltsystem und im Erdbau um nichts weniger anwesend ist, als im Krystall oder der einzelnen Pflanze. Wenn das, was die neueste Expedition nach dem Südpole gefunden haben will, daß es nämlich dort nur einen

magnetiſchen Pol gebe, während der Norden deren zwei beſitzt, wenn ſich dies als Wahrheit beſtätigen ſollte, ſo läge hierin ein keineswegs geringer, ſondern ſelbſt ſehr univerſeller Beweis der von uns hier ausgeſprochenen Behauptungen. — Jetzt, nachdem jener großartige Menſch, welcher, zugleich Gott, die ganze Einwohnung Gottes in ſich zu empfangen geeignet iſt, nicht nur ausfindig gemacht, ſondern als wiſſenſchaftlich berechtigte Exiſtenz gewonnen wurde, muß es unſre Aufgabe ſein, dieſer letzteren ebenſo geſchichtliche wie nothwendige Lebensentwicklung genau ins Auge zu faſſen.

Es iſt wahr, daß, nachdem das Ebenbild einmal in die Irrgänge der Sünde hineingerathen war, daſſelbe allerdings genug Gelegenheit gehabt hätte, über die Natur ſeines Zuſtandes die nöthige Einſicht ſich aufgehen zu laſſen. Indeß finden ſich für den Menſchen ſelbſt auf dieſem Punkte, wenn auch nicht Entſchuldigungsgründe, ſo doch noch einige mildernde Umſtände. Wenigſtens könnte geſagt werden, daß die Natur der eingetretenen Verblendung ſo außerordentlicher Art geweſen wäre, daß ein plötzlich mit ſoviel Verkehrtheit beladenes Weſen, wie der Menſch, ſtatt ſich herausarbeiten zu können, faſt in noch größere Verwirrung verfallen mußte. Ganz anders dagegen geſtalten ſich die Zuſtände, ſobald einmal ein ſolch verſühnendes Mittelglied wie Chriſtus in die Welt eingetreten iſt. Denn ſo ſehr das gefallene Ebenbild auch ſchwach ſein mag, immer iſt es doch Ebenbild, und damit wenigſtens eine potenzielle Größe. Es wohnt ihm demnach ein gewiſſer geiſtiger Inſtinkt ein, der zwar irren kann, aber das Rechte doch erfaſſen muß, wenn es ſich ihm in nicht zu verkennender Wahrheit darſtellt. War daher das Beharren in der Sünde, ehe Chriſtus erſchien, wenn gleich großes Unrecht, doch noch immer mit einer gewiſſen Unbefangenheit verbunden, ſo mußte dieſe doch augenblicklich weichen und zum Gefühl der tiefſten Schuld werden, ſobald die göttliche Größe in Perſon zum Einwohner der Welt wurde. Brach daher nach ſolcher Thatſache der Widerſtand des Menſchen nicht unwillkürlich in ein vollendetes Nichts zuſammen, ſo mußte er ſich nothwendiger Weiſe augenblicklich zum bewußten Verbrechen ſteigern. Wir wiſſen, daß er nicht gebrochen wurde, ſondern vielmehr zum größten Theile in jenes Verhältniß umſchlug,

welches vom Mittler als die Sünde wider den heiligen Geist bezeichnet wird und daher um so mehr zu einem blinden und wilden Wüthen werden muß, je mehr sich die Gottheit in jenem offenbarte. Christus ist nicht in die Welt gekommen, um sie zu richten, sondern um sie selig zu machen. Da nun die große Mehrzahl des Ebenbildes sich das nicht wollte anthun lassen, so können wir freilich nicht mit Gewißheit erkennen, was eingetreten wäre, wenn das Menschengeschlecht ihm in hellen Schaaren zugefallen wäre. Indeß ist doch mit einiger Wahrscheinlichkeit zu glauben, daß alsdann der Herr unter uns wohnen geblieben wäre, und, als ein guter Hirte die Menschen zum Ziele geleitet, und damit ein Reich gegründet hätte, das jetzt erst nach vielen Stürmen das unsre werden wird. Da nun aber dies nicht geschehen ist, durch unsre Schuld nicht geschehen konnte, so blieb offenbar nur ein Gedoppeltes übrig. Denn entweder mußte der gekränkte Gott, an uns zunächst verzweifelnd, wieder an seinen Ort entweichen, und also plötzlich seinen Leib verlassen, so daß sich sodann die Menschen um seinen Leichnam hätten streiten können, wie dort der Widersacher und der gute Geist um den des Moses *), — oder als der, welcher mit aufopfernder Standhaftigkeit dem einmal gefaßten Entschlusse treu bleibt, und so bis zum letzten Augenblick die Möglichkeit der Anknüpfung darbietet, mußte Christus bis zum Ende ausharrend den Seinen, nicht nur die Wahl ihres eigenen Looses, sondern auch die Verfügung über sein heiliges Leben überlassen. Was der Gott noch immer hoffte, ist nicht geschehen. Vielmehr trieb das Ebenbild seine Thorheit, ja, was sage ich, seinen Wahnsinn so weit, daß es mit unverhehlter Freude seinem Leben, seinem Heile den Tod gab. Er aber war gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird und vor seinem Scheerer verstummet. Es war dies das Ziel, zu dem die Fortsetzung des begonnenen und gesteigerten Widerstandes mit Nothwendigkeit führen mußte. Aber ein Ziel war es auch, das trotz seiner Schrecklichkeit dennoch nicht in sich

*) „Einen Propheten, wie mich, wird der Herr, dein Gott, dir erwecken, aus dir und aus deinen Brüdern: dem sollt ihr gehorchen". 5. Moses. 18, 15.

selbst zu einem ebenso furchtbaren wie unwiderruflichen Ende führte, sondern nur zum neuen Gliede einer um so gesteigerteren und herrlicheren Kette werden sollte. Denn daß der Gott durch den unglaublichen Widerstand des Menschen mit Gewalt aus der Welt getrieben wurde, hebt nicht auf, daß er da gewesen war und Hand zum Bunde geboten hatte. Auch sollten die Unwissenden nicht mit den Uebelthätern leiden. Seine Erscheinung hat ein Licht über die Sünde, ihre Folgen und die Verkehrtheit der Welt angezündet. Jeder demnach, der ihn als dageweſenen erkennt, besitzt die Fähigkeit, an diesem Punkt zu seiner eigenen Restitution wieder anzuknüpfen, und dadurch die Einwohnung des Gottes in sich zu empfangen. Denn auch nach seinem Tode und also jetzt und lange noch gibt er Allen denen, die ihn aufnehmen, die Macht Gottes Kinder zu heißen. Mit Christi Tod ist demnach die Entwicklung der Heilsgeschichte nicht abgeschlossen, vielmehr beginnt von diesem Punkte an das Gebiet einer neuen Genesis und es eröffnet sich damit ein Feld, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. Es ist jetzt unsre Aufgabe, auch auf diese neue Phase der höheren Religionsgeschichte einzugehen und sie wenigstens mit einigen Zügen ihren Verlauf entlang zu charakterisiren. Bevor wir uns aber hierauf einlassen können, ist es noch nöthig, einige Blicke auf den Begriff der Menschwerdung, wie wir denselben festgesetzt haben, und die damit verbundenen der Versöhnung und Rechtfertigung zu werfen, damit soviel wie möglich auch das geringste Mißverständniß ferngehalten werde.

„Nachdem Gott durch Natur und Schrift, durch Gründe und Figuren, durch Poeten und Propheten sich erschöpft und aus dem Othem geredet hatte, so hat er am Abend der Tage zu uns geredet durch seinen Sohn, bis die Verheißung seiner Zukunft, nicht mehr in Knechtsgestalt, auch erfüllt sein wird". Solche letzte Rede des Vaters nun aber durch Wort und That ist ein Entschluß der ewigen Gottheit, vermittelst dessen sie den Menschen durch ein letztes und äußerstes Mittel zu sich zurückführen wollte. Die Menschwerdung sammt der durch sie gewirkten Versöhnung und Rechtfertigung ist daher eine freie, ja vielleicht selbst willkürliche Handlung Gottes, deren Zweck etwa auch durch einen anderen Versuch hätte erreicht werden können, oder doch wenigstens der

Mitwirkung keiner Art von Nothwendigkeit bedurft hat. Dies ist ungefähr die gewöhnliche Ansicht von der Menschwerdung, und wir sind auch keineswegs gemeint, ihr in ihrer richtigen und tiefen Begründung widersprechen zu wollen. Denn auch wir glauben, daß durch die Inkarnation des heiligen Sohnes uns die alleinige und ewige Versöhnung geworden sei. Auch wir glauben, daß das Opfer Christi uns dem Abgrunde eines unausbleiblichen Sturzes entzogen und die Kraft einer völlig zureichenden Entsündigung habe, deren Eintritt eine absolute Nothwendigkeit war. Auch wir glauben, daß der Entschluß zu solcher Menschwerdung ein im höchsten Sinne freier genannt werden müsse. Aber dennoch scheint es uns, als wenn wir hinreichenden Grund zu der Annahme hätten, daß die Menschwerdung nicht blos ein wie ein **Deus ex machina** hereinbrechendes Ereigniß gewesen wäre, sondern daß sie sich mit Nothwendigkeit auf ein mit der Schöpfung schon gesetztes Verhältniß beziehe, und durch den Grad der Versunkenheit bedingt gewesen ist, in den wir successiv verfallen waren. Es geht demnach unsere Ansicht dahin. Der Gott hatte nämlich die Schöpfung seines Ebenbildes vor Allem mit aus dem Grunde unternommen, um in demselben wie in seinem zweiten Ich als in einer Hütte des Bundes wohnen zu können. Dieser ersten, in einem gewissen Sinne uneigentlichen und nur relativen, Menschwerdung hat sich nun der Mensch, wie wir wissen, durch seinen Fall zu entziehen gewußt. Der Gott ließ sich aber dadurch von seinem Vornehmen keineswegs abbringen. Vielmehr ging er von nun an darauf aus, diese Menschwerdung nur um so mehr zu verwirklichen, und mußte sie daher vor Allem zu beschränken und zu individualisiren suchen, da von nun an ihre Ausbreitung über die Gesammtheit nur durch ein vermittelndes Glied möglich werden konnte. Der Mensch aber ließ sich durch diese nachgebenden Versuche keineswegs eines Besseren belehren. Vielmehr nöthigte er den liebenden Gott, seiner Verkehrtheit immer mehr und mehr und zuletzt bis zu dem Punkte nachzugeben, daß endlich das ewige Wesen der Gottheit nur noch in der Weise seine Einwohnung im Menschen vollziehen konnte, daß es selbst Mensch ward. Die Menschwerdung Christi ist demnach nur der Wille Gottes, um jeden Preis im Menschen wohnen zu können, und dadurch dem

Menſchen die Möglichkeit zu bereiten, wieder, nur in vermittelter Weiſe, an Gott anknüpfen, und in der Subſtanz der Gottheit oder (wenn man will) in Gott ſelbſt als in ſeiner Hütte des Bundes ein völlig geſättigtes, befriedigtes und ſomit ſeliges Leben führen zu können. Dies iſt, wenn man alles von uns Geſagte in einem Sehepunkt vereinigen und nicht abſichtlich mißverſtehen will, die einzig richtige Theorie von der Menſchwerdung Gottes. Erſt mit ihr vermögen wir freier zu athmen. Denn Alles das, deſſen Plötzlichkeit uns ſonſt wie eine ſchwere Unbegreiflichkeit überfällt und beängſtigt, wird nach unſerer Erklärung zur konſequenten Motivirung eines ewigen Planes, deſſen Weſen auf die einleuchtendſte Weiſe faßbar gemacht werden kann. Auch nach unſrer Anſicht alſo wären wir ohne die Menſchwerdung des ewigen Sohnes nimmer zu retten geweſen. Auch nach unſerer Anſicht mußte dieſer Sohn bis zum Tode in ſeiner menſchlichen Natur beharren, weil ohne das der Vater nimmermehr an die Schlechtigkeit unſerer Verkehrtheit hätte anknüpfen können. Kurz auch nach unſerer Anſicht iſt das Blut des menſchgewordenen Gottes das Löſegeld, durch deſſen Darbringung allein die Sünden der Welt getilgt werden konnten. Wer mit Ernſt über dieſe Entwicklungen nachzudenken Luſt trägt, wird finden, daß hiemit keine Entleerung, ſondern eine wahrhafte Erklärung der in ihrer Würde und Bedeutſamkeit ungeſchwächt erhaltenen göttlichen That gegeben iſt. Es kann demnach von uns hierüber für jetzt kein Wort mehr verloren werden, und wir haben ſomit die Freiheit gewonnen, von der ergründeten Thatſache unmittelbar zur kurzen Entfaltung ihrer Folgen übergehen zu können.

Chriſtus hat beharrt bis zum Tode in der ihm von Gott beſtimmten wie von ihm ſelbſt erwählten Stellung, und iſt ſodann, da ihm eben von wegen ſeiner Ausdauer in der Sphäre ſeiner Sendung der Tod auch nicht das Geringſte hatte anhaben können, mit Allem, was ſein war, vom Tode erſtanden und in die Himmel zurückgekehrt. Dieſe Treue in ſeinem Berufe iſt denn nun auch der Grund, warum, obgleich er durch die Bosheit der Menſchen aus der Welt wie aus der unter uns vorhandenen Menſchheit ausgetrieben wurde, ſeine Menſchwerdung nicht nur als eine vollkommene und ſomit als keine nutzloſe, ſondern als eine abſolut

gültige und ewig bleibende angesehen werden muß. Er war daher nicht nur Mensch, sondern ist und bleibt dies in alle Ewigkeit: — ein Satz, den daher auch die Lehre aller christlichen Kirchen als einen unumstößlichen und durchaus nothwendigen angenommen hat. Ist dieses aber der Fall, so ist damit eine für alle Zeiten gültige Einwohnung der Gottheit in der Hütte des Ebenbildes gegeben, und alle damit gesetzten Folgen treten nothwendig als für immer errungene und erhaltene auf. Es ist demnach der menschgewordene Gott ein Mittler in Ewigkeit, und wer sich seiner Hülfe in Wahrheit bedienen will, der braucht nicht mehr wie ehemals das Himmelreich mit Gewalt an sich zu reißen, sondern nur in Frieden in sich selbst einziehen zu lassen. Jeder nach Gottes Ebenbild geschaffene Mensch braucht daher nur den ihm eigenthümlichen hartnäckigen Widerstand gegen Gott und seine Einwohnung fallen zu lassen und alsobald ist er durch die vollgültige Gerechtigkeit Christi befähigt worden, die Einwohnung des göttlichen Wesens sammt seiner Substanz in sich zu empfangen. Wer nur einmal und in Wahrheit (und dies ist nicht so schnell gethan wie der oberflächliche Wille der Leichtsinnigen und Spötter sich einbildet und aus einem nichtigen Versuche Konsequenzen zu ziehen sucht) wer nur einmal den Willen Gottes in dieser Beziehung vollzogen hat, der wird gefunden haben, welche Segnungen ihm dadurch zugegangen sind, indem er gefühlt haben wird, wie ein unendliches Wachsthum und das Sprossen zahlloser neuer Entwicklungen in den Tiefen seines Geistes und seiner Seele den herrlichsten Anfang genommen hat *). Denn sobald durch die Erschließung des Geistes für den vermittelnden Christus die Verkehrtheit unseres sündigen Widerstandes gebrochen ist, so fängt in demselben Maaße, als dieses geschah, die volle Gottheit an, in uns einzukehren und Schritt vor Schritt mit der gerechtesten Con-

*) Selbst die Starrheit und Kälte, welche oft den Anfänger in der Erkenntniß begleitet, ist nur ein neuer Beweis für das Behauptete. Denn zum Theil hat dieser Zustand in einem noch nicht völlig gebrochenen Widerstand seinen Grund, theils rührt er davon her, daß bei manchen Naturen die erste Grundlegung der neuen Verhältnisse einer durchgreifenderen Reinigung des objektiven Bodens verlangt.

sequenz Platz zu greifen, indem jenes Gut, welches der scheidende Christus seinen Jüngern verheißen hat, der heilige Geist, nun nothwendig über alle die kommen mußte, welche die Bedingung seiner Annäherung erfüllt haben. Auch ist der Einwohnung dieses Geistes in keiner Weise ein Ziel gesetzt. Vielmehr je mehr wir von demselben begehren und von ihm in uns mit wahrer Treue verarbeiten, ein um so reicheres Maaß desselben ist uns der ewige Gott zu schenken bereit, da er bei seiner inneren Unerschöpflichkeit aufs tiefste erfreut ist, wenn nach der von ihm zugerichteten Speise verlangt wird. Denn das ganze Buch seiner Offenbarung ist von der Zusage solcher Nahrung erfüllt. Auch verheißt namentlich eine Stelle, deren Inhalt ohne allen Zweifel auf eine sehr vorgerückte Epoche der Geschichte geht, daß der Vater der Dinge nach diesem seinen Geist über alles Fleisch ausgießen wolle, daß die Söhne und Töchter weissagen, die Aeltesten Träume haben und die Jünglinge Gesichte sehen sollen. Es ist uns daher bei solcher Gewißheit nur noch die Frage übrig, was und wer dieser heilige Geist sei, der sich doch überall von Gott und seinem Sohne selbst in der ausgesprochensten Weise zu unterscheiden scheint*). Wollen wir aber nun über ihn Entschiedenes erfahren, so genügt es nicht, nur nach ihm allein in seiner Vereinzelung zu forschen, da er offenbar nur im Zusammenhange mit dem Sohn und dem Vater erkannt zu werden vermag. Hiedurch aber werden wir auf den tiefsten Punkt der gesammten objektiven Theologie geführt: — einen Punkt, den wir daher auch als den Höhenpunkt unserer ganzen Untersuchung anzusehen Ursache genug haben. Es ist die Frage nicht nach dem absoluten Wesen (denn dessen wollen wir

*) Der heilige Geist ist Etwas von dem unendlichen (vgl. Vorlesung A.) Inhalt Gottes, was weder Vater noch Sohn ist. Diese beiden bleiben auch nach der durch den Sohn vollzogenen Erlösung im Prozesse stehen. Es ist demnach natürlich, daß sie dem erneuten, wiedergewonnenen Menschen, wenigstens einstweilen, aus der ewigen Fülle der Gottheit ein complementarisches Surrogat zukommen lassen. Wir kommen deßhalb auch in unserer ohnehin nur encyclopädischen Darstellung nicht mehr auf diesen Geist zurück, weil der Inhalt dieser Anmerkung, zusammengehalten mit dem bereits Gesagten und den folgenden Bemerkungen über die Dreieinigkeit, das Wesen solcher hohen Natur völlig zu enthüllen vermag.

uns nicht vermeſſen), ſondern nur nach dem möglichen Wechſelbeſtand der Dreieinigkeit in ſich ſelbſt und der menſchlich-richtigen Denkweiſe über ſie. Auch muß ich Sie nicht zu glauben bitten, meine Herrn, als wollte ich, wenn wir nun an die vorliegende Unterſuchung gehen, einen letzten Entſcheid über dieſelbe ausſprechen, da ich doch nur einige Gedanken mitzutheilen die Abſicht habe, die im Zuſammenhange unſerer ganzen Unterſuchungen vielleicht nicht als ganz unerheblich erſcheinen möchten. Wenigſtens brauchen Sie nur meine kleine Schrift über den Begriff der Kirche und ſeine praktiſchen Folgerungen zu leſen, die auch ſonſt noch hier einſchlagende Verhältniſſe berührt, um ſich über jegliche Anmaßung der Apodiktik von meiner Seite vollkommen beruhigt zu finden.

Wenn wir uns nun aber etwas näher mit der Frage nach der Dreieinigkeit befaſſen wollen, ſo iſt es billig, uns vor Allem da umzuſehen, wo allein einige Aufſchlüſſe über die Conſtellationen ihrer Natur zu finden ſind. Dieſer Ort iſt, wie natürlich, die heilige Schrift und in ihr vor Allem die alle übrigen Aeußerungen zuſammenfaſſende Stelle, welche ſich im fünften Capitel des erſten Briefes Johannis findet, und uns nur mit Unrecht von der Kritik ſo ſehr angefochten zu werden ſcheint*). Dort heißt es nämlich, daß, wie auf Erden drei der Zeugen ſeien, nämlich das Waſſer, das Blut und der Geiſt, und zuſammen in eine Einheit konkurrirten (καὶ οἱ τρεῖς εἰς τὸ ἕν εἰσιν), ebenſo im Himmel drei der Zeugen ſeien, nämlich der Vater, der Sohn und der Geiſt, und zuſammen ein Eines (ἕν) bildeten. Fragen wir uns nun hier, um durch die Analogie aufſteigen zu können, was die auf Erden zeugende Dreiheit ſein möge, ſo finden wir alſobald folgendes Reſultat. Es kann nämlich offenbar das Waſſer zuerſt nur auf die Sündfluth, ſodann aber auf die Taufe, das Blut dagegen zuerſt nur auf den Tod Chriſti, ſodann aber allein auf das heilige

*) Selbſt der indeß, welcher ſich von der Aechtheit dieſer Stelle durchaus nicht überzeugen zu können behauptete, wird zugeſtehen müſſen, daß in ihr die analogia fidei einen Ausdruck geſchaffen habe, welcher die ganze Anſchauung des neuen Teſtamentes von der Dreieinigkeit aufs vollſtändigſte zuſammenfaßt.

Abendmahl bezogen werden. Der Geist endlich wird allein das hinzukommende Dritte und die beiden Ersten in ihrer Stellung Bestätigende und Bezeugende sein können. Es ist folglich mehr als klar, daß zwischen diesen drei (daß ich so sage) Symbolen dreier Momente ein Verhältniß statt findet, das sich als nichts Anderes denn als Succession ankündigt. Es entsteht daher, wenn wir über den übrigen Parallelismus hinwegsehen wollen, jetzt die Frage, ob auch zwischen Vater, Sohn und Geist vielleicht ein ähnliches Verhältniß der Succession obwaltet. Da aber unsere Stelle über diesen Punkt wenig oder gar nichts aussagen zu können scheint, so müssen wir uns schon nach irgend einer anderen Hülfe umsehen, vermittelst deren wir zu einer erwünschten Auflösung zu kommen vermöchten. Ein solcher Beistand fehlt uns denn auch in der That keineswegs, da wir nur auf die Gesammtheit unseres Zusammenhanges zurückgehen dürfen, um über alle Verlegenheit hinweggehoben zu werden. Wenn wir uns nämlich erinnern wollen, in welcher gegliederten Weise wir die Geschichte des Ebenbildes bis zum Heimgange Christi und der Gabe des Geistes verfolgt haben, so tritt uns alsobald der Vater wie das sein Ebenbild setzen und ihm einwohnen wollende, der Sohn dagegen als das diese Einwohnung unter so sehr modifizirten Umständen vollziehende, der Geist zuletzt aber als jenes Glied entgegen, welches die einmal vollzogene Einkehr des Ebenbildes unter gewissen gegebenen Bedingungen unzählige Male zu wiederholen bereit ist. Es ist daher offenbar, daß Jeder dieser drei die Entwicklung des Prozesses da aufnimmt, wo der Vorhergehende dieselbe hat fallen lassen. Folglich hat denn auch die von Johannes ausgesprochene Parallelisation zwischen Wasser, Blut und Geist*) auf der einen, und Vater, Sohn und Geist auf der andern Seite ihre vollkommene

*) Es würde hier fast etwas mehr als sonderbar sein, wenn sich Jemand daran stoßen wollte, daß Johannes diese drei genetischen Momente im 8. Verse des fünften Kapitels (1. Brief) in folgender Reihenfolge aufzählt: Der Geist und das Wasser und das Blut. Denn wie dieses zu verstehen sei, lehrt schon der vorangehende 6. Vers: „Dieser ist es, der da kommt durch Wasser und Blut, Jesus Christus, nicht im Wasser allein, sondern im Wasser und Blut: und der Geist ist es, der da bezeuget, daß Geist Wahrheit sei".

Richtigkeit, indem, wie Waſſer, Blut und Geiſt, ſo auch Vater, Sohn und Geiſt an unſerer klaſſiſchen Stelle auf das allerentſchiedenſte im Verhältniſſe der Succeſſion auftreten. Es kommt jetzt nur darauf an, in welcher Weiſe dieſe Succeſſion dreier göttlicher Perſonen gedacht werden müſſe, indem mit ſolchem Begriffe der Succeſſion, wie jedermann zugeſtehen wird, ein weites Feld von Vermuthungen und Hypotheſen ſich eröffnet. Fürs erſte nämlich kann man ſogleich fragen: Iſt der Vater nothwendig der Vater und der Sohn nothwendig der Sohn? Oder hätten beide und vielleicht ſelbſt alle drei Perſonen der Gottheit ihre übernommenen Stellungen wechſelſeitig austauſchen können? Oder ferner, iſt es allenfalls nur die Wechſelſtellung des Verhältniſſes zu einander, oder am Ende ſelbſt nur zum Ebenbilde, was den Vater als Vater, und den Sohn als Sohn erſcheinen läßt? Für alle dieſe Annahmen laſſen ſich mannigfache Gründe aufzählen. Wir wollen uns hier nicht in das Labyrinth derſelben einlaſſen, ſondern nur die zwei extremſten Behauptungen aufſtellen, auf welche man durch die Entfaltung ſolcher Gründe geführt werden kann. Die eine nämlich iſt die, daß Gott von Ewigkeit her bei vollkommener Einheit dieſe drei Perſonen mit allen ihren Wechſelverhältniſſen als eine ihm naturgemäße, ihm ſomit vollkommen nothwendige Geſtaltung und Erſcheinung in ſich enthalten habe: — die andere dagegen (wenn man das, was ein mehr oder minder flacher Rationalismus behaupten könnte, bei Seite läßt) die, daß Gott vom Anfang her eine unendliche Einheit ſei, die aber, ſobald ſich Gott zur Produktion ſeines Ebenbildes entſchließt, alſobald in eine ihm naturgemäße Dreiheit auseinandergeht: in eine Dreiheit aber, welche bei dem unendlichen Lebensabgrunde der Gottheit ſich als eine ſo gegliederte und in ſich abgerundete herausſtellt, daß ſie nur als eine Dreiheit der Perſonen gedacht werden kann. Die erſte Anſicht einer ewigen Dreiheit iſt die allgemein und, was das Wichtigſte iſt, hiſtoriſch angenommene Anſicht. Indeß ſcheint ihrer Unbedingtheit doch Einiges entgegenzuſtehen. Denn erſtlich iſt wohl kein einziger Ausſpruch der heiligen Schrift ausfindig zu machen, aus welchem eine ſo diſtincte dogmatiſche Folgerung gezogen werden könnte, da z. B. das Wort Chriſti: Ehe denn Abraham war, bin Ich — in keiner Weiſe heißen kann: Ehe

denn das Ebenbild oder nur irgend eine Ahnung von ihm war, bin Ich. Sodann aber ist bei jener Ansicht noch Folgendes in Betracht zu ziehen. Nimmt man nämlich die Dreieinigkeit Gottes als eine absolut ewige Existenz an, so bleibt nur folgende Wahl übrig: entweder Gott als einen mit Nothwendigkeit Dreieinigen zu betrachten, oder es als seinen freien Entschluß anzunehmen, von Ewigkeit her als Dreieiniger existiren zu wollen. Nun aber haben wir schon früher die absolute Freiheit Gottes nachgewiesen. Folglich können wir uns nur für die freie Wahl Gottes entscheiden, zufolge der er ein Dreieiniger sein *will*. Eine solche Wahl ist aber bei Gott als Entschluß der bloßen Willkühr undenkbar. Wir müssen demnach annehmen, daß ein Grund vorhanden sei, welcher Gott bestimmt, von Ewigkeit her als Dreieiniger erscheinen zu wollen. Ein solcher Grund aber kann nur zufolge eines außerhalb Gottes liegenden Zweckes vorhanden sein, da bei seiner völligen Freiheit Gott in seinen eigenen Tiefen sich nicht veranlaßt fühlen kann, so oder so aufzutreten. Nun aber liegt, so zu sprechen, außerhalb Gott kein anderer Zweck als der: sein Ebenbild hervorbringen zu wollen. Es scheint demnach, daß Gott sich allein mit Rücksicht auf die Produktion seines Ebenbildes oder des Menschen als dreieinige Persönlichkeit gesetzt habe: eine That, die auch so noch völlig freier Entschluß ist, und von Gott nur gewählt wurde, weil ihm dieser Weg zur Genesis des Menschen im Ganzen wohl als der naturgemäßeste erscheinen mochte. Denn Gott liebt immer die möglichste Einfachheit, und, wo er sich mit einem Zwei oder Drei abfinden kann, wird er niemals nach einem Vier oder Fünf greifen. Obgleich wir uns nun aber mit dieser Ansicht der Verhältnisse von der allgemein gültigen abzuwenden und jener oben bezeichneten zweiten zu nähern scheinen, so *scheint* dies doch nur so, und findet nur in einer *sehr beschränkten* Weise statt. Gott ist nämlich kein Gott, welchem die Entschlüsse seiner Freiheit Pein oder Qual machen können. Sein Plan demnach, sein Ebenbild zu produziren, ist kein willkürlich und zufällig entstandener, sondern er ist ein von Ewigkeit her vorhandener, und wir behaupten daher gleich dem orthodoxesten Theologen, daß Gott von Ewigkeit her als Dreieinigkeit existire. Wir haben jetzt bei dem beschränkten Raume, der uns gestattet ist, nur noch einige

Worte über die Natur-Möglichkeit eines Wesens zu verlieren, welches zugleich Einheit und Dreiheit ist. Wir werden hier kürzer sein können, als es vielleicht möglich erscheint. Gott besteht nämlich in seinen Tiefen aus der unermeßlichsten Allmöglichkeit, der eine ebenso große Kraft und Unbedingtheit als scheidende und gliedernde Potenz zur Seite geht. Allmöglichkeit und sondernde Kraft zusammen bilden daher immer die Allheit der Existenz. Nun aber ist die Allmöglichkeit das Weltschichtigste, was gedacht werden mag. Denn da sie Allmöglichkeit im strictesten Sinne des Wortes ist, so ist auch jeder Punkt in ihr ihrer Ganzheit gleich. Die Allmöglichkeit ist demnach das Gehäuse von unzähligen Allmöglichkeiten, von denen jede wiederum das Gleiche vermag. Nun aber haben wir gefunden, daß in der Allmöglichkeit die sondernde Kraft mit einer der ihrigen ganz gleichen Potenz aufzutreten vermag. Es ist folglich die sondernde Kraft um nichts weniger unendlich untheilbar, als die Allmöglichkeit. In der wirklich vorhandenen sondernden Kraft und wirklich vorhandenen Allmöglichkeit liegen daher ganz unbeschränkte Wiederholungen von Allmöglichkeit und sondernder Kraft. Nun aber ist Gott der absolute König der wirklichen Allmöglichkeit wie der wirklichen sondernden Kraft. Folglich birgt Gott in sich die Möglichkeit unendlicher Götter: ein Sinn, der ebenso im Worte Elohim, wie in dem Ausdrucke liegt, daß Gott der Götter Gott sei, wenn man von dem Letzteren nämlich den nächsten und äußerlichen Sinn hinwegnimmt. Es ist demnach natürlich, daß Derjenige, welcher die Potenz unendlicher Vielheit in sich besitzt, sich, wenn es ihm gutdünkt, ebenfalls als Dreiheit verwirklichen kann. Auch widerspricht dies keineswegs der Denkweise der biblischen Bücher, die überall, wo auf die Dreieinigkeit Bezügliches in ihnen hervortritt, sich entschieden mit einer gewissen Allgemeinheit ausdrücken, die z. B. schon daraus ersichtlich ist, daß, wo in ihnen von der Einheit des Vaters und Sohnes oder von der des Vaters, Sohnes und Geistes gehandelt wird, diese Einheit nicht als εἷς, sondern als ἕν charakterisirt auftritt *).

*) Vgl. Ev. Joh. 3, 27—36. 10, 30. 14, 9. 17, 10. 11. 21. 22. 23. 26. — 1. Joh. 2, 22. 23. 5, 6—8.

Dies ist es nun, was wir hier nur mit wenigen Worten bezeichnen konnten, und was mehr dazu bestimmt ist, im Verein mit unserem Gesammt-Zusammenhang auf ein richtiges Nachdenken über Natur und Wesen der Dreieinigkeit hinzuleiten, als daß damit eine objektive Feststellung gegeben werden sollte. Jetzt wollen wir nur noch, ehe wir zu äußerlicheren Schlußbemerkungen übergehen, zum Abschlusse einige Gedanken beifügen, die sich auf das Wesen der Kirche und ihrer Entwicklung beziehen.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde": — also hat der ewige Sohn vor seinem ungerechten Richter gesprochen. Ebenso bestehet das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in der Kraft, und der Jünger der Liebe sagt, daß, wer seinen Bruder, der mit ihm einen Glauben, eine Taufe, eine Speisung habe, nicht liebe, daß ein Solcher ein Todtschläger sei. Die Gemeinschaft der Gläubigen ist demnach eine wesentlich innere, und alles Aeußere nur für das Fleisch und die Welt, somit zwar recht und gut, aber auch jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, aus der Sphäre seines Rechtes in den Gebrauch der schmählichsten Ungerechtigkeit umzuschlagen. Es ist folglich absolut christliche Nothwendigkeit, daß jede erscheinende Kirche, wo sie den Geist Christi auch nur von ferne ahnt, wenn auch nicht billigend, so doch wenigstens duldend und schweigend verfahre, und Bako von Verulam hat deßhalb mehr als Recht, wenn er spricht: Videmus, tunicam salvatoris inconsutilem exstitisse, vestem autem ecclesiae versicolorem. Palea in arista separanda est a frumento, at zizania in agro non protinus evellenda. Moses, cum certantem reperisset Aegyptium cum Israëlita, non dixit: Cur certatis? sed gladio evaginato Aegyptium interfecit. At cum Israëlitas duos certantes vidisset, quamvis fieri non potuit, ut utrique causa justa contingeret, ita tamen eos alloquitur: Fratres estis, cur certatis?*) Es ist leider und allerdings wahr, daß die Gemeinde der Gläubigen nicht immer in diesem hohen und allein christlichen Sinne verfahren ist. Indeß ist ein

*) Baco, de augm. scient. lib. IX. cap. 1.

Troſt und eine Hoffnung vorhanden, welche ſich beide nicht nur verwirklichen werden, ſondern nothwendiger Weiſe verwirklichen müſſen. Da nämlich der Widerſtand des Ebenbildes, welchen Gott immer und Chriſtus am härteſten erfuhr, nicht nur nicht aus der Welt gewichen iſt, ſondern zufolge der Erfahrung wie der Schrift ſich fortſchreitend zu einer immer höheren Spitze ſteigern wird, ſo wird denen, welche an der genetiſchen Erſcheinung der Gottheit feſthalten, zuletzt im Widerſtande gegen das abſolut Böſe kaum mehr Zeit und Luſt bleiben, von dem großen Kampfe abzuſehen und ſich in kleine Uneinigkeiten zu verlieren. Der Widerſtand der äußerſten menſchlichen Hartnäckigkeit gegen Gott und ſeinen Willen wird ſich aber zuletzt bis zu einem ſolchen Punkte ſteigern, daß der die äußerſte Langmuth übende Gott ſich endlich doch genöthigt ſehen wird, eine Kriſis herbeizuführen, welche ſich mit dem herrlichen Baue eines neuen Himmels und einer neuen Erde ſchließen wird*). Hiemit haben wir aber das Ende der theologiſchen Wiſſenſchaft erreicht, deren encyklopädiſche Ueberſicht wir nicht beſſer liefern zu können glaubten, als dadurch, daß wir ein gedrängtes Gefüge ihres Zuſammenhanges vorzuführen verſuchten. —

Wir haben jetzt nur noch einige wenige Bemerkungen zu geben, die ſich auf das Talent zur Theologie und die Methode derſelben beziehen.

Wenn es ſich um das Talent zur Theologie handelt, ſo iſt hier mehr, als irgendwo, die theoretiſche und die praktiſche Seite zu ſcheiden. Denn obwohl ſich auch hier der Theoretiker und der Praktiker mit mehr als einer Fläche berühren, ſo gehen ſie doch nirgends auch ſo weit auseinander, ſo daß ſogar alle Berührung aufhört, indem der eine die lebendige Kraft von Thatſachen in die Seelen zu pflanzen hat, während der andere derartige Realitäten den Geiſtern gegenüber zu rechtfertigen berufen iſt. Gehen wir hier nun zuerſt an die theoretiſche Theologie, ſo muß ihr Bebauer nicht gerade ein ſpezifiſches Talent zu derſelben, ſondern mehrere von denen beſitzen, welche in größerer Trennung und Auseinander-

*) Vgl. des Verfaſſers Schriftchen „über den Begriff der Kirche und ſeine praktiſchen Folgerungen“. Erlangen 1841 bei Palm und Enke. S. 56 — 64.

haltung bei anderen Disciplinen vorkommen. Namentlich sind es da jene Begabungen, die wir als die dem Philologen, dem Geschichtsforscher und dem Philosophen nothwendigen bezeichnet haben. Ohne das Zusammentreffen dieser Drei wird kaum unter den Theologen einer jener Männer aufzustehen vermögen, welche die Umschwünge des Genies herbeiführen. Solchen Anforderungen gegenüber ist es freilich ein viel geringeres Maaß von angeborner geistiger Kraft, welches dem praktischen Theologen gewünscht werden muß. Wenn er nur jene Gemüthsstimmung, deren volles Bewußtsein den Philosophen erst zum Philosophen macht, als einen tiefen inneren Drang des Gefühles besitzt, wenn er also durch das Erzittern seiner eigenen Substanz zur Congenialität mit der göttlichen Allmöglichkeit hingestachelt wird, so wird in ihm die Anerkennung der objektiven Realität sich bald bis zur tiefsten Ehrfurcht vor den Thaten göttlicher Geschichte steigern. Wo aber solche Grundlage vorhanden ist, da offenbart sich auch die Möglichkeit der nöthigen Vorbereitung, die Kraft einer hinnehmenden Beredtsamkeit und der Eifer für das Heil der Brüder: — Fähigkeiten, welche weniger als das Produkt besonderen Talentes, sondern als Resultate einer durch wahre Treue und ächten Willen angebauten Grundstimmung der tiefsten Seele angesehen werden müssen. — Was nun die Angabe der rechten Methode für das theologische Studium betrifft, so scheint diese hier fast leichter, als bei irgend einer anderen Wissenschaft. Abgesehen nämlich von der Mitwirkung des Philosophischen, welches dem Geist nicht gegeben werden kann, sondern gegeben sein muß, so sind die Grundsäulen der Theologie allein Exegese und Geschichte. Denn selbst die Dogmatik, eine so wichtige Disciplin sie immerhin sein mag und wirklich auch ist, — als theologische namentlich kann sie nur als die höchste Blüthe vereinigter Schriftdeutung und Geschichtsforschung bezeichnet werden. Es hat sich demnach der werdende Theologe vor Allem ganz in die Tiefe der hebräischen und griechischen Quellen zu versenken, von dem Glauben beseelt, daß die Oekonomie jener Schriften in sich eine Wahrheit enthalte, deren Gewinnung ihm ein vollendetes System abgerundeter Erkenntniß zu bieten vermöge. Auch wird er nicht so feig sein, die Kenntnißnahme jener ebenso lächerlichen wie verbrecherischen Versuche umgehen zu wollen, welche

mit David Friedrich Strauß und Bruno Bauer endlich die letzte Höhe ihrer ungeschichtlichen und unphilosophischen Erbitterung erreicht zu haben scheinen. Wenn der wahre Trieb der Forschung sich die ächte und schöne Naivetät und Unbefangenheit bewahrt hat, mit welcher der Geist jedes Alterthums und namentlich der des biblischen in der Seele empfangen werden muß, so muß dieser Trieb bei den so sehr beweislosen und willkührlichen Bestrebungen der neueren Kritik in jene Verlegenheit gerathen, die unserem großen deutschen Geschichtsforscher Johannes von Müller so schön läßt, wenn er in den Briefen an seinen Bruder Georg über die gewissenlosen Veruntreuungen des anvertrauten Schatzes von Seiten der modernen Exegeten und Historiker nur zu gerechte Klagen erhebt. Denn nicht nur auf dem Gebiet der biblischen Kritik, sondern auch auf dem rein historischen Boden hat jener gerügte Unfug sein Feldlager aufgeschlagen, so daß der vom Studium der Exegese zu dem der Geschichte fortschreitende Schüler auch hier nicht vorsichtig genug verfahren kann. Vor Allem aber muß sich ein Solcher auf diesem Gebiete den Wink gesagt sein lassen, daß die Kirchengeschichte nur dadurch vor Unwahrheit und Einseitigkeit bewahrt werden kann, daß sie ihren Bau auf der tiefsten Kenntniß der profanen Geschichte aufzuführen sucht. Denn der gewaltige Zug im Fortschritt der weltlichen Angelegenheiten ist mit allen seinen Antipathieen und Sympathieen hier wie überall Grund und Träger für die Fixirung jener ideellen Momente, welche das menschliche Geschlecht von jeher nur bald mit größerem, bald mit geringerem Recht, als die fortbewegende Kraft seiner Entwicklungen betrachtet hat.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Ueber die Wissenschaft der Kunst.

Meine Herrn! Mit dem, was wir in den beiden letzten Vorlesungen über das Studium der Theologie zu erwähnen für gut fanden, haben wir unsere Betrachtungen über das gesammte Gebiet der eigentlichen Wissenschaften zum Ende gebracht. Kaum vermöchte noch irgend ein Zweig des realen Erkennens ausfindig gemacht zu werden, den wir, wenn ein größerer, nicht selbst ziemlich ausführlich behandelt, wenn aber ein geringerer und unbedeutenderer, nicht mit seiner Möglichkeit, hervorzutreten, dahin geordnet haben, wo seine ihm gebührende Stelle ist. Welchem Gebiete des Erkennens und Handelns sich daher ein junger Mann auch zuwenden mag, wir haben ihn für die Zeit seines akademischen Studiums, ja vielleicht noch darüber hinaus, überall einen soviel wie möglich erschöpfenden Grundriß an die Hand gegeben, vermittelst dessen er sich getrost in die Tiefe des Details versenken, wie auf die höchste Höhe des Standpunktes erheben kann, dessen allumfassender Basis das Studium jeder Wissenschaft bedarf. Aber so wichtig auch die genaue Kenntnißnahme seiner speziellen Disciplin für jeden akademischen Bürger ist, so macht der früher zur Genüge von ihm aufgestellte Begriff doch noch ganz andere Anforderungen an ihn. Denn er soll ja zufolge der Absicht dieser Vorlesungen nicht blos die encyklopädische Uebersicht seiner besonderen Wissenschaft zu gewinnen suchen, sondern eindringen soll er in den Gesammtbau des ganzen entworfenen Netzes, wie in demselben jedem Wissen seine relative Stellung zukömmt; und es ist deßhalb weder die Vorlesung über die Geschichte noch die über Medizin noch jene

über die Metaphysik allein und für sich abgesondert, dagegen sehr wohl und leicht in der Verkettung aller zusammengenommen zu verstehen. Denn die Aufgabe des akademischen Jünglings ist die: Erkennen, und das Erkannte handhaben zu lernen. Wahres Erkennen ist aber nur aus dem Ganzen, aus universellem Zuschnitte zu gewinnen. Wie daher der seinem Begriff entsprechende akademische Jüngling jede Wissenschaft so weit zu erfassen streben muß, daß er mit ihrer Hülfe die Gliederung des wissenschaftlichen Gesammtbaues geistig zu durchdringen vermag, so kann und darf er auch nicht versäumen, demjenigen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, was allein der Wissenschaft selbst an die Seite gesetzt werden kann, ohne durch dieselbe verdunkelt zu werden. Unter allen Dingen kömmt aber eine solche Beiordnung nur der Kunst, dieser jedoch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu. Ist daher Wissen und Erkennen das Wesentliche des akademischen Jünglings, so ist offenbar, daß er auch, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte, um die Kunst wissen soll. Daß aber eine solche Wissenschaft der Kunst möglich sei, geht schon daraus hervor, daß alles Seiende gewußt werden kann, eine solche milde Schönheit also, wie die Kunst ist, sich dem menschlichen Erkennen höchstens nur an ihren äußersten Enden zu entziehen vermöchte, weil sie an diesen Punkten selbst für die geistigste Berührung des Menschen zu zart geworden wäre. Wir wenden uns jetzt dieser Wissenschaft der Kunst zum Schlusse unserer encyklopädischen Betrachtungen noch selbst zu, nachdem wir aus dem Begriffe des akademischen Bürgers ihre Anwesenheit als mehr oder minder nothwendig dargelegt haben. Denn zum mindesten muß sie nach allem Früheren als ein schönes Letztes angesehen werden, welches dem kühneren und keckeren Bau der nothwendigeren Disciplinen zur mildernden und besänftigenden Abrundung dient.

Die Wissenschaft der Kunst unterscheidet sich wesentlich von alledem, was man außerdem Wissenschaft zu nennen pflegt. Alles übrige Wissen nämlich ist ein Wissen um eine Existenz, die erst geworden sein muß, damit wir a posteriori von ihr Kenntniß nehmen können. Denn so würde uns nimmermehr irgend welche Erkenntniß über eine Welt der Insekten oder über das Volk der Perser aufzugehen vermögen, wenn jene Beiden nicht Wirklich-

keiten wären, und durch ihre Existenz zum Versuche des Erkennens aufforderten. Ganz anders verhält es sich nun bei der Kunst. Ist nämlich das Erkennen einer Sache nichts Anderes, als eine genetische Nachkonstruktion derselben, wie wir eine solche eben in unserer geistigen Substanz zu denken vermögen, so scheint es fast, als wäre das Kunstwerk geistig und gedacht eher vorhanden, als es in die Welt der Wirklichkeit und Erscheinung eintritt, so daß man, wenn man diese Thatsache bis auf's Aeußerste konsequent verfolgen wollte, eine Wissenschaft der Kunst aufzuführen vermöchte, ehe noch ein Kunstwerk bestünde. Aber diese Idealität der Wissenschaft einer Sache, bevor die Sache nur besteht, ist nicht das Einzige, wodurch sich die Wissenschaft der Kunst vor allen übrigen Wissenschaften auszeichnet. Denn es gibt noch einen zweiten und sogar bedeutenderen Unterschied derselben, der zwar mit jenem ersten zusammenhängt, aber dennoch nicht ein und derselbe mit ihm genannt werden kann. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß alle Kunst mehr oder weniger Nachahmung der Natur ist und sein muß; ja sogar daß sie eine um so vollendetere Kunst darstellt, je naturgetreuer sie zu sein vermag. Aber dennoch liegt noch ein Anderes in der Kunst, das sich nach einer zweiten Seite hin ebenso weit von der Natur entfernt, wie es sich nach der ersten an dieselbe anschließt. Daß dem in der That so sei, fühlen Alle. Wenn der Künstler diese oder jene Stellung, diese oder jene Aussicht unkünstlerisch und daher zur Abbildung unpassend findet, wenn er ferner zu kleinliche und ängstliche Nachbildung flieht und mit dem Schwunge großer und freier Linien nichtsdestoweniger die gewissenhafteste Genauigkeit zu verbinden sucht, ja wenn endlich der Kunstrichter oder selbst der nur einigermaßen richtig fühlende Naturmensch in der künstlerischen Darstellung ein gewisses Ideales verlangt, ohne welches er der Kunst kaum den Namen der Kunst zuzugestehen Lust trägt, so geht hieraus überall auf das Augenscheinlichste das Resultat hervor, daß das menschliche Gemüth neben der ängstlichsten Naturtreue von der Kunst doch auch ein Hinausgehen über die Linie des Natürlichen verlangt, welches dem Auge erst jenen Frieden der Ruhe gibt, den die Wirklichkeit zu versagen scheint. Auch ist es merkwürdig, wie gerade mehrere der ausgezeichnetsten Bildner und Künstler niemals von

der Luft lassen konnten, die Grenze der Möglichkeit, soviel es nur immer ging, zu überschreiten, und so mit der höchsten Kühnheit einen selbstständigen Bau gleichsam in die Luft hinauszustellen, um ihn durch seine eigene Größe und seine eingeborene Selbstständigkeit wirken zu lassen*). Kurz der Satz ist nicht zu umgehen, daß, je tiefer die Kunst in eine genaue und energische Nachahmung der Wirklichkeit eingeht, sie in demselben Maaße zugleich ein Etwas zu erreichen sucht, was weit über alle Wirklichkeit hinausragt.

Fassen wir nun aber den eigenthümlichen Widerspruch, welcher in diesem Resultate zu liegen scheint, mit der oben geschilderten Apriorität, welche der Wissenschaft der Kunst zukömmt, in Eins zusammen, so ist es offenbar, daß wir uns nach einem Begriffe umzuthun haben, welcher das scheinbar Paradoxe dieser Verhältnisse aufzulösen und auf einen gesteigerten Verstand zurückzuführen vermag. Wir hoffen aber einen solchen Begriff leicht gewinnen zu können, wenn wir den Gegensatz der vorliegenden Momente nur auf ein anderes Gebiet zu verpflanzen suchen. Der Entwicklungsgang eines Meisters wie Raphael bietet hiefür die sprechendste Analogie. Dieser außerordentliche Mann nämlich war

---

*) Um hier von Größen wie Michel Angelo und Shakespeare zu schweigen, will ich nur an zwei deutsche Meister erinnern, die in dieser Weise der Kunst das Außerordentlichste leisteten: Albrecht Dürer und Beethoven. Wenn man des Ersteren wunderbar großartige Holzschnitte zur Offenbarung St. Johannis, sodann Blätter wie Ritter Tod und Teufel, die Melancholie und den heiligen Hieronymus in seinem Studierzimmer oder endlich auch die zwei Tafeln mit den sogenannten vier Temperamenten ins Auge faßt, so zeigt sich hierin nach zu vielen Seiten hin eine Selbstständigkeit der Produktion gegen die Wirklichkeit, als daß dieselbe nur einen Augenblick mißkannt werden könnte. Noch größer aber, als bei Dürer, ist bei Beethoven diese gleichsam widerwillige und erzürnte Auflehnung gegen alle laufenden Gesetze der gewöhnlichen Tonkunst. Denn selbst abgesehen davon, daß bei Beethoven herrliche Fehler gegen fast alle Gesetze der Harmonie gefunden werden können, d. h. Fehler, die an ihrem Orte schönere Wirkungen hervorbringen als die sklavischste Einhaltung der Regeln, so vermag er allein vermittelst der Zusammentönung der höchsten Höhe mit der tiefsten Tiefe einen Effekt hervorzubringen, welchen man vor ihm der Kraft des Tones nimmer zugetraut hätte.

der Schüler des bekannten Pietro Perugino und hielt sich auf den ersten Stufen seiner Entwicklung ganz genau und fast sklavisch an die eigenthümliche Kunstweise seines Meisters. Nichtsdestoweniger bricht schon in den ersten Werken des künstlerischen Jünglings eine Selbstständigkeit hervor, welche trotz und vielleicht eben wegen ihres engen Anschlusses an eine gegebene Stufe der Kunst diese bereits weit zu transscendiren anhebt. So aber in allen Dingen. Denn auch in der Natur ist mehr als einmal die Thatsache wahrzunehmen, daß gerade da, wo eine zweite Stufe sich von der ersten losreißen will, das zu verlassende Princip noch einmal mit großer Stärke hervorgehoben wird. Suchen wir uns nun diesen Gegensatz zu erklären, so können wir nur sagen, daß jeder Fortschritt zur Vervollkommnung, ja die Vervollkommnung selbst es als Eigenthümlichkeit besitzt, das Widersprechende in eine Einheit zusammen zu fassen. Denn es ist ja nothwendige Natur der Aufsteigerung, sich makrokosmische Vollendung anzuziehen. Der Begriff des Makrokosmischen ist aber doch der, das Allheitliche und somit das Gegensätzliche zur harmonischen Einheit zu nöthigen. Die wahre Kunst verhält sich daher zur Nachahmung der Natur und zur Natur selbst als die Aufsteigerung einer niedereren, zersplitterteren Basis zur zusammenfassenden Kraft der Vollendung. So teleologisch daher auch die Natur in sich abgeschlossen sein mag und den Charakter der Zweckmäßigkeit überall an sich erkennen läßt, so scheint ihr dennoch noch etwas zu entgehen, was sich dem umfassenderen Auge des Menschen alsobald mit Deutlichkeit herausstellt und ihn antreibt, diesem traurigen Zustand der Halbheit in irgend einer Weise abhelfen zu wollen. Es ist daher der Begriff der Ergänzung, welcher der Kunst aufs innigste einwohnt und der es bewirkt, daß, je lebendiger die Kunst die Natur nachahmt, sie sich von dieser um so energischer zu entfernen sucht. Denn da in der Kunst die Natur doch immer Natur bleiben soll, so muß der Künstler in seinem Produkte alle Gesetze der Natur so viel wie möglich bejahen, weil er sonst in Gefahr gerathen könnte, die Natur zur Nicht-Natur zu machen. Dagegen muß er sich aber auch bestreben, die Natur trotz des Anschlusses an ihre Grundgestalten so viel wie möglich zu verlassen, da ja sein Beruf ist, als Umbildner der Natur sich zu ihrem Vollender zu erheben. Es

kommt jetzt darauf an, diesen Begriff der Natur-Ergänzung, welcher der ihr wesentlichste zu sein scheint, näher zu ergründen und aus ebenso bedeutsamen wie erklärenden Grundlagen abzuleiten. Dies ist aber nur vermittelst eines anderen Begriffes möglich, der von uns erst noch aufzufinden, und allein aus der Realität der Kunst selbst abzuleiten ist. Denn wo sollte er auch anders herzuleiten sein, als aus dem Gebiete selbst, zu dessen höherer Bestätigung zu dienen er berufen ist? Wir gehen daher jetzt an die Betrachtung des künstlerischen Gebietes in seiner völligen Unmittelbarkeit, und werden es nach den Verhältnissen seiner Natur in zwei Theile zerfällen, von denen der erste sich mehr auf das Natürliche und Technische, der zweite aber hauptsächlich auf das Geschichtliche der Kunst beziehen wird, um vermittelst der hier gewonnenen Resultate Begriffe zu erringen, welche das Höchste und Tiefste alles künstlerischen Wesens zu erläutern vermögen. Wir wenden uns jetzt zuerst dem zu, was wir so eben als das Natürliche und Technische der Kunst bezeichneten. Das Hauptresultat seiner Betrachtung wird für uns eine Eintheilung der Kunst sein, deren natürliche Gliederung indeß auf einen uns wichtigen Begriff hintreiben wird.

Wenn wir die Natur in ihrer Allgemeinheit als seiende und erscheinende ins Auge fassen, so tritt sie uns in einer Vielheit und Mannigfaltigkeit entgegen, welche uns eher in Verwirrung zu versetzen, als die Klarheit der Erkenntniß zu eröffnen geeignet ist. Schon hieraus geht daher fast mit Nothwendigkeit der Satz hervor, daß die Kunst die Natur mit der Vielheit ihrer Mannigfaltigkeit und Verwirrung nicht brauchen könne. Denn wenn es auch nicht der Begriff der Ergänzung und Vollendung lehrte, so würde es schon jedem sein einfacher und natürlicher Sinn sagen, daß für eine Existenz, wie die Kunst, Ueberschaulichkeit die erste aller Grundbedingungen ist. Das Grundbestreben aller Kunst wird demnach das sein, die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Natur, so viel nur möglich, zu zertheilen und sich so das Ganze derselben in großen Massenabschnitten anzueignen. Auch kommt ihr in diesem Bestreben die Natur selbst zu Hülfe, indem deren Erscheinung nach Abzug alles Zufälligen und Individuellen namentlich in drei große Abschnitte auseinandergeht, jenseit welcher

sich auch gar keine Erscheinung und Stofflichkeit zu erkennen zu geben vermag. Diese Dreiheit aber, welche die Hauptcharakteristika der Existenz bildet, besteht aus den Gliedern der Gestalt, der Farbe und des Tones. Es ist demnach ganz natürlich, daß sich die Kunst dieser drei Regionen bemächtigt und vermittelst derselben die Kategorieen der Plastik, der Malerei und der Musik als gesonderte Künste darzustellen sucht. Es zerfällt aber die Natur, wenn man sie genauer ins Auge faßt, in noch zwei andere Klassen, die nicht bedingt sind durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinung, sondern deren Unterschied auf eine Entgegensetzung des inneren Wesens basirt ist. Die Natur nämlich ist trotz des in ihr wogenden Feuerdranges doch stumm und blind, und vermag sich zwar mannigfaltig zu regen und zu bewegen, niemals aber zur Höhe der Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung emporzubringen. Solche Kraft besitzt nur eines ihrer Glieder, der Mensch, und er ist es demnach, welcher in dieser entschiedenen Entgegentretung ein zweites von allem Uebrigen wesentlich geschiedenes Glied der Natur bildet. Auch ist er in dieser Stellung alsobald für die Kunst von doppelter Bedeutung. Denn einmal fügt er der gegebenen Kunstgliederung noch zwei weitere Stufen bei, so daß die gefundene Dreiheit der Künste zu einer Fünfheit steigt: dann aber zerspaltet seine Erscheinung auch jedes der gegebenen Glieder in eine Doppelheit, so daß aus der Fünfheit eine Zehnheit, und mit Einschiebung mehrerer Mittelglieder sogar noch eine größere Mannigfaltigkeit der Gliederungen wird. Es ist diese doppelte Einwirkung von der Scheidung der Natur in Mensch und Nicht-Mensch in nähere Betrachtung zu ziehen.

So sehr es auch über allen Zweifel erhaben ist, daß die menschliche Gestalt nicht nur die Blüthe der Formen ist, sondern auch in dem zarten Spiel der menschlichen Oberfläche die reizendste Höhe der Färbung erkannt werden muß, und endlich der Ton der menschlichen Brust jede andere Lautproduktion der Natur völlig überflügelt, so hat sich diese letztere damit doch nicht zufrieden geben können, und es vorgezogen, ihrem Lieblinge noch eine besondere Gabe zukommen zu lassen, welche ihn selbst für das blödere Auge den anderen Naturdingen gegenüber über jeden Versuch des Wetteifers hinweghebt. Diese Kategorie spezifischen

Unterschiedes tritt uns in der Aufsteigerung des Tones zur Sprache entgegen. Denn der Ton ist nur die völlige Unendlichkeit einer sich schrankenlos nach Außen eröffnenden Innerlichkeit. Erst mit den Grenzen der Consonanten wird seiner Fülle die Beschränktheit der Bestimmung und Gliederung gegeben. Ist aber nun in dieser Weise Wort und Sprache einmal vorhanden, so ist es natürlich, daß der Mensch mit der vollen Kraft seines Bewußtseins die gegebene Substanzialität des Sprachstoffes ergreift und in der Poesie zu einer Kunst zu verwandeln sucht, deren Würde als Offenbarung menschlicher Innerlichkeit nicht lange zweifelhaft bleiben kann. Aber so herrlich auch die Centralität einer solchen Kunst sich geltend zu machen versteht, so ist mit ihr doch noch nicht ein letzter Abschluß gegeben, über den hinaus keine fernere Entwicklung mehr möglich scheint. Die letzte Spitze wollen wir vielmehr mit Folgendem zu erreichen suchen. Alle Erscheinung irgend eines Wesens wird gewiß von jedem nur einigermaßen Einsichtigen als Offenbarung seines innersten Kernes, seiner eigensten Natur angesehen. Namentlich gehört aber auf dieses Gebiet der Umfang der Bewegungsfähigkeit, welche einer jeden Existenz gegeben ist. Ist da nun ein Wesen in jeder Beziehung das schönste von allen und überdies noch mit der Kraft der Selbstbestimmung begabt, so wird leicht einzusehen sein, daß das Vermögen des sich von innen heraus offenbarenden Ausdruckes in Verbindung mit entsprechender Bewegung und rhythmischem Schweben die beredteste Sprache individueller Gesammtheit erzeugen muß, so daß das Wesen der Mimik ebenso als eine Steigerung der Sprache bezeichnet werden kann, wie wir in der Sprache die Vervollkommnung des Tones erkannten. Es ist daher natürlich, daß die Mimik in ihrer reinsten und edelsten Entwicklung als das fünfte Glied unserer Kunststufen betrachtet werden muß. Gestalt, Farbe, Ton, Sprache und Mimik sind demnach der ganze Kreis der künstlerischen Sphäre, da über Mimik kaum ein Weiteres noch hinausliegen kann, indem die Vielheit mitwirkender Momente in ihr sich schon so sehr gesteigert hat, daß kaum eine noch gesteigertere Complikation als Schönheit gedacht werden kann. Ueberdies ist sie ja ein Höchstes am Menschen, der selbst wieder das Höchste aller Erscheinung genannt werden muß.

Aber obgleich wir nun durch den Menſchen eine Erweiterung der Kunſtſphäre in zwei bedeutſamen Gliedern gewonnen haben, ſo müſſen wir doch noch eine zweite Einwirkung der menſchlichen Exiſtenz auf das Gebiet der Kunſt noch ſpeziell hervorheben: — theils weil wir uns hier in dieſer encyklopädiſchen Ueberſicht des möglichſten Umfanges zu befleißen haben, theils weil auch dieſe zweite Berückſichtigung des Menſchen nicht ganz ohne Einfluß auf die Gewinnung jenes Begriffes bleiben wird, dem zu Liebe wir uns überhaupt auf die ſpeziellere Erfaſſung des Kunſtgebietes eingelaſſen haben. Der Menſch nämlich iſt, wie ſchon erwähnt wurde, trotz ſeiner ſcheinbaren Unbedeutendheit der abſolute zweite und höhere Pol der Natur. Er iſt demnach die zweite Hälfte der Welt und inſoferne in jeder Beziehung der höchſten Berückſichtigung werth, wo immer es ſich nur um die Behandlung eines Gebietes handelt, auf welches die *geſammte* Welt vom entſchiedenſten Einfluß ſein muß. Daß nun die Kunſt ein derartiges Gebiet vorſtelle, kann nach allem Vorigen nicht mehr bezweifelt werden, da wir ja fanden, daß gerade der Menſch die Kunſtſphäre um ein ſo ſehr Weſentliches erweitere. Iſt dem nun aber wirklich ſo, ſo kann mit Recht fortgeſchloſſen werden, wie es keineswegs unmöglich ſein möchte, daß auf jeden ſpeziellen Fünftheil der Kunſt ſowohl die ſtumme Natur wie der redende Menſch von ſo beſonderem Einfluß wäre, daß eben hiedurch Geſtalt, Farbe, Ton, Wort und Mimik, alle gleichermaßen, in zwei wichtige polariſche Gegenſätze zerfällt würden. Auch iſt eine ſolche Spaltung der Künſte ſo deutlich ausgeſprochen, daß ihre Annahme keineswegs als etwas Gemachtes erſcheint. Denn auf Seite der Geſtalt iſt die *Architektur* offenbar Repräſentant der Natur, die *Plaſtik* dagegen der Repräſentant des Menſchen. In der Malerei und Tonkunſt ferner entſpricht die *Landſchaft* und die *Harmonie* der Natur, *hiſtoriſche Malerei* aber und *Melodie* dem Menſchen. Uebergehen wir ſodann den vielleicht auch, jedoch entſchieden weniger als Kunſtgegenſatz auftretenden Dualismus der Proſa und Poeſie, und wenden uns dieſer letzteren zu, ſo finden wir auch in ihr die Natur durch die plaſtiſche Unpartheilichkeit des *Epos*, den Menſchen dagegen durch die mächtige Handlung des *Dramas* vertreten. In der Mimik endlich ſtellt

der Tanz des Einzelnen wie der Paare entschieden die individuelle Existenz des Menschen vor, die Natur dagegen findet ihren Vertreter in der Gruppirung, deren Schönheit übrigens auch, wenn sie eine reine und wahre ist, an noch höhere Dinge zu erinnern vermag, indem sie jenen einen und ganzen Leib vergegenwärtigt, der durch Gelenke und Fugen Handreichung empfängt und in dieser Weise zur göttlichen Größe heranwächst. Diese Glieder sind es denn nun, welche in ihrer Zehntheilung das ganze mächtige Gebiet der Kunst in eine entschiedene und gerechtfertigte Subdivision einführen, da sonst alles, was noch hieher gerechnet werden kann und muß, wie Oper, Lyrik, das dargestellte Schauspiel, Pantomime und Aehnliches, nur wie Mittelglieder oder wie gleichzeitige Zusammenfassung mehrerer Stufen zu betrachten ist, und daher in dieser Vorlesung keiner näheren Berücksichtigung unterworfen werden kann. Uns kommt es jetzt vielmehr darauf an, die gewonnenen Resultate so zu ordnen und zu gebrauchen, daß wir damit unsre Hauptabsicht gefördert sehen. Dies wird aber dadurch am besten geschehen können, nicht daß wir unmittelbar bereits Folgerungen aus den bisherigen Entwicklungen zu ziehen beginnen, sondern daß wir diesen vielmehr zuerst noch die allgemeinsten Thatsachen aus der Geschichte der Kunst zu einen, und durch diese Vermehrung des Gegebenen einen noch gesicherteren Weg zu gewinnen suchen.

Wenn wir nämlich die Geschichte aller künstlerischen Bestrebungen ins Auge fassen und unsern Blick hier zunächst auf Architektur, Plastik, Malerei und Tonkunst koncentriren, so ist es in jeder Beziehung auffallend, daß uns die Geschichte ungefähr ganz dieselbe Aufeinanderfolge erkennen läßt, wie sie uns die bisherige Entfaltung in höchster Naturgemäßheit geliefert hat. Denn nach allen Beobachtungen der Kunst ist die Architektur derjenige ihrer Theile, der sich zuerst entwickelt hat. Ihr folgte sodann die Plastik, dieser die Malerei, endlich die Tonkunst. Fassen wir aber dieser Succession gegenüber namentlich Plastik, Malerei und Musik in ihrer Entwicklung auch gleichsam von hinten herein ins Auge, so tritt uns alsobald ebenfalls von dieser Seite eine merkwürdige Beobachtung entgegen. Denn wie unter den genannten Dreien die Plastik den Anfang machte, so schritt sie auch zuerst ihrem

vollendeten Abschlusse entgegen. Gleichermaßen ging es der Malerei, ebenso der Musik. Denn wie jene als die zweite im Anfang auftritt, so ist sie auch die zweite dem Abschlusse nach; und wie diese in der Entwicklung des Anfangs die letzte ist, ebenso gelangte sie zuletzt auf den Gipfel ihrer Höhe. Wenigstens glauben wir mit Recht, von der Voraussetzung ausgehen zu dürfen, daß Höheres, als Phidias, Polyklet, Skopas und Praxiteles leisteten, niemals mehr auf dem plastischen Boden zu Stande kommen werde; daß ferner Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael, Titian und Claude Lorrain das Aeußerste zu Tage förderten, was die Kunst der Farben vermag, und endlich die Musik, in Deutschland mit Händel an die erste Stufe der Vollendung heraustretend, durch die Mittelglieder von Bach, Gluck, Haydn und Mozart hindurch endlich in Beethoven jene Höhe erreichte, welche also wenigstens auf einem Gebiete unserem Zeitalter die Krone der Vollendung aufgesetzt hat. Die eigenthümliche Doppelsuccession nun aber, welche wir im Verhältniß der Plastik, Malerei und Tonkunst gefunden haben, ist bereits auf die Zustände der Architektur nicht mehr anwendbar. Denn wenn diese auch zufolge aller historischen Wahrscheinlichkeit als die älteste Kunst bezeichnet werden muß, so ist sie doch weit davon entfernt, nur einen einzigen Gipfelpunkt (ἀκμή) zu besitzen. Nicht nämlich wie die Plastik kulminirt die Architektur nur in der alten Welt, nicht, wie die Malerei nur gegen das Ende der mittleren Zeit, nicht endlich wie die Musik als Blüthe der modernen Geschichte, sondern in der griechischen und gothischen Baukunst tritt sie uns als in einem doppelten Höhenpunkte (ἀκμή) angekommen entgegen, und dies zwar so, daß die zweite Stufe, die der gothischen Baukunst, als eine Aufsteigerung und Ueberragung der ersten Kulminirung betrachtet werden muß. Wo aber einmal ein derartiger Fortschritt über ein Höchstes hinaus stattgefunden hat, da kann man mit demselben Rechte auf eine dritte Umwandlung hoffen, wie da nicht auf eine zweite, wo während langer Epochen nur ein einziger Gipfel der Vollkommenheit aufgetreten ist. Aber nicht nur die Architektur bildet gegenüber der Plastik, Malerei und Tonkunst eine solche Ausnahme von der einmaligen Kulminirung, auch die Poesie schließt sich dieser Ausnahme an und die Mimik scheint dasselbe zu

thun. Gehen wir nämlich nur etwas in die Geſchichte der Poeſie ein, ſo ſehen wir alsbald, wie der doppelte Kulminationspunkt der Architektur hier zu einem mindeſtens zehnfachen wird. Denn Indien, Perſien, Arabien, Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich und Deutſchland — ihnen allen müſſen wir eine beſondere Stufe der Vortrefflichkeit zugeſtehen, wie wir auch nicht umhin können, hier von Südoſt nach Nordweſt eine Aufſteigerung und demnach Antiquirung früherer Stufen anzuerkennen. So tief endlich die Schauſpielkunſt und der Tanz auch geſunken ſein mag, dennoch wird man eingeſtehen müſſen, daß im Allgemeinen Freiheit der Bewegung, Grazie, Aufnahme der Phyſiognomie als faſt des wichtigſten Theiles des Tanzes und überhaupt Anwendung des individuellen Charakters zur Produzirung einer allgemeinen Erſcheinung *) in einem ununterbrochenen Fortſchritte begriffen ſind und überall nur auf das auch moraliſch vollendete Genie warten, um unmittelbar den Gipfel höchſter Steigerung zu erreichen. Es iſt jetzt unſere Aufgabe, auf jenen gefundenen großen Gegenſatz in den Künſten, mit Plaſtik, Malerei und Tonkunſt auf der einen, und Architektur, Poeſie und Mimik auf der andern Seite, etwas näher einzugehen, und vermittelſt ſolcher Betrachtungen neue Punkte der Fortbewegung ausfindig zu machen. Die nächſte Frage, die wir uns aber hier zur Beantwortung vorlegen, iſt die nach der Art des Fortſchrittes, welchen jene Künſte aufweiſen, die ſich mehrfacher Kulminationspunkte zu erfreuen haben. Wie natürlich, wenden wir uns jener vor Allem zu, die den größten Reichthum ſolcher Gipfel beſitzt: — der Poeſie.

So wenig hier nun der Ort ſein kann, eine univerſelle Geſchichte poetiſcher Literatur zu geben, ſo leicht wird es uns doch auch werden, den eigentlichen Incidenzpunkt des Fortſchrittes hervorzuheben. Denn es bedarf nur, daß einige beſondere Helden

*) Das Spiel der griechiſchen Bühne mag von ergreifendem und hinreißendem Charakter geweſen ſein. Aber ſchon der Gebrauch der Maske deutet darauf hin, daß ſeine Höhe mehr auf myſtiſcher als auf menſchlich natürlicher Wirkung beruht. Wie anders tritt hier die Kunſt eines Garrick in ſeiner ächt menſchlichen Größe auf, da dieſem es nicht gegeben war, eine Charaktermaske vorzubinden, vielmehr ihm keine andere Wahl blieb, als ſich ſelbſt zur Charaktermaske zu machen.

der poetiſchen Kunſt aus verſchiedenen Epochen hervorgehoben und nach ihrem innerſten Weſen verglichen werden, um einen Satz oder Begriff zu gewinnen, welcher auf allen Gliedern der poetiſchen Kette ausreicht. Wir heben zu dieſem Zwecke Homer, Shakeſpeare, Göthe und Lord Byron hervor, und leiten unſere Betrachtungen in folgender Weiſe ein.

Wenn nämlich Homer und ſeinen Helden keineswegs Gefühl und Tiefe abgeſprochen werden kann, ſo fällt doch immer der mächtige Eindruck auf, den Hektors Abſchied von Andromache zu machen pflegt. Der Grund hievon kann aber kein anderer ſein, als *der*, daß innerlichere Gefühle in jenem Vater der Dichter nur allzuſelten Gegenſtand der objektiven Schilderung werden. Trotz aller unſterblichen Schönheit der homeriſchen Geſänge daher liegt Charakter und Weſen dennoch unter dem Geſetze einer gewiſſen Aeußerlichkeit*). Auch kann man ſich gewöhnlich bei länger fortgeſetzter Lektüre eines gewiſſen Ueberdruſſes an Schlachten und Irrzügen kaum erwehren. Ganz anders verhält es ſich nun bei Shakeſpeare. Das eigentlich Menſchliche der Gefühle iſt bei ihm gleichſam die Bühne der Darſtellung, mögen nun ſolche Empfindungen in raſender Wuth einherſtürmen, wie in Othello, Lear, Hamlet, Romeo und Julie, oder das heitere Gewand der Sättigung und Befriedigung tragen, wie dies im Sommernachtstraum oder im „Viel Lärmen um Nichts" der Fall iſt. Ja ſelbſt da, wo, wie in Richard dem III, Ehrgeiz und Bosheit faſt bis zur diaboliſchen Höhe ſich ſteigern, ſelbſt da fallen Mittel und Beſtrebungen zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles noch immer in die Sphäre des Natürlichen und Menſchlichen. Auch Göthe bewegt ſich durchſchnittlich auf demſelben Boden wie jener Dichterheros. Nur im

---

*) Daß Pindar zum Theil einem gleichen Geſetz der Aeußerlichkeit verfällt, iſt ſo natürlich, daß es kaum der ſpeziellen Erwähnung bedarf. Aber auffallender könnte es erſcheinen, daß wir, wenn auch einen geringeren, aber doch einen Grad von Aeußerlichkeit ſelbſt bei den griechiſchen Tragikern zu finden glauben. Indeß erinnern wir nur daran, wie der Kampf gegen das Geſchick von Seiten der Helden faſt immer den Charakter einer wilden ungeſtümen Aeußerlichkeit behält, ſo daß ſie einigemale beinahe Luſt zu tragen ſcheinen, mit den Göttern in ein Handgemenge zu gerathen.

größten seiner Werke, in Faust, hören die milderen und zarteren Leidenschaften und Gefühle auf, das Centrale des Kunstwerks zu bleiben: vielmehr entwickeln sich hier als vorliegendes Objekt der Dichtkunst jene geistigeren und spirituelleren Leidenschaften, deren geringste unauslöschlicher Ehrgeiz ist. Auf diesem Punkte nun setzt, Göthe weit transscendirend, jener jugendliche Dichter-Titan ein, dessen als ihres Eigenthumes sich zu rühmen die Britten die Ehre haben. Lord Byron, dessen menschliches Fühlen von so unendlicher Zartheit ist, hat in diesem gleichsam sein Geringstes. Sein Höchstes liegt auf der Linie jenes spirituellen Egoismus, dessen einziges Bestreben sich zuletzt darauf reduzirt, die Schranke der eigenen Endlichkeit um jeden Preis zu durchbrechen. Mag dies auch ein verbrecherisches Unternehmen und sich selbst überwindende Demuth das Höchste sein, so ist doch offenbar, daß auf dem Punkte jener Auflehnung das menschliche Gefühl das gewaltigste und umfangreichste sein wird, weil es hier bei den Wurzeln seiner eigenen Genesis angekommen ist. Fassen wir jetzt aber die ganze gegebene Entwicklung in Eins zusammen und erkennen in ihren Exponenten mit Recht die eigentlichen Angelpunkte des poetischen Weltfortschrittes, so können wir jetzt sagen: Die Poesie ist deßhalb so reich an Kulminationspunkten, weil ihr Wesen den innersten Ausdruck menschlichen Geistes darzustellen berufen ist. Da nun aber dieser menschliche Geist auf der Linie seiner weltgeschichtlichen Entwicklung zu einer sich stets steigernden Verinnerlichung berufen ist, so hat demnach die Vielheit poetischer Höhepunkte ihren eigensten Grund in dem Begriffe solcher Verinnerlichung gefunden. Es ist jetzt zunächst zu untersuchen, ob Mimik und Architektur auch deßhalb mehrere Culminationspunkte besitzen, weil sie an dem Verinnerlichungs-Fortschritte des menschlichen Geistes theilnehmen.

Was hier nun zunächst die Mimik betrifft, so brauchen wir nur an Etwas zu erinnern, was wir bei ihrer ersten Berührung anführten, um solche Theilnahme bei ihr augenblicklich als entschiedene Thatsache zu erkennen. Wenn die Sprache, sagten wir nämlich, das Wesen der inneren Stimmung verrathe, so thue dieses der Gesammtausdruck der Haltung und Bewegung noch mehr, und verdiene daher in einem noch höheren Sinne Sprache genannt zu werden. Schreitet demnach der Mensch in seiner Geschichte

zur Innerlichkeit voran, so ist es natürlich, daß jene auf den Ausdruck des ganzen Wesens basirte Kunst gleichfalls einer immer innerlicheren Entwicklung entgegenschreite. Es kann demnach auch die absolute Perfektibilität der Mimik auf keine Weise in Zweifel gezogen werden. Ebensowenig aber auch die der Architektur, wie sich durch Folgendes ergeben wird. Da nämlich diese, wo sie hervortrat, überall mit ihrer höchsten Entwicklung an Gott und den Gedanken der innigsten Vereinigung mit ihm geknüpft war, Religion aber mehr oder weniger den tiefsten und gewaltigsten Fortschritt menschlicher Innerlichkeit bedingt, so konnte es nicht anders sein, als daß mit der Fortentwicklung der religiösen Idee auch unmittelbar diejenige der Baukunst gegeben war. Es ist demnach keineswegs zu verwundern, daß die höchste Stufe des Heidenthums, das Griechenthum, und die höchste Stufe aller Religion, das germanische Christenthum, die beiden Kulminationspunkte der Architektur — den griechischen Tempelbau und die gothische Kirche — hervorgerufen haben. Je tiefer wir Christen daher in die Intention unseres Glaubens einzugehen lernen werden, um so mehr wird sich uns die Möglichkeit eröffnen, durch irgend eine eingreifende Modifikation des gothischen Styles eine neue Phase der Baukunst herbeizuführen. Wie Mimik also und Poesie, so ist auch die Baukunst an die fortschreitende Verinnerlichung des menschlichen Geschlechtes und folglich an keinen letzten Grad der Vollkommenheit gebunden. — Es ist jetzt zu zeigen, warum für Plastik, Malerei und Musik es so ziemlich unmöglich sein muß, mit der unbegränzten Verinnerlichung des menschlichen Geistes gleichen Schritt zu halten, da, wenn solche Unmöglichkeit nicht existirt, keineswegs abzusehen ist, warum gerade diese Künste auf einer einmal erreichten Stufe durchaus stehen bleiben sollten.

Die Plastik ist die Erhebung der Gestalt auf die Stufe der künstlerischen Darstellung. Als solche scheint sie mit der Mimik nicht ohne allen Parallelismus zu sein. Denn auch die Mimik hat so zu sagen den Begriff der Gestalt als das Alphabet oder Baugerüste ihrer ferneren Constellationen. Ist daher die Mimik einer unendlichen Perfektibilität fähig, warum sollte dies nicht auch die Plastik sein? So richtig aber dieser Schluß auch scheinen möchte, so wird er schon dadurch unwahr gemacht, daß die Gestalt

als das Baugerüste der Mimik bezeichnet wurde, die Plastik aber ganz in dem Begriffe der Gestalt aufgeht. Bewegung also und der durchbrechende Ausdruck sprechender Traurigkeit, heiterer Fröhlichkeit oder reizender Verlockung, — sie sind gleichsam die höheren Gliederungen, welche in der Mimik auf der Basis der Gestaltung aufgeführt werden. Die Plastik dagegen ist ganz allein auf die Constellationsmöglichkeiten der puren und nackten Gestalt beschränkt. Weichere und strengere Linien in harmonischer Verflechtung sind demnach das einzige Substrat, vermittelst dessen die Plastik Alles, selbst das Höchste, ausdrücken muß. Denn selbst ihre Physiognomieen sind nur feinere und koncentrirtere Rumpflinien und treten überall in einen merkwürdigen Parallelismus mit den bewegten Linien des Leibes. Es ist demnach immer eine großartige und stumme Klage des Unvermögens, welche sich durch alle Werke der Plastik hindurchzieht, und welche dieselben gerade dadurch mit dem rührenden und thränenfeuchten Glanze ihrer Schönheit bekleidet. Auch scheint mir für alle diese Sätze keine höhere Bestätigung gefunden werden zu können, als daß alle bis jetzt versuchten plastischen Darstellungen Christi geradezu mißlungene genannt werden müssen. Der menschgewordene Gott ist eine zu unergründliche Innerlichkeit, als daß der Schatz seines Wesens in die Armuth weniger Linien zusammengedrängt werden könnte. Es ist demnach natürlich, daß die vollendete Höhe der Plastik in eine Periode der Geschichte fallen muß, die selbst noch einer größeren Aeußerlichkeit anheimgegeben war: — einer Aeußerlichkeit, die ich auch an der griechischen Poesie bereits zur Genüge nachgewiesen zu haben glaube*).

*) Da die Architektur soviel Aehnliches mit der Plastik besitzt, so könnte dies vielleicht den Einen oder den Andern veranlassen, uns eines Widerspruches zeihen zu wollen. Aber auch ganz abgesehen von dem, was wir bereits bei Betrachtung der Architektur selbst bemerkt haben, so lassen sich noch mehrere andere Gründe für jene Stellung der Architektur aufbringen, die wir ihr angewiesen haben. Schon das mathematische Prinzip, welches neben der ihr eigenthümlichen Idee der Architektur einwohnt, verallgemeinert dieselbe und gestattet ihr die unendliche Perspektive ihres bewegten Fortschrittes. Vor Allem aber ist für die vorliegende Frage Folgendes von Wichtigkeit. Es besitzt nämlich die Architektur eine bedeutsame Analogie mit der Gruppirung;

Ganz anders verhält es sich nun aber mit der Malerei. Schon daß bei dieser der Begriff der plastischen Linienentwicklung zur Zeichnung und Perspektive wird, deutet darauf hin, daß das Gewicht der Wesenheit auf einer anderen Seite gesucht werden muß. Auch braucht man nach dem Punkte ihres spezifischen Unterschiedes nicht lange umherzusuchen. Denn zufrieden, daß sie den Schein der Entfaltung nach allen drei Dimensionen zu gewinnen vermag, also gleichsam einen abstrakten Schematismus der Raumerfüllung in sich besitzt, strebt diese Kunst dahin, durch Farbenmischung, als deren Centrales offenbar die Wechselbeziehung von Schatten und Licht zu betrachten ist, ein Abbild des Ausdrucks, ja was sage ich, diesen selbst auf ihren Oberflächen zu erzeugen, da der von Innen nach Außen hervorbrechende Ausdruck es an sich hat, sich der Oberflächen der Körper als seiner leiblichen Träger zu bedienen. Es besteht demnach die Größe der Malerei und ihre Erhabenheit über die Plastik darin, daß sie die Linien des Umrisses trotz der höchsten Genauigkeit doch als ein Gleichgültigeres betrachtet, welches nur die Basis eines Höheren zu werden bestimmt ist. Nun aber ist alles Höhere Innerlichkeit oder doch mindestens deren Offenbarung. Es ist folglich unleugbar, daß der Plastik gegenüber die Malerei als ein sehr bedeutsamer Fortschritt der Verinnerlichung betrachtet werden muß, und deßhalb mehr als natürlich, daß mit dem vollkommenen, wenn auch noch äußerlichen Sieg des so innerlichen Christenthums über die Aeußerlichkeit der Heidenwelt auch die Epoche der höchsten Malerei zu ihrer Entwicklung gekommen war. Bedarf es hier noch irgend eines weiteren Beweises, so scheint uns wenigstens einen sehr schlagenden die Thatsache zu enthalten, daß das Ideal der Christusphysiognomie und alles ihm verknüpften Heiligen von allen Malerschulen als der Gipfel des zu erreichenden Zieles angesehen wurde.

So hoch aber auch die Malerei über der Plastik stehen mag,

---

wie nun aber diese durch die Constellation vieler Glieder eingeschränkt und bedingt ist, so ist auch die Architektur eine auf unendliche Weise durch sich selbst modifizirte Massenanhäufung, die folglich der mannigfachsten Durchbrechung und Gliederung fähig sein muß. Dies für diesen Ort genug.

über jene scheint nicht minder die Kunst des Tones also der Musik erhaben zu sein. Es ist wahr, daß zufolge der Anlage der erscheinenden Existenz der Ausdruck in die Oberflächen des Leiblichen zu gehen befähigt ist. Indeß ist diese sinnliche Verleiblichung des Ausdruckes nicht dieser selbst, sondern kann nur als eine sehr treffliche Abspiegelung desselben innerhalb der Sphäre der sichtbaren Leiblichkeit genannt werden. Der Ausdruck selbst in seiner reinen Erscheinung kann nur eine lebendige Kraft eines von Innen nach Außen hervorstrebenden Willens sein. Denn aller Ausdruck im höheren Sinne ist nur Offenbarung einer tiefen, ja fast wie der letzten, Innerlichkeits-Stimmung, und seine Aushauchung ist etwas sehr Zartes und Aetherisches. Auch bleibt der ächte Ausdruck nur so lange eine Wahrheit, so lange er sich seiner innerlichen Stimmung bewußt ist. Bleibt er demnach über solche Stimmung hinaus gleichsam als verleiblichter Niederschlag stehen, so kann es gar nicht fehlen, daß ihm dadurch eine entschiedene Herabsetzung (Depotenzisirung) widerfährt. Die Blüthe des Ausdrucks besteht folglich darin, daß er bereits im Entstehen wieder vergeht. Dies findet aber nirgends als im Tone statt, da selbst das Wort schon wieder eine starrere Fixirung des Hauches darstellt, als dies bei der unbestimmten Kraft des Klanges der Fall ist. Es ist demnach die Musik in vieler Beziehung die reinste Offenbarung der innersten Innerlichkeit, und ihr Gipfel da erreicht, wo es ihr gelungen ist, für jede mögliche Stimmung des innerlichen Geistes den Ton gefunden zu haben. Gründlicher, umfangreicher und wahrer ist dies aber der Kunst des Tones noch nirgends geglückt, als in den Schöpfungen ihres größten Sohnes, in Beethovens Werken, und dieser Meister ist demnach der ächte Bruder seines Zeitgenossen Byron, da er, wie der Letztere das treffendste Wort, so den vollkommen deckenden Ton für jegliche Empfindung der Hölle, der Menschheit und des Himmels zur Geburt gebracht hat Die moderne Welt ist demnach mit dem offenbarten Inhalt ihrer psychologischen Tiefe die wahre Zeit des Tones, und, obschon hier ein Fortschritt noch am ehesten denkbar, so hat es doch viele Wahrscheinlichkeiten für sich, daß kaum noch ein höherer Meister der Töne, als Beethoven war, in die Wirklichkeit der Geschichte eintreten werde.

Was geht nun aber für unsre Absicht aus allen diesen Resultaten hervor? Wie es scheint, doch sehr Vieles; und namentlich eine entschiedene Ansicht über das, um deß willen wir die ganze Reihe dieser natürlich-technischen wie geschichtlichen Untersuchungen über die Kunst unternommen haben. Für's Erste nämlich wissen wir jetzt, warum Architektur, Poesie und Mimik in ihrer Entwicklung durch die ganze Kette der Geschichte mit ungeschwächter Stufen-Steigerung fortschreiten, Plastik dagegen aber, Malerei und Musik zufolge aller Wahrscheinlichkeit jede nur eine einzige Epoche ihrer höchsten Höhe gehabt haben, nach deren Erreichung aber nur auf derselben beharren konnten oder rasch herabsinken mußten. Auch kann uns hierin der Einwurf nicht stören, daß, da Wort und Mimik doch von uns selbst als noch über den Ton hinausreichende Existenzen geschildert wurden, ihre höchsten Stufen erst noch zu erwarten wären. Denn erstlich kann dieses sehr wohl sein, ja muß es vielmehr sein, indem ja Poesie und Mimik von uns als unendlich fortschreitende bezeichnet wurden, so daß also auch ihre höchsten Gipfelpunkte noch in der Zukunft liegen. Sodann aber hat Homer auch sehr Recht, wenn er die Menschen die Redenden nennt. Denn es geht hieraus die Nothwendigkeit hervor, daß mit dem Auftreten des Menschengeschlechtes auch die Poesie gegeben war, nur daß dieselbe natürlicher Weise im Anfange eine sehr äußerliche sein mußte und erst im Fortschritte der Zeiten der Verinnerlichung entgegenstrebte, während dagegen Künste wie Plastik, Malerei und Musik im wörtlichsten Sinne des Wortes erst zu entdecken waren. Aus diesen letzten Bemerkungen, und also namentlich aus denen über die redenden Menschen, geht aber alsobald ein neues Resultat hervor, dessen Gewinnung trefflich geeignet ist, die geschilderte Succession der Künste zu einer noch tieferen und innerlicheren Abrundung, als die schon entwickelte ist, hinzuführen. Denn der menschliche Geist war allein deßhalb an unsere Kette der Successionen gebunden, weil dieselbe auch die der Natur in ihrer genetischen Entfaltung gewesen ist. Betrachten wir nämlich die Geschichte dieser letzteren besonders auf unserer Erde, so geht für uns hieraus das entschiedene Resultat hervor, daß Alles, was dem anorganischen Reiche angehört, sich namentlich, ja fast allein nur in den Gebieten der Gestalt bewegt

und demnach die höchste Entwicklung in der Crystallisation errungen hat. Schon das Pflanzenreich dagegen fügt zu den ihm auch eigenen, ja oft noch ganz krystallinischen Formen den höchsten Schmuck der Farbenpracht. Das Thier aber eint ferner der Gestalt und Farbe die Tiefen des gewaltigsten wie des zartesten Tones, bis endlich der Mensch zu diesen drei großen Attributen, die er in der vollendetsten Herrlichkeit besitzt, noch die ganze Breite, Tiefe und Höhe der Sprache hinzuthut und zuletzt in den Thaten der reinen Mimik selbst nur als ein höchst ausdrucksvolles Wort, ja als das einzig lösende Wort der Schöpfung vor den staunenden Augen dasteht. Alles demnach, was lebt und erscheint, bildet nur eine Skala fortlaufender Verinnerlichung, als deren vollendetste Essentifikation uns zufolge aller gegebenen Entwicklungen die Kunst durch alle ihre Glieder hindurch entgegentritt. Was vermögen wir nun mit diesem so absolut errungenen Begriff der Verinnerlichung anzufangen, und haben wir vielleicht in ihm das anzunehmen, wonach wir schon früher suchen gingen und um deßwillen wir so manchen Umweg einschlagen mußten? Dies ist der Punkt, auf den sich jetzt alle unsre Kräfte koncentriren müssen. Er wird uns zu dem genügendsten Abschlusse aller unserer Kunstbetrachtungen hinzuleiten wissen.

Der erste wichtige Satz, den wir im Anfange unserer Entwicklungen gewannen, lautete dahin, daß die Kunst in demselben Grade, in welchem sie sich an eine strenge Nachahmung der Natur halten müsse, sich auch von der anderen Seite von derselben entfernt zu halten habe. Um jedoch das Paradoxe, welches dieser Ausspruch zu besitzen scheint, soviel wie möglich zu mildern wie zu erklären, führten wir den Begriff der Ergänzung auf, vermittelst dessen wir in der Kunst die Nothwendigkeit zu entdecken glaubten, über jede sklavische Abbildung hinauszuheben. Da nun aber Ergänzung an sich ein noch sehr Unbestimmtes ist und erst dadurch zu einem Faßlichen wird, daß Quantität und Qualität derselben gewußt wird, so sagten wir, es müsse noch ein weiterer Begriff zur Ergänzung gewonnen werden, welcher das Maaß der Bestimmung anzugeben vermöchte. Einen solchen weiteren Begriff glaubten wir aber nicht aus der Luft greifen zu können, und wandten uns daher dem Materiellen und Geschichtlichen der Kunst.

zu, um durch beider Verhältniſſe eine gerechtfertigte Modifikation zu erhalten. Nun aber haben uns alle unſre Zwiſchenbetrachtungen immer und immer wieder auf den Begriff der Verinnerlichung hingewieſen. In ihm werden wir alſo jenen komplementariſchen Begriff zu ſuchen haben, durch welchen uns der der Ergänzung erſt zu einem wirklich lebendigen Stützpunkt zu werden im Stande iſt. Die Verknüpfung beider aber werden wir wohl nur in folgender Weiſe vollziehen können.

Wenn nämlich überall in Natur, Geſchichte und Kunſt Verinnerlichung als das Ziel jeglicher Bewegung zu erfaſſen iſt, ſo iſt nicht anders anzunehmen, als daß dieſer auf den genannten Gebieten überall belebende Begriff nicht nur dem geſammten Fortſchritte, ſondern auch jedem einzelnen Gliede deſſelben einwohne. Es wird demnach in jedem Stein, jeder Pflanze, jeder Geſtalt überhaupt bei ihrem Werden ein Trieb ſich geltend machen, welcher auf die Vollendung der Verinnerlichung hindeutet, und demnach in jeder derartigen Exiſtenz Punkte aufzuweiſen ſein, welche als Elemente einer geſteigerteren Zukunft zu betrachten ſind. Fragen wir da nun aber, wie dieſe zu erkennen und zu erfaſſen ſind, ſo müſſen wir uns erinnern, wie jedes derartige Glied nicht für ſich allein ſteht, ſondern einem Ganzen angehört, an deſſen Ende das Gewollte mehr oder weniger erreicht ſein muß. Nun aber iſt das höchſte Ziel der geſammten Natur der Menſch, und hier einigt ſich in dieſem Beſtreben ſowohl die Geſchichte wie die Kunſt. Denn wie mit allen Kämpfen der erſteren nichts Anderes gewollt wird, als daß an ihrem Ende der Menſch als ein gereinigterer, bewußterer und vollendeterer daſtehe, ſo ſtimmen auch wohl diejenigen, welche Einſicht in künſtleriſche Beſtrebungen beſitzen, mit dem Satze überein, daß der Menſch und ſeine Geſtalt der höchſte Vorwurf wie das großartigſte Ideal der Kunſt ſei. Ringt daher jedes erſcheinende Einzelweſen nach Verinnerlichung, und hat der Künſtler namentlich auf die prophetiſchen Elemente jenes Ringens ſein Augenmerk zu richten, ſo kann das Reſultat keineswegs überraſchen, wenn wir den Satz ausſprechen, daß möglichſte Menſchenähnlichkeit für jeden Gegenſtand der Kunſt das höchſte und letzte Ziel vorſtellen müſſe: — ein Ziel, das gerade, wenn es ſich um den Menſchen ſelbſt handelt, am leichteſten zu gewinnen ſein

wird, da dem Menſchen vermöge der großartigen Freiheit ſeiner innerlichen Natur die reichſten Mittel ſowohl nach Innen wie nach Außen hin zur Erfüllung wie Vollendung ſeines eigenen Ideals an die Hand gegeben ſind. Der Begriff der Ergänzung alſo, welcher der Lebenskeim der Kunſt iſt, kulminirt durch die Vermittlung der Verinnerlichung in dem, erſt Ziel wie vollendetes Leben gebenden, Begriff der höchſten Vermenſchlichung*). Wir wollen dieſen Begriff nun noch in ſolch' thatſächlicher Weiſe zu beſtimmen ſuchen, daß ſeine Tauglichkeit als Ziel jedes künſtleriſchen Vorwurfs auf das entſchiedenſte hervorleuchten ſoll.

Betrachten wir nämlich die erſcheinende Geſtalt des Menſchen, um die es ſich vor Allem hier handeln muß, da ja Schönheit als Erſcheinung allein das Ziel aller Kunſt ſein kann, ſo tritt uns als Hauptprädikat der menſchlichen Aeußerlichkeit entgegen, daß der Menſch, je tiefer wir an ſeinem Leibe nach Unten herabſteigen, um ſo mehr amorphiſche Maſſe wird, je höher aber ſeine Leiblichkeit nach Oben ſich entfaltet, nach Innen um ſo mehr Höhlungen auftreten, nach Außen dagegen um ſo mehr Gliederungen, Sonderungen und ſich ſelbſt gelaſſene Freiheit hervorbricht. Auch einigt ſich dieſem Satze als unmittelbare Folgerung der weitere: daß, da nach Oben Alles freier, extendirter und demnach kronenartiger wird, auch der Begriff der harmoniſchen Mitte mit ſcheinbarer Unſymmetrie und damit folglich ſelbſt der Schwerpunkt mehr nach Oben zu fallen muß. Gehen wir aber mit dieſem gewonnenen Reſultate nun an die Entwicklung der Natur heran, ſo finden wir alſobald, daß ſich eine ähnliche Entfaltung in dieſer überall geltend zu machen ſucht. Denn daß ich ſchweige von der Geneſis der Thierwelt, des Pflanzenreichs und ſelbſt der Kryſtalliſation, indem bei dieſen aller Orten eine ſolche höhere, nach Oben zu ſich mehr und mehr ſteigernde Ungleichheit zu deutlich hindurchbricht, ſo brauchen wir ſelbſt nur die telluriſchen und kosmiſchen Verhältniſſe ins Auge zu faſſen, um auch bei dieſen uns von der Wiederholung deſſelben Geſetzes zu überzeugen. Schon Karl Ritter nämlich hat die Beobachtung

*) Dieſe Vermenſchlichung des äußerlichen wie innerlichen Seins iſt ſogar im Menſchen ſelbſt noch nicht vollendet vorhanden, und wird daher zum γόνιμον jenes Ideals, das eben zu ſeiner Verwirklichung der Kunſt bedarf.

ausgesprochen, daß der Bau der Erde sich von Süd gegen Nord nichts weniger als krystallinisch, sondern im vollen Sinne des Wortes vegetativ entfalte. Ein Gleiches nehmen wir im Baue des Planetensystemes wahr. Denn wie unsere südliche Erdhalbkugel ganz mit Wasser bedeckt ist, so herrscht auch bei Uranus, Saturn und Jupiter das Zarte und Flüssige in der entschiedensten Weise vor, während, je näher die Planeten der Sonne rücken, das Feste mit um so mächtigerer Dichtigkeit emporstrebt, und die Erde mit Mars, die beide doch keineswegs die Maaß-Mitte im Planetenbau einnehmen, demnach doch die physischen Medialpunkte zu bilden scheinen*). Ja selbst der große Bau des Fixsternhimmels zeigt, wenn wir ihn als eine genetische Einheit zu betrachten verstehen, durch seine Tiefe hin eine sehr merkwürdige Anordnung nach dem Prinzip einer höheren Ungleichheit, da die südlichere Hälfte unterhalb der Milchstraße ein entschiedeneres Vorwiegen des Dunkels, die nördliche dagegen eine sehr bemerkbare Ueberschwängerung mit Lichtstoff erkennen läßt. Tritt uns daher schon durch die ganze Natur hin eine eigenthümliche, mit großartigen Linien umrissene Skizzirung entgegen, welche die Anwendung vom Begriffe der Vermenschlichung keineswegs zurückweist, so kann es jetzt weiter nicht mehr allzugroßes Erstaunen erregen, wenn wir auch, nur hie und da mit verschiedenen Wendungen in der Kunst mannigfache Spuren aufweisen werden, welche das Ideal der Menschengestalt als das Geheimniß ihres individuellen Wachsthumes zu enthalten scheinen, da ja nach allem Bisherigen der Kunst es besonders zuzukommen scheint, das, was in der Natur sich nur als verborgener Wille äußert, mit dem entschiedensten Nachdrucke auszusprechen. Die Plastik thut dies, wie billig, in der energischsten Weise. Denn da sie mehr als jede Kunst gerade auf den Menschen angewiesen ist, so ist es natürlich, daß sie den Menschen im Menschen vor Allem hervorzuheben sucht, alles Kleinliche zurückweist und nur in großen Zügen handelt, daß sie gerade bei ihren herrlichsten Werken das höher Gelegene mit der größten Breite und Bestimmtheit ausbildet und jedes Tiefere so tief wie möglich nach Innen zu in die Masse hineinzutreiben sucht, ja daß

*) Vgl. des Verfassers Theodicee, I.-Bd. S. 326, 342, 347, 354—356.

ſie endlich ſelbſt die Formen des Leibes und der Glieder nach der Aehnlichkeit des Hauptes auszuarbeiten das unverholenſte Verlangen äußert. Aber auch die Architektur bleibt hinter ihrer Schweſter nicht zurück. Bei ihr iſt nämlich, wie Alle übereinkommen werden, der Begriff der Säule ſowohl im antiken wie im gothiſchen Style das eigentliche Gründelement aller Conſtruktion. Wie bedeutſam iſt es da nun, daß gerade dieſer die Kunſt zu allen Zeiten die entſchiedenſte Annäherung zur Menſchengeſtalt zu geben ſuchte. Denn wenn wir auch dem Verhältniß von Kapital, Schaft und Fußgeſtell ſo wie noch manchem hierher Gehörigen keine zu große Bedeutung beilegen wollen, ſo ſcheint es doch notoriſch, daß die antike Säule da, wo ſie die höchſte Höhe harmoniſcher Durchbildung erreicht hatte, das Verhältniß zwiſchen unterem Durchmeſſer und Säulenhöhe ungefähr dem analog bildete, welches dem der Länge vom Scheitel bis zum Kehlkopf zu der vom Kehlkopf bis zur Sohle entſpricht. Die gothiſche Säule dagegen zeigt mit ihrer nach Oben ſo ſehr anwachſenden Erweiterung die entſchiedenſte Analogie zu der mächtigen Ausbreitung, mit der über dem niederen Geſtelle ſich Bruſt und Arme erheben. Gehen wir nun aber von da zur Zeichnung und Malerei über, ſo tritt ſowohl in der Landſchaft wie in der hiſtoriſchen Gruppirung einerſeits die Tendenz nach höherer Ungleichheit hervor, andererſeits aber kann der tiefere Blick auch erkennen, wie oft ganze Maſſen ſich ſowohl mit menſchenähnlicher Entfaltung einigen als auch zerlegen*). Ueberdies gilt ja auf dieſem Punkte auch das Meiſte, was in Beziehung auf Skulptur geäußert wurde, da namentlich die edelſten Madonnenbilder wie den Menſchen im Menſchen aufzuzeigen ſcheinen. Was nun ferner die Tonkunſt betrifft, ſo wollen wir aus dem Vielen, was hier gegeben werden könnte nur ein Doppeltes hervorheben. Einmal nämlich deutet die tiefſinnige Gegenbewegung des Kontrapunktes auf eine Wechſelbeziehung in der Menſchengeſtalt hin, die wir in mehreren unſerer Vorleſungen, namentlich in denen über die Naturwiſſenſchaften, mehr als einmal zu erwähnen Gelegenheit hatten. Sodann aber erwähnen wir nur noch das eigenthüm-

*) Eine detaillirte Nachweiſung kann hier mit Billigkeit nicht von uns gefordert werden, obgleich ſie an ſehr berühmten Kunſtprodukten, ſo zum Beiſpiel an Claude Lorrains Landſchaften, leicht gegeben werden könnte.

liche Verhältniß, in welchem in jedem Musikstücke der sogenannte erste Theil zum zweiten steht. Denn abgesehen davon, daß in diesem zweiten Theile die Wiederholung des ersten den so zu sagen polarischen Schluß und Gegensatz bildet, so entwickelt sich auch der Anfang des zweiten Abschnittes immer in der Weise, daß in ihm ein mehr oder weniger Contrapunktisches die strengste Verflechtung des Anfangs und Endes bildet. An die Musik schließt sich weiter die Poesie an, die namentlich da, wo die ernste Form des Versmaßes das Vorwiegende ist, in der entschiedensten Relation zu dem letzten bei der Musik angeführten Punkte steht. Denn Strophe, Antistrophe und Epode verhalten sich wie die drei Abschnitte in den zwei Theilen eines Musikstückes, so daß zwischen einer Pindarischen Ode und einer Beethovenschen Sonate in rhythmischer Beziehung ein in der That gar nicht allzugroßer Unterschied obwaltet. Uebrigens zeigt jedes, auch das kleinste lyrische Lied dasselbe Verhältniß und die Entwicklung des Dramas nur im höheren Grade. Wir kommen endlich zur Mimik, und bedürfen bei dieser wohl der wenigsten Worte. Denn sucht hier nicht vor Allem jede Stellung und Bewegung des Einzelnen, jede Verwicklung zur Gruppirung eine Veredelung wie Verherrlichung der menschlichen Gestalt herbeizuführen? Gewiß, wenn wir uns in dieser Kunst nur nicht zur Verthierung hinreißen lassen, so würde hier eine noch nie geahnte Höhe auf das leichteste und einfachste zu erreichen sein. Leider vermag uns aber das Complicirte so sehr zu verblenden, daß wir nur zu oft an den naheliegenden Resultaten des Einfachen mit der trägsten Gleichgültigkeit vorübergehen.

Nach diesen reichen Beweisen für den gewaltigen Vermenschlichungstrieb der Kunst wollen wir jetzt nur noch eine Seite aus der Tiefe der menschlichen Gestalt hervorzuholen suchen, um an deren Natur noch einige ganz einfache Gesetze der künstlerischen Nothwendigkeit anzureihen, da ohne dieselben selbst die anerkennungswerthesten Bestrebungen ohne Erfolg bleiben müßten. Wir wählen aber zu diesem Zwecke jenes konstruktive Element der menschlichen Gestalt, welches die Bedingung aller übrigen ist, und dessen Wesen aus dem ewigen Wechselverhältniß zwischen Substanz und Form hervorgeht. Es wird sodann auch leicht sein, den hieraus gezogenen Resultaten die letzten Bemerkungen anzuschließen,

deren Inhalt sich auf die höchste Verklärung der Kunst beziehen wird.

In mehreren unserer früheren Vorlesungen, hauptsächlich in denen über die Naturwissenschaften, die Philologie und Medizin, ist von uns mit großem Nachdruck das Gesetz der Umkehr hervorgehoben worden, indem selbst die Kreuzung unserer bekannten beiden Welt-Diagonalen ein derartiges Verhältniß auf das prägnanteste erkennen läßt. Am reichsten und mächtigsten tritt dieses Gesetz aber in der Entfaltung der menschlichen Form auf. Denn wenn wir hier selbst seine allgemeinste Erscheinung an Fuß, Hand und Geschlecht in ihrer polarischen Gegenlagerung zum Haupte übergehen wollten, auch davon schweigen wollten, wie Rumpf und Haupt das Verhältniß solcher Wechselstellung bis in das Detail herunter festzuhalten suchen, so müßte der oppositionelle Parallelismus in den Gliederstellungen wie in den innerlichen Constellationen des Gehirns allein schon die Anwesenheit solcher Umkehr ganz unwidersprechlich beweisen *). Fragen wir uns aber nun weiter, worauf dieses allgemeine Vorkommen der Umkehr begründet sei, so haben unsere Vorlesungen über Philosophie und Metaphysik auch hiefür bereits die entschiedensten Aufklärungen gegeben. Dort haben wir nämlich nachgewiesen, daß alles Oben und Unten nichts Zufälliges sei, sondern auf den bestimmtesten Dignitätsstellungen genetischer Construktion beruhe. Da nun aber die sondernde und bildende Kraft das Höhere, das Substanzielle dagegen das Geringere und also auch Schlechtere ist, so wird jene immer nach Oben, dieses aber immer nach Unten gestellt erscheinen. Nun sind jedoch diese beiden Kräfte für einander bestimmt, und bewegen sich deßhalb aus ihrer Selbstheit heraus einander entgegen: — das bildende Prinzip also von Oben nach Unten, die Substanz oder die Allmöglichkeit von Unten nach Oben. Eine solche Gegenbewegung ist aber offenbar eine umgekehrte. Umkehr wird daher immer da vorhanden sein müssen, wo Substanz und

*) Vgl. des Verfassers Werk über das natürliche Prinzip der Sprache. S. 171 — 178. Sodann seine positive Logik, unter anderem S. 330 — 334. Endlich seine Theodicee, die ganze Beilage, sowie an vielen Stellen des Textes.

Form ist. Weil diese aber überall sind und sein müssen, so geht hieraus die offenbare Folgerung hervor, daß alle erscheinende, ja alle Existenz überhaupt niemals sich des Gesetzes der Umkehr zu entschlagen vermag. Nun wissen wir aber, daß die Basis aller Kunst Nachahmung der Wirklichkeit, die vollendete Kunst aber das erreichte Ziel der Existenz ist, dem gegenüber die Wirklichkeit nur zu viel Widerstand zeigt. Mehr als irgendwo daher wird in den Werken der Kunst das Gesetz der höchsten Umkehr sich mit der abgerundetsten Universalität geltend zu machen suchen. Daß dem aber so sei, brauchen wir nicht erst zu beweisen, da jede Seite unserer Vorlesung hiefür die gültigsten Beweise abgibt. Denn nur deßhalb haben wir das jetzt entwickelte Gesetz hier noch besonders hervorgehoben, um einige allgemeine Nothwendigkeiten daran anzuknüpfen, ohne welche kein Kunstwerk Kunstwerk zu sein vermag. Es sind dies aber die Anforderungen des Reichthums in der Gliederung, der Einheit der Handlung und der lebendigsten Bewegung, die wir hier meinen, und denen wir noch einige Worte gönnen wollen, da diese drei die nothwendigen Ergänzungen zu dem schon früher entwickelten Gesetze der höheren Ungleichheit abgeben.

Alle unförmliche Masse stammt aus dem Substanziellen. Nichts aber ist dem innersten Wesen der Kunst so entgegen als jede ungebändigte Unform. Dennoch aber verlangt die Kunst die Masse zu ihrem Substrate, da eben in deren Ueberwindung ihr Triumph besteht. Nun aber will sie dieselbe nicht mit blinder Gewalt, sondern mit jenem überredenden Verstande besiegen, dem auch in der Wirklichkeit die Alleinherrschaft der Substanz unterliegt. Da nun dieses in Natur, Geschichte und Geist vermittelst der Wege der Umkehr geschieht, so kann auch die Kunst sich nur dieser bedienen. Es ist demnach allein solche Umkehr, deren polarische Thaten zu jener Verorganistrung und Gliederung führen können, aus denen allein Schönheit und Ebenmaaß hervorgeht. Darum sind die Gliederungen so vieler, namentlich moderner Kunstwerke, nur schattenhafte Nichtgliederungen, denen alle Kraft der Fülle und des Reichthums gebricht. Nothwendig wird es ihnen aber dann auch an jeder wahren Einheit der Handlung fehlen, welche darin besteht, daß es nur ein Wille ist, der die Entwicklung der künstle-

rischen Thatsache bedingt. Alles Kunstwerk ist ein Bild des Lebens. Das Leben besteht aber in der Ineinsbildung von Form und Substanz. Was daher Existenz haben will, muß einen Mikrokosmus von Form und Substrat ausmachen. Jede Existenz jedoch kann nur dann etwas vorstellen, wenn sich Form und Substanz unter einer Tendenz vereinigen, da jede dualistische Ineinsbildung nur ein zerpflücktes Wesen, niemals eine Ganzheit hervorbringt. Alle Vereinigung von Form und Wesen geschieht aber als Umkehr. Es muß demnach bei jedem Kunstwerk selbst der kleinste Theil seiner polarisch gegliederten Wechselstellungen nur von ein und derselben Tendenz der Einheit durchzuckt sein, wenn ein Resultat zu Stande kommen soll, welches sowohl Verstand wie Schönheit aufzuzeigen vermag. Denn ohne Verstand ist ja Schönheit ohnedies ein undenkbarer Gedanke. Ist dem aber in der That und Wahrheit so, so wird solche Einheit nur als eben erst erstarrte Bewegung der in sich selbst hineinwirkenden Umkehr erscheinen und somit auch die dritte unserer Anforderungen in reichstem Maaße erfüllt werden. Denn wenn eine Statue ihren Arm erhebt, so will ich wahrnehmen, daß sie dies wirklich thut, und mich der Künstler nicht blos ein nach Oben gerichtetes Stück Marmor sehen läßt, das allenfalls die Form von Arm und Hand hat. Auch glaube man nicht, daß ein schön ruhendes Bild, etwa eine Madonna keine Bewegung besitzen könne. Vielmehr drückt sich in ihm die Vernichtung aller Leidenschaft und Unruhe aus, und dies ist doch die höchste und reinste Bewegung, die gedacht zu werden vermag. Wenn der höchste Gott unbeweglich in sich selbst ruht, so ist dies kein Schlaf oder Traum, wie Etliche zu glauben scheinen, sondern die Höhe vollendeter Selbstbetrachtung, die ihm nur deßhalb so leicht wird, weil er so groß ist. — Wir wenden uns jetzt nach diesen ergänzenden Bemerkungen unseren letzten und höchsten Kunstbetrachtungen zu, nach deren kurzer Behandlung wir nur noch einiges Praktische in Beziehung auf Kunststudium für den akademischen Jüngling beifügen werden.

Die Kunst ruht auf den unerschütterlichen Säulen der wirklichen Welt. Was aber dieser letzteren zu schwer wird, das leistet die Kunst, und strebt, die höchste Vollendung der Erscheinung darzustellen. Als solche beschäftigt sie sich denn mit der Verklärung

des Daseins und Lebens, und es gibt demnach keine einzige menschliche Bestrebung, die über sie hinausgehoben werden könnte. Nun aber hat uns das Ende unserer theologischen Vorlesungen gelehrt, daß auch der Wirklichkeit noch eine Verklärung bevorsteht, deren Natur in der tiefsten Ineinsbildung der Umkehr bestehen wird. Folglich ist die Verklärung, welche die Kunst der Wirklichkeit zu geben sucht, nicht blos eine ideale Unbestimmtheit, sondern eine Anticipation der Zukunft, auf welche der Mensch durch den in seinem tiefsten Inneren verborgenen Instinkt einer gewissen prophetischen Gabe hingetrieben wird. Wo daher ein Künstler wahrhaft gottbegeistert eine erhabene Leistung zu Tage fördert, da offenbart sich bereits in sinnlicher Gestalt die Herrlichkeit des geschichtlichen Endes, über das hinaus zu blicken wohl kaum einem menschlichen Auge gestattet sein mag. Kunst ist folglich nach allen Seiten hin die Krone menschlicher Thätigkeit, und könnte höchstens nur noch von ihrer eigenen Wissenschaft übertroffen werden, da nach allem Bisherigen wahre Aesthetik nur die höchste Erkenntniß sein kann, indem sie gleichsam die Lehre vom Baue einer neuen Welt nach Vernichtung der alten darzustellen hat. Wir hatten daher sehr Recht, sie noch über die Theologie hinauszuheben und zum allein richtigen Schluß unseres encyklopädischen Schematismus aller Wissenschaften zu machen. — Es bleibt uns jetzt nur noch die Frage zu beantworten, was Aesthetik dem studierenden Jüngling sein könne und sein solle.

Jede Wissenschaft hat in sich etwas von einem Handwerk, das, so gering oder so hoch man es auch anschlagen mag, doch immer eine Nothwendigkeit enthält und niemals ungestraft hintangesetzt werden darf. Indem nämlich diese oder jene wissenschaftliche Disciplin ihre bestimmte Grenze hat, über die hinaus ihre Specialität natürlich zu wirken aufhört, auch bei ihr, wenigstens nicht von allen, nicht immer auf ein absolutes Fundament zurückgegangen werden kann, so behält sie, selbst im besten Falle, noch immer manches Unverstandene, das eben nur so angenommen werden kann. Alles Unverstandene oder Unverständliche erzeugt aber Anstrengung und sklavische Aneignung, wenn es doch gewonnen werden soll. Alles derartig Erarbeitete jedoch veranlaßt in seinem Besitzer Stolz und in Folge dessen eine gewisse Bornirtheit,

von der sich jedoch frei zu halten Aufgabe des Menschen ist. Es ist demnach sehr wünschenswerth, daß jeder, der sich einem wissenschaftlichen Gebiete zuwendet, irgend ein anderes Feld seiner Berücksichtigung offen erhält, um an demselben einen entschiedenen Regulator zu besitzen, vermittelst dessen er seinen einseitigen Bestrebungen stets eine mildernde Correktur kann angedeihen lassen. Zu einem solchen Rektifikator geistiger Existenz dient aber keineswegs eine zweite einseitige Wissenschaft. Denn wenn sie auch in manchen einzelnen Fällen einen guten Beistand abgeben kann, so kann doch für gewöhnlich eine Einseitigkeit nicht durch eine zweite ausgetrieben werden. Wird es demnach vielleicht nicht gut sein, die Philosophie zu solchem Regulator zu erheben? Sie ist ja die Wissenschaft der Gründe, und als solche wird sie wohl vor jeder unwahren Beschränkung zu schützen wissen. Auch vermag sie dies allerdings. Aber wie der Glaube, so ist auch die Philosophie nicht Jedermanns Ding. Es bleibt also behufs der angedeuteten Correktur nichts anderes als die Kunst übrig. Alle Wissenschaften bilden eine Einheit. Als solche haben sie nur ein Ziel. Von der Kunst aber fanden wir, daß sie vermöge der prophetischen Gabe des Menschen das Endziel aller menschlichen Dinge anticipire. Auch liegt im Ende immer die Wahrheit des ganzen Prozesses. Nichts wird demnach jeder Bornirung in eine Einseitigkeit hinein entgegenzutreten, so geschickt sein, als die Kunst, und jedem Manne der That wie der Wissenschaft wird die Beschäftigung mit ihr im Allgemeinen oder mit einem ihrer Glieder nicht genug anzurathen sein. Aber wer bereits zu sehr einer Einseitigkeit dahingegeben ist, dem wird auch die Kunst schon nicht mehr helfen können, ja, was das Schlimmste ist, die Beschäftigung mit ihr wird ihm sogar nicht mehr munden. Es kann also dem akademischen Jünglinge, wenn er anfängt, sich in seine spezielle Wissenschaft zu versenken, nicht genug angerathen werden, zum mindesten seinen strengen Studien stets eine ernsthafte Lektüre des Edelsten und Größten zu verbinden, was die Poesie aller Zeiten und Völker geliefert hat, da zu andern Kunststudien ihm leicht entweder Gelegenheit oder Talent gebrechen kann. Ich sagte aber, eine ernsthafte Lektüre, indem eine oberflächliche und spielende ihn leicht der Gefahr aussetzen kann, Lust und Geschmack an seinen strengen und im Anfange

so sehr herben Arbeiten zu verlieren. Auch ist dem studierenden Jünglinge die Beschäftigung mit der Kunst noch aus anderem Grunde zu rathen. Jeder Mensch besitzt nämlich einen gewissen Stoff und Inhalt, dessen anfängliche Ungelenkheit ihm immer viel zu schaffen macht, den zu bebauen aber Niemand mehr obliegt, als demjenigen, der zu höherer Bildung und zu edlerer Stellung in der Gesellschaft berufen ist. Nun aber besitzt die Kunst schon deßhalb den höchsten Formenreichthum, weil in ihr das Gesetz der Umkehr seine höchste und energischste Wirklichkeit gewonnen hat. Es ist demnach offenbar, daß nächst seinen ernsthaften Bestrebungen und wissenschaftlichen Arbeiten den akademischen Jüngling nichts so sehr befähigt, der Starrheit und Massenhaftigkeit seines substanziellen Inhalts Form und Gliederung aufzuzwingen, als eine strenge und gewissenhafte Uebung des Künstlerischen, das ja zugleich an Angenehmem und Erfreulichem so überreich genannt werden muß. Es ist folglich allein die Kunst und die Versenkung des Geistes in ihre Tiefen, welche dem Geist die letzte und höchste Weihe wahrer Bildung und menschlicher Entwicklung zu verleihen im Stande ist. Der ist daher mehr Barbar, als akademischer Bürger, welcher sich der Beschäftigung mit einer so feinen und tiefsinnigen Sache, wie die Kunst ist, völlig zu entziehen sucht.

Dies ist es nun, was an diesem Orte über Kunst zu sagen war. Alles Weitere kann allein in einer Aesthetik oder nur in einem speziell für Künstler bestimmten Handbuche seine Stelle finden.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Ueber den Abgang von der Universität.—Schluß.

Meine Herrn! Nachdem wir zuerst die hohe und innerlich bedeutsame Stellung des akademischen Bürgers aufgewiesen und ihre nothwendigen Wirkungen selbst bis in die kleinsten Nebenumstände seines Verhaltens herab verfolgt hatten, waren wir sodann zu den ihm gestellten Hauptzwecken übergegangen, um deren schwieriger Erreichung willen eben der Ton selbst des äußerlichen Betragens so hoch angegeben werden mußte. Auch hier sind wir jetzt zum Ende hindurchgedrungen, und glauben, einen doppelten Zweck nicht verfehlt zu haben: nämlich einmal den, jedem studierenden Jünglinge auf der Bahn, die er zu durchlaufen beschlossen hat, den eigentlichen Kern eröffnet zu haben, ohne den in keiner Wissenschaft eine ersprießliche Leistung zu hoffen ist, und nach diesem den zweiten, gewiß noch bedeutenderen, jede einzelne Wissenschaft nur dann ebenso als fruchtbringend, wie als erreichbar dargestellt zu haben, wenn ihr objektiver und subjektiver Anbau auf jener Erkenntniß aufgeführt wird, welche das Gedeihen des Einzelnen allein aus seinem Zusammenhange mit der Gesammtheit hervorgehen läßt. Wir hätten daher jetzt im Grunde genug gethan, um den jungen Mann, welcher sich dem Studium der Wissenschaft ergibt, nirgends einer Rathlosigkeit preisgegeben sein zu lassen. Denn wem das Centrale einer so hohen Sache, wie die Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes ist, enthüllt und damit gleichsam ausgeliefert worden ist, der hat ein Samenkorn in sich empfangen, dessen Kraft der Entfaltung so mächtig ist, daß sie

ihn selbst in dem verwickeltsten Zweifelfalle nicht zu verlassen vermag. Dennoch ist noch eine Seite übrig, die selbst den innerhalb seines hohen Standpunktes Gewürfeltsten eben deßhalb, weil der Standpunkt ein so hoher und demnach vielleicht scheinbar unwirklicher ist, dann und wann in einige Verlegenheit setzen möchte. Um daher der von uns übernommenen Verpflichtung völlig nachzukommen, wollen wir zum Schlusse auch noch diesem Punkte unsre ungetheilteste Aufmerksamkeit zuwenden, damit nicht gerade jener, der sich uns am vorbehaltlosesten ergeben hat, uns beschuldigen könnte, daß wir ihn am Ende seiner akademischen Laufbahn unberathen hätten stehen lassen.

Der Standpunkt des akademischen Bürgers ist nämlich zufolge aller unserer seinem Begriffe entnommenen Darstellungen ein rein idealer. Denn wir haben ja gezeigt, daß die Würde des studierenden Jünglings allein auf seinem Bestreben nach ächter, durch den Begriff der Freiheit bedingter Erkenntniß basirt ist. Nur unter diesem Vorbehalt ist der Studierende in der bürgerlichen Welt als Mann aufgenommen. Bricht er diesen Vertrag, so hat er kein anderes Anrecht, denn als junger Mensch betrachtet und behandelt zu werden. In diesem Vertrags-Verhältnisse steht der angehende Mann aber nur so lange, als er akademischer Bürger ist. Sobald er daher aus dieser Stellung scheidet, so tritt er offenbar in eine andere Kategorie ein, und die Wirklichkeit eignet sich seine Persönlichkeit mit allen ihren Ansprüchen zu. Nun ist es freilich wahr, daß, wenn der junge Mann, der die Universität verlassen hat, die moralische Würde seines akademischen Bürgerthums zum Besitze seines innersten Wesens gemacht hat, ihn derselben Niemand berauben kann. Auch wird ihm jeder wahre Mann, der ihm auf seinem Wege begegnet, in der kürzesten Zeit die Höhe seines innerlichen Wesens bald abfühlen, und derselben seine gerechte Anerkennung nicht versagen. Indeß wird solche Würde von der Oeffentlichkeit von nun an höchstens noch vorausgesetzt, niemals aber als eine Berechtigung, gleichsam als character indelebilis zugestanden. Der Studierende daher, welcher aus seinem akademischen Verbande durch den Verlauf der Zeit herausgetreten ist, befindet sich nicht mehr in einer Gesellschaft, welche bereits durch ihre Natur mehr oder weniger den allgemeinen

Gesetzen menschlicher Coexistenz enthoben ist*), und muß es sich von nun an gefallen lassen, als ein gewöhnliches Glied der Wirklichkeit behandelt zu werden. So unangenehm folglich auch dem akademischen Jünglinge diese Aussicht sein mag, nichtsdestoweniger wird er gut thun, immer das Bewußtsein in sich rege zu erhalten, daß auch er berufen ist, längere oder kürzere Zeit die Knechtsdienste einer oft ziemlich geringen Wirklichkeit leisten zu müssen. Denn ihn, welcher während seines Aufenthaltes auf der Universität in gewissem Sinne die vollen Rechte einer bevorzugten Klasse genoß, erwartet das sichere Schicksal, an irgend eine Kategorie gleichsam unten angefügt zu werden, bis er durch eigene Verdienste früher oder später auf ihrer Stufenleiter eine höhere Sprosse zu gewinnen vermag. Es ist unsre Aufgabe, die Art und Weise anzuzeigen, wie der aus seiner freien Stellung in die Abhängigkeit der Wirklichkeit übertretende akademische Bürger in seiner neuen Situation zu fühlen und zu handeln habe.

Hier können wir uns denn für's erste mit Jenem nicht weiter beschäftigen, welcher mit demselben stumpfen Sinne, mit dem er früher die Freiheit hingenommen und sich dieselbe höchstens als Mittel seiner Trägheit oder Sinnlichkeit hat gefallen lassen, nun auch sich bereitwillig dem Joche der realen Existenz unterwirft und kaum einmal daran denkt, daß ihm jetzt etwas Widerwärtiges und seiner früheren Stellung wenigstens scheinbar Entgegengesetztes widerfahre. Die knechtische Seele wundert sich niemals darüber, wenn ihr irgend jemand das Joch irgend welchen Dienstes auflegt. Auch ist dies völlig in der Ordnung und gar nichts dagegen einzuwenden. Je rascher und entschiedener wir uns aber von einer Gemeinheit der Gesinnung abwenden, mit um so mehr Drang und Eifer wenden wir uns jenen freilich minder Zahlreichen, aber

---

*) Daß gegen diese Stellung der studierenden Jünglinge zu allen Zeiten die eine oder die andere Klasse der menschlichen Gesellschaft aufgetreten ist, versteht sich von selbst. Erst unserer Zeit war es indessen vorbehalten, daß akademische Bürger sich selbst ihrer Vorrechte entledigen wollten. Wir geben ihnen zu bedenken, daß ein solcher Selbstmord nicht die gewünschte Folge haben wird, sie um so früher zu Staatsbürgern zu machen, da sie vielmehr nur um so länger Schüler zu bleiben genöthigt sein würden.

um so Edleren zu, welche mehr oder weniger an dem Joche rütteln und zum mindesten unter seiner Last schwer einhergehen. Wir gestehen ihnen gerne zu, daß ihr Unwille, wenn auch nicht gerade ein gerechter und begründeter, so doch wenigstens ein natürlicher ist, der, wenn er das Maaß des Zugestandenen nicht überschreitet, einem edlen Gemüthe keineswegs unschön steht, da das gegen den Zügel sich sträubende Roß stets einen erfreulichen, oft sogar einen prachtvollen Eindruck zu erzeugen im Stande ist. Ueberdies ist ja auch seine Kraft des Widerstandes die Gewähr für Thaten, welche dem ruhigen Saumthiere niemals zu leisten möglich sein werden. Jenen Unwillen daher gegen die Last der Wirklichkeit, welcher den jungen Mann bei seinem Abgange von der Universität ergreift, entschuldige ich nicht nur, sondern ich fordere ihn sogar, da er sich in Kurzem zum Stoffe der herrlichsten Einwirkungsfähigkeit auf die Wirklichkeit umgestalten wird und kann, wenn nur der neue scheinbar so tief gestellte Staatsbürger nicht Gefahren unterliegt, vor denen mit einigen Worten zu warnen wir nicht umhin können.

Das Häufigste nämlich, was unter dem ersten Einflusse der Wirklichkeit sich der des Druckes ungewohnten Gemüther zu bemächtigen pflegt, ist der Glaube, den Beruf verfehlt zu haben. Wir läugnen nicht, daß dieses dann und wann der Fall sein mag, und wenn die Verhältnisse noch eine Umkehr gestatten, so zögern wir ebensowenig, ihre rascheste Ergreifung anzurathen. In den meisten Fällen jedoch liegt der Grund zu solcher Annahme nur in dem Joch, nicht in der Sache. Denn, so hart es lauten mag, die Erfahrung lehrt es mit jedem Tage mehr, daß der Geister, welche überhaupt von Beruf sprechen dürfen, weit weniger sind, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Irrthum, Bestimmung durch Andere, Laune oder Hochmuth hören nicht auf, sich unter dem edlen Namen des Berufes einzuschleichen, und für den Einzelnen wie für die Gesammtheit ist es sogar besser, daß solche Täuschungen und Surrogate des Höheren bestehen, als daß ihrer Unwahrheit entgegen gearbeitet werde. Ist der Beruf wirklich verfehlt, so ändere man ihn, wenn es noch Zeit ist. Ist diese verronnen, so ist es des Mannes bei weitem anständiger, unter der Last einer unlieben Beschäftigung einherzugehen, als von ihr

abzuſpringen, und z. B. unter dem Titel eines Litteraten eine Reiſe ins Blaue zu beginnen, auf der mit jedem Meilenſteine vorwärts, ohne dabei den Beruf zu finden, der Ruf höherer Art mit beſchleunigter Bewegung verloren geht. Wenn wir von Allem, was man ſo gewöhnlich Beruf zu nennen pflegt, abſehen und uns fragen, was denn der eigentliche, menſchliche Beruf des Menſchen ſei, ſo bleibt, wenn wir ſein Inneres und Himmliſches unberückſichtigt laſſen, kein anderer übrig, als der: daß wir das Edelſte unſerer Gedanken und unſeres Willens der bruta tellus der Wirklichkeit ſo viel wie möglich einzuhauchen, oder doch zum mindeſten aufzuprägen ſuchen. Nur wer dies thut, verdient — ein zwar mißbrauchtes, aber nichtsdeſtoweniger ſehr edles Wort — wahrhaft geachtet, oft vielleicht ſogar verehrt und bewundert zu werden. Es iſt daher im Grunde faſt einerlei, welches äußerliche Mittel des Berufes wir anwenden, dieſer hohen Aufgabe zu entſprechen. Der niederſte Verwaltungsbeamte kann trotz eines Seelſorgers wirken, während die Handlungen des höchſt geſtellten Geiſtlichen ſchlechtere Einflüſſe auszuüben vermögen, als die Unwahrheiten und unſittlichen Lügen des intrigantesten Beamteten oder Advokaten. Desjenigen demnach, der ſich auf irgend einem Gebiete mit den überall Gemüth wie Charakter ſtärkenden Aufgaben der Wiſſenſchaft abgegeben hat, iſt es allein würdig, da, wo er ſteht, auszuharren und einen Atlas vorzuſtellen, der, wenn auch widerwillig, ſeine noch ſo ſchwere Laſt trägt. Ja, ſollte er ſich auch während ſeines ganzen Lebens wahrhaft unglücklich fühlen, ſo wird dies gerade der Triumph ſeiner Todesſtunde und in ihr die Abwehr für das Gefühl eines verfehlten Lebens ſein, weil er das Bewußtſein haben wird, einen nicht ſelbſt übernommenen, ſondern auferlegten Beruf getragen zu haben. Denn nichts drückt ſchwerer, als die Erkenntniß, durch eigene Wahl alle die Verantwortlichkeiten einer bedeutſamen Stellung auf ſich geladen zu haben. Nichtsdeſtoweniger wird es aber doch von uns gerne zugeſtanden, daß das nicht Geliebte ein nur allzu ſehr Unerfreuliches iſt, und es muß daher von uns jetzt billig eine zweite Gefahr berückſichtigt werden, die auf den in ſolcher Lage Befindlichen nur allzuleicht eindringt.

Wer nämlich ein ihm mehr oder minder Unleidliches trägt,

von dem kann nicht gefordert werden, daß er dazu eine stets freundliche Miene mache. Es droht ihm folglich die traurige Lage, in einen Zustand der Erbitterung überzugehen, der, wenn er habituell wird, das Gemüth leicht zu einem durchaus ungerechten machen kann. Wo wir uns im Leben auch hinwenden, wird uns überall das Recht selbst ganz bescheidener Ansprüche verkümmert. Tausendmal sehen wir uns mit unseren besten Gefühlen abgewiesen. Die Bestrebungen unserem Ziele entgegen werden durch die der Anderen gekreuzt, ja es ist sogar leicht in die Klasse jener Unglücklichen zu fallen, denen ein wunderliches Mißgeschick allüberall in den Weg tritt. Es kann dies Schuld eigener Fehler, Zufall (denn auch dieser hat eine gewisse, von Gott gewollte Berechtigung in unsrer keineswegs besten Welt), endlich sogar Leitung eines höheren Schicksales sein. Was es aber auch sein mag, so viel ist gewiß, daß es hundert Ursachen gibt, welche das gekränkte, in sich selbst zurückgeschreckte Gemüth mit einem oft sehr leisen und daher selbst dem Besitzer unbewußten Grimm zu füllen vermögen, welcher bei dem den höchsten Gipfel erreichen muß, der durch falschen Berufsweg in den, sogar dem Geringsten gestatteten, Ansprüchen für immer verletzt ist. Aber selbst abgesehen davon, daß es unsre Pflicht ist, für alles Menschliche, mag es uns oder andere angehen, einen stets offnen Sinn zu bewahren, so ist jede Erbitterung geradezu geeignet, ein schon sonst vorhandenes Leiden zu einem unausstehlichen zu machen, so daß schon der Egoismus jede Art von Ingrimm uns fern zu halten gebietet. Ein unangenehmer Zustand ist nur dadurch erträglich, daß wir trotz seiner Anwesenheit die Heiterkeit des Gemüths bewahren, ja durch diese seinen Druck sogar zu einem nichtigen zu machen verstehen. Wer eine solche Ironie zu gewinnen vermag, der besitzt in ihr einen Segen des Herrn, vermittelst dessen er zum Meister des Schicksals wird. Auch ist solche Scherzfähigkeit über den eigenen Zustand weit entfernt von jener Laune der Satyre, welche die erscheinende Frucht jeder verhaltenen Erbitterung zu sein pflegt. Darum steht Sterne so hoch über Swift (was außerdem vielleicht nicht der Fall sein würde), weil der letztere während seines ganzen Lebens sich niemals eines gewissen Grimmes entschlagen konnte. Jedoch liegt auch in jener gestatteten Heiterkeit und Scherzhaftigkeit noch eine

verbotene Seite, und es ist diese als eine gewisse Genialität zu bezeichnen. In ihr erkennen wir die dritte Gefahr, der man im beginnenden Kampfe mit der Wirklichkeit mit nie zu beseitigenden Folgen unterliegen kann. Auch diesem dritten und letzten Punkte, da alles absolut Niederere gleich im Anfange von uns entfernt wurde, wollen wir jetzt noch einige Betrachtungen schenken, ehe wir zu einer neuen Wendung unseres allgemeinen Zusammenhanges übergehen.

Wahrhaft genial kann nur dasjenige Gemüth sein, welches als ein gegen sich selbst freies bezeichnet zu werden verdient. Denn allein eine solche Unabhängigkeit gegen die eigene Persönlichkeit versetzt auf jenen hohen Standpunkt, von dem aus alle Dinge theils als unendlich tiefe, theils, mit Sterne zu reden, als stets mit einem Scherze schwangere entgegen treten. Dieser erhabenen Freiheit nahe verwandt scheint eine gewisse Gleichgültigkeit zu sein, welche sich auch dem Werthe der Dinge gegenüber als völlig unbetheiligt zu geben sucht. Weit entfernt aber, daß eine derartige Gleichgültigkeit aus der Quelle idealer Höhe entspringt, muß vielmehr eine ziemlich entschlossene Verzweiflung als ihre Muse bezeichnet werden. Wenn wir nämlich kürzer oder länger, mit größerem oder geringerem Rechte von der Wirklichkeit der Existenz mit allen unseren Bestrebungen zurückgewiesen werden, so pflegt sich des Charakters sehr leicht eine Art von Wildheit zu bemächtigen, deren kecke Kühnheit die Willkühr des Momentes für die höchste Aeußerung menschlicher Freiheit anspricht. Zwar mag es sein, daß der Eine oder der Andere ziemlich lange sich auf diesem Indifferenzpunkt des Verbrechens und Epikureismus zu erhalten vermag, jedem aber, der nicht bei Zeiten in das dem Menschen gesteckte Maaß zurücktritt, wird es zuletzt begegnen müssen, daß er aus solchem Standorte entweder in einen Haß alles objektiven Lebens übergeht, der ihn endlich selbst zu einem Natur- und Gottes-Feind zu machen vermag, oder einem zügellosen Cynismus verfällt, durch dessen Einwirkung das Gemüth sogar der edelsten Menschencharaktere beraubt werden kann.

Nehmen wir nun aber alle diese Möglichkeiten zusammen, durch die ein der Wirklichkeit allzusehr widerstrebendes Gemüth den höchsten sittlichen Gefahren ausgesetzt werden kann, so tritt uns

alsbald die Frage entgegen, ob der menſchliche Geiſt nicht gerade deßhalb ſo lange auf der Erde verweilen und ſich mit Kräften abkämpfen müſſe, welche die Selbſtſtändigkeit ſeiner Perſönlichkeit oft bis aufs Aeußerſte demüthigen, damit er allmählig von einer gewiſſen Quantität roher und wilder geiſtiger Kräfte gereinigt werde, in deren Anweſenheit ein abſolutes Hinderniß für das Gedeihen ſeiner innerlichen Natur zu liegen ſcheint. Denn wäre dieſes nicht, warum ſollte dann nicht das leitende Weltgeſchick jedes Individuum auf dem Gipfel ſeiner Kraft und in dem glänzendſten Momente ſeiner Entwicklung dem Daſein entziehen, um es augenblicklich in einen Zuſtand zu verſetzen, in welchem Fortſchritt auf Fortſchritt alle ſeine Mühen auf das glücklichſte krönen wird? Wenn daher, mit Hamann zu ſprechen, ohne Höllenfahrt keinem Menſchen die Himmelfahrt möglich gemacht wird, wenn dies ein Geſchick iſt, dem ſich weder Fürſt noch Bettler entziehen kann, ſo iſt kein Grund zu finden, warum gerade der zur Erkenntniß Berufene und nur um deren Erwerbung willen eine Zeitlang dem Druck der Verhältniſſe Entrückte von dem allgemeinen Looſe befreit bleiben ſollte. Im Gegentheil, gerade weil der Erkennende den höchſten Genuß des Lebens ſich ſtündlich aneignen kann, weil er in Folge hievon den Verſuchungen des höchſten Hochmuthes ausgeſetzt iſt, und zugleich doch auch wieder durch die Kraft vollendeter Einſicht am meiſten befähigt iſt, Druck und Laſten zu tragen, ſo iſt es ſehr natürlich, daß gerade er von der Stufe der Freiheit und Erkenntniß als einer auch äußerlich autoriſirten verhältnißmäßig ſehr tief hinab muß, um durch das Läuterungsfeuer des Dienſtes von allen jenen Schlacken befreit zu werden, die durch den koncentrirten Genuß aller jener Reſultate in ihm erzeugt wurden, deren ſich das Menſchengeſchlecht auf der langen Stufe ſeiner Entwicklung erſt allmählig bemächtigt hat. Diejenigen, welche die Frommen genannt werden, ſagen, daß gerade dann, wann Prüfungen oder Verſuchungen drohen, Gott ſeinen Geliebten vorher die reichſten Blicke in das Weſen ſeiner Gnade geſtatte, damit die dadurch gewonnene Steigerung die Geiſter befähige, das Feuer der innerlichen Noth durch die empfangenen Schätze zu beſchwichtigen. Alſo, freilich in weit geringerem Maaße, der mit der kräftigen Speiſe der Wiſſenſchaft Geſtärkte. Iſt er der, welcher er ſein ſoll, ſo wird es ihm

sogar eine gewisse Freude erzeugen, wenn er seine durch Erkenntniß gestählte Natur in einem gewissen Drucke sowohl beweisen wie besonders auch steigern kann. Derjenige ist der Wissenschaften, die er eingesogen, durchaus unwerth, welcher nicht selbst eine gewisse Lust empfindet, die Kraft seines Armes im Kampfe mit widerstrebenden Elementen zu erproben. — Wir wollen jetzt einige von den Hauptvortheilen namhaft zu machen suchen, welche daraus entstehen, wenn sich der durch Erkenntniß völlig frei Gewordene mit muthiger Kraft und Willigkeit dem, wenn auch noch so lange andauernden, Knechtesdienste der Wirklichkeit unterwirft.

So viel üble Neigungen auch in der menschlichen Brust verborgen liegen mögen, so kann ihr selbst von dem strengsten Theologen doch eine gewisse Harmlosigkeit nicht abgesprochen werden, mit welcher sie einen guten Willen zu besitzen und das Edlere zu gewinnen wünscht. Selbst Kant hat sich hiefür ausgesprochen, so entschieden er auch das in uns als anwesend erklärt, was er das radikale Böse genannt hat. Wenn nun aber auch die Innerlichkeit eines solchen guten Willens uns nicht völlig abgesprochen werden kann, so täuschen wir uns doch, wie im späteren Alter, so auch ganz besonders in der Jugend sowohl über die Intensität dieses Willens als auch über das, was gut genannt zu werden verdient. Den Drang des guten Willens nämlich setzen wir der Kraft seiner unermüdlichen Ausdauer gleich: — das Gute verwechseln wir mit dem Edlen, und ahnen nicht, daß jenes erstere nicht eines vagen, sondern gerade des bestimmtesten Begriffes bedarf, den überdies der den Wissenschaften Ergebene vollkommen inne zu haben glaubt. Nun aber gehört die Einsicht in das Gute und in die Intensität des Willens gerade zu jenen Dingen, welche nicht durch Erkenntniß, sondern hauptsächlich, ja vielleicht allein durch innere Erfahrung vom Geiste angeeignet werden könne. Der gute Wille der Jugend wie die Nachhaltigkeit desselben ist demnach mehr ein blinder Naturtrieb, als eine wahrhaft bewußte Intention. Bis daher der Jüngling hierin die einzig wahre Richtung gewinnt, treibt er sich in einem Meer von Illusionen, Verirrungen und Anticipationen umher. Es ist demnach allein eine länger andauernde Zeit des Knechtesdienstes, durch welche jener ächte Begriff der Güte gewonnen werden kann, ohne welchen

ſelbſt die großartigſte Intention auch gar keine Gewähr ihres Gelingens wie ihrer Dauer beſitzt. Ein ſo außerordentlicher Geiſt, wie Lord Byron war, würde noch zu ganz anderen Zielen und Erfolgen hindurchgedrungen ſein, wenn ihn die Schranke eines Berufes zu einer Zeit zuſammen gehalten hätte, zu welcher wir Freiheit und Willkühr zu identificiren ſo ſehr geneigt ſind. Was aber hier auf dem moraliſchen Gebiete gilt, das iſt auch von dem intellektuellen auszuſagen, und dies iſt der zweite Punkt, dem wir uns hier zuzuwenden beſchloſſen haben.

Wir gehören, wo es ſich um die Erkenntniß irgend welcher Art handelt, keineswegs zu jenen, welche behaupten, daß man erſt eine gewiſſe Reihe von Irrthümern durchlaufen haben müſſe, ehe man einen Standpunkt erreichen könne, von dem aus etwas wahrhaft Probehaltiges geleiſtet werden könne. Vielmehr glauben wir gerade umgekehrt, daß der kräftige und unbefangene Inſtinkt der Jugend oft entſchiedener das Wahre zu ergreifen vermag, als die wähleriſche und ängſtliche Genauigkeit des ſpäteren Alters. Auch fehlt es nicht an Beweiſen und Beiſpielen (wie denn hier gleich Leibnitz ein ſolches abgibt), daß ſelbſt die bedeutendſten Männer nach langen Zwiſchenverſuchen wieder zu Gedanken zurückgekehrt ſind, welche ſie früher, zum Theil bei ſehr großer Jugend, gehegt, aber ſpäter verlaſſen hatten. Leider kommt es aber nicht blos darauf an, daß der richtige Gedanke ausgeſprochen, ſondern daß er auch in der richtigen Weiſe ausgeſprochen werde. Jeder Gedanke nämlich tritt, wenn er mehr oder minder neu iſt, einer Kette ſchon anweſender und angenommener Anſichten entgegen. Mögen dieſe auch noch ſo falſch ſein, ſie ſind, — und haben damit eine Geltung gewonnen, die erſt wiederum auf wiſſenſchaftlich ſtrategiſche Weiſe überwunden werden muß. So wenig es daher vielleicht der Erfahrung bedarf, um wirklich fruchtbringende Central-Gedanken zu erzeugen, ſo ſehr ſcheint dieſelbe doch nothwendig zu ſein, wenn es ſich darum handelt, derartige Anſchauungen zu Thatſachen der Gegenwart zu erheben. Es iſt alſo auch zu einem kunſtgemäßen Sieg auf intellektuellem Gebiete die Probe der Erfahrung ein unumgänglicher Faktor und demnach auch hier die Zeit des Knechtesdienſtes eine ſegenbringende Nothwendigkeit. Wir ſind aber damit bis zu jenem dritten und letzten

Punkte vorgeschritten, der hier noch eine besondere Berücksichtigung zu verdienen scheint.

Der Hauptzweck, um deß willen jeder Mensch eine größere oder geringere Reihe von Jahren zu durchlaufen hat, ist keineswegs der, daß er irgend eine Thatsache vollbringe, durch deren Einfluß der Progreß der Mitwelt in irgend einer Weise gefördert werde. Ich bin, um zu sein, um durch Regung meines innerlichen Menschen zu einer Steigerung durchzudringen, welche die nackte Existenz allein nicht zu geben vermag. Bin ich daher in jedem Momente meiner Existenz nur alles das gewesen, was ich ihr sein konnte, so habe ich die Aufgabe meiner Laufbahn erfüllt, und so unbedeutend sie mir auch an ihrem Ende erscheinen mag, dennoch kann ich sie im Angesicht des Todes mit Ruhe überschauen, da nur die Kraftäußerung, nicht ihre Wirkung das vorgesteckte Ziel bildete. Obgleich aber diese Anschauungsweise die allein richtige ist und den einzigen Trost jedes treuen Strebens ausmacht, so ist es doch auch hinwiederum natürlich und der edelste Ehrgeiz, wenn der menschliche Geist ein letztes Resultat, ein endliches Ziel aller seiner Thätigkeit als offenbare Wirkung nach Außen hin erreichen will. Denn überdies scheint es doch Thatsache zu sein, daß der leitende Arm der Geschicke dann und wann schlagende Aenderungen in dem Laufe des geschichtlichen Daseins zu Stande bringen will, und wir können demnach niemals wissen, ob nicht die höchste Entwicklung unseres Eifers wie unserer Kräfte den Herrn der Dinge bewegen könne, gerade uns, dich oder mich, zum Träger seines Willens und seiner Beschlüsse zu berufen. Gehen wir nun aber immer in dem Bewußtsein solcher Möglichkeit einher, daß nämlich die uns angeborne Kraft vielleicht die eben nothwendige sei, da oder dort, im Großen oder im Kleinen den durch andere Verhältnisse vorbereiteten, entscheidenden Schlag zur Ausführung zu bringen, so müssen wir in jeder Beziehung auch völlig gerüstet sein, der auferlegten Bestimmuug unserer Kräfte nicht durch dieses oder jenes Hinderniß störend in den Weg zu treten. Soll aber nun irgend eine Kraft auf irgend welchen Stoff einen Einfluß ausüben, so muß ihre Anwendung nicht allein durch die hinreichende Potenz ihres Vermögens unterstützt, sondern auch nach dem Substrate berechnet sein, auf welches eine

Einwirkung hervorgebracht werden soll. Ein zu modificirendes Objekt kann ich aber nur dann mit Erfolg zu irgend etwas bestimmen, wenn ich Spannung und Inhalt seiner Kräfte auf's Genaueste durchforscht und durchdrungen habe. Ist nun, wie es denn ist, der Mensch allein das würdige Substrat für den Menschen, so werde ich niemals hoffen dürfen, die Gegenwart der Geschichte irgendwie bereichern oder befruchten zu können, wenn ich die Lage ihrer Exponenten nicht auf das Gründlichste kennen gelernt habe. Wahre Einsicht in das Getriebe irgend eines Verhältnisses gewinne ich aber keineswegs allein durch angestrengte Beobachtung der Sache, sondern nur durch den Angriff derselben auf ihren realsten, und also auf ihren gemeinsten und scheinbar verächtlichsten Punkten. Auch muß ich die ganze Extension des zu behandelnden Gegenstandes auf mich reagiren lassen, und darf daher selbst ihrem peinlichsten Drucke nichts weniger als auszuweichen suchen. Will daher ein so eben aus der Gemeinschaft der durch Freiheit Erkennenden ausgeschiedener Jüngling sich der schweren Knechtschaft seines Anfangs entziehen, so mag er auch nur auf jene mit dem herrlichsten Siegespreise winkende Hoffnung verzichten, einst die Wirklichkeit zu ihrem eigenen Besten lenken oder selbst beherrschen zu dürfen. Jener kann nur ein Feigling genannt werden, der um eines so großartigen Zieles willen nicht noch zu größeren Opfern und Demüthigungen bereit wäre. Auch haben wir schon bemerkt, daß der Umfang der Wirksamkeit der Bedeutsamkeit derselben keinen Eintrag zu thun vermag, da die Wahl derselben nicht in unsere Hände gegeben, sondern in die des Geschickes niedergelegt ist.

Wenn es für den menschlichen Geist die Versuchung gibt, da und dort der ihm auferlegten Abhängigkeit entfliehen zu wollen, so kann ein solches Unternehmen nur dann nicht ein kleinliches genannt werden, wenn ich mich in einem gewissen absoluten Sinne der Knechtschaft zu entledigen vermag. Kann sich unsrer da auch dann und wann die Täuschung bemächtigen, als sei jetzt die Zeit gekommen, welche die Möglichkeit eines solchen Sprunges gebracht hätte, so macht es doch unsrer Erkenntnißkraft geringe Ehre, wenn wir in diesem Irrthum lange befangen bleiben. Denn gerade aus seiner größeren Freiheit entspringen selbst dem Mäch-

tigsten die größten Leiden seiner Beschränkung. Es ist folglich die geschilderte Knechtschaft des von der Universität in die Wirklichkeit übertretenden Jünglings nur eine relative, und würde demnach, selbst wenn sie die verhältnißmäßig tiefste und sogar eine beständige wäre, gerade für den innerlich freiesten Mann die größten Reizungen besitzen. Denn da ein Solcher in dem allgemeinen Knechtesdienst des Lebens vielleicht eben dieses letzteren Aufgabe erkennen würde, so könnte er leicht zu der kühnen Hoffnung verleitet werden, daß seine künftige Selbstständigkeit die unbeschränkteste werden möchte, wenn er die einzig wahre Freisprechung, welche es gibt, die des Todes, in möglichst enger Schranke erwartete. Hiezu bedürfte es aber freilich einer Höhe der innerlichen Freiheit, welche von den Gliedern niedrerer Stufen nur belächelt werden würde, aber nichtsdestoweniger als das einzige Ziel betrachtet werden muß, dessen Erstrebung des Geistes nicht unwürdig ist. Wenn der französische Mystiker St. Martin den Ausspruch thut: daß der Mensch nur im Zustande geistiger Schmerzen, also des höchsten innerlichen Leidens, die ganze Sphäre seiner edleren Natur erregt und also in Thätigkeit versetzt fühle, so hat er damit nicht nur eine ascetische, sondern auch eine natürliche und, so zu sagen, physikalische Wahrheit unseres Geistes ausgedrückt.

Nachdem wir nun nicht nur die ganze Sphäre des akademischen Lebens selbst bis zu ihren scheinbar unbedeutendsten Momenten herab verfolgt, sondern auch einen so viel wie möglich vollendeten Organismus aller menschlichen Erkenntnißgebiete zur Anschauung gebracht haben, um dem akademischen Bürger die Qual des Schwankens und Suchens nach Kräften zu erleichtern, haben wir jetzt in unsrer letzten Vorlesung auch noch jenen Moment in Betracht gezogen, welcher als der Schlußstein des akademischen wie als Anfangspunkt des bürgerlichen Lebens betrachtet werden muß, und es ist damit noch das Aeußerste der Untersuchung unterworfen worden, was noch einigermaßen als eine zum akademischen Leben gehörige Seite angesehen werden kann. Denn Verhältnisse, wie Prüfungen und derartiges, glaube ich mit Recht als unter

der Würde unserer Aufgabe bezeichnen zu dürfen. Wer seinem auf Freiheit und Erkenntniß ruhenden Berufe eines akademischen Jünglings als solchem nachgekommen ist, der ist berechtigt, sich in Beziehung auf die Erprobung seiner errungenen Kenntnisse der schönsten Hoffnung eines glücklichen Resultates hinzugeben, da hier mehr als irgendwo das hohe Wort zu gelten scheint, daß demjenigen, welcher am ersten nach dem Reiche Gottes trachtet, alles Uebrige von selbst zufallen werde und zufallen müsse. Wir haben demnach der uns gesteckten Aufgabe nach allen Seiten hin vollkommen genügt, und können daher mit der befriedigtsten Stimmung von ihrer Behandlung Abschied nehmen. Obgleich es nicht erst meiner Aeußerungen und meines Unterrichtes bedurft haben wird, Ihnen zu sagen, meine Herrn, welch ein herrlicher, glücklicher und wichtiger Beruf es sei, um deßwillen Sie die Universität beziehen, so glaube ich doch, in einer Beziehung wenigstens nicht ohne Nutzen zu Ihnen gesprochen zu haben, indem es mir vielleicht gelungen ist, Ihnen den Grad jenes Glückes und jener Wichtigkeit in einer Ausdehnung in das Bewußtsein gebracht zu haben, die Sie selbst vorher vielleicht kaum für möglich gehalten haben würden. Ich kann sagen, daß für mich die Frucht und der Segen dieser zusammenverlebten Stunden ihre Wirkung nicht verfehlt haben und, wie ich hoffe, von andauernder Nachhaltigkeit bleiben werden. Denn wenn ich auch schon vorher die Schwierigkeit und den Ernst des Berufes, der einem akademischen Lehrer obliegt, wohl erkannt und gefühlt zu haben glaube, mit jener Anschaulichkeit, wie ich sie im Laufe unserer Betrachtungen mir zu eigen gemacht habe, waren sie mir vorher noch niemals vor die Seele getreten. O möchten Sie an Ihrem Theile das Gleiche von sich sagen können! Möchten Sie namentlich erkannt haben, daß die wenigen Jahre, welche Sie auf Hochschulen zubringen, von unberechenbarem Einfluß für ihre ganze nachfolgende Existenz zu sein vermögen, und daß eine Grundlage, die hier versäumt, ja etwa gar verachtet wurde, sowohl für Geist wie für Gemüth fast gar nicht mehr aufzuhebende Nachtheile herbeizuführen im Stande ist. Es ist mir jetzt nur noch übrig, Ihnen für die mir geschenkte Aufmerksamkeit den herzlichsten Dank auszusprechen, da ich in ihr die schönste Gewähr für die Erfüllung des eben geäußerten Wunsches zu sehen glaube. Leben Sie wohl!

Zusätze und Berichtigungen,

welche bei der Entfernung des Verfassers vom Druckorte völlig zu umgehen unmöglich war.

Seite 45 Zeile 1 v. u. lies Institutionen statt Institution.
— 64 — 13 v. u. — abzufinden st. zufinden.
— 71 — 4 v. o. — Hiegegen st. Hingegen.
— 71 — 14 v. o. — witzige st. winzige.
— 77 — 10 v. u. — sie st. ihn.
— 89 — 9 v. o. — den st. der.
— 118 — 2 v. o. — zu haben st. haben.
— 138 — 15 v. u. — vor st. von.
— 143 — 10 v. o. — dem st. den.
— 158 — 10 v. o. — Meckel st. Merkel.
— 158 — 14 v. o. — werden wollen st. wollen.

Zu Seite 163 Z. 17 v. o. den Spiegel des todten Meeres betreffend: Nach genaueren trigonometrischen, also nicht nur barometrischen Messungen, welche seitdem angestellt worden sind, liegt der Spiegel des todten Meeres noch weit tiefer unter dem des mittelländischen, nämlich 1337 Fuß: eine Angabe, die hierauf wieder auf etwas über 1200 Fuß herabgesetzt worden ist.

Zu Seite 170—173 vergleiche noch des Verfassers Theodicee I. S. 259—267.

Zu Seite 177 dasselbe Buch. Anhang. §. 13.

Das Seite 178 Zeile 5—21 v. o. Geäußerte möchte in dem Ring des Saturnus am ehesten noch eine durch polarische Wechselspannung hervorgerufene und darin fixirte (also constante) Contraktion atmosphärischer Massen erkennen lassen.

Seite 179 Zeile 12 v. o. lies ein statt eine.

Zu Seite 185 Zeile 6 v. u. die Scitamineen betreffend: Um hier durch Erwähnung der Scitamineen, als welche Monocotyledonen sind, kein Mißverständniß hervorzurufen, bemerken wir nur nachträglich, daß wir statt der Scitamineen auch ebensogut die Rebern oder Dipterocarpen (Vateria, Dryobalanops, Dipterocarpus) hätten nennen können. Allein es galt uns an dieser Stelle nur die Anführung irgend eines Repräsentanten für den hier speziell hervorgehobenen Gattungsbegriff des auslaufenden Vorder- und Hinter-Indiens, der, wie jeder Lokaltypus, sich durch alle Kategorien der entsprechenden Region durchführt. Daß an solchem jedoch ebensowohl Scitamineen wie Rebern Theil nehmen, lehrt schon ein oberflächlicher Vergleich mehrer Eigenschaften, z. B. von Kaempferia rotunda einerseits und Vateria indica wie Dryobalanops

aromatica andererseits. Die Scitamineen wurden aber von uns nur deßhalb vorzugsweise erwähnt, einmal um zu zeigen, daß auch Monocotyledonen an den Thatsachen der südöstlich-nordwestlichen Entwicklung Theil nehmen, und dann weil sich eben die Scitamineen zum ostindischen Boden ausgezeichnet autochthonisch verhalten, während bei den Guttiferen dies nicht in gleichem Grade der Fall ist.

Seite 195 Zeile 7 v. u. lies rechtwinkligen st. rechtwinklichen.

— 203 — 11 v. u. — und die st. und.

Zu Seite 221 ist zu bemerken, daß, wenn auch das dort über die Lustseuche Geäußerte aus anderem Gesichtspunkt betrachtet werden müßte, da allerdings hörbare Gründe gegen den amerikanischen Ursprung jener Krankheit aufgebracht worden sind, daß solche Modifikation auf das Allgemeine der dort angeführten Verhältnisse auch nicht den geringsten Einfluß auszuüben vermöchte, indem sich die Lustseuche sodann nur an die Haupt-Heerstraße der Weltkrankheiten anschließen würde. Uebrigens bleibt es dann noch immer merkwürdig, wie doch gerade um die Entdeckung von Amerika jene Krankheit den Charakter einer Seuche annahm. Sollte nicht vielleicht der Contakt mit einer „neuen Welt" eine Rückwirkung auf die Bewohner der alten ausgeübt haben, welche jener furchtbaren Gewalt ähnelte, mit welcher europäische (diesseitige) Uebel die Ureinwohner Amerikas ergriffen? Indeß scheint doch damals die Lustseuche, als sie gleich einer Pest Europa durchzog, in diesem Welttheil einen Strich von Südwest nach Nordost eingehalten zu haben, was in unserem ganzen Zusammenhang in etwas wieder auf eine Importation von Amerika her zu deuten wäre: — eine Importation, deren Möglichkeit die gegen sie vorgebrachten Gründe keineswegs noch völlig entkräftet haben.

Zu Seite 236 Zeile 17—19 v. o. die Eskimos betreffend:
Wir haben an dieser Stelle die Eskimos als eine hochnördliche Verkümmerung kaukasischer Bildung bezeichnet, obgleich dieser Volksstamm gewöhnlich zu den Mongolen gezählt wird. Aber wenn dies auch zufolge mehrerer Charaktere, namentlich rücksichtlich der Skelet-Entwicklung, geschehen kann, ja nach einigen Seiten hin sogar geschehen muß, so gibt es doch auch wieder andere Momente, z. B. nur die im Grund weiße, allein durch Schmutz entstellte braungelbliche Farbe dieses Volkes, welche für einen nothwendigen Anschluß an die Südost-Nordwest-Diagonale der Kaukasier sprechen. Beides ist wohl zu vereinigen, ja sogar nicht anders zu erwarten, da sich ja im höchsten Norden Amerikas die zwei äußersten Weltpole unserer beiden tellurischen Diagonalen, wie fast nirgends, auf das eigenthümlichste berühren und vermischen.

Den Seite 265 (Anmerkung. Zeile 6 und 5 v. u.) genannten sechs Männern könnte etwa allein noch C. Julius Cäsar als siebenter beigefügt werden.

Seite 295 Zeile 9 v. o. lies der absolute st. den absoluten.
— 195 — 5 v. u. — Staates st. Saates.
— 303 — 16 v. o. — wir st. mir.
— 304 — 4 v. o. — einsahen st. einsehen.
— 305 — 3 v. u. — Ansich st. Ansicht.
— 310 — 5 v. o. schalte nach Gesetzgebung noch oder einer Dichtung wie Faust ein.
— 312 — 11 v. o. lies Centrifugal st. Contrifugal.
— 323 — 3 v. o. — seien st. seiend.
— 334 — 11 v. u. — Meinung der Meisten st. Meinung.
— 343 — 5 v. o. schalte nach auch noch der Weg ein.
— 360 — 4 v. o. lies Wenn st. Menn.
— 379 — 7 v. o. — dem st. den.
— 393 — 5 v o. — allen st. allein.
— 407 — 16 v. o. schalte nach ruht ein doch ein.
— 411 — 17 v. u. lies sein st. sei.

Zu Seite 414 — 16 die Art und Weise der Menschwerdung Gottes betreffend:

Wer den auf diesen wie schon auf früheren Seiten geäußerten Ansichten gegenüber einen von Ewigkeit her gefaßten Rathschluß des ewigen Gottes zur Menschwerdung besonders hervorheben zu müssen glaubte, der untersuche nur noch einmal alle dahin einschlagenden Stellen der heiligen Schriften und also namentlich des neuen Testamentes, und er wird finden, daß sie größtentheils, ja geradezu alle durch ihre Fixation und Situation einen mehr relativen Sinn gewinnen, der es verhindert, decidirte dogmatische Folgerungen aus ihnen abzuleiten. Aber selbst wenn wir hievon absehen wollten, so läßt sich noch immer behaupten, daß, wenn Gott, wie die Sünde, so auch die Nothwendigkeit eines Erlösers voraussah, er auch den äußersten Fall vorherwissen mußte, unter welchem die reale Ankunft seiner selbst als Versöhners allein ihre Intention erreichen konnte. Wer übrigens das in aller Religion und Theologie Tiefste vollkommen zu erkennen vermag, nämlich die abgründliche Persönlichkeits-Identität zwischen Gott und Mensch, welche den ersteren ebenso anthropomorphisirt wie den letzteren divinisirt, — der wird überhaupt die hier besprochene Frage sich gar nicht aufzuwerfen gedrungen fühlen. Alle Mißverständnisse, welche das Christenthum von jeher hervorgerufen hat, finden ja ihren letzten Grund wie ihre befriedigende Lösung allein in jener Wechsel-Intimität des Geschöpfes mit dem Schöpfer, welche in beiden beständig simultane Regungen und Zustände erzeugt wie wirksam und flüßig erhält.

Seite 423 Zeile 16 v. o. lies und theilbar st. untheilbar.
— 467 — 8 v. u. — können st. könne.
— 472 — 15 v. o. setze nach wenigstens ein Komma.

In unserm Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Reform der protestantischen Kirchenverfassung in besonderer Beziehung auf Kurhessen. Von Obergerichts-Direktor Dr. Bickell zu Marburg und Prof. Dr. Hupfeld zu Halle. br. — 7½ Sgr. o. — 27 kr.

Das Gesetz und die Verheißung. Handbuch zum Alten Testamente, sowie zu allen biblischen Geschichten. Von Dr. Blackert, Gymnasiallehrer zu Marburg. Zwei Bände. Rthl. 2. — oder Fl. 3. 30 kr.

Civilrechtliche Erörterungen. Von Professor Dr. Büchel zu Marburg. Zwei Bände.

I. Ueber die Wirkung der Klagenverjährung. br. — 15 Sgr. o. — 54 kr.

II. Ueber die Natur des Pfandrechts. br. — 22½ Sgr. oder Fl. 1. 21 kr.

III. Ueber jura in re und deren Verpfändung. br. — 15 Sgr. o. — 54 kr.

IV. Ueber die Verpfändung für nicht vollgültige Obligationen. br. — 27½ Sgr. oder Fl. 1. 39 kr.

V. Streitfragen aus Novelle 118. br. Rthl. 1. — oder Fl. 1. 48 kr.

Die erste Abtheilung des dritten Bandes, welche sich zunächst über den Besitz als faktisches Verhältniß verbreiten wird, befindet sich unter der Presse.

Die Lehre von den Reallasten. Von Professor Dr. Duncker zu Göttingen. br. Rthl. 1. — oder Fl. 1. 48 kr.

Das Gesammteigenthum. Von Demselben. br. Rthl. 1. — oder Fl. 1. 48 kr.

Die Lehre von der unvordenklichen Zeit. I. Dogmengeschichte und Römisches Recht. II. Römisches und Deutsches Recht und System. Von Dr. Friedländer zu Heidelberg. br. — 25 Sgr. oder Fl. 1. 30 kr.

Eine von der Juristen-Fakultät zu Heidelberg gekrönte Preisschrift.

Die Rechtfertigung durch den Glauben. Von Dr. Geiße, Pfarrer zu Herrenbreitungen. br. — 20 Sgr. oder Fl. 1. 12 kr.

Forschungen über die Unsterblichkeit aus dem Standpunkte der Philosophie. Von Demselben. — 25 Sgr. oder Fl. 1. 30 kr.

Physiognomisches Taschenbuch für Gebildete, zur Veredlung, Sicherung und Verschönerung des Umgangs und geselligen Lebens. Von Dr. Hach, Maler zu Marburg. br. Rthl. 1. — oder Fl. 1. 48 kr.

Die Lehrartikel der Augsburgischen Confession. Nach der ersten Ausgabe Melanchthons mit den wichtigsten Eigenheiten der übrigen Ausgaben, nebst einer einleitenden Vorerinnerung und dem allgemeinen Theil der Vorrede Luthers zum Briefe an die Römer. Herausgegeben von Professor Dr. Hupfeld zu Halle. br. — 7½ Sgr. oder — 27 kr.

Die gute Sache der Augsburgischen Confession. Ein Wort der Belehrung und Vertheidigung von Professor Dr. Kling zu Bonn. br. — 5 Sgr. oder — 18 kr.

Handbuch der Geschichte beider Hessen. Von Professor Dr. Rehm zu Marburg. Erster Band. br. Rthl. 1. 22½ Sgr. oder Fl. 3.

YC 03390

787718

LA729

S25

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY